

Tom Holland

PERSISCHES FEUER

Das erste Weltreich
und der Kampf um
den Westen



Klett-Cotta

Es geschah vor 2500 Jahren, daß Ost und West Krieg miteinander führten. Im 5. Jahrhundert v. Chr. war eine globale Supermacht fest entschlossen, zwei Staaten Wahrheit und Ordnung zu bringen, die sie für terroristische Schurkenstaaten ansah. Die Supermacht war Persien, dessen Könige das erste Weltreich gegründet hatten. Die terroristischen Staaten waren Athen und Sparta, eigenwillige Städte in einem weit abgelegenen armen und bergigen Land: Griechenland. Die Geschichte, wie die Bürger dieses Landes dem mächtigsten Mann der Welt widerstanden und ihn besiegten, ist eine der beeindruckendsten Episoden der Geschichte.

Persisches Feuer gibt nicht nur eine dramatische Darstellung dieser großen Auseinandersetzung, sondern auch ein einzigartiges Gesamtbild von Ost und West. Von den Priestern in Babylon bis zur Geheimpolizei der Spartaner, von den Luxusgärten der Perser bis zu den athenischen Prostituierten, von Dareios, dem Mörder und größten politischen Genie des Orients, bis zu Themistokles, dem Mann, der den Westen rettete, werden alle Akteure in der faszinierenden Erzählung Tom Hollands lebendig.

Von Längi 08



Persisches Feuer

Das erste Weltkriege und die Folgen des Persischen



Verlag
H. W. Schmidt
Berlin

1914

Tom Holland

Persisches Feuer

Das erste Weltreich und der Kampf um den Westen



Aus dem Englischen
von Andreas Wittenburg
und
Susanne Held

Klett-Cotta

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel

»Persian Fire. The First World Empire and the Battle for the West«

im Verlag Little, Brown, London 2005

© 2005 by Tom Holland

Für die deutsche Ausgabe

© J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH, gegr. 1659,
Stuttgart 2008

Fotomechanische Wiedergabe nur mit Genehmigung des Verlags

Printed in Germany

Schutzumschlag: malsyteufel, willich

unter Verwendung des Originalumschlags:

© Kim McGillivray@www.debutart.com

Motiv: Chigi-Vase; Rom, Museo di Villa Giulia, 1990.

Photo Scala, Florenz – Mit freundlicher Genehmigung des

Ministero per i Beni e le Attività Culturali

Gesetzt aus der 9,75 Punkt Charter von Kösel, Krugzell

Auf säure- und holzfreiem Werkdruckpapier gedruckt

und gebunden von Kösel, Krugzell

ISBN 978-3-608-94463-1

INHALT

Für Jamie und Caroline

INHALT	III
DER TRAUER VON GEDALDAN	15
BABYLON	17
2017/18	20
STERN	24
WILDT UND MALATION	27
STADT UND LÄNDER STURM	30
RECHENUNG	32
WILDT	34
STERN	36
STERN	38
STERN	40
STERN	42
STERN	44
STERN	46
STERN	48
STERN	50
STERN	52
STERN	54
STERN	56
STERN	58
STERN	60
STERN	62
STERN	64
STERN	66
STERN	68
STERN	70
STERN	72
STERN	74
STERN	76
STERN	78
STERN	80
STERN	82
STERN	84
STERN	86
STERN	88
STERN	90
STERN	92
STERN	94
STERN	96
STERN	98
STERN	100

INHALT

Vorwort	8
1. DIE STRASSE VON CHORASSAN	27
2. BABYLON.....	67
3. SPARTA	93
4. ATHEN	131
5. MILET UND MARATHON	177
6. HERAUFZIEHENDER STURM.....	237
7. BEDRÄNGNIS	297
8. NEMESIS	347
Ausblick	411
Dank	413
Zeittafel	415
Anmerkungen	419
Ausgewählte Literatur	443
Verzeichnis der Karten	453
Bildnachweis	454
Register	455

VORWORT

Im Sommer des Jahres 2001 wurde einer meiner Freunde zum Leiter des Geschichtsunterrichts an einer Schule ernannt. Unter den zahlreichen Entscheidungen, die er nun vor Beginn des neuen Schuljahrs im September treffen mußte, war eine besonders dringend. Solange sich alle Beteiligten erinnern konnten, hatte das Programm für die Schüler des letzten Schuljahrs eine Arbeit über den Aufstieg Adolf Hitlers vorgesehen. Nach der Ernennung meines alten Freundes standen die Zeichen auf Veränderung: Hitler, so schlug er seinen neuen Kollegen vor, sollte nicht mehr auf dem Programm stehen, und man solle statt dessen ein ganz anderes Thema behandeln: die Kreuzzüge. Ein besorgter Aufschrei war die Reaktion auf seinen revolutionären Vorschlag. Warum, fragten seine Kollegen, solle man eine so fremde und dem aktuellen Interesse so fernstehende Epoche behandeln? Als mein Freund darauf entgegnete, die Schüler könnten im Geschichtsunterricht Gewinn daraus ziehen, wenn man mit ihnen Themen behandle, bei denen es nicht ausschließlich um die Diktaturen des 20. Jahrhunderts gehe, wuchs die Entrüstung eher noch. Der Totalitarismus, wandten die Kollegen ein, sei eine aktuelle Frage, wie es die Kreuzzüge nie sein könnten. Der Haß zwischen Islam und Christentum, zwischen Ost und West – wo lag da der erforderliche Zeitbezug?

Die Antwort kam, und zwar nur wenige Wochen später, am 11. September, als 19 Luftpiraten sich selbst und Tausende andere im Namen von Forderungen in den Tod rissen, die entschieden mittelalterlich klangen. Die Zeit der Kreuzzüge war, zumindest in den Augen Osama Bin Ladens, nie zu Ende gegangen. »Es sollte euch nicht verborgen bleiben«, hatte er die nicht-muslimische Welt schon im Jahr 1996 gewarnt, »daß die Menschen des Islam schon immer unter der Aggression, der Maßlosigkeit und der Ungerechtigkeit gelitten haben, die ihnen die Zionisten und Kreuzzügler entgegenbrachten.«¹ Bin Laden mag

bedrohlich erfolgreich bei der Nutzung der modernen Welt des Luftverkehrs und der Massenkommunikation sein, aber er hat doch die Welt seit langem schon im Lichte des Mittelalters interpretiert. In seinen Kommunikés vermischen sich Vergangenheit und Gegenwart, als ob sie eins wären; blutrünstige Denunziation der Verbrechen Amerikas und Israels geht einher mit Forderungen nach Wiederherstellung der muslimischen Herrschaft über Spanien oder des mittelalterlichen Kalifats. Kein Wunder, daß die Berater des Präsidenten Bush, der in einem unbewachten Augenblick den Krieg seiner Regierung gegen den Terrorismus als Kreuzzug bezeichnet hatte, ihn eindringlich baten, dieses schicksalsschwere Wort doch bitte nie wieder zu verwenden.

Daß ein amerikanischer Präsident über weniger Kenntnisse der Feinheiten der mittelalterlichen Geschichte verfügt als ein saudischer Fanatiker, ist eigentlich nicht so überraschend. »Warum hassen sie uns eigentlich?« In den Tagen und Wochen nach dem 11. September war Präsident Bush nicht der einzige, der mit dieser Frage rang. Zeitungen in der ganzen Welt waren voll mit klugen Reden, die uns die Abneigung des Islam gegen den Westen erklären wollten, ob sie nun den Ursprung auf die Irrungen und Wirrungen der kurz zurückliegenden amerikanischen Außenpolitik zurückführten oder auf die weiter zurückliegende Aufteilung des Mittleren Ostens durch die europäischen Kolonialmächte oder gar nach dem Vorbild der Analyse Bin Ladens bis an den Ausgangspunkt, die historischen Kreuzzüge, zurückgingen. In der Erkenntnis, daß die erste große Krise des 21. Jahrhunderts möglicherweise aus einem Strudel unklarer und alter Haßgefühle geboren sein könnte, lag eine tiefe Ironie. Die Globalisierung, so hatte man gemeint, habe das Ende der Geschichte mit sich gebracht, und nun schien sie doch eher zahllose unwillkommene Gespenster aus ihrem verdienten Schlaf zu wecken. Jahrzehntelang war der Kommunismus »der Osten« gewesen, und als Widerpart zu ihm hatte sich der Westen definiert. Jetzt ist es, wie schon lange Zeit vor dem Zerfall der Sowjetunion, wieder der Islam. Der Krieg im Irak, der in ganz Europa zu beobachtende, wachsende Widerstand gegen die Zuwanderung, der sich vor allem gegen Muslime richtet, die nach wie vor umstrittene Aufnahme der Türkei in die Europäische Union – all diese Probleme haben gemeinsam mit den Angriffen des 11. September zu einem quälenden Bewußtsein geführt, daß ein tiefer Graben den christlichen Westen vom islamischen Osten trennt.

Daß die Zivilisationen unweigerlich dazu verurteilt seien, in Konflikt miteinander zu geraten, wie die Terroristen von Al-Qaida und Harvard-Professoren

mit den unterschiedlichsten Argumenten gemeint haben, bleibt eine bisher noch strittige Behauptung. Aber es ist kaum zu übersehen, wie die verschiedenen Kulturen in Europa und der Islamischen Welt zur Zeit gezwungen sind, die Grundpositionen ihrer eigenen Identität zu überdenken. »Die Unterscheidung in Ost und West«, meinte Edward Gibbon, »ist willkürlich und verschiebt sich rund um den Globus.«² Daß diese Aufteilung dennoch existiert – daß der Osten der Osten ist und der Westen der Westen –, kann ohne weiteres als das beständige Axiom der Geschichte gelten. Die Einteilung ist älter als die Kreuzzüge, älter als der Islam und älter als das Christentum; seine Ursprünge sind so altherwürdig, daß sie fast 2500 Jahre zurückreichen. »Warum hassen sie uns?« Mit dieser Frage wurde die Geschichte selbst als Disziplin geboren, denn gerade im Konflikt zwischen Ost und West fand der erste Historiker der Weltgeschichte im fernen 5. Jahrhundert v. Chr. das Thema für sein Lebenswerk.

Er hieß Herodot, war Grieche und stammte aus der heutigen Küstenstadt Bodrum in der Türkei, die damals unter dem Namen Halikarnassos bekannt war. Er war also am äußersten Rand Asiens aufgewachsen. Warum hatten die Leute in Ost und West, so fragte er sich, solch große Schwierigkeiten, in Frieden miteinander zu leben? Eine erste oberflächliche Antwort fiel leicht. Die Asiaten, berichtete Herodot, betrachteten Europa als einen unannehmbar fremden Ort. »Und daher kommt es, daß sie glauben, die Griechen würden ewig ihre Feinde sein.«³ Aber warum dieser Bruch überhaupt entstand, räumte Herodot ein, das war ihm ein Rätsel. Vielleicht lag es an der einen oder der anderen Entführung einer Prinzessin durch griechische Piraten? Oder war es die Brandschatzung Trojas? »Das behaupten zumindest viele Völker Asiens, aber wer kann sicher sein, daß sie das Richtige sagen?«⁴ Herodot wußte sehr wohl, daß in diesem großen Erdkreis die Wahrheit des einen sehr leicht die Lüge des anderen sein konnte. Doch während die Ursprünge des Konflikts zwischen Ost und West sich in mythischer Zeit verloren, waren doch seine Auswirkungen sehr gegenwärtig. Diese hatten sich vor noch schmerzlich kurzer Zeit und auf ungeheuer dramatische Weise offenbart. Die verschiedenen Charaktere der Völker hatten Argwohn und Mißtrauen geschaffen, und aus Mißtrauen war Krieg entstanden.

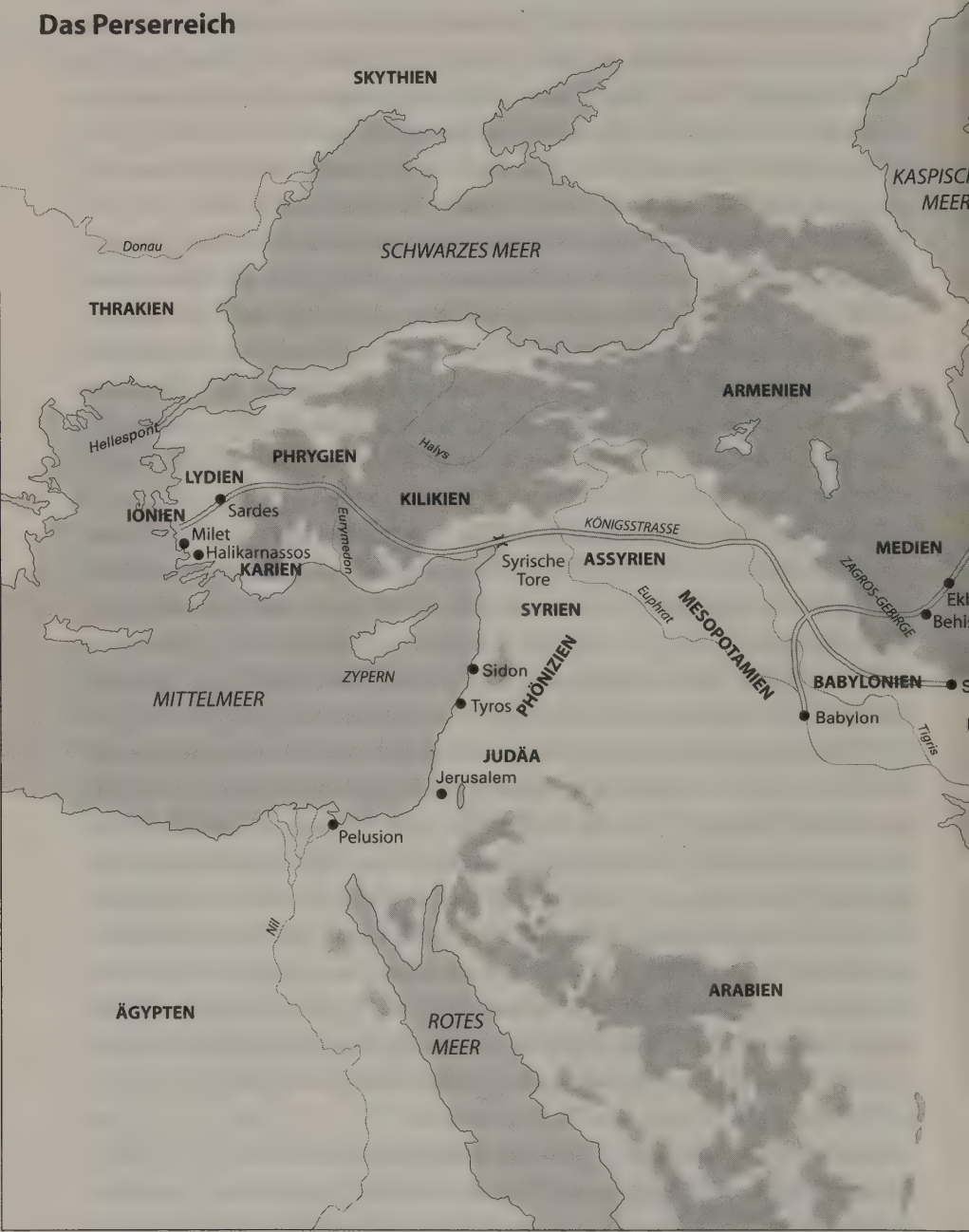
Das war in der Tat ein schlimmerer Krieg als je zuvor. Im Jahr 480 v. Chr., ungefähr 40 Jahre bevor Herodot begann, seine Geschichte niederzuschreiben, hatte Xerxes, Großkönig der Perser, einen Kriegszug gegen Griechenland geführt und war in ihr Land eingedrungen. Militärische Abenteuer dieser Art

waren seit langem eine Spezialität der Perser. Jahrzehntelang schien der Sieg – ein schneller, spektakulärer Sieg – ihr angestammtes Recht zu sein. In ihrer Aura der Unbesiegbarkeit spiegelte sich das beispiellose Ausmaß und die Geschwindigkeit ihrer Eroberungen wider. Einst waren sie nichts gewesen, eben nur ein obskurer Bergstamm, dessen Gebiet sich auf die Ebenen und Gebirge des heutigen südlichen Iran beschränkte. Dann hatten sie innerhalb nur einer einzigen Generation den gesamten Mittleren Orient überrannt, alte Königreiche zerstört, berühmte Städte erobert und ein Reich errichtet, das sich von Indien bis an die Mittelmeerküste erstreckte. Das Ergebnis all dieser Eroberungen war, daß Xerxes als einer der mächtigsten Herrscher der Erde regierte. Was ihm an Ressourcen und Kampfkraft zur Verfügung stand, war so gewaltig und beeindruckend, daß sie tatsächlich grenzenlos erschienen. Vor dem D-Day im Sommer 1944, der Landung der Alliierten in der Normandie, bekamen die Europäer keine zweite Invasionsmacht zu Gesicht, die es mit der des Xerxes aufnehmen konnte.

Gegenüber diesem nie gekannten Schreckensbild erschienen die Griechen wie ein winziger Haufen, und sie waren hoffnungslos zerstritten. Griechenland war nicht viel mehr als eine geographische Bezeichnung: es war kein Land, sondern ein Flickenteppich von streitsüchtigen und häufig arroganten, selbstverliebten Stadtstaaten. Die Griechen betrachteten sich zwar als ein einheitliches Volk, durch Sprache, Religion und Sitten miteinander verbunden, aber was die verschiedenen Städte oft am stärksten verband, war eine unüberwindliche Neigung, sich gegenseitig zu bekämpfen. Für die Perser war es in den frühen Jahren ihres Aufstiegs zur Großmacht sehr einfach, sich jene Griechen untertan zu machen, die in der heutigen westlichen Türkei lebten, und sie in ihr Reich einzugliedern. Das galt im übrigen auch für Herodots Heimatstadt. Selbst die beiden wichtigsten Mächte des griechischen Kernlands – die aufblühende Demokratie Athens und der streng militärisch organisierte Staat der Spartaner – waren nicht hinreichend gut ausgerüstet, um wirksameren Widerstand zu leisten. Nachdem der persische Großkönig beschlossen hatte, das widerspenstige, eigenartige Volk am westlichen Rand seines gewaltigen Reichs zu befrieden, galt das Ergebnis als voraussehbar.

Doch erstaunlicherweise waren die kontinentalen Griechen in der Lage, dem größten je auf die Beine gestellten Expeditionsheer erfolgreich zu widerstehen. Die Eindringlinge waren abgewehrt und Griechenland frei geblieben. Wie die Griechen gegen eine Supermacht angekämpft und sie geschlagen

Das Perserreich





hatten, schien ihnen selbst die bemerkenswerteste Geschichte aller Zeiten zu sein. Wie war ihnen das eigentlich gelungen? Und warum? Und aus welchem Anlaß war die Invasion überhaupt gegen sie in Gang gebracht worden? Fragen wie diese waren noch 40 Jahre danach drängend und veranlaßten Herodot zu einer völlig neuen Art der Nachforschungen. Zum ersten Mal machte ein Chronist es sich zur Aufgabe, die Ursprünge eines Konflikts nicht in so ferne Vergangenheit zu verfolgen, daß alles völlig im mythischen Nebel verschwand, oder den Anlaß auf die Launen und Wünsche eines Gottes zurückzuführen; ebenso wenig griff er auf den Gedanken zurück, ein Volk habe Anspruch auf ein bestimmtes Schicksal, sondern er brachte statt dessen Erklärungen vor, die er selbst nachprüfen konnte. Da er nur lebende Berichterstatter oder Augenzeugen heranziehen wollte, reiste er in der ganzen Welt herum. Er wurde auf diese Weise zum ersten Anthropologen, Reporter und Auslandskorrespondenten.⁵ Das Ergebnis seiner nie erlahmenden Neugier war nicht nur eine Erzählung, sondern die umfassende Untersuchung eines ganzen Zeitalters, und sie war gut gelungen, abwechslungsreich und von weltoffener Toleranz. Herodot bezeichnete das, worauf er sich eingelassen hatte, selbst als »Forschungen« – auf griechisch *historiai*. »Und ich schreibe sie hier auf«, erklärte er im ersten Satz des ersten Geschichtswerks, das je geschrieben wurde, »damit die Erinnerung an die Vergangenheit erhalten werde und außerordentliche Taten sowohl der Griechen als auch der Barbaren nicht in Vergessenheit geraten, und vor allem, um zu zeigen, warum sie Krieg gegeneinander führten.«⁶

Historiker sind von Natur aus immer von der besonderen Bedeutung ihres Themas überzeugt. Im Fall Herodots hatte seine Überzeugung 2500 Jahre Zeit, auf ihre Richtigkeit überprüft zu werden. In all diesen Jahren wurde seine grundlegende Annahme, daß der große Krieg zwischen Griechen und Persern von beispielloser Tragweite war, von vielen Stimmen bestätigt. John Stuart Mill behauptete, daß »die Schlacht bei Marathon selbst als Ereignis für die englische Geschichte wichtiger war als die Schlacht von Hastings«.⁷ Hegel erklärte mit dem globaleren Anspruch, den man von einem deutschen Philosophen erwarten konnte, daß »der Lauf der ganzen Weltgeschichte zitternd in der Schwebe hing«.⁸ Und das war mit Sicherheit der Fall. Jeder Bericht von heroischem Widerstand gegen übermächtige Umstände ist fesselnd, aber je unkalkulierbarer und unvergleichlich höher die Übermacht wird, desto spannender wird die Erzählung. Bei den Versuchen der Perser, sich das griechische Kernland untertan zu machen, stand sehr viel mehr auf dem Spiel als die Unab-

hängigkeit jener griechischen Städte, die Xerxes zunächst für ein Sammelsurium von Schurkenstaaten hielt. Als Untertanen eines fremden Königs hätten die Athener nie die Möglichkeit gehabt, ihre einzigartige demokratische Kultur zu entwickeln. Vieles, was die griechische Zivilisation so besonders werden ließ, wäre verhindert worden. Das Erbe, wie es die Römer zunächst antraten und das dem neuzeitlichen Europa weitergegeben wurde, wäre unermesslich viel ärmer gewesen. Der Westen hätte damit nicht allein seinen ersten Kampf um Unabhängigkeit und Überleben verloren, sondern im Fall einer Niederlage der Griechen gegen Xerxes und seine Angriffe ist unwahrscheinlich, daß es überhaupt je so etwas wie »den Westen« gegeben hätte.

Es ist daher nicht erstaunlich, daß die Geschichte der Perserkriege zu einem der Gründungsmythen der europäischen Zivilisation wurde und als Urbild des Triumphes der Freiheit über die Sklaverei und der harten Disziplin der Bürger über den unduldsamen Despotismus gedient hat. Als das Wort »Christentum« in der Folgezeit der Reformation allmählich immer mehr an Glanz verlor, wurden die heroischen Ereignisse von Marathon und Salamis zugleich für viele idealistische Denker zu einem sehr viel konstruktiveren Musterbeispiel der abendländischen Tugenden und Werte, als es die Kreuzzüge waren. Es war am Ende doch rechtschaffener, sich zu verteidigen als anzugreifen, und besser, für die Freiheit zu kämpfen als im Namen eines religiösen Fanatismus. Ein Ereignis vor allem nahm die besondere Kraft eines Mythos an: die zum Scheitern verurteilte Verteidigung des Thermopylenpasses durch eine winzige griechische Truppe, als »dreihunderttausend von viertausend bekämpft wurden«, wie es bei Herodot heißt.⁹ Dichtgedrängte Horden von Asiaten wurden von der Peitsche in die Schlacht getrieben; Leonidas, König der Spartaner, war entschlossen, zu widerstehen oder zu sterben; es war ein beispielhafter Tod, als er und 300 seiner spartanischen Landsleute ohne jede Rücksicht auf das eigene Leben bis zuletzt standhielten und fielen:* diese Episode enthielt alle notwendigen Elemente. Bereits im 16. Jahrhundert konnte der große französische Moralschriftsteller Michel de Montaigne folgendes dazu feststellen: Auch wenn die anderen von den Griechen geschlagenen Schlachten »der schönste Doppelsieg waren, den die Welt je sah, hätten sie doch nie gewagt, diesen vereinten Ruhm mit der glorreichen Niederlage des Königs Leonidas und seiner Männer an der

* Um ganz genau zu sein, waren es nur 298 der 300 Spartaner, die Leonidas an die Thermopylen begleitet hatten und dort in der Schlacht fielen.

Schlacht der Thermopylen zu vergleichen«.¹⁰ 250 Jahre später wußte Lord Byron in seinem Entsetzen darüber, daß das Griechenland seiner Tage als eine Provinz unter der Herrschaft des türkischen Sultans dahindämmern sollte, ganz genau, wo in den Geschichtsbüchern er suchen sollte, um den mitreißendsten Aufruf zum Kampf zu finden:

*Ach Erde! Befreie aus deiner Brust
Einen Rest unsrer gefallenen Spartaner!
Von den dreihundert gewähre uns drei nur,
Um eine neue Schlacht der Thermopylen zu schlagen!*¹¹

Byron nahm sich selbst beim Wort, denn bald darauf folgte er dem Beispiel des Leonidas und kam beim glorreichen Kampf um die Freiheit Griechenlands seinerseits durch Krankheit zu Tode. Der Ruhm seines Endes, bei dem es sich um den ersten Tod eines wirklichen Stars in der modernen Zeit handelt, gab der Figur des Leonidas nur noch mehr Glanz und trug dazu bei, daß die Thermopylen für viele nachfolgende Generationen der Inbegriff des Märtyreropfers für die Freiheit werden sollten. Warum, fragte sich der Romancier William Golding bei einem Besuch des Passes in den Jahren kurz nach 1960, fühlte er sich so aufgewühlt, obwohl Sparta doch eine so »langweilige und grausame Stadt« gewesen sei?

»Es liegt nicht allein daran, daß die menschliche Seele spontan und ohne alle Bedenken auf eine Geschichte von Opferbereitschaft und Mut reagiert, so wie ein Weinglas beim Klang einer Geige vibrieren muß. Außerdem trägt noch dazu bei, daß jene Truppe in ferner Zeit und unter ganz anderen Voraussetzungen in einer Linie mit uns stand. Es ist ein wenig von Leonidas darin, daß ich dahin gehen kann, wo ich will, und schreiben kann, was ich will. Er hat dazu beigetragen, uns frei zu machen.«¹²

Das sind bewegende und wahre Worte, doch ist es ein ernüchternder Gedanke, daß das, was Golding da so rühmt, sehr wohl auch Adolf Hitler befeuert haben mag. Für die Nationalsozialisten war die Schlacht bei den Thermopylen, wie für Montaigne, das ohne Frage glorreichste Ereignis der griechischen Geschichte. Die 300 Verteidiger des Passes wurden von Hitler als die Vertreter einer wahren Herrenrasse angesehen, zum Krieg geboren und erzogen, und sie galten ihm als so echt nordisch, daß nach einer der gewagteren Behauptungen des »Führers« sogar die spartanische Blutsuppe aus Schleswig-

Holstein stammte. Im Januar 1943, auf dem Höhepunkt der Schlacht von Stalingrad, verglich Hitler die deutsche 6. Armee ausdrücklich mit den 300 Spartanern. Später, als sein General sich ergeben hatte, äußerte er in einem Wutanfall, das Heldentum seiner Soldaten sei »von einem einzigen charakterlosen Schwächling« vernichtet worden.¹³ Daß die Nationalsozialisten, ganz wie Montaigne, Byron oder Golding, einen so ausgeprägten Sinn für das Vorbild der Dreihundert empfinden und sich mit ihm identifizieren konnten, läßt vermuten, daß jede Darstellung der Spartaner als Verteidiger der Freiheit vielleicht doch nicht die ganze Wahrheit ist. Sie ist, wie so oft, sehr viel verwickelter und verblüffender als der Mythos. Wäre es Xerxes gelungen, Griechenland zu erobern und Sparta zu besetzen, dann hätte das in der Tat das Ende der Freiheit dieser stolzen Gemeinschaft bedeutet, denn alle Untertanen des persischen Großkönigs zählten zur Masse seiner Sklaven. Doch selbst Sklaverei kann eine Frage des Maßstabs sein; was die Spartaner für ein Schicksal angesehen hätten, schlimmer als der Tod, könnte ihren Nachbarn durchaus als eine willkommene Erleichterung erschienen sein. Die Größe Spartas, das wußte Hitler sehr wohl, beruhte auf der gnadenlosen Ausbeutung seiner Nachbarn, und das war ein gutes Beispiel für die Behandlung von sogenannten »Untermenschen«, dem seine Häscher im besetzten Polen und Rußland aufs brutalste nacheiferten. Die persische Monarchie, die äußerst geschickt in der Ausnutzung von Rivalitäten zwischen ihren Untertanen war, hätte Spartas Nachbarn mit Sicherheit in einer betont großzügigen und gnädigen Geste Unabhängigkeit und Schutz gewährt. Völkern, die über Generationen die Unterdrückung durch die Spartaner erlitten hatten, wäre die Herrschaft des Xerxes vielleicht fast wie die Freiheit erschienen.

Das ist eine gewichtige und äußerst widersprüchliche Feststellung, und sie hat in der Tat Geschichte gemacht: Sie besagt, daß die Eroberung durch ein anderes Volk vielleicht und unter bestimmten Umständen willkommen sein kann. Xerxes war mit Sicherheit, wie die Griechen anklagend bemerkten, ein Despot. Er war Perser und herrschte als Erbe der jahrtausendealten Tradition des antiken Irak, von Akkad, Syrien und Babylon. Für diese Königreiche war es immer selbstverständlich, daß ein Monarch als starke Kraft herrschen und erobern sollte. Gnadenlose Unterdrückung war stets der Grundton der Herrschaftsform des Irak. Das Perserreich indes, obwohl es sicher unter »Erstürmung der Mauern, dem Schlachtengetümmel der Reiterei und der Zerstörung von Städten« errichtet wurde,¹⁴ hatte doch im Laufe seiner Expansion eine bes-

sere Antwort auf die Herausforderungen der Herrschaft gefunden. Mehrere aufeinanderfolgende Könige hatten, indem sie den gehorsamen Untertanen Frieden und Ordnung garantierten und ein meisterhaftes Vorbild für das Prinzip *divide et impera* – teile und herrsche – gaben, das größte Reich für sich und ihr Volk gewonnen, das die Welt je gesehen hatte. Ihre ganz neuartige Errungenschaft bestand darin, daß sie künftigen Epochen die reale Möglichkeit eines weltumspannenden Vielvölkerstaats mit mehreren Kulturen vor Augen führen konnten. In dieser Hinsicht war der Einfluß ihres Beispiels auf den Verlauf der Weltgeschichte von sehr viel längerer Dauer als das absonderliche, flüchtige Experiment der athenischen Demokratie. Das politische Modell, das die persischen Könige repräsentierten, inspirierte eine Reichsherrschaft nach der anderen, selbst bis in die Zeit des Islam: Die Kalifen mit ihrem Anspruch, die Herrscher der Welt zu sein, wiederholten, wenn auch in den frommen Worten eines Muslim, genau den Anspruch, den Xerxes erhoben hatte. In gewissem Sinne war das von der antiken persischen Monarchie entwickelte Modell eigentlich dasjenige, das bis zum Jahr 1922 und zur Absetzung des letzten Kalifen, des türkischen Sultans, im Mittleren Orient gültig blieb.* Natürlich ist es das erklärte Ziel Osama Bin Ladens, das Kalifat in seinem alten Vorrecht der Weltherrschaft wiederhergestellt zu sehen.

Gewiß, der Einfluß des antiken Perserreichs auf die Weltgeschichte war im Vergleich mit dem Griechenlands immer indirekt, unauffällig und verborgen. Im Jahr 1891 besuchte ein junger englischer Parlamentsabgeordneter namens George Nathaniel Curzon den Ort, wo der Palast des Xerxes gestanden hatte. Verbrannt und leer war dieser seinem Schicksal überlassen worden, seit ein rachsüchtiger Makedone, Alexander der Große, ihn 150 Jahre nach dem Tag an den Thermopylen angezündet hatte. »Für uns«, schrieb Curzon in der hochfliegenden Art eines Byron, »ist er bedeutungsschwer erfüllt von den erhabenen Lektionen der Geschichte; er findet seinen Platz in den Kapiteln, die von Dingen erzählen, die ein Ende nahmen; und seine stummen Steine finden eine Stimme und sprechen uns mit dem unauslöschlichen Pathos der Ruinen an.«¹⁵ Sieben Jahre später wurde der inzwischen zum Baron Curzon of Kedleston geadelte Besucher zum Vizekönig von Indien ernannt. In dieser Eigenschaft regierte er als Nachfolger der Mogulherrscher, die einst ihrerseits stolz darauf waren, nicht den Königstitel zu tragen, sondern den des Vizekönigs unter der

* Das Kalifat wurde zwei Jahre später, 1924, abgeschafft.

Oberhoheit des Königs von Persien. Der britische Rajah, der von den nach offiziell dem Eingeständnis spartanisch zu nennenden Bräuchen der englischen Eliteschulen geprägt war, zeigte sich genauso tief beeindruckt von »jenem pittoresken Reichtum von Pomp und Staat, den allein der Orient zeigen kann«,¹⁶ und der letztlich von der vergangenen eiteln Pracht der Paläste des Xerxes herührt. Es mag dem britischen Empire geschmeichelt haben, sich als Erbe Athens zu fühlen, aber es schuldete doch auch dem Todfeind Athens das eine oder andere.

Mit anderen Worten: Persien war Persien, und Athen war Athen – und manchmal trafen beide aufeinander. Sie mögen Gegner in diesem ersten Zusammenstoß der Kulturen gewesen sein, aber die Wellen ihres Einflusses, die sich über die Jahrtausende bis in unsere Tage fortsetzen, können manchmal eher dazu beitragen, die Unterschiede zwischen Ost und West unklarer als deutlicher zu machen. Hätten die Athener die Schlacht von Marathon verloren und die Vernichtung ihrer Stadt erleiden müssen, dann hätte es keinen Platon gegeben. Und ohne Platon und jenen gewaltigen Schatten, den er auf alle späteren Gotteslehren warf, hätte es wohl kaum einen Islam gegeben, der Osama Bin Laden inspirieren konnte. Wenn Präsident Bush hingegen von einer »Achse des Bösen« spricht, geht seine Vision einer Welt, die unter die rivalisierenden Mächte des Lichtes und der Dunkelheit aufgeteilt ist, letztendlich auf Zoroaster zurück, den antiken Propheten des Iran. Obwohl die Niederlage des Xerxes mit Sicherheit entscheidend war, um den Griechen und damit allen Europäern ein Gefühl ihrer Besonderheit zu geben, kann der Einfluß Persiens und Griechenlands auf die Weltgeschichte nicht einzig und allein in dem engen Zusammenhang des Gegensatzes von Ost und West gesehen werden. Der Monotheismus und der universale Staatsbegriff oder Demokratie und Totalitarismus können ausnahmslos ihren Ursprung auf die Zeit der Perserkriege zurückführen. Mit Recht hat man sie als die Achse der Weltgeschichte bezeichnet.

Aber wie wenig kann man doch heute im allgemeinen darüber lesen! Das wunderbare Buch *The Year of Salamis* von Peter Green, das vor über 30 Jahren erschien, war die letzte ausführliche Darstellung, die für ein breiteres Publikum geschrieben wurde. Mit dem ihm eigenen Humor wundert er sich über das Fehlen von Gesamtdarstellungen zum Thema:

Wenn man sieht, daß der Sieg der Griechen in den Perserkriegen im allgemeinen als ein grundlegender Angelpunkt der europäischen Geschichte

bezeichnet wird (Vertreter dieser Auffassung behaupten nicht frei heraus, daß heute, wenn die Dinge anders gegangen wären, Europa von Moscheen und Minaretten beherrscht würde, aber man kann spüren, wie dieser Gedanke unausgesprochen in der Luft liegt), scheint dieses Versäumnis um so unerklärlicher.¹⁷

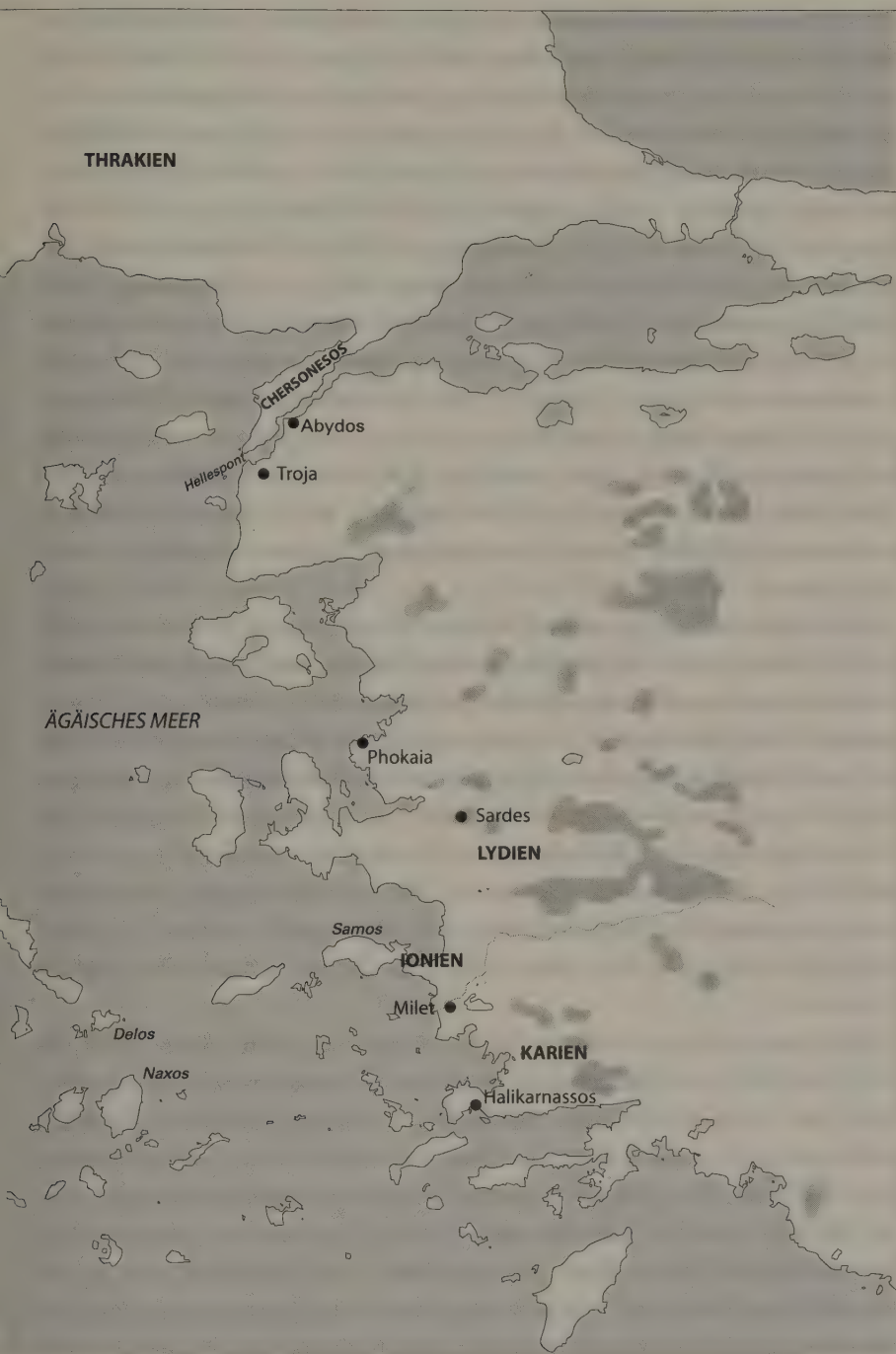
Vielleicht ist Green nicht kürzlich in Rotterdam oder Malmö gewesen. Der Umstand, daß Moscheen und Minarette heutzutage sogar in Athen zu sehen sind, das eine ganze Weile die einzige Hauptstadt der Europäischen Union ohne eine islamische Gebetsstätte war, kann uns trotz allem nicht über das von ihm geäußerte Erstaunen hinweghelfen. Es verleiht dieser Feststellung eher noch mehr Nachdruck. Die Perserkriege mögen ein Ereignis der Alten Geschichte sein, aber sie sind in gewisser Weise mehr, als sie es im 20. Jahrhundert je waren, auch Zeitgeschichte.

Was Green als unerklärlich bezeichnet, trifft aber doch nicht ganz zu. Denn trotz all ihrer Bedeutung, ihres Einflusses und ihrer Dramatik kann man sich doch die Perserkriege nicht so leicht zusammenreimen. Die unbestrittene Tatsache, daß sie der erste Konflikt der Geschichte sind, den wir in seinen Einzelheiten rekonstruieren können, bedeutet doch nicht zugleich, daß Herodot uns alles darüber erzählt. Leider ist das ganz und gar nicht der Fall. Die Historiker können zwar versuchen, die eine oder andere Lücke zu füllen, indem sie fragmentarische Einzelheiten aus anderen klassischen Autoren zusammensammeln, aber das ist doch eine Reparaturarbeit, die man mit äußerster Vorsicht angehen muß. Viele Quellen stammen aus einer Zeit, die Jahrhunderte oder gar Jahrtausende nach den Ereignissen liegt, die sie beschreiben wollen. Manche sind nicht mit dem Ziel der »Forschung« geschrieben, sondern als Dichtung oder Drama. Iris Murdoch bemerkte in ihrem Roman *The Nice and the Good* über die frühe griechische Geschichte, daß sie »eine besondere Herausforderung für den disziplinierten Geist darstellt. Es ist wie ein Spiel mit sehr wenigen Versatzstücken, bei dem die Begabung des Spielers darin liegt, die Regeln so kompliziert wie möglich zu gestalten.«¹⁸ Historiker, die sich mit dem archaischen Griechenland beschäftigen und in Romanen nur selten vorkommen, zitieren diese Sätze mit Vorliebe. Die Aufgabe, der sie sich verschrieben haben, eine versunkene Welt aus oft geringfügigen Bruchstücken der Überlieferung zu rekonstruieren, ähnelt in der Tat bis zu einem gewissen Grad einem Spiel. Wir werden nie erfahren, was bei einer Schlacht wie der von Salamis

eigentlich geschah, wenn die Quellen, auf die jede Interpretation sich stützen muß, zugleich widersprüchlich und lückenhaft sind. Man könnte genauso gut versuchen, einen angeknacksten Rubik-Würfel auf die Reihe zu bringen. Sooft man die vorhandenen Tatsachen auch untersucht, dreht und zusammenstellt, es ist unmöglich, sie miteinander in Einklang zu bringen und eine endgültige Lösung zu finden. Dennoch kann Salamis, selbst wenn vieles unklar bleibt, noch als erstaunlich reich an Einzelheiten gelten im Vergleich etwa zur frühen Geschichte Spartas. Dieses herausragende Thema, hat ein großer Gelehrter einmal offen zugegeben, »ist ein Geduldsspiel, das selbst für die größten Denker eine Herausforderung bedeutet«.¹⁹ Ein anderer hat es als eine Aufgabe beschrieben, die »intellektuelle Gymnastik« erfordere.²⁰ Und ein dritter war noch deutlicher: François Ollier gab seinem Buch ganz einfach den Titel *Le Mirage Spartiate – Die spartanische Fata Morgana*.

Aber die Quellen zur griechischen Geschichte, so fragmentarisch sie auch sind, stammten wenigstens von den Griechen selbst. Die Perser haben von einer wichtigen Ausnahme abgesehen nichts geschrieben, was wir als Bericht über historische Ereignisse erkennen können. Tontäfelchen mit Aufzeichnungen der königlichen Bürokratie sind erhalten, dazu die Inschriften königlicher Erlasse auf den Mauern der Paläste und natürlich die Ruinen dieser erstaunlichen Paläste selbst. Darüber hinaus sind wir in geradezu besorgniserregender Weise auf die Zeugnisse anderer angewiesen, wenn wir versuchen wollen, uns ein Bild von den Persern und ihrem Weltreich zu machen. Da diese Berichte meist von Griechen stammen, die zu den verschiedensten Gelegenheiten von den Heeren des Großkönigs angegriffen, besetzt oder ausgeplündert worden waren, zeigen sie keine übermäßige Neigung, ein ausgewogenes Bild vom Charakter und den Errungenschaften der Perser zu liefern. Herodot mit seiner Neugier und seiner Offenheit ist die Ausnahme, die die Regel bestätigt. *Philobárbaros* – Freund der Barbaren – hat ihn ein entrüsteter Patriot genannt,²¹ und das ist ein Vorwurf, der bei den Griechen dem eines »eingefleischten Liberalen« unserer Tage am nächsten kommt. Aber sogar mit Herodot, der über so fremde und eigenartige Völker schrieb, deren Sprache er nicht kannte, müssen wir in Hinblick auf gelegentliche Ungenauigkeiten, das eine oder andere Vorurteil oder seine Tendenz zur Behandlung der frühen persischen Geschichte als einer Art Märchen nachsichtig sein. Keine dieser Einstellungen macht allerdings die Aufgabe des heutigen Historikers sehr viel einfacher.





Drei Arten, auf diese Herausforderungen zu reagieren, bieten sich an. Die erste besteht darin, die griechischen Vorurteile ganz einfach zu übernehmen und die Perser als verweichlichte Feiglinge darzustellen, die irgendwie und auf unerklärliche Weise die Welt erobert hatten; die zweite, alles, was die Griechen über die Perser geschrieben haben, als Ausdruck von Rassismus, Eurozentrismus und zahlreicher anderer gedankenloser Vergehen zu verurteilen. Der dritte und nützlichste Weg ist, in Erfahrung zu bringen, inwieweit das falsche Verständnis, das die Griechen von ihrem großen Gegner hatten, die wenn auch reichlich entstellte Wirklichkeit des Lebens und der Auffassungen der Perser widerspiegelte. Diesen dritten Weg hat eine beachtliche Schar von Gelehrten in den letzten 30 Jahren beschritten, und ihre Ergebnisse sind aufsehenerregend: Ein ganzes Weltreich wurde wieder zum Leben erweckt, der Vergessenheit entrissen und ist so faßbar geworden, daß man es nach den Worten eines dieser Historiker »mit Händen greifen« konnte.²² Als Beispiel einer Wiederauferstehung darf es sich mit der Entdeckung des Grabes des Tut-Ench-Amun vergleichen.

Trotz allem bleiben die Perser ein Opfer der Unkenntnis. Das ist vielleicht nicht so überraschend. Es gab keine goldenen Totenmasken, die dieser Wiederentdeckung ein Gesicht gaben, sondern nur gelehrte Bücher und Artikel in wissenschaftlichen Zeitschriften. Das Studium der persischen Geschichte beruhte, mehr noch als für die Griechen, auf der genauesten Sichtung der vorhandenen Belege, der akribischsten Quellenkritik und der vorsichtigen Abwägung von Schlußfolgerungen und Alternativen. Auf diesem Gebiet kann fast jede Einzelheit in Frage gestellt werden, und manche Themen, wie etwa der gottähnliche Status der persischen Könige, sind so knifflig, daß angeblich selbst die bedeutendsten Gelehrten mitunter davor zurückschreckten, sich mit ihnen auseinanderzusetzen.

Laien preschen manchmal vor, wohin Meister sich nicht wagen. Aber ich hoffe doch, daß mein Versuch, eine Brücke zwischen einem akademisch gebildeten und dem interessierten Publikum zu schlagen, nicht so vergeblich erscheinen mag wie die 3 Kilometer lange Pontonbrücke über den Hellespont, die Xerxes unter dem giftigen Spott der Griechen von Asien nach Europa anlegen ließ. Der Leser sollte gewarnt sein, daß viele Einzelheiten, aus denen sich die Erzählung in diesem Buch zusammensetzt, eher zweifelhaft und leidenschaftlich umstritten sind und daß das plötzliche Auftauchen einer Zahl, die wie eine Fliege über einem Misthaufen kreist, normalerweise auf eine Erklä-

rung hinweist, die in einer Anmerkung gegeben wird. Doch wenn auch deutlich ist, daß wir eine so weit zurückliegende Zeit nie mit letzter Sicherheit rekonstruieren können, so ist doch vielleicht der Umstand, daß man den Versuch überhaupt unternehmen kann, noch viel bemerkenswerter als unsere Unwissenheit. Mit diesem Buch habe ich mehr beabsichtigt, als nur eine Erzählung zu bieten, sondern ich wollte nichts Geringeres, als in die Fußstapfen Herodots treten und das Bild einer ganzen Welt zeichnen, die in einen allgemeinen Krieg stürzte – Osten und Westen. Der Leser wird sich in Assyrien, Persien und Babylon wiederfinden, bevor er nach Griechenland geführt wird. Er wird vom Aufstieg der ersten globalen Monarchie lesen, bevor er mit der Herrschaft des spartanischen Militarismus oder der athenischen Demokratie vertraut gemacht wird. Und erst in der Mitte des Buches wird er mit den Perserkriegen selbst konfrontiert. Daß man einen historischen Ablauf, der in der Geschichtsschreibung normalerweise aus Sicht der einen Partei erzählt wird, jetzt ebenfalls, wenn auch nur unscharf, von der anderen Seite her betrachten kann, ist, wie ich hoffe, Grund genug für einen Versuch, aus den vielen verstreuten und unsicheren Fragmenten der Überlieferung eine neue Darstellung dieser Kriege zu wagen, um zu erklären, wer sie geführt hat und warum. Das ist am Ende ein so mächtiges und außerordentliches Epos wie nur irgendein anderes, das man in der antiken Literatur finden kann. Und es ist trotz aller unberechenbaren Einzelheiten nicht Mythos, sondern wahrhaftige Geschichte.

*Etwas anderes will ich dir sagen: Es gibt gar keine Entstehung
von irgendeinem sterblichen Wesen, auch keinen Tod,
sondern nur Mischung und Austausch von Gemischtem –
»Entstehen« sagen die Menschen dazu.*

Empedokles Frg. 8 D (Übers. U. Hölscher)

DIE STRASSE VON CHORASSAN

Weh dir, verfluchte Stadt

Die Götter wollten ursprünglich die Welt nicht so erschaffen, daß sie überall auf gleicher Höhe lag, sondern verteilten sie auf zwei Ebenen. So wenigstens erschien es den Menschen, die auf den Höhen der Bergkette des Zagros lebten, welche die Niederungen Mesopotamiens vom Hochland des Iran trennt. Aber diese Berge waren trotz all ihrer Wildheit nicht völlig unüberwindlich. Eine einzige Straße schlängelte sich über sie hinweg. Das war die berühmteste Straße der Welt, die Straße der Region von Chorassan, die von der äußersten Grenze im Osten bis zu der im Westen führte und die aufgehende und die untergehende Sonne miteinander verband. Stellenweise, wenn sie durch das Zagrosgebirge steil in die Höhe führte, sich an Flüssen entlangwand oder sich zwischen zerklüfteten Felsen und durch enge Schluchten hindurchzwängte, war sie vielleicht nur wenig mehr als ein Pfad – aber selbst das war für alle, die den Weg beschritten, noch ein rechtes Wunder. Nach allgemeiner Überzeugung konnte nur ein wohlwollender Gott je etwas so Erstaunliches vollbracht haben. Wer das wirklich war und wann er das tat, das wußte niemand so genau,* aber der Weg war ganz sicher sehr alt – vielleicht sogar, wie einige sagten, so alt wie die Zeit selbst. Über die Jahrtausende war die Straße von Chorassan von unzähligen Reisenden, Nomaden und Karawanen beschritten worden, und natürlich von den Heeren vieler Könige auf ihren Eroberungszügen. Besonders die Heere eines Reichs, dessen Name jahrhundertlang für grausame und rücksichtslose Kriegsführung und Unbesiegbarkeit stand, waren

* Die Griechen entschieden sich allerdings für Semiramis, eine syrische Kriegsgöttin, die angeblich auch Babylon gegründet hatte.

immer wieder in die Berglandschaft vorgedrungen, und sie hatten die Gipfel, wie sie sich hemmungslos brüsteten, »wie Wolle rot mit Blut gefärbt«.¹ Das waren die Assyrer, in der Region des heutigen nördlichen Irak ansässig. Sie lebten in Städten und waren Bewohner der flachen Schwemmebene Mesopotamiens. Doch für ihre Könige, die als Kriegsherren Schrecken und Tod bis nach Ägypten trugen, bedeutete der Zagros weniger ein Hindernis als eine Herausforderung. Als Herrscher über eine stolze Hochkultur mit ihren prachtvollen Palästen, Gärten und Kanälen hielten es die Könige von Assyrien immer für ihre Pflicht, jeden Widerstand in der Wildnis jenseits der Grenzen ihres Reichs niederzuschlagen. So wie diese Wildnis beschaffen war, hatte sich das Vorhaben als nie endend erwiesen. Selbst mit ihrer beispiellosen Kriegsmaschinerie konnten die Assyrer nicht alle Bergstämme befrieden. Einige von ihnen, die im Zagros lebten, klebten an den Gipfeln wie Vögel oder lauerten in den Tiefen dichter Wälder. Sie waren so rückständig, daß sie ausschließlich von Eicheln lebten, und so wild, daß sie kaum die Aufmerksamkeit des Königs verdienten. Aber auch ihnen konnte man durch regelmäßige Einmärsche in ihr Gebiet beibringen, den Namen Assyriens zu fürchten, und die Assyrer konnten sich dabei mit der Beute an Menschen versorgen, von denen die Größe ihres Reichs zunehmend abhing. Immer wieder kehrten sie in der folgenden Zeit nach Strafexpeditionen in ihre heimatlichen Ebenen und die heiligen Städte Assur, Nimrud und Ninive zurück, und dabei folgten ihnen stolpernd lange Reihen aneinandergefesselter nackter Gefangener. In immer größerem Ausmaß waren die Assyrer in die Gewohnheit verfallen, die Bevölkerung ganzer Regionen umzusiedeln, sie in ihrem Reich hin- und herzuschieben und einen besiegten Feind ins Land eines anderen zu verpflanzen. Dort wohnten die Menschen dann in den Häusern anderer auf ähnliche Weise Deportierter; sie mußten die Trümmer vom Unkraut befreien oder die verlassenen, verbrannten Felder bestellen.

Diese Taktik trug am Ende ihre Früchte. Im späten 8. Jahrhundert v. Chr. waren die Landstriche an der Straße von Chorassan offiziell ins Assyrische Reich eingegliedert und unterstanden der Oberhoheit eines assyrischen Statthalters. »Unterwürfig kamen sie angekrochen und flehten mich an, ihr Leben zu schützen«, prahlte der mächtigste unter den Königen Assyriens, Sargon II. »Sie wußten, daß ich sonst ihre Mauern zerstören würde; sie fielen vor mir nieder und küßten mir die Füße.«²

Gefangene waren allerdings nicht die einzige Quelle des Reichtums, die man im Zagros-Gebirge finden konnte. Auch wenn die Berge wild und dicht bewal-

det waren und die Winter oft bitterkalt, waren die Täler doch wegen ihres Reichtums an Klee als Weideflächen berühmt. Über die Jahrhunderte hatten sie in zunehmender Zahl Stämme angelockt, die sich selbst »Arier« nannten, pferdezüchtende Nomaden von den weiter im Osten gelegenen Hochebenen.³ Auch als diese Zuwanderer dort sesshaft wurden, bewahrten sie viele angestammte Lebensgewohnheiten ihrer Vorfahren: Sie nutzten die Täler ihrer neuen Heimat zur Aufzucht großer Rinderherden und zogen überall, wo es möglich war, ein Leben im Sattel vor. Die Assyrer selbst betrieben keine Pferdezucht, und sie sprachen mit Bewunderung von den Gestüten am Zagros mit ihren »zahllosen Pferden«.⁴ Es war relativ leicht für das assyrische Heer, sich die besten Pferde als Tribut auszusuchen, denn nach allgemein anerkanntem Urteil waren das Tiere, die von den Medern gezüchtet wurden, und die Meder waren eine lose Gruppierung von arischen Stämmen, die zweckmäßigerweise dicht an der Straße von Chorassan siedelten. Nicht ohne Grund schätzten die Assyrer diese Region so hoch. Als Herrscher über Medien⁵ konnten sie frei über die wichtigste Handelsstraße der Welt verfügen, die auch ihrer Armee erlaubte, ein ganz neues, mörderisches Tempo vorzulegen. Im Verlauf des 8. Jahrhunderts v. Chr. trug die Reiterei entscheidend zum Erhalt der militärischen Übermacht der Assyrer bei. Der Pferdetribut von den Bergen war zum Lebenselixier des assyrischen Großreichs geworden. Auch die ergiebigsten Silberminen konnten für die Assyrer nicht kostbarer sein als die Gestüte am Zagros.

Und dennoch lag in der Überlegenheit des assyrischen Reichs auch der Keim für seinen Niedergang. In den Bergen lebte ein Gemenge verschiedenster Völkstämme arischen und lokalen Ursprungs, und allein schon die Meder wurden von einer zerstrittenen Vielzahl kleiner Stammesfürsten beherrscht. Als aber eine fremde Macht die Region besetzte und eine einheitliche Unterordnung erzwang, entwickelte sich erstmals ein Zusammenhalt unter den zersplitterten Stämmen. Um 670 v. Chr. wurde die unbestrittene Herrschaft der Assyrer über den Zagros durch den erst undeutlich erkennbaren Anführer eines offiziellen medischen Bundes bedroht und sehr bald gefährlich geschwächt. Die Tributzahlungen gingen zurück, weil es immer schwieriger wurde, sie einzutreiben. Offener Widerstand flammte auf und breitete sich aus. In den folgenden Jahrzehnten erwähnten die Schreiber der assyrischen Könige, deren Aufgabe es war, über die Siege ihrer Herren Buch zu führen, die Region Medien überhaupt nicht mehr.

Hinter diesem Schweigen verbarg sich eine bedrohliche Entwicklung. Im





Jahr 615 v. Chr. schloß ein König namens Kyaxares, der die Oberhoheit über alle Stammesführer der Meder für sich beanspruchte, ein Bündnis mit allen übrigen aufständischen Untertanen des Reichs und führte seine Truppen von ihren festen Sitzen aus gegen die Ostflanke der Assyrer. Die Auswirkungen dieses plötzlichen Ausbruchs von Widerstand bei den Bergvölkern waren verheerend. Nach nur drei Jahren Krieg geschah das Unvorstellbare: Ninive, das größte aller Bollwerke der assyrischen Macht, wurde eingenommen und zerstört. Zum Erstaunen und zur Freude der unterworfenen Völker des Reichs verfiel die »verfluchte Stadt« unter den Hufen der medischen Reiter zu Staub. »Reiter rücken herauf mit glänzenden Schwertern und blitzenden Speissen. Da liegen viel Erschlagene und große Haufen Leichname, daß ihrer keine Zahl ist und man über die Leichname fallen muß.«⁶

Vier Jahre später war jede Spur des gewaltigen assyrischen Reichs, das den Vorderen Orient so lange überschattet hatte, vom Erdboden getilgt. Den Siegern waren natürlich die Reste zur Beute gefallen. Medien, das so unvermittelt in den Rang einer Großmacht aufgestiegen war, behielt ein großes Gebiet des besiegten Reichs im Norden für sich. Seine Könige, inzwischen keine kleinen Stammesfürsten mehr, konnten sich nun solchen Aufgaben zuwenden, die zu ihrem neu erworbenen Status paßten. Sie konnten sich als große Herren aufspielen und mit den anderen Großmächten streiten. Im Jahr 610 v. Chr. fielen die Meder in Syrien ein und brandschatzten und plünderten alles, was an ihrer Marschroute lag. Danach, 585 v. Chr., griffen sie das Volk der Lyder an, das im Westen der heutigen Türkei siedelte, und nur eine Sonnenfinsternis, die sich während der Schlacht ereignete, veranlaßte beide Gegner schließlich, sich aus dem Kampf zurückzuziehen. Nach den Bestimmungen eines schnell und flüchtig geschlossenen Vertrags wurde der Fluß Halys, der ungefähr in der Mitte zwischen Medien und Lydien lag, als die Grenze zwischen den beiden Reichen festgelegt, und für die nächsten 30 Jahre blieben der Friede und das Gleichgewicht der Mächte im Vorderen Orient erhalten.⁷

Astyages, der neue König von Medien, hatte allerdings keineswegs die Absicht, seinen Sattel an die Wand zu hängen. Als er nicht mehr durch den Krieg mit anderen, größeren Reichen abgelenkt war, wandte er seine Aufmerksamkeit nun den unerschlossenen Gebieten nördlich und östlich seines Königreichs zu, die weit vom wichtigen Kriegsschauplatz im Fruchtbaren Halbmond entfernt lagen. An der Spitze eines Heerzugs in die unfruchtbaren Regionen Armeniens und in das Gebiet des heutigen Aserbeidschan folgte er den Spuren

der assyrischen Könige und lehrte die Wilden jenseits der Grenzen seines Reichs, sich vor seinem königlichen Namen zu fürchten.⁸ Auch in anderer Hinsicht beflügelten offenbar die Traditionen der großen Königreiche im Vorderen Orient, die seinem Volk, das teilweise noch immer in Stammesbräuchen und im Nomadentum verharrte, so fremd waren, den Ehrgeiz des medischen Königs. Ein Herrscher von der Bedeutung des Astyages, der schließlich nicht weniger mächtig war als der König von Lydien oder der Pharao in Ägypten, konnte sein Reich doch nicht von einem Zelt aus regieren! Was die Herrscher älterer Reiche stets für selbstverständlich hielten – einen Palast, eine Schatzkammer, eine große Hauptstadt –, das mußte Astyages natürlich auch haben: Beweise seiner erhabenen Majestät, die aus Gold und Stein errichtet waren.

Den Reisenden auf der Straße von Chorassan bot sich, wenn sie zum letzten Aufstieg durch die Berge ansetzten, an dem Weg, der in die Hochebene des Iran vor ihnen führte, ein Anblick wie aus einer fernen Sagenwelt beschworen: Dort stand ein Palast, umgeben von sieben schimmernden Mauerringen, jeder in einer anderen Farbe bemalt, und an den beiden innersten Ringen waren Platten von Silber und Gold an den Zinnen befestigt. Das war Ekbatana, die Festung der Könige von Medien, und schon ein Jahrhundert nach seiner Gründung war es der Knotenpunkt der Welt.⁹ Es beherrschte den Handel in Richtung Osten und Westen und öffnete seinem Herrscher auch den Zugang zum gesamten Bereich des Zagros und zu den Gebieten jenseits dieser Grenzen. Das war besonders für die medischen Stammesfürsten eine äußerst besorgniserregende Entwicklung. Die beste Garantie für ihre Unabhängigkeit von der Einmischung eines Königs und für die weiterbestehende Zersplitterung des Königreichs war die Unzugänglichkeit ihrer persönlichen Fürstentümer, aber nun befanden sie sich zusehends in Reichweite des Hofes des Astyages. Einst, vor der Errichtung der vielfarbigen Mauern, war Ekbatana ein freies Feld und ein neutraler Versammlungsplatz für die Stämme, wie noch der Name Ekbatana, »Versammlungsort«, erkennen ließ. Aber damit war es jetzt vorbei, und die Meder, die lange darum gekämpft hatten, sich von der despotischen Herrschern Ninives zu befreien, fanden sich als Untertanen eines Despoten wieder, der näher bei ihnen residierte.

Da war es nicht verwunderlich, daß spätere Generationen von Astyages als einem Ungeheuer sprachen. Ebenso wenig kann erstaunen, daß die Meder, wenn sie vom Verlust der Freiheit sprachen, Ekbatana zugleich als Symbol der Sklaverei wie ihres Anspruchs betrachteten.¹⁰

Mager, Magier'

Der König des Erdkreises

Astyages wurde trotz aller Zeichen seiner Größe von düsteren Vorahnungen des nahenden Untergangs heimgesucht. Sonderbare Träume quälten ihn, die ihn vor seinem Sturz und dem Ruin seines Königreichs warnten. Die Meder schrieben diesen Visionen eine so hohe Bedeutung zu, daß eine ganze Volksgruppe, die Mager, ihren Sinn deutete. Diese Spezialisten des Rituals waren geschult, das Dunkel nach allen Regeln ihrer Kunst zu besiegen, und vermittelten ihren Landsleuten damit die lebensnotwendige Sicherheit. Für die Meder, ein den Göttern ergebenes und sittenstrenges Volk, galt es als ausgemacht, daß auch hinter dem hellsten Licht ein Schatten lauerte. Die ganze Welt schien den Magern von dieser Wahrheit Zeugnis abzulegen. Man konnte ein Feuer so schüren, daß es auf ewig brannte, aber es gab doch keinen Ort, wo es nicht vom Unreinen bedroht war – neben der kühllsten Quelle nicht noch auf dem höchsten Gipfel der Berge. Die Schöpfung barg sowohl nächtliches Dunkel als auch das Tageslicht in sich. Skorpione und Spinnen, Eidechsen, Schlangen und Ameisen krochen und vegetierten alle auf dem Erdboden als sichtbarer Ausbund eines Weltschattens. So wie es die Pflicht eines jeden Magers war, solche Lebewesen zu töten, wo immer er sie fand, so mußte man sich vor Schatten hüten, wenn sie die Träume der Menschen verdunkelten. Das galt ganz besonders für die Alpträume eines Königs. »Denn sie sagen, daß die ganze Luft voller Geister ist, die durch Ausdünstung in Fluß kommen und vor das Gesicht der Menschen mit Scharfblick treten.«¹¹ Wie das Feuer, so mußte auch die Macht mit aller Sorgfalt umhegt werden.

Daß ein so mächtiges Königreich wie Medien schon weniger als ein Jahrhundert nach seinem ersten Aufstieg zu Unabhängigkeit und Größe von neuem niedergestreckt und von einer fremden Macht unterworfen werden könnte, mußte vielen eher unwahrscheinlich vorkommen. Aber wie die Meder nur zu gut wußten, war das doch seit eh und je der unheilvolle Rhythmus im Spiel der Mächte in dieser Region, daß große und mächtige Reiche ihren Aufstieg und ihren Untergang erlebten. Kein Königreich, nicht einmal Assyrien, hatte je alle Gegner besiegt, die seine Zerstörung herbeisehnten. Im Vorderen Orient lauerten überall räuberische Eroberer, die nach Schwächen Ausschau hielten und auf ihre Chance zuzuschlagen warteten. Alte Staaten würden verschwinden und neue ihren Platz einnehmen, und die Chronisten, die den Sturz gefeierter

Königreiche aufzeichneten, konnten sich vor die Aufgabe gestellt sehen, fremdartige und bislang unbekannte Völker zu beschreiben.

Viele von ihnen waren, wie die Meder selbst, indoeuropäische Arier und Nomaden, die nur geringe Spuren ihrer Wanderschaft in den zeitgenössischen Berichten hinterließen. Im Jahr 834 v. Chr. zum Beispiel kämpften die Assyrer in den Bergen im Norden ihres Reichs gegen einen Stamm, den sie »Parsua« nannten. Zwei Jahrhunderte später hatte sich ein Volk mit einem ganz ähnlichen Namen sehr viel weiter südlich zwischen den Ausläufern des Zagros und den vor Hitze glühenden Küstenstrichen am Golf auf den Trümmern des altherwürdigen Königreichs Anshan angesiedelt. Aber kein Chronist konnte ganz genau wissen, ob es sich bei ihnen um ein und dasselbe Volk handelte.¹² Erst als die Neuankömmlinge Wurzeln schlugen und sich einiges von der Kultur der Völker aneigneten, die sie vertrieben hatten, waren sie schließlich in der Lage, sich bei ihren seßhafteren Nachbarn bemerkbar zu machen. Letzteren widerstrebt es, jahrhundertealte Gewohnheiten zu ändern, und sie nannten die Region weiterhin genauso wie bisher. Dagegen zogen es die Eindringlinge natürlich vor, ihre neue Heimat, wenn sie von ihr sprachen, nach ihrem eigenen Namen zu benennen. So kam es, daß die Gegend, die einst Anshan hieß, allmählich unter einem anderen Namen bekannt wurde: Paarsa oder Persien, das Land der Perser.¹³

Im Jahr 559 v. Chr., noch zur Regierungszeit des Astyages in Medien, kam ein junger Mann auf den Thron dieses aufstrebenden Königreichs. Sein Name war Kyros, und seine besonderen Kennzeichen waren eine Hakennase, unermesslicher Ehrgeiz und fast grenzenlose Fähigkeiten. Schon vor seiner Geburt war er, wie es schien, zur Größe bestimmt, denn nach den Prophezeiungen sollte er – falls man den Berichten Glauben schenkt – der medischen Macht das Verderben bringen. Astyages hatte angeblich dies alles im Traum vorhergesehen: Er hatte eine Vision seiner Tochter Mandane, die ihren Harn abließ, und der goldene Strom floß ohne Unterlaß, bis zuletzt ganz Medien überflutet war. Als der König am nächsten Morgen von seinem Traum berichtete, wurden die Mager, seine Traumdeuter, blaß und warnten ihn, daß ein eventueller Sohn der Mandane dazu bestimmt sei, den medischen Thron in Gefahr zu bringen. In aller Eile verheiratete Astyages daraufhin seine Tochter mit einem Perser und Vasallenkönig eines abgelegenen und unbedeutenden Fürstentums, und hoffte, das böse Omen damit abzuwenden. Aber als Mandane schwanger wurde, hatte Astyages einen zweiten Traum: Diesmal sah er einen Weinstock

zwischen den Beinen seiner Tochter hervorsprießen, und der hörte nicht auf zu wachsen, bis er ganz Asien überschattete. Angstbebend erwartete Astyages daraufhin die Geburt seines Enkels, um dann sofort Befehl zu geben, daß man den Jungen töten solle. Das in dieser Art von Erzählungen Unvermeidliche geschah: Man befolgte seinen Befehl nicht. Der Säugling war in den Bergen ausgesetzt worden, aber er wurde dort von einem Hirten entdeckt und aufgezogen; manche Berichte sprachen auch von einem Räuber oder sogar von einer Wölfin, die gerade reichlich Milch hatte und geben konnte. Wie immer auch die Einzelheiten waren, das Wunder einer solchen Rettung blieb doch deutlicher Hinweis auf eine gottgleiche Zukunft des Findlings, und das bewahrheitete sich in der Tat. Kyros hatte überlebt und war gesund herangewachsen. Sobald er ein stattlicher junger Mann war, trug der natürliche Adel seines Charakters dazu bei, daß er den persischen Thron für sich errang. Damit waren alle Mühen des Astyages vergeblich und das Reich der Meder dem Untergang geweiht.

So wenigstens berichtete die Legende. Bei bedeutenden und berühmten Männern liegt es nahe, daß man gern ungewöhnliche Geschichten von ihnen erzählt, und es ist durchaus möglich, daß die ersten Zeichen der künftigen Bestimmung des Kyros nicht ganz so deutlich waren, wie die Perser dies später behaupteten.¹⁴ Nichtsdestoweniger und unbeschadet der Frage, ob es tatsächlich Prophezeiungen gab oder nicht, waren seine Möglichkeiten und Fähigkeiten doch offenbar hinreichend groß, um Astyages in Panik zu versetzen. Der medische König und oberste Herr über den Zagros achtete sehr genau auf zu ehrgeizige Vasallen und beschloß, nachdem er das Verhalten seines Enkels auf dem persischen Thron sechs Jahre lang beobachtet hatte, daß Kyros allzu begabt und gefährlich war, um ihn so lange an seinem Platz zu belassen. Also versammelte Astyages im Jahr 553 v. Chr. seine gefürchtete Reiterei und rückte nach Süden zum Angriff vor. Die viel kleinere Armee der Perser leistete heftigsten Widerstand. Als die Niederlage nahe schien, begaben sich sogar die Frauen auf das Schlachtfeld, um Kyros und seine Mitkämpfer zur Fortsetzung des Kampfes zu ermutigen. Drei Jahre lang erschütterte die Auseinandersetzung den Zagros, und dann, 550 v. Chr., fand sie ein plötzliches Ende. Selbst die Götter waren überrascht, wie es schien. Sie begannen, den benachbarten Herrschern im Traum zu erscheinen, und verkündeten die verblüffende Neuigkeit: »Kyros hat die großen Heere der Meder mit seinem kleinen Heer vertrieben. Und er hat Astyages, den König der Meder, gefangenengenommen. Und er hat ihn

als Gefangenen in sein Land gebracht.«¹⁵ Seit dem Untergang des assyrischen Reichs hatte sich kein so gewaltiger Umsturz ereignet.

Wie war es dazu gekommen? Gewiß, Kyros hatte sich als harter und unnachgiebiger Gegner erwiesen. Das galt auch für seine persischen Untertanen. Sie waren von der Armut so gestählt, daß sie klaglos die größten Entbehrungen auf sich nahmen und bekanntlich sogar so weit gingen, Hosen aus Leder zu tragen. Dennoch hätte Astyages mit allen Ressourcen seines mächtigen Reichs hinter sich wohl mit Sicherheit den Sieg davongetragen, wäre ihm nicht ein schwerer Dolchstoß in den Rücken versetzt worden. Die Geschichte des Verrats, der ihm widerfuhr, klang höchst sonderbar, und im Lauf der Jahre wurden die Berichte über den Vorfall immer fantastischer und grotesker. Die schlichten Tatsachen konnten nicht bezweifelt werden: Harpagos, ein Befehlshaber des medischen Heeres und der mächtigste der Stammesfürsten, hatte mitten in der Schlacht einen Aufstand angezettelt, Astyages gefangen genommen und war zu Kyros übergelaufen. Aber warum dieser Verrat? Der Grund war nach den Erzählungen, daß Harpagos zwar mit Astyages verwandt, aber zugleich durch die furchtbarsten Bande der Schuld mit dem König der Perser verknüpft war. Nach Bekunden der Meder war eben dieser Harpagos mit dem Mord an dem Kind Kyros beauftragt worden, und er behauptete dann fälschlich, den Befehl ausgeführt zu haben. Viele Jahre später, als die Wahrheit schließlich ans Licht kam, übte Astyages angeblich blutige Rache, indem er Harpagos' Sohn abschlachten und seinen Körper zerstückeln ließ, um ihn dem ahnungslosen Vater als Hammelgericht vorzusetzen. Harpagos, der seinen eigenen Sohn verspeist hatte, schluckte auch diese grausame Kränkung und blieb ein loyaler, wenn auch ernüchterter Diener seines Königs – oder gab es zumindest vor. Sein Verhalten war zweifellos überzeugend, denn als der Krieg gegen die Perser ausbrach, übertrug Astyages ihm das Oberkommando. Das war wohl nicht die klügste Personalentscheidung, sondern zugegebenermaßen so töricht, daß es geradezu absurd erscheint.

Warum hat man also dieser unerhörten Geschichte je Glauben geschenkt? Kann man vielleicht irgendwo in diesem Schattenspiel von Unglaubwürdigkeit und Gerüchten einen noch so kleinen Hinweis auf die Wahrheit entdecken? Die Familienbande zwischen Astyages und Kyros waren ein deutliches Indiz für die engen Verbindungen von Kultur und Blutsverwandtschaft, die von jeher zwischen Persern und Medern bestanden. Beide Völker waren schließlich arische Indoeuropäer, und für einen Arier waren nur die *anairya*, die Nicht-Arier, wirk-

lich Fremde. Alle Höflinge des Astyages, die Sehnsucht nach der guten alten Zeit hatten, brauchten nur in Richtung Süden zu schauen, um ein eindrucksvolles Bild von ihr zu erhaschen. Wie die Meder waren die Perser im Grunde ihres Herzens ein Nomadenvolk, und ihr Land, »reich an guten Pferden, reich an tapferen Männern«,¹⁶ war genauso ein Bund verschiedener Stämme geblieben, wie es sich zu einem einheitlichen Staat entwickelt hatte. Auch wenn Kyros »König von Anshan« war, gründete er doch seinen Anspruch auf den Thron ebenso darauf, daß er der mächtigste Stammesfürst seines Volkes war. Er war das Oberhaupt der Achämeniden, der führenden Familie der Pasargadaï, die selbst der einflußreichste Stamm der Perser waren. Er war zugleich Herr der steifen Rituale eines orientalischen Hofes wie der Versammlungen wilder Reiter unter freiem Himmel, Herr über altehrwürdige Städte wie über Berge und Ebenen, über die Zukunft Persiens wie über die Erinnerungen und die uralten Bräuche. Kyros war durchaus in der Lage, all diese Rollen und darüber hinaus noch andere zu spielen. Infolgedessen konnte Persien weitgehend politische Spannungen vermeiden, die Medien betroffen hatten, zwischen einem König, der sich gegenüber den Stammesstrukturen seines Volkes unduldsam zeigte, und einem Adel, der noch ganz von ihnen geprägt war. Den medischen Stammesfürsten, die unter den autoritären Ansprüchen des Astyages zu leiden hatten, waren diese ganz anderen Verhältnisse aufgefallen. Mit der Zeit mußte ihnen der Unterschied zwischen ihrem eigenen König und Kyros immer krasser vorkommen. Das war höchstwahrscheinlich auch der Grund, warum Harpagos mitten in der Schlacht seinen folgenschweren Schritt tat. So hatten sich die »Meder aus Herren in Knechte, die Perser, ihre einstige Sklaven, in Herren verwandelt«. ¹⁷ Als Kyros in Ekbatana einmarschierte, erntete er die wohlverdienten Früchte seiner Weitsicht, seines Scharfsinns und seines ganz eigenen Charismas.

Auch nach diesem ersten großen Sieg war seinem geschickten Balanceakt weiterer Erfolg beschieden. Die Könige von Assyrien, die ihre traditionellen Rechte als Eroberer auf die Spitze der Grausamkeit getrieben hatten, schrieben für besiegte Feinde unvorstellbare Qualen vor, aber Kyros zog aus Berechnung und ohne Frage auch aus Neigung den Gnadenweg vor. Nachdem er wichtige Teile der medischen Aristokratie in sein Lager gelockt hatte, widerstand er der Versuchung, ihre Landsleute wie Sklaven zu behandeln. Sogar Astyages wurde nicht qualvoll getötet, den wilden Tieren zum Fraß vorgeworfen oder auf den Pfahl gespießt, sondern aufs Altenteil in fürstlicher Umgebung geschickt. Der

Schatz wurde zwar geplündert und sein Bestand nach Anshan geschafft, aber im übrigen blieb der Stadt Ekbatana das Schicksal Ninives erspart. Kyros hatte nicht die geringste Absicht, die von ihrer Lage her strategisch wichtigste Stadt im Zagros zu zerstören. Sie war auch der angenehmste Aufenthalt in dieser Region, denn im Winter herrschte dort zwar bittere Kälte mit Schneestürmen, die alle Pässe unbegehrbar machten, aber im Sommer, wenn in den tieferen Regionen Persiens brennende Hitze herrschte, war Ekbatana ein grünes Paradies; im Hintergrund waren die Bergspitzen noch von kühlendem Schnee bedeckt, während an den terrassierten Hängen unterhalb der Stadtmauern Obstbäume und Gärten gediehen, und die Luft war hell und kristallklar. Ekbatana blieb nicht nur die Hauptstadt Mediens, sie wurde in den kochend heißen Sommermonaten zur eigentlichen Metropole des ganzen Reichs des Kyros. So konnten sich die Meder, wenn auch nicht ganz ebenbürtig, doch wenigstens als Partner in dem großen Abenteuer der Herrschaft ihres neuen Königs fühlen.

Dieses Abenteuer hatte ja erst begonnen, wie die Ereignisse bald auf spektakuläre Weise zeigen sollten. Der Sturz eines so mächtigen Königs wie Astyages hatte Schockwellen durch den gesamten Vorderen Orient gesandt. Nicht nur das Reich der Meder, sondern auch das jahrzehntelange Gleichgewicht der vielen Mächte lag in Trümmern. Plötzlich schienen die Karten neu gemischt zu sein, und die benachbarten Herrscher, die bislang die Perser noch kaum ernst nehmen konnten, begannen darüber nachzudenken, welchen Gewinn sie selbst aus der Situation ziehen mochten. Im Jahr 547 v. Chr. überschritt Kroisos, König der Lyder, an der Spitze einer gewaltigen Armee den Fluß Halys, um das herauszufinden. Kyros war vom Zagros in die Ebene herabmarschiert und rückte eilig vor, um Kroisos entgegenzutreten. Die zerstörten Städte der Assyrer, die seine Marschroute säumten, waren nur noch von Staubwolken umwehte, undeutliche Haufen von Schutt und Lehm und stumme Zeugen der Vergänglichkeit von Macht. Das konnte einem ehrgeizigen Mann zugleich als Antrieb wie als Warnung dienen, und Kyros drängte weiter vorwärts, um in den Kampf mit Kroisos einzutreten, obwohl die Jahreszeit für die Kriegsführung bereits weit fortgeschritten war. Wie zuvor, als die Lyder mit den Medern kämpften, endete auch diese Schlacht unentschieden, aber diesmal gab es keine Sonnenfinsternis und kein Ende des Krieges. Statt dessen zog sich Kroisos bei Anbruch des Winters in seine Hauptstadt Sardes zurück. Er hatte sich nie vorgestellt, daß Kyros es wagen könnte, ihm zu folgen, denn die Stadt befand sich so weit im Westen, daß das Ägäische Meer in nur drei Tagesreisen zu errei-

chen war, während die Grenze Mediens so erschreckend weit entfernt lag. Aber die Perser traten nicht den Rückzug an. Sie hielten vielmehr die bittere Kälte aus, folgten Kroisos wie ein Schatten, ohne ihn ihre Anwesenheit je merken zu lassen, gaben ihm Gelegenheit, seine Verbündeten zu entlassen, und lauerten und warteten darauf, daß die Zahl seiner Truppen abnahm. Dann, als Sardes ungeschützt vor Kyros lag, schlug er zu. In aller Eile suchte Kroisos die wenigen Kampfkräfte zusammen, die ihm geblieben waren. Eine aussichtslose Schlacht wurde geschlagen, und die Lyder setzten ihre ganze Hoffnung auf einen letzten Angriff ihrer Reiterei. Aber dann wurde Sardes gestürmt und Kroisos selbst gefangengenommen. Im weit entfernten Mesopotamien wurden die Einzelheiten so kurz und bündig verzeichnet, daß die erschütternde Wirkung des Ereignisses kaum deutlich wird: »[Kyros] besiegte den König [von Lydien], beschlagnahmte seinen Besitz und errichtete dort seine eigene Garnison.«¹⁸ Über das lydische Reich brach die Nachricht vom Sturz des Kroisos wie ein Donnerschlag herein, der so gewaltig war, daß der Priesterin eines Heiligtums nach diesem Schock angeblich ein Bart wuchs. Das war keineswegs unangemessen, denn im Zeitraum von nur sechs Jahren hatten die Perser, die doch nur eine kleine Schar und einst so rückständig und unbedeutend waren, ihr Königreich in eine Weltmacht verwandelt.

Dieser Sieg war allerdings nicht allein ihr Verdienst. Die Reiterei der Meder, die mit ihren Mänteln aus Schafsfell und ihren widerstandsfähigen Bergpferden bestens für einen Winterkrieg ausgerüstet waren, hatte mehr als ihren Teil zum Erfolg beigetragen. Das galt auch für die medischen Generäle. Unter all den Ratschlägen, die Kyros während des Feldzugs erhielt, stammten die besten von Harpagos, der unmittelbar vor dem letzten Angriff der lydischen Reiterei vorschlug, die Transportkamele in die vordersten Schlachtreihen der Perser zu stellen. Kyros gab daraufhin den entsprechenden Befehl, und die Pferde der Lyder wandten sich unter dem Eindruck des ungewöhnlichen Gestanks ab und scheuten; die Schlacht wurde gewonnen. Es war nach all dem vielleicht nicht überraschend, daß Kyros im Überschwang seines Triumphs versuchte, die Lyder auf seine Seite zu ziehen, wie er zuvor die Meder umworben hatte, auch wenn seine neuen Untertanen *anairya* waren. Kroisos wurde wie Astyages nicht hingerichtet, sondern in den Kreis um den Eroberer aufgenommen; sein märchenhaft großer Schatz wurde nach wie vor in Sardes aufbewahrt; sogar die Eintreibung des Tributs wurde seinen lokalen Würdenträgern übertragen. Die Lyder aber, die von dieser hochherzigen Gnade völlig überrascht waren,

nahmen sie für Schwäche, und kaum war Kyros nach Ekbatana abgereist, zettelten gerade jene Adligen einen Aufstand an, denen er am meisten vertraut und denen er die Aufsicht über den Schatz übertragen hatte. Sie begingen einen tödlichen Irrtum. Auf die Bedrohung durch ein Verhalten, das Kyros mit Recht für gemeinsten Verrat und Undankbarkeit hielt, antwortete er mit einer wütenden Strafexpedition. Frische Truppen mit neuen Befehlen wurden in aller Eile von Ekbatana ausgesandt. Jetzt gab es keine Gnade mehr. Vielmehr wurde den Persern aufgetragen, ihre Meisterschaft in traditionelleren Methoden der Befriedung zu zeigen. Nun sollten die Städte zerstört, die Anführer der Aufständischen hingerichtet und ihre Anhänger als Sklaven weggeführt werden. Und alles geschah genauso, wie der König von Persien es angeordnet hatte.

Doch auch als Kyros seine Fähigkeiten der gewaltsamen Unterdrückung zur Schau stellte, gab er die Grundsätze seiner Reichspolitik nicht auf. Den Medern, wenn auch nicht mehr den Lydern, wurde immer noch eine Art Partnerschaft in der beeindruckenden neuen Ordnung angeboten. In Übereinstimmung mit diesen Grundsätzen wurde Harpagos, der erste und geachtetste aller Fremden im Dienste des Kyros, in den Westen geschickt, um den Befehl über die persischen Truppen zu übernehmen. Diesem Stammesfürsten vom Zagros boten sich Möglichkeiten, die er nie erhalten hätte, wenn er Astyages treu geblieben wäre. Er traf in Lydien mit dem klangvollen Titel eines »Oberkommandierenden des Meeres« ein.¹⁹ Er versuchte dieser Aufgabe mit wild entschlossener Sorgfalt nachzukommen, und sobald er mit den Lydern fertig war, suchte er seine Macht bis an den äußersten westlichen Rand Asiens auszudehnen, bis an die Küste des Ägäischen Meeres.²⁰ Dort reihten sich entlang der Küste glanzvolle Städte von verlockendem Reichtum aneinander, deren Bevölkerung bei den Persern unter dem Namen »Yauna« bekannt war – die Ionier.* Die Bewohner Ioniens waren schon vor Jahrhunderten vom griechischen Festland nach Kleinasien gekommen, und sie blieben genauso entschieden und herausfordernd griechisch wie ihre Landsleute im Mutterland jenseits der Ägäis. Da sie zu zerstritten waren, um eine einheitliche Front zu bilden, waren sie für Har-

* Von dem Wort Ionier abgeleitete Bezeichnungen wurde im gesamten Vorderen Orient für die Griechen ganz allgemein verwendet. So z. B. in Genesis 10,2, wo einer der Söhne des Jafet den Namen Jawan trägt. Die Griechen selbst zählten die Inseln Chios und Samos zu den ionischen Städten, und sie gingen daher davon aus, daß es in Ionien zwölf Städte (poleis) gab.

pagos leichte Beute. Eine nach der anderen unterwarf er auf brutale Weise. Er hatte einen so bedrohlichen Ruf, daß manche Ionier, statt sich der persischen Herrschaft zu unterwerfen, es sogar vorzogen, über das Meer nach Sizilien oder Unteritalien fortzuziehen. Aus Phokaia zum Beispiel wanderte die gesamte Bevölkerung aus, »sie luden Frauen, Kinder und alles Hausgerät ein ... Die Perser besetzten das menschenleere Phokaia.«²¹ Auf die ionische Gedanken- und Phantasiewelt war ein düsterer Schatten gefallen, und die Erinnerung an das Kommen des Harpagos blieb noch lange wach und trug dazu bei, auch die intimsten Momente der Freude zu beeinträchtigen:

*Beim Feuer ziemt solch Gespräch zur Winterszeit,
wenn man auf weichem Lager gesättigt daliegt
und süßen Wein trinkt und Kichern dazu knuspert:
»Wer und von wem bist du unter den Männern? Wieviel Jahre zählst du,
mein Bester?
Wie alt warst du, als der Meder ankam?«²²*

Es heißt hier nicht, wie man bemerken wird, »Wie alt warst du, als der Perser kam?« Der Meder Harpagos beeindruckte die Ionier so stark, daß sie sogar noch, als sie sich ihren neuen Herren unterwarfen, im unklaren darüber blieben, wer denn diese eigentlich nun waren. Auch später noch sprachen die Griechen beharrlich weiter von »den Medern«, wenn sie die Perser meinten. Diese Verwechslung kann kaum überraschen. Was bedeuteten die ethnischen Feinheiten der Bevölkerung am Zagros einem Volk, das so weit von ihnen entfernt siedelte? Daß Küstenstädte am weit westlich gelegenen Meer einem Volk untertan werden sollten, von dem man vorher kaum je gehört hatte, war Vorzeichen eines neuen, beunruhigenden Zeitalters. Die Welt schien plötzlich kleiner geworden. Nie zuvor reichte die Macht eines einzelnen Mannes über so riesige Entfernungen. Kyros aber war keineswegs gesonnen, sich auf dem Ruhm seiner Erfolge auszuruhen, sondern blieb rastlos und verlangte ungeduldig nach mehr. Trotz des überwältigenden Sieges in Lydien fürchtete er die Gefahr, die in seinem Rücken lauern konnte. Nach der Heimkehr aus Sardes richtete er seinen Blick auf den Horizont im Osten. Wenn er nicht in Erfahrung brachte, was dahinter lag, dann konnte er auch als erfolgreichster Eroberer eines Tages feststellen, daß seine ganze Macht auf Sand gebaut war. Kein Königreich konnte sich völlig in Sicherheit wiegen, solange es noch die Verwüstungen durch wan-

dernde Volksstämme und donnernde Pferdehufe über die iranische Ebene fürchten mußte. Wer konnte das besser einschätzen als ein Perser, der selbst Nachfahr von Nomaden war?

Das war der Grund, warum Kyros es nicht selbst übernahm, den Aufstand in Lydien zu unterdrücken, sondern sich statt dessen in die entgegengesetzte Richtung wandte und von Ekbatana aus der Straße von Chorassan folgte, die sich immer weiter nach Osten schlängelte.²³ Das war für Perser wie Meder ein Reise zurück in ihre Vergangenheit, zu den legendären Stammländern ihrer Vorfahren, »reich an Weideland und Wasser ... die Heimat der Herden«,²⁴ wo alles viel heroischer zu sein schien; die Ebenen hatten eine viel gewaltigere Ausdehnung, und die Berge reichten bis in den Himmel. Während Kyros sich ins Hochland vorkämpfte und schließlich auf den Hindukusch blickte, konnte er wohl die Sonne über den Gipfeln Zentralasiens aufgehen sehen. »Die unsterbliche, von schnellen Pferden gezogene Sonne, die, erst in einem goldenen Gewand, von den herrlichen Gipfeln Besitz ergreift und von ihnen herab mit wohlwollendem Auge auf die Heimat der Arier blickt.«²⁵ Diese »Heimat der Arier« war lange Zeit, nachdem die Perser sie verlassen hatten, nach wie vor Wohnstätte stolzer Männer, die im Vergleich mit ihren Vettern im Zagros vielleicht rückständig, aber doch reich waren, außerdem grobschlächtig und äußerst kriegerisch. Sobald es Kyros gelungen war, sie zur Unterwerfung zu zwingen, wurden sie für ihn zu einer großartigen neuen Ressource an Menschen und Reichtum. Dieses Hinterland verlor seinen sonderbaren Charakter nie vollständig, denn ihr neuer Herrscher achtete in seiner gewohnten chamäleonhaften Anpassungsfähigkeit sorgfältig darauf, sich als Erbe der Traditionen in dieser Region darzustellen. Er ließ die lokalen Adligen ihre rüpelhaften Methoden weiterbetreiben, wenn auch das jetzt im Interesse des persischen Königs geschah. Die von Kyros auferlegte Ordnung war zwar sehr maßvoll, aber doch geschickt auf seine Bedürfnisse abgestellt. Es ging ihm dabei nicht allein um Truppen und Gold, sondern auch um eine Pufferzone. Ein gewaltiger Bogen von persischen Provinzen, der vom Hindukusch bis zum Aralsee reichte, diente dazu, Persien im Nordosten, wo es von jeher am verwundbarsten war, gegen Eindringlinge abzusichern. Diese Grenze stand vorher räuberischen Überfällen aus den Steppen Zentralasiens weit offen. Die Regionen Gandhara, Baktrien und Sogdiana waren einst Brutstätten der Bedrohung und Unsicherheit. Jetzt waren sie zu Bollwerken der persischen Macht aufgestiegen.

Auch in vielfacher anderer Hinsicht waren sie Bollwerke. Wilde gehörten,

wie alle zivilisierten Völker übereinstimmend meinten, genau dorthin, wohin Kyros sie verbannt hatte: in die entfernte Einöde am Rand des Erdkreises. Was andernfalls geschehen konnte, blieb noch immer der Stoff, aus dem Alpträume sind. Die Meder kannten zum Beispiel in ihrer Überlieferung unheimliche volkstümliche Legenden, wie ihr Reich auf dem Höhepunkt seiner Macht der Willkür der schlitzäugigen Saken unterworfen war, eines berüchtigt brutalen Volks, das so grausam und ungezähmt war wie die Steppen, aus denen es kam. Die Saken hatten Medien 28 Jahre lang unterdrückt. Daher herrschte höchstes Entsetzen, als Kyros von Sogdiana aus in das heutige Kasachstan vordrang und dort auf eben dieses dämonische Volk aus der medischen Legende traf. Man konnte sie leicht erkennen an ihren hohen spitzen Kappen und ihrer furchterregenden Geschicklichkeit im Umgang mit der Axt. Ein Anführer der Saken, den Kyros gefangengenommen hatte und mit bemerkenswerter Großzügigkeit behandelte, unterwarf sich dem Angreifer, und sein Volk trat in die Dienste der Perser, um bald zur aggressivsten Truppe im Heer des Reichs zu werden. Aber das war nur ein einzelner Stamm. Jenseits seines Gebiets lagen weitere Ebenen, öde und von Räubern heimgesucht. Ihre unermessliche Ausdehnung spotete der Vorstellungskraft eines Menschen, selbst wenn es sich um den größten Eroberer aller Zeiten handelte. Wie weit sie sich erstreckten, konnte niemand mit Sicherheit sagen, noch wußte man, was man an ihrem Ende finden würde. Dort hausten Drachen, sagten einige, und Menschen mit Bocksfüßen, und es gab gefrorenes Brachland, wo die Einwohner jedes Jahr für sechs Monate Winterschlaf hielten. Noch weiter dahinter umschloß der große Fluß Rangha die bewohnte Welt, so breit wie der unermessliche Ozean.²⁶ Kyros durchquerte die eintönigen Steppen, aber er hatte gewiß nicht die Absicht, so weit vorzudringen. Als er schließlich auf einen breiten Fluß stieß, der ihm den Weg abschnitt, machte er am Ufer halt und beschloß zwischen Schlammbänken und Mückenschwärmen, seinen Vormarsch zu beenden. Der Fluß selbst, der Jaxartes, war flach, mit vielen Inseln in der Flußmitte; deshalb bot er nur eine schwache natürliche Grenze. Um den Mangel der Natur auszugleichen, befahl Kyros, sieben Grenzstädte zu errichten, von denen er die größte nach seinem eigenen Namen benannte: Kurushkath, »Stadt des Kyros«, griechisch Kyropolis.²⁷ Seitdem trug die konturenlose Wildnis der Steppen wie ein Sklave das Brandzeichen des persischen Königs.

Das Brandzeichen seiner Herrschaft auf dem Land der Saken sollte eine zweifache und gebieterische Botschaft sein: Nie wieder durften wilde Krieger-

banden vom jenseitigen Ufer des Jaxartes in den Süden des Reichs einfallen, und nie wieder sollten die Menschen diesseits des Stroms um ihre Sicherheit fürchten müssen. Stets war es die Strategie des Kyros, den Feinden zu drohen und seinen Sklaven ein Gefühl der Sicherheit zu vermitteln. Im Jahr 540 v. Chr., nachdem er die Ostgrenze gefestigt hatte, war er so weit, diese Strategie ihrer größten Bewährungsprobe auszusetzen. Als er in den Zagros zurückgekehrt war, richtete er seinen beutegierigen Blick auf ein Ziel, das jeden ehrgeizigen Eroberer magisch anzog: die fruchtbare Ebene des heutigen Südirak, die sich von Assyrien bis zum Persischen Golf erstreckte und seit Anbeginn der Zeiten der geeignete Ort zur Gründung mächtiger Städte war. Niemand konnte sich wirklich als Herr des Erdkreises rühmen und preisen lassen, bevor er dessen ältestes Herzstück unterworfen hatte. Das wußte der Emporkömmling Kyros nur allzu gut. Doch er wird auch gewußt haben, daß die Bewohner dieses Landes keine rückständigen Stämme aus den Grenzregionen waren, die auf die Propaganda von Despoten hereinfließen. Vielmehr hielten sie ihrerseits die Perser für Wilde. Als Mann mit Erfahrung in der Widerlegung feindlicher Vorurteile beschloß er, diese neue Herausforderung frontal anzugehen. Als er in das feindliche Gebiet eindrang, behauptete er, es zu verteidigen. An der Spitze einer gewaltigen Armee gab er vor, ein Vorkämpfer des Friedens zu sein. Und überall stieß er auf Festungen, die ihm ihre Tore öffneten.

Angesichts der militärischen Stärke der Perser war das im Grund die einzig vernünftige Möglichkeit, die sich den Verteidigern bot. Ein Heer, das versucht hatte, sich den Angreifern zu widersetzen, wurde vollständig vernichtet. Wie Kyros in Lydien bewies, war er gelegentlichen Akten der Grausamkeit nicht abgeneigt, wenn er den Eindruck hatte, daß sie einem heilsamen Zweck dienen könnten. Aber im großen und ganzen zog er es bei weitem vor, den hochtrabenden Ansprüchen seiner Propaganda zu entsprechen. Sobald seine Herrschaft einmal gesichert war, gab es keine Massenverfolgungen mehr. Hinrichtungen wurden auf das Mindestmaß begrenzt. Seine Befehle waren in einen gemäßigten und gütigen Ton gekleidet. In den Städten mit ihren vielen Tempeln und dem Duft von Weihrauch gab sich Kyros als Urbild von »Recht-schaffenheit und Gerechtigkeit«, und seine »universelle Herrschaft« stellte er als den Lohn der Götter hin.²⁸ Aber welche Götter waren das eigentlich? Ohne Hemmungen posierte Kyros als Günstling aller Götter. Die verschiedensten Priesterschaften drängten sich pflichtschuldig, ihn als ihren Schutzherrn zu feiern, und die verschiedensten Völker grüßten ihn als Erben ihrer Sitten und

ihrer Anliegen – der makellose Goldglanz auf seiner Weltherrschaft. Für den Stammesfürsten dieser Emporkömmlinge, der Achämeniden, war es gewiß ein Triumph, Schutzherr altehrwürdiger Städte wie Ur und Uruk zu sein. Sogar in deren Aufzeichnungen, die doch bis an den Beginn der Zeiten zurückreichten, war kein anderer Mann erwähnt, der es so schnell so weit gebracht hatte.

Für viele hatte dieses Wunder unausweichlich etwas Furchteinflößendes oder sogar Unheimliches an sich. Als Kyros am Ende in der Schlacht fiel, war er 70 Jahre alt, und sein Hunger nach Eroberungen war noch immer nicht gestillt. Der Tod ereilte ihn dann nördlich des Jaxartes, weit hinter den Grenzen, die er seinem eigenen Ehrgeiz einst gesetzt hatte.²⁹ Im Überschwang ihres Sieges soll die Königin des Stammes, der ihn getötet hatte, angeblich seinem Leichnam den Kopf abgeschlagen und ihn in einen mit Blut gefüllten Weinschlauch getaucht haben, um den Durst des alten Mannes endlich zu stillen. Damit wurde Kyros als einer jener Geister dargestellt, wie sie seit langem in der Phantasiewelt des Vorderen Orients herumspukten – Dämonen der Nacht, die ewigen Hunger nach Menschenfleisch verspürten. Unter all den Völkern, die sich ihm unterworfen hatten, sollte sich aber eine ganz andere Überlieferung halten. Man erinnerte sich an Kyros, der die Welt erschüttert hatte, mit fast grenzenloser Bewunderung als an einen Mann von ungewöhnlichem Adel des Charakters und als den Architekten eines Weltfriedens. Selbst bei seinen schärfsten Gegnern strahlte der Ruhm des Gründers noch jahrhundertlang über dem persischen Reich. »Denn er unterschied sich von allen anderen Königen.« Das war das Urteil des Atheners Xenophon, der fast 200 Jahre nach dem Tod des Kyros schrieb. »Es gelang ihm, in allen Menschen den heftigen Wunsch zu wecken, ihm gefällig zu sein, so daß sie es stets für richtig hielten, sich seiner Entscheidung zu beugen.«³⁰ Das ist ein erstaunliches Urteil, könnte man meinen, denn Kyros hatte doch die Welt ebenso verführt, wie er sich ihr mit Gewalt aufgedrängt hatte. Er überzeugte eine Vielzahl verschiedener Völker davon, daß er sie verstand, respektierte und ihre Zuneigung gewinnen wollte. Kein anderes Reich war je zuvor auf solchen Grundlagen errichtet worden. Kein Eroberer stellte je zuvor soviel Gnade und soviel Zurückhaltung zur Schau.

Das war das Genie des Kyros, und sein Lohn bestand in einer Herrschaft, deren Ausmaß auch die kühnsten Träume überstieg.

Mein Bruder, wo bist du?

Er starb im Sommer 529 v. Chr. Sein Leichnam, den man von dem Stamm, der ihn getötet hatte, freikaufte, war nach Persien zurückgebracht worden, wo ein gewaltiges steinernes Grabmal bereitstand, ihn aufzunehmen. Das Gebäude war nach der Legende an genau derselben Stelle errichtet, wo Astyages seine entscheidende Niederlage erlitt, und war nur eines von mehreren Bauwerken, die Kyros im Umkreis gestiftet hatte. Der Platz war weniger eine Stadt als eine Ansammlung von Palästen, Häusern und Gärten; auch wenn er ein umfassendes Zeugnis persischer Größe ablegte, hinterließ er zugleich einen Eindruck davon, wie ungeordnet und überstürzt dieser Aufstieg damals vor sich ging. Jenseits der Bauwerke durchstreiften noch immer Viehherden die öde Landschaft der weiten Hügel und Ebenen. Winde fegten über das eintönige Land und bedeckten die vergoldeten Türen und Säulen mit Staub. Sogar die Palastanlage, obwohl aus Stein gebaut, erinnerte in ihrer Raumaufteilung recht deutlich an Lager und Zelte. Mit gutem Grund hieß der Ort allgemein Pasargadai und trug damit den Namen des Stammes des Kyros. Es war eigentlich kein Widerspruch, daß auch ein Nomade seine Wurzeln haben konnte.

Jetzt, nach dem Tod des Kyros, würde das Geschiebe um die Macht zwischen den Stämmen der Perser Millionen Menschen betreffen. Konnte ein Nachfolger darauf hoffen, den Platz des Kyros einzunehmen, oder war das Perserreich, dem plötzlich das Charisma seines Führers fehlte, dazu bestimmt, so schnell wieder zu verschwinden wie es aufgetaucht war? Wie die Chronik unzähliger untergegangener Reiche belegte, war der Tod eines Königs auch für die größte Monarchie ein unheilswangerer Moment. In der natürlichen Begeisterung des Dynasten für Nachwuchs hatte Kyros drei Töchter gezeugt und, noch wichtiger, zwei Söhne. Aber damit war noch nichts gewonnen. Für ein großes Reich wie für einen Nomadenstamm konnten zahlreiche Erben genauso das Verderben bringen wie gar kein Erbe.

Mit seinem üblichen Weitblick erkannte Kyros die Gefahr und versuchte, Vorkehrungen zu treffen, indem er seine beiden Söhne ausdrücklich ermutigte. Vor seinem Tod ernannte er den älteren Sohn Kambyses zum Kronprinzen, und den jüngeren, Bardiya, zum Statthalter in Baktrien. Das war die größte und wichtigste Provinz im Osten, und selbst wenn Bardiya nicht die hohe Tiara, *kidaris*, tragen durfte als Zeichen königlicher Macht, war er doch von allen

Tributzahlungen befreit. Als Privileg war das wahrhaft einem König angemessen. Ob durch diese hohe Ehrung Groll und Neid auf seinen Bruder besänftigt waren oder ob sie ihn mehr denn je dazu trieben, den königlichen Rang anzustreben, mußte die Zeit erweisen. Jedenfalls hatte Kyros der Welt seine Pläne, wie sie künftig aussehen sollte, bekanntgegeben: Kambyzes sollte den Platz auf dem Thron des persischen Reiches einnehmen und Bardiya ihm dabei zur Seite stehen. Niemand sonst sollte den geringsten Anteil an der Macht haben. Um diesen Punkt ganz deutlich zu machen, wurde eine skandalöse Eheschließung zwischen Kambyzes und seinen beiden älteren Schwestern Atossa und Roxane veranlaßt. Dieses Schauspiel des Inzests war ohne Vorbild in der persischen Tradition, aber die Ambitionen jeder anderen Adelsfamilie waren damit auf zufriedenstellende Weise abgeblockt.³¹ Wer war schließlich der Töchter des Kyros würdiger als sein eigener Sohn? Die Nachkommenschaft des großen Eroberers war etwas Kostbares geworden, wie eine Quelle, über die die Mager wachten, oder die Flamme eines heiligen Feuers, und sie mußte von jeder Verunreinigung freigehalten werden.

Noch als der Leichnam des Kyros unter den Gebeten und Klagen der ihm folgenden Mager in einem goldenen Sarkophag und seiner genau zur aufgehenden Sonne hin orientierten Grabstätte zur letzten Ruhe gebettet wurde, schickte Kambyzes sich an, Anspruch auf sein Geburtsrecht zu erheben. Die Weltherrschaft war nun sein Erbteil. Als er seinen Platz auf dem Thron seines Vaters einnahm, mögen sich zwar manche Augen auf seinen Bruder gerichtet haben, aber Bardiya, der in der Statthalterschaft über sein großes Lehen im Osten bestätigt worden war, ließ kein Zeichen irgendeiner hochverräterischen Absicht erkennen. Der letzte Wille und das Testament des Kyros erwiesen sich als höchst geschickt angelegt. Beide Brüder konnten aus dem Zusammenspiel ihrer Interessen viel Gewinn ziehen. Man hätte meinen können, daß Kambyzes es als seine erste Aufgabe betrachtete, den Tod seines Vaters zu rächen, aber dazu hätte er eine große Armee in die östlichen Provinzen führen und damit den offenen Widerwillen seines Bruders erregen müssen. Ebenso hätte man meinen können, daß Bardiya, der über eine bedrohliche Machtbasis verfügte, versuchte, weitere Privilegien von Kambyzes zu erzwingen, aber damit hätte er den offenen Zorn des neuen Königs riskiert. Ob es nun eine stillschweigende Übereinkunft gab oder nicht, die beiden Brüder bildeten eine feste Einheit. Bardiya blieb in seiner Provinz ungestört, aber dafür deckte er seinem Bruder im Rücken.³² Kambyzes, der genauso ehrgeizig und eroberungslustig war wie

sein Vater, führte seine Truppen nicht gegen die verarmten Stämme, die Kyros getötet hatten, sondern gegen ein Königreich am anderen Ende der Grenzen seines Reichs. Dort lag ein Land, das reich an Gold war und an überaus prachtvollen Tempeln, die einzige Großmacht der alten Weltordnung, die überlebt hatte, und dazu die zeitloseste und gefeiertste von allen. Er wollte gegen Ägypten in den Krieg ziehen.

Ein solcher Feldzug konnte natürlich nicht vom Zaun gebrochen werden. Die Macht der Pharaonen hatte zwar im Vergleich viel von ihrem früheren Glanz eingebüßt, nachdem sie von der Unterstützung unfähiger Söldner abhängig geworden waren und allzu mächtige Tempelpriester sie um ihre Reichtümer gebracht hatten, aber sie anzugreifen war noch immer eine gewaltige Herausforderung. Kambyzes verwandte vier Jahre auf die Vorbereitung des Feldzugs. Die Völker, die dem Reich untertan waren, wurden gezwungen, Tribut und Rekruten zu liefern. Schiffe wurden gebaut oder requiriert, und zum ersten Mal in der Geschichte des Landes kommandierte ein persischer König eine große, schlagkräftige Flotte. Informationen wurden gesammelt und sorgfältig analysiert. Als die Perser schließlich mit den Ägyptern in der Schlacht zusammentrafen, hatten sie angeblich Katzen auf ihre Schilde gebunden und damit die Bogenschützen ihrer Gegner, für die diese Tiere heilig waren, in einen Zustand wütender Lähmung versetzt.³³ Das führte zum Sieg der Perser. Pelusion, das Tor nach Ägypten, wurde erstürmt, und man ließ die Leichen der besiegten Gegner im Sand liegen. Noch ein Jahrhundert später konnte man ihre verstreuten Knochen sehen. Und das Heer des Kambyzes war natürlich nicht die einzige Speerspitze des Angriffs. In der Zwischenzeit glitt die Kriegsflotte an der Küste entlang. In einer perfekt koordinierten Bewegung der Flotte und des Heeres, die sich gegenseitig Deckung gaben, rückten die Perser vor, um ihre goldene Beute zu erjagen. Jeder Widerstand wurde brutal unterdrückt. Ägypten mußte sich unterwerfen. Sein Volk grüßte den »Großen König aus den fremden Landen« als Pharao.

Aber dieser schnelle Sieg des Kambyzes war trügerisch. Ein so altes und so geheimnisvolles Land wie Ägypten wurde nicht so leicht in irgendein anderes Reich eingegliedert. Einige Maßnahmen waren leicht zu treffen, wie etwa die, daß die Beiträge einer Stadt dazu verwendet wurden, die persischen Königinnen und Schwestern mit Schuhwerk auszustatten.³⁴ Andere dagegen begannen bald, Kambyzes in eine Art Treibsand zu ziehen. Veränderungen waren in Ägypten nie eine einfache Sache gewesen, und es zeigte sich, daß die dringendste

Aufgabe, die Priesterschaft zu zähmen und zu besteuern, auch am schwersten zu bewältigen war. Dem Perser, der auf eine Weise brutal war, wie es die Pharaonen nie gewagt hatten, gelang es zwar, Abgaben von den übermächtigen Tempelgütern einzutreiben, aber seine Anstrengungen kosteten ihn vier Jahre Einsatz und brachten ihm natürlich die ewige Feindschaft der Priester ein. Sie scheuten keine Mühe, ihn anzuschwärzen, und Kambyzes galt für alle Zeiten in Ägypten als ein Wahnsinniger, der mordlustig war und die Götter mit abfälligen Sprüchen verhöhnte. Gelegentlich wurde er sogar beschuldigt, diese beiden Neigungen miteinander zu verbinden, wie zum Beispiel einmal, als er einen Stier, der von den Ägyptern als göttlich verehrt wurde, angespuckt haben soll.

Das waren indes Lügen, alles Lügen. Kambyzes hatte das heilige Tier keineswegs verhöhnt, wie die geifernde Propaganda seiner Gegner es wollte, sondern vorbildlichen Anstand an den Tag gelegt und angeordnet, daß der tote Stier einbalsamiert und in allen Ehren beigesetzt werden solle. Wie schon Kyros wollte er sich als gewissenhaft und respektvoll gegenüber fremden Göttern zeigen, so seltsam sie auch waren. Schließlich war er als Pharaon nun selbst ein Sohn des Gottes Ra. Einem Mann, dessen Landsleute nur eine Generation früher noch Hosen aus Leder getragen hatten, mußten die großartigen ägyptischen Traditionen in ihrer einzigartigen Heiligkeit Anlaß zu tiefem Nachdenken gegeben haben. Das war vielleicht alles zu hochfliegend, denn während die ägyptische Priesterschaft Kambyzes als einen wahnsinnigen Unterdrücker zu betrachten begann, gab es ähnliche und sehr viel folgenreichere Überlegungen auch auf seiten der persischen Stammesfürsten. Auch als Welteneroberer hatte Kyros seine Wurzeln nie vergessen, und man hatte ihn dafür geliebt und »Vater« seines Volks genannt. Kambyzes dagegen blieb später den Persern ganz anders in Erinnerung, als »grausam und hochmütig«, und sie nannten ihn einen »Despoten«.³⁵ Zum Beweis wurden außerordentliche Beispiele seiner Grausamkeit berichtet. So hatte er angeblich seinen Mundschenk beim Übungsschießen als Zielscheibe benutzt und durchbohrt, oder er hatte zwölf Adlige bei lebendigem Leibe und mit dem Gesicht nach unten begraben lassen. Sind das nur weitere Verleumdungen? Das mag sein, und doch spiegeln sie sicher Erinnerungen an eine echte Krise eines Königs wider, der keinen Anflug von Opposition duldete und fest entschlossen war, den Willen rivalisierender Stammesfürsten zu brechen. Viele von ihnen waren mit in das ägyptische Abenteuer gezogen und befanden sich unter sicherer Bewachung an der Seite des Kamby-

ses, wo sie dem König zugleich als Hilfe und als Geiseln dienen konnten. Aber nicht alle waren in Ägypten. Auch in Abwesenheit des Hofes blieb Persien die sicherste Machtbasis des Königs. Wer die Herrschaft über das Kernland fest in Händen hielt, der konnte auch das weit entfernte Reich beherrschen. Die lange Abwesenheit des Kambyzes in Ägypten trug allerdings dazu bei, daß aus solchen Betrachtungen zunehmend verlockende Berechnungen wurden. Man begann in den Stammgebieten der Perser heimlich von Verrat zu sprechen.

Drei Jahrzehnte zuvor waren die medischen Stammesfürsten bei ihrem verzweifelten Versuch, Astyages zu stürzen, darauf angewiesen, einen Fremden als König zu dulden. Der persische Adel hatte dagegen eine annehmbarere Lösung zur Hand, als sie unter der Herrschsucht des Kambyzes zu leiden hatten. Bardiya war nicht nur der Sohn des Großen Kyros, sondern er besaß auch – und das war genauso wichtig – alle Eigenschaften, die die Perser an einem König am meisten bewunderten. Seine körperliche Stärke hatte ihm den Namen »Tanyoxarkes«, der »Breitschultrige«, eingetragen, und seine Geschicklichkeit mit Pfeil und Bogen, der bevorzugten persischen Waffe, war legendär.³⁶ Daß er fast zehn Jahre lang Herr der unruhigen östlichen Landstriche geblieben war, bewies seine Talente als Kriegsherr. Auch in anderer Hinsicht hatte Bardiya sich als ein würdiger Sohn seines Vaters erwiesen. Wie Kyros konnte er scheinbar genausogut versöhnen wie kämpfen. Er zeigte Verständnis für die Anliegen der persischen Aristokratie und trat zugleich für die unterworfenen Völker ein, die zunehmend unter der Last der Forderungen des Kambyzes litten. Indem er es den einflußreichen Leuten zuflüsterte, begann Bardiya eine verblüffende Maßnahme ins Gespräch zu bringen: Warum sollten die Untertanen des persischen Volks nicht für vielleicht drei Jahre von Tributzahlungen und weiteren Aushebungen für den König befreit werden? Kambyzes hätte dem natürlich nie zugestimmt. Aber ein neuer König? Ein neuer König könnte damit einverstanden sein ...

Ein solcher Aufruhr konnte kaum für lange Zeit verborgen bleiben. Überall gab es Spione. Kambyzes, dessen Eroberungen in Afrika inzwischen gesichert waren, wurde sich nun abrupt der Gefahr in seinem Rücken bewußt. Auch wenn er große Leistungen erbracht hatte, die zur Ausweitung der Herrschaft des persischen Volks bis weit in die Libysche Wüste und sogar ins Land der legendären Äthiopier geführt hatte, die von erstaunlicher Körpergröße und Schönheit waren,³⁷ hatte seine Abwesenheit von der persischen Heimat zu lange gedauert. Als er zu Beginn des Jahres 522 v. Chr. endlich zum langen

Rückweg nach Persien aufgebrochen war, befand er sich in einem verzweifelten Rennen gegen die Zeit. Obwohl er seine Elitetruppen und dazu einen großen Teil der Aristokratie noch bei sich hatte, entglitten die Ereignisse seiner Kontrolle. Am 11. März erhob Bardiya offiziell Anspruch auf den Thron. Einen Monat später wurde er in sämtlichen östlichen Provinzen zum König ausgerufen.³⁸ Sollte das Perserreich, das Kyros zu solchen Höhen des Ruhms geführt hatte, nun durch den Ehrgeiz seiner eigenen Söhne zerschlagen werden, in zwei Hälften zerbrechen oder vielleicht sogar völlig zugrunde gehen? Es schien kein Entrinnen vor dem drohenden Brudermord zu geben.

Und dann geschah ein Unfall – oder doch etwas, das ganz nach einem Unfall aussah.³⁹ Als Kambyses bei seinem Vormarsch durch Syrien mit Ungestüm aufsaß, verletzte er sich, wie man berichtete, mit seinem eigenen Schwert an der Hüfte. Er bekam Wundbrand. In nur wenigen Tagen war er tot – ein erstaunlicher und unglücklicher Zufall, und er kam gewiß zu einem äußerst passenden Zeitpunkt. Der offensichtliche Nutznießer war Bardiya, der nun als einziger männlicher Erbe des Kyros übrigblieb und zugleich nach Recht und Macht König war. All das hatten die Mager vorhergesehen: Rhoxane brachte ein kopfloses Kind zur Welt, was sie als Vorzeichen eines Erlöschens der Linie des Kambyses deuteten. Die ägyptischen Priester dagegen, die boshafter und erfindungsreicher waren, flüsterten sich hinter vorgehaltener Hand zu, daß Kambyses diesen Schrecken selbst über sich gebracht habe, denn er habe seine Frau und Schwester in den Bauch getreten und dabei nicht nur das ungeborene Kind, sondern auch die Königin zu Tode gebracht. In der Kinderlosigkeit des Kambyses schien jetzt eine willkommene Gelegenheit zum Frieden zu liegen, und Bardiya ging schnell ans Werk, um sie zu ergreifen. Im Juli wurde er von den Magern offiziell in sein königliches Amt eingeführt, und er trug dabei die Kleider seines Vaters und die königliche *kidaris*. Zugleich heiratete er Atossa, die überlebende der Schwesterfrauen des Kambyses. Nachfolge und Fortleben der Familie schienen nun beide gesichert. Wer anders war schließlich noch da, um Bardiya die Weltherrschaft streitig zu machen?

Aber während der neue König sich im Vertrauen auf seine überlegene Macht für den Sommer ins kühle Ekbatana zurückzog, schwirrten Verschwörung und Gerüchte weiter durch die glühend heißen Ebenen des tiefer gelegenen Landes.⁴⁰ Ob es nun ein Unfall war oder nicht, der Tod des Kambyses bot auch anderen außer Bardiya erschreckend verführerische Möglichkeiten. Auf der Königsstraße, die von Syrien zum Zagros führte, stand die königliche Armee

nun ohne oberste Führung da. Aber wie lange? Die ranghöchsten Offiziere und Söhne der großen Familien waren gestählt von den Schlachten des afrikanischen Abenteuers zurückgekehrt, und sie waren trotz ihrer jungen Jahre häufig eingehend mit der Verwaltung der Macht vertraut. Der »Lanzenträger« des Kambyes etwa, einen entfernter Vetter namens Dareios, war erst 28 Jahre alt. Der militärische Rang wurde am persischen Hof durch die Nähe zur Person des König bestimmt, und so war der Titel des jungen Dareios keineswegs ein Anzeichen für geringen Status, sondern eine glänzvolle, angesehene Ehrung. Sie kennzeichnete ihn als eine der einflußreichsten Persönlichkeiten bei Hofe und ließ ihn an den heikelsten königlichen Geheimnissen teilhaben. In den Wochen vor dem Tod des Kambyes konnte er nicht besser plaziert sein, um geheime Informationen über den Staatsstreich zu sammeln.

Zu sammeln und zu analysieren. Denn Dareios konnte mit dem unbarmherzigen Blick des geborenen Politikers erkennen, daß Bardiya keine so starke Position hatte, wie es ursprünglich aussah. Die Gefolgschaft der Stammesfürsten war uneinig und unsicher. Das Programm einer Reform des Tributs, so willkommen sie auch bei den unterworfenen Völkern war, konnte sich bei der persischen Führungsschicht kaum als sehr populär erweisen. Sofern Bardiya nicht wollte, daß seine Kassen sich leerten, mußte er den Verlust an Einkünften irgendwie ausgleichen. Da er nicht politischen Selbstmord begehen mochte, konnte er kaum seiner eigenen Gefolgschaft die Daumenschrauben anlegen, aber nachdem ein großer Teil der Aristokratie sich weit entfernt in Syrien und auf der Seite des Kambyes befand, war eine andere Geldquelle scheinbar leicht zu erschließen. Der Landbesitz derer, die als Gegner Bardiyas galten, »ihr Weideland und ihre Herden, ihre Sklaven und ihre Häuser«, ⁴¹ wurden allesamt beschlagnahmt. Aber dieser außerordentliche Ertrag, so notwendig er auch war, hatte einen folgenschweren Preis. Die Spaltung innerhalb der Aristokratie wurde dadurch verstärkt. In den Augen vieler Perser hatte sich Bardiya selbst erniedrigt und war »eine Schmach für sein Land und seinen angestammten Thron«. ⁴² Ein König war in diesem Sommer bereits gestorben; nun wurden eilige Vorbereitungen für die Beseitigung eines zweiten getroffen.

Die Verschwörer waren insgesamt sieben an der Zahl. Alle waren von allerhöchstem Rang. Dareios, der junge Lanzenträger des Kambyes und Achämenide, befand sich unter ihnen. Die Zugehörigkeit zu der wichtigsten Familie der Perser garantierte ihm aber nicht die Führerschaft unter den Anstiftern der Rebellion, denn er mußte sie mit einem zweiten Verschwörer teilen, einem

reichen Würdenträger namens Otanes, der ebenfalls ein Auge auf den Thron geworfen hatte. Darüber hinaus war es nach der späteren Überlieferung Otanes, der die Verschwörung als erster anregte, und Dareios war erst in zweiter Linie aufgefordert worden, sich zu beteiligen. Doch diese Version weist einige Unstimmigkeiten auf. Als angeblich erst spät Beteiligter fand Dareios mit erstaunlicher Schnelligkeit Anerkennung als der Mittelpunkt der Verschwörung. Seine Stellung scheint von Anfang an entscheidend gewesen zu sein. Er war durch Blutsbande mit Kyros verbunden, und er stand auch im Zentrum des Netzes, das die sieben Verschwörer miteinander verband. Einer von ihnen, Gobryas, war zugleich sein Schwiegervater *und* der Mann seiner Schwester. Die beiden konnten kaum enger durch Eheschließungen verbunden sein. Der Bruder des Dareios, Artaphernes, ein Mann von seltenem Wagemut und besonderer Intelligenz, gehörte zwar nicht zum engsten Kreis der führenden Verschwörer, aber er war doch bereit, allem zu folgen, was beschlossen wurde. Das sind deutliche Hinweise darauf, daß es sich um eine Familienangelegenheit handelte. Wo man auch hinschaut, taucht Dareios als Anführer des Anschlags auf.

Warum wird dann immer wieder hervorgehoben, daß er nicht von Anfang an beteiligt war? Welchen Vorteil konnte er von der offensichtlichen Verwirrung der zeitlichen Abfolge haben? Oder, um die Frage direkt zu stellen: Was hatte er zu verbergen? Eine naheliegende und schwerwiegende Antwort drängt sich auf: Königsmord. Wer war schließlich besser in der Lage, den Mord an einem König zu planen, als der Lanzenträger des Königs? Einen solchen Akt des Verrats hätten sogar die Feinde des Kambyses als unannehmbar betrachtet. Auch wenn Dareios sich bald als ebenso wagemutig wie rücksichtslos erweisen sollte, hat er sich nie seiner Verbrechen gerühmt. Demzufolge bleibt uns die Wahrheit über seine Schuld oder Unschuld für immer verborgen.⁴³ Doch während der Anteil des Dareios am Tod des Kambyses als offene Frage betrachtet werden muß, ist die Rolle, die er bei der weiteren Planung des Anschlags auf Bardiya spielte, sicherer zu fassen. Als Otanes auf ein vorsichtiges Vorgehen drängte und vorschlug, weitere Verschwörer anzuwerben, um auf Zeit zu spielen, trat Dareios für sofortiges Handeln ein. Sie sollten, so verlangte er mit Nachdruck, sich nicht auf die Kraft der größeren Zahl verlassen, sondern auf Schnelligkeit und den Überraschungseffekt. Wenn sie zögerten, würden sie ihren Vorsprung verlieren. Je kühner sie vorgingen, desto größer sei ihre Aussicht auf Erfolg.

Mit seinem Bruder Artaphernes und einer Mehrheit der sieben Mitverschwörer, die ihn unterstützten, setzte sich Dareios durch. Sein Kalkül war zutreffend. Es bot sich in der Tat eine seltene Gelegenheit zum Handeln. Als die Verschwörer und ihr Gefolge sich auf der Straße von Chorassan dem Vorgebirge des Zagros näherten, mögen sie gespürt haben, wie sie die glühende Sommerhitze der Ebene allmählich hinter sich ließen. Der Herbst nahte. Bald mußte der König von den Bergen herunterkommen. Wenn das Mordkommando ihn in offenem Gelände irgendwo an der Straße zwischen Ekbatana und dem Zentrum der königlichen Macht in Persien aus dem Hinterhalt angriff, dann konnte man sich seiner relativ leicht entledigen. Die sieben Verschwörer und ihre Komplizen, allesamt erfahrene Reiter (es gab keinen einzigen persischen Adligen, der nicht im Sattel aufwuchs), ritten in rasendem Galopp davon, um ihre günstige Gelegenheit nicht zu verpassen. Anfang September waren sie an der Grenze Mediens angekommen. Vor ihnen lag die Straße von Chorassan, die sich durch die Berge hinauf nach Ekbatana schlängelte. Und irgendwo vor ihnen befand sich Bardiya auf dem Weg ins Tal.

Neuigkeiten von seinem Vormarsch waren leicht zu erfahren. Die Straße war immer sehr belebt. Kaufleute, die von der Festigung der persischen Herrschaft profitierten, drängten sich in steigender Zahl auf dieser großen Verkehrsader. Es gab viele Geschäftsleute aus den reichen Handelsstädten der Ebene; ihre exotischen Sprachen mischten sich wie im fernen Babylon, und, die Karawanen ihrer schwerbeladenen, aneinandergebundenen Packtiere trampelten mit vielen Hufen auf der Straße.⁴⁴ Die Leute, die von Ekbatana herunterkamen, mögen den Verschwörern versichert haben, daß der König seine Sommerresidenz in der Tat verlassen und sich auf den Weg begeben hatte, und daß er sich nicht weit hinter ihnen befand. Dann, als sie Bardiya immer näher kamen, mag das Straßenbild immer abwechslungsreicher geworden sein, mit den Lakaïen und dem Gefolge des Königs, die man in ihren prächtigen Uniformen und mit ihren sorgfältig gelockten Bärten und Haaren nun immer häufiger sah. Ihre pfauenhafte Aufmachung kündigte den Reisenden die Nähe ihres Herrn an, des Königs von Persien, des Weltherrschers.

Doch mitten in all dem Lärm, den Trompetenstößen und den vielen Farben gab es auch noch Spuren einer viel älteren Ordnung. Gegen Ende September, als die Verschwörer an der Nordseite Nisaias vorbeieilten, dem fruchtbaren aller Täler des Zagros, konnten sie das faszinierendste Beispiel für diese Tradition beobachten. Fern allen Höflingen und Karawanen auf der gro-

ßen Straße tat sich auf dem kleereichen Weideland eine Szenerie auf, die zahllosen Generationen vertraut war und eine Erinnerung an Lebensformen darstellte, die noch älter waren als Medien selbst. Auf der ganzen Ebene wimmelte es von Pferden – weißen Pferden. Angeblich waren es bis zu 160 000 Tiere. Das war dieselbe Pferderasse, die zwei Jahrhunderte zuvor als Tribut an die Assyrer abgeliefert wurde, als »die besten und größten Pferde der Welt«. ⁴⁵ Sogar das märchenhafte Königreich Indien, wo bekanntlich jedes Tier zu erstaunlicher Größe heranwuchs, konnte nichts Vergleichbares aufweisen. Einst waren die Meder Nomaden, und jetzt waren sie Untertanen eines fremden Monarchen, aber als sie über die Ebene Nisaia ritten und zu beiden Seiten der Straße die prachtvollen Herden weiß aufleuchten sahen, wurden sie in ihrem Bewußtsein bestärkt, daß sie noch immer die besten Pferdezüchter waren. Das war für sie ein großer Trost in ihrer bedrückten Lage. Ihre weißen Pferde, die so stark, schnell und schön waren, galten bei den Völkern im Zagros als heilig und waren für sie durch geheimnisvolle Bande der Gemeinschaft mit den Göttern und mit ihrem König verbunden.

Sogar die persischen Eroberer hatten das übernommen. In Pasargadai wurde jeden Monat ein Pferd aus Nisaia vor dem heiligen Grab des Kyros geopfert. Vielleicht war das der Grund, warum Bardiya von der Straße von Chorassan abbog und seine Reise hinunter in die Ebene unterbrach, um sich in der Nähe der Herden aufzuhalten. Ob er Legitimation suchte oder auf ein Zeichen des Himmels wartete, oder vielleicht nur auf die Deutung eines bösen Traums, in Nisaia standen wohl Experten für ihn bereit. Die Mager, Deuter alles Geheimnisvollen, waren auch die Wächter über die heiligen Pferde. Rief Bardiya diese Meister des Rituals zu sich und fragte sie, was die Zukunft ihm bringen könne? Vielleicht war es so. Sicher ist nur, daß am 29. September 522 v. Chr. ein Mann, der sich Bardiya nannte, sich in Nisaia in einer Festung namens Sikyavautish aufhielt und daß dies der Ort war, wo Dareios ihn schließlich einholte.

Was als nächstes geschah, wurde von all denen berichtet, die ihre Abstammung auf einen der sieben Männer an der Spitze des Mordkommandos zurückführten. Über die Jahre müssen zahlreiche Versionen davon in Umlauf gebracht worden sein. Alle stimmen indes darin überein, daß Bardiya vollständig überrascht wurde. Es scheint, daß die Verschwörer und ihr Gefolge in großer Gelassenheit vor die Tore der Festung ritten und ganz einfach verkündeten, daß sie gekommen seien, um den König zu sehen. Die Wachen waren vom Rang der Ankömmlinge völlig eingeschüchtert und beeilten sich, sie einzulassen. Erst im

Hof der Festung, als sie sich dem Quartier des Königs näherten, dachte jemand daran, sie aufzuhalten, aber da war es schon zu spät. Die Mörder überwältigten die Höflinge, die sich ihnen in den Weg stellten, und drangen in das Zimmer Bardiyas ein. Der König befand sich angeblich in Gesellschaft einer Konkubine. Verzweifelt versuchte er, seine Angreifer mit einem abgebrochenen Stuhlbein abzuwehren, aber alles war vergebens. Es wird auch berichtet, daß es der Bruder des Dareios war, der »treue Artaphernes«, der ihm am Ende den entscheidenden Dolchstoß versetzte.⁴⁶

Bardiya, der Sohn des Kyros, König der Perser, sank tot zu Boden.

Eine doppelte Vision

Oder was war wirklich geschehen? Kaum hatten die Mörder ihre blutige Arbeit getan, brachten sie schon selbst eine ganz andere Geschichte in Umlauf. Der Leichnam des Ermordeten wurde zwar nicht öffentlich ausgestellt, aber etwas ganz anderes wurde nun zur allgemeinen Verwunderung enthüllt. Was die Verschwörer vorbrachten, war einfach unglaublich. Der Mann, den sie getötet hatten, behaupteten sie, sei überhaupt nicht Bardiya, der Sohn des Kyros, gewesen. Dieser Bardiya sei schon lange tot. Kambyzes habe in seiner Eifersucht und Wut schon Jahre zuvor angeordnet, ihn hinzurichten. Ohne den Scharfblick des Dareios und seiner Gefährten und ihren Mut, den unerhörten Schwindel aufzudecken, hätte das persische Volk vielleicht nie etwas davon erfahren.

All das warf eine recht naheliegende Frage auf: Wenn der in Sikyavautish ermordete Mann nicht der Sohn des Kyros und der rechtmäßige König war, wer war er dann? Hier wurden die Enthüllungen noch abenteuerlicher. Daß ein Betrüger die Rolle eines Prinzen von königlichem Geblüt gespielt hatte, war schon besorgniserregend genug, aber daß er es jahrelang und sogar unbemerkt von seiner Familie und seiner Umgebung tun konnte, konnte nur ein Ergebnis von schwärzester Hexerei sein. Dann war doch sicherlich ein Mager, der in der Beherrschung des Übernatürlichen Erfahrung besaß, der wahrscheinlichste Verdächtige? Konnte es ein einfacher Zufall sein, daß der Betrüger in Nisaia überrascht wurde, in der Ebene der heiligen Pferde, die allgemein als Zufluchtsort der Mager bekannt war? Wohl kaum, denn der Doppelgänger Bardiyas war, wie die Verschwörer eilig verkündeten, in der Tat ein Mager »mit Namen

Gaumata«. ⁴⁷ Er war vielleicht ein obskurer Schurke von niederer Herkunft, und doch hatte sich seine Hexerei als so wirksam und sein Plan als so kühn erwiesen, daß er mit seinem Betrug fast das Persische Reich für sich gewonnen hätte.

Sensationell aufgebauscht neue Versionen der Geschichte sollten alle Verflechtungen des Skandals an den Tag bringen und ausweiten. Offenbar hatte der Mager trotz aller seiner geheimen Kräfte vergessen, eine entscheidende Einzelheit zu verbergen. Als Strafe für ein nicht näher bekanntes Verbrechen waren ihm lange Zeit zuvor von Kyros die Ohren abgeschnitten worden. Eine Tochter des Otanes und Ehefrau Bardiyas mit Namen Phaidime, die nie Verdacht geschöpft hatte, daß er getötet und durch einen Doppelgänger ersetzt worden sein könnte, hatte eines Abends ihrem Mann über die Seite des Kopfs gestrichen und die schreckliche Wahrheit entdeckt. Als sie ihrem Vater von ihrer Entdeckung berichtete, setzte sie dadurch die Serie von dramatischen Ereignissen in Gang, deren Höhepunkt die Ermordung des Betrügers war. Diese Geschichte erzählte man sich jedenfalls noch Jahre später im ganzen Reich. Und zu dieser Zeit gab es niemanden mehr, der sie widerlegen konnte.

Selbst wenn es in der Mordnacht in Nisaia einen Menschen gegeben hätte, der die Selbstrechtfertigung der Verschwörer hätte in Frage stellen oder auf eine ihrer auffälligeren Unstimmigkeiten hätte hinweisen können, oder fragen, warum man sich des Leichnams des angeblichen Betrügers so schnell entledigte, hätte er es wohl tunlichst vermieden, etwas zu sagen. Während man noch das Blut vom Boden der Festung Sikyavautish aufwischte, war es kaum der richtige Zeitpunkt für Spitzfindigkeiten. Die Verschwörer waren nicht geneigt, abweichende Meinungen zu tolerieren. Dareios' Warnung hätte nicht deutlicher ausfallen können: »Du, der du von nun an König sein sollst, schütze dich mit allen Kräften vor der großen Lüge; der Mann, der ein Gefolgsmann der großen Lüge sein will, den bestrafe streng!« ⁴⁸ Das Ganze war ein glänzender Taschenspielertrick eines Meisters der politischen Strategie. Er sollte dazu dienen, nicht die Mörder, sondern ihre Ankläger in die Defensive zu treiben. Zweifler wurden einfach in die Ecke der Wahrheitsgegner gestellt.

Gerade dies war für jeden Perser ein gefürchtetes, schreckliches Schicksal. Für die Landsleute des Dareios galt der Glaubenssatz, daß sie das ehrlichste Volk der Welt waren. Drei Dinge wurden ihnen beigebracht, sagte man: »Reiten, Bogenschießen und die Wahrheit sagen«. ⁴⁹ Wenn Dareios denen drohte, die seine Geschichte von den Verbrechen des Magers in Zweifel zogen, tat er

das nicht nur, um eine wacklige Angelegenheit zu stützen. Sein Anspruch war sehr viel ehrgeiziger. Nur ein Perser konnte ihn erheben, denn nur ein Perser konnte verstehen, was Wahrheit wirklich bedeutete. Er wußte im Gegensatz zu anderen, unwissenden Völkern, daß die Welt sich ohne Wahrheit auflösen und in ewiger Nacht versinken würde. Sie war mehr als eine Abstraktion oder sogar ein Ideal, sondern vielmehr der eigentliche Stoff der Existenz.

Deshalb hatte der größte aller Götter, Ahura Mazda, Zeit und Schöpfung ins Leben gerufen; und er hatte Arta gezeugt, die Wahrheit, damit sie der Welt eine Ordnung gebe. Ohne Arta hätten ihr Form und Schönheit gefehlt, und die großen Zyklen des Seins, die vom großen Ahura Mazda in Bewegung gesetzt wurden, hätten kein Leben in die Welt bringen können. Dennoch war das Werk der Wahrheit nie vollendet. So wie das Feuer, wenn es zum Himmel aufsteigt, von schwarzem Rauch begleitet wird, so wurde Arta, wie die Perser wußten, vom Schatten Draugas, der Lüge, begleitet. Zwei Ordnungen – die eine die Ordnung der Vollkommenheit, die andere der Falschheit, und jede dabei das Abbild der anderen – waren in einen Widerstreit verwickelt, der so alt war wie die Zeit. Was konnten die Menschen anderes tun, als die Partei Artas gegen Drauga zu ergreifen, der Wahrheit gegen die Lüge, damit das Universum selbst nicht strauchelte und fiel?

»Der elende Schurke, der Täuschung ersinnt, wird Unglück über sein Land bringen«,⁵⁰ war schon in ältester Zeit verkündet worden. Um so tödlicher war dann die Gefahr, wenn ein »elender Schurke« auf irgendeine Weise den Thron seines Landes erobert hatte. Als der Mager die Gestalt Bardiyas annahm und sich für den rechtmäßigen König ausgab, hatte er das Szepter über die Welt Drauga ausgeliefert. Dareios und seine Gefährten hatten, als nach Sikyavautish geritten waren, ein Übel beseitigt, das sehr viel bedrohlicher war als ein einfacher Betrüger. Weit entfernt davon, einen erbärmlichen Putsch zu veranstalten, hatten sie sich nichts Geringeres vorgenommen, als die Weltordnung zu retten und zu erlösen.

Und jetzt, nachdem Gaumata gestürzt und getötet war, wie er es verdiente, stand der Thron verwaist, den er befleckt hatte. Die Zeichen der königlichen Macht – ein Mantel, ein Bogen und ein Schild – harrten in Sikyavautish des rechtmäßigen Besitzers. Aber wer das sein und wie man ihn erkennen konnte, das blieb am Abend des Mordes ein Rätsel. Von den darauffolgenden Ereignissen ist nur ein sehr vager Bericht überliefert: Die Verschwörer seien bei Nacht in die weite Ebene hinausgeritten. An einer vereinbarten Stelle ließen sie ihre

Pferde haltmachen und warteten den Anbruch der Morgendämmerung ab. Als die ersten Sonnenstrahlen über der gezackten Silhouette der Berge im Osten auftauchten, war es das Pferd des Dareios, das sie mit einem Wiehern begrüßte. Sofort glitten seine Gefährten aus ihren Sätteln und fielen zur Huldigung vor ihm auf die Knie. Als die Griechen diese Geschichte später wiederholten, behaupteten sie auch, es sei zwischen den Verschwörern vereinbart worden, »wessen Pferd bei Sonnenaufgang als erstes wiehere, der solle die Herrschaft erhalten«.⁵¹ Sie fügten dann noch hinzu, Dareios habe einen Betrug begangen. Sein Pferdeknecht, so behauptete man, habe seine Finger in die Vulva einer Stute gesteckt und sie dann genau zu Sonnenaufgang dem Hengst des Dareios unter die Nase gehalten. Aber das war skurriler Unsinn und typisch für die Berichte der Griechen. Es sah ihnen ja so ähnlich, die heiligen Riten der Wahrheitsfindung falsch darzustellen!

Selbst aus der überlieferten und wenig überzeugenden Version wird deutlich, daß die Thronbesteigung des Dareios von machtvollen, furchteinflößenden Ritualen begleitet war. Die Verschwörer versammelten sich nicht in dieser kalten Septembernacht, weil sie herausbekommen wollten, wer ihr nächster König sein könnte, sondern weil sie es bereits wußten. Der einzige mögliche Rivale des Dareios hatte sich schon ins Unvermeidliche gefügt und war seinerseits als Kandidat für den Thron zurückgetreten. Als die Adligen über die weite Ebene von Nisaia ritten, feierten sie nur eine längst getroffene Entscheidung. Vom Wiehern der heiligen weißen Pferde und vom Sonnenaufgang über den Bergen geweiht konnte Dareios sich in doppelter Weise als Günstling der Arta fühlen. Als die ersten Sonnenstrahlen die Ebene beleuchteten, begann die Nacht, die bedrohliche, dunkle Ordnung Draugas, dem glänzenden Licht der Sonne zu weichen. »So kann ich dich als stark und heilig erkennen, o Mazda, wenn durch die Hand, in der du das Zwillingsschicksal des Lügners und des ehrlichen Mannes hältst, und durch das Glühen deines Feuers, dessen Kraft die Wahrheit ist, mir die Macht der guten Gedanken zukommen wird.«⁵² Und jetzt, an diesem anbrechenden Morgen im September, war die Macht der guten Gedanken tatsächlich nach Nisaia gekommen, denn der Lügner war tot und der ehrliche Mann war König.

Das zumindest wollte Dareios gern glauben. Aber auch wenn diese Bilder seine gesamte Propaganda durchzogen, sie waren nicht seine eigene Erfindung. Sie bezeugten die Verehrung Artas, die man bei allen Ariern antraf, aber sie gingen auch auf die Lehren eines sehr viel strengeren Dualis-

mus zurück. Die Metapher »Zwillingsschicksal des Lügners und des ehrlichen Mannes« stammt nicht von Dareios, sondern es sind die Worte des Zoroaster, jenes Visionärs und Propheten der Arier, um den sich die meisten Legenden rankten. Er hatte als erster der aufgeschreckten Welt enthüllt, daß sie das Schlachtfeld in einem unaufhörlichen Krieg zwischen Gut und Böse sei, und in diesem Krieg finde der gewaltige Kampf auf Leben und Tod der Dinge statt. Als der Prophet seine neuen Glaubenssätze weiterentwickelte, lehrte er, daß die Zyklen der Weltordnung sich nicht ewig fortsetzten, wie man sonst immer annahm, sondern sich vielmehr auf ein machtvollendes Ende und einen Weltuntergang zubewegten. Dann endlich werde die Wahrheit jegliche Falschheit vernichten und auf ihren Trümmern ein ewiges Reich des Friedens errichten. Über diesen letzten und entscheidenden Sieg wache der Herr des Lebens, der die Weisheit und das Licht war, Ahura Mazda selbst. Er war nicht, wie andere Iraner immer geglaubt hatten, einer unter vielen Göttern, sondern der höchste, der allmächtige, der einzige nicht erschaffene Gott. Von ihm ging alle Güte aus wie ein Signalfeuer, das von einer Bergspitze zur anderen weiterspringt. Es gab sechs große Emanationen seines eigenen ewigen Lichts, die heiligen und unsterblichen Amesha Spentas;⁵³ zunächst ein erweitertes Pantheon wohlthätiger Geister; dann die Welt in all ihrer Schönheit; dann die Pflanzen und Tiere (und insbesondere der Igel, weil er seine Tage damit verbringt, Insekten zu vertilgen, diese schwirrende Brut des Dunkels); dann der treue und immer ehrliche Hund; und schließlich die edelste aller Schöpfungen, der Mensch selbst. »Spitze nun deine Ohren, um die Frohe Botschaft zu hören; blicke mit klarsichtigen Gedanken in die helle Flamme!« verkündete der Prophet und wies die Menschheit damit auf die große Entscheidung hin, die vor ihr lag: »Ihr habt die Wahl, welchem Glauben ihr folgen wollt, jeder einzelne; mit dieser Freiheit ist allen die große Prüfung des Lebens gewährt.«⁵⁴ Wenn man die falsche Wahl traf, begab man sich auf den Weg der Lüge und des Chaos. Wählte man richtig, dann hatte man den Weg der Ordnung, Ruhe und Hoffnung vor sich.

War Dareios der erste Usurpator, dem auffiel, wie nützlich diese großartige Religion des Friedens und der Gerechtigkeit für seine Vorhaben sein konnte? Wir werden das wohl nie mit Sicherheit in Erfahrung bringen. Die Anfangsjahre Zoroasters und seiner Lehren waren sogar unter seinen eigenen Anhängern nur bruchstückhaft bekannt. Man erzählte, der Prophet sei ein ganz besonderes Kind gewesen, weil es bei seiner Geburt lachte und nicht schrie, und daß ihm die erste Vision Ahura Mazdas im Alter von 30 Jahren zuteil

wurde, als er aus einem Fluß auftauchte; schließlich, daß er im Alter von 77 Jahren dem Dolch eines Mörders zum Opfer fiel. Diese wenigen Bruchstücke seiner Biographie trugen die Gläubigen weiter, aber in Hinblick auf Zeit und Ort seines Lebens wurden ganz unterschiedliche Meinungen vertreten. Manche datierten Zoroaster an den Anfang der Zeiten, andere erst in die Regierungsjahre des Astyages.⁵⁵ Manche meinten, daß er in Baktrien aufgewachsen sei, andere wieder, in den Steppen. Einig waren sich alle nur darin, daß er weder Meder noch Perser war und daß die Kunde seiner Lehren zuerst aus dem Osten in den Zagros gelangte.⁵⁶

Aber mit welchen Folgen? Das Reich des Kyros war ganz sicher keine Theokratie; es war auch nie im engen Sinn des Wortes »zoroastergläubig«. Die Perser fuhrten fort, ihre alten Götter anzubeten, die Berge und fließenden Ströme als göttlich zu ehren und Pferde an den Gräbern ihrer Könige zu opfern. Zahlreiche Rituale am Hof der Achämeniden blieben zwar auch weiterhin heidnisch, aber er stand in seiner Grundeinstellung den Lehren Zoroasters nicht völlig fern. Wie in den östlichen Königtümern des Iran, wo der Monotheismus des Propheten Zoroaster seinen stärksten Rückhalt gefunden hatte, war Ahura Mazda auch im Westen seit langem als höchste Gottheit verehrt worden. Zwischen dem heimischen Glauben der Perser und den Lehren Zoroasters scheint keine Rivalität bestanden zu haben, sondern eher ein Zusammenwirken und sogar eine Verschmelzung. Beide Religionen waren Ausdruck einer für sich stehenden Stiftung des Glaubens, die über die Jahrhunderte herangereift war und sich in der Zeit, als die Perser die Welt eroberten, noch im Fluß befand. Besonders zahlreich waren die Berührungspunkte zwischen den Magern, die sich seit langem dem verborgensten und heiligsten Wissen gewidmet hatten, und den Priestern des Zoroaster. Es war sogar unklar, welche der beiden Gruppen als erste zum ewigen Krieg gegen Insekten und Reptilien aufrief, als erste weiße Kleidung als Zeichen ihres Status trug und als erste die Leichen ihrer Mitmenschen der Vertilgung durch Vögel und Hunde ausgesetzt hatte (letzteres hielten die Perser sonst für ein so schreckliches Schicksal, daß es den Königsmördern vorbehalten war). Auch über den Kult des gütigen Ahura Mazda war gegenseitiger Einfluß auf beiden Seiten eingedrungen. Der »Mazdaismus« stand keineswegs zwischen den Medern und Persern und ihren Vettern im Osten, sondern scheint ihnen als eine Quelle der Einheit dienlich gewesen zu sein.

Zweifellos wußte Kyros diese Bande zu schätzen. Als er versuchte, seine bei-

spiellose Herrschaft über die verschiedenen iranischen Völker zu inszenieren, übernahm er bewußt einige Bräuche aus ihrem alten Kernland. Am Ursprungsort seines eigenen Stammes, Pasargadai, fern von Baktrien und Sogdiana, ordnete er den Bau von drei erstaunlichen neuen Monumenten an: drei gewaltige Feuerstellen aus Stein, deren Oberseiten tief ausgehöhlt waren, um breite Schalen zu bilden, in denen glühendheiße Asche ewig brennend gehalten werden konnte.⁵⁷ Das Feuer galt allen Iranern seit langem als heilig, aber für niemanden war es heiliger als für Zoroaster selbst, denn nach seiner Lehre waren seine Flammen das wichtigste Symbol für Ehrlichkeit und Wahrheit. Das tägliche Gebet vor dem Feuer hatte er seinen Anhängern als heilige Pflicht auferlegt, und Kyros war bei seinen Eroberungszügen im Osten mit Sicherheit selbst Zeuge des Schauspiels solcher Verehrung. Ohne Zweifel haben die Perser »ihre Regel, daß man Leichen nicht verbrennen oder das Feuer in irgendeiner Weise entweihen durfte«, von Zoroaster abgeleitet, denn ein lydischer Gelehrter äußerte sich in diesem Sinne im ältesten Zeugnis über den Propheten, das von einem *anairya* aufgezeichnet wurde.⁵⁸ Die Feuerstellen des Kyros, deren Flammen in den blauen persischen Himmel aufstiegen, sollten die neue Lehre sicher hoch und klar leuchten lassen, aber sie dürften auch dazu gedient haben, eine ganz andere Einsicht zu verbreiten: Kyros war auf das perfekte Symbol seiner Macht gestoßen. Wie konnte man königliche Größe besser vermitteln, als sie mit dem Feuer zu verbinden? Selbst Menschen, die sonst nichts von den Bräuchen der Iraner wußten, konnten eine solche Begrifflichkeit ohne weiteres verstehen. Kurze Zeit danach tauchten überall im Reich ähnliche Heiligtümer auf. Ihre Flammen wurden von den Magern gehütet, die sie nur beim Tod eines regierenden Monarchen erlöschen ließen. Sie waren zugleich Symbol der Arta und der Herrschaft des persischen Königs.

Das Blut des Königs an den Händen des Dareios war noch nicht getrocknet, als er nun daranging, diese völlige Übereinstimmung der beiden Ordnungen, der himmlischen und der sterblichen, noch deutlicher zu machen. Wie er danach nie aufhörte zu betonen, schuldete er alles, was er erreicht hatte und was er war, der Gunst Ahura Mazdas. »Er gewährte mir Unterstützung, auch die anderen Götter, weil ich nicht ungläubig war, ich war kein Anhänger der großen Lüge, ich war nicht unaufrichtig in meinen Handlungen.«⁵⁹ Dareios übertrieb zweifellos seine feierlichen Versicherungen, aber als Königsmörder und Usurpator hatte wohl kaum eine andere Wahl. Sein Anspruch auf den Thron war zu schwach, als daß er sich auf ihn berufen konnte, um seinen

Staatsstreich zu rechtfertigen. Andere Legitimationen mußten erfunden werden, und zwar schnell. Deshalb bestand Dareios auch nachdrücklicher, als dies Kyros oder seine Söhne je für nötig gehalten hatten, auf seiner Rolle als der von Gott Auserwählte.

Wer dieser Gott aber eigentlich war, ob es sich um Ahura Mazda handelte, der aus dem Pantheon seiner Vorfahren stammte, oder um das eine höchste Wesen der monotheistischen Lehren des Zoroaster, ließ der neue König mit Absicht unklar. Zweideutigkeit hatte ihren Nutzen. Vor allem war es entscheidend für Dareios, seinen Respekt für die Traditionen seines eigenen Volks zu bekunden, und es traf sich, daß sein Standort in der Ebene von Nisaia die perfekte Bühne dafür bot. Ungefähr 20 Kilometer nördlich von Sikyavautish erhob sich mitten aus der flachen Ebene hoch und dunkel die Doppelspitze des Felsens von Behistun. Dieser »Platz der Götter« war der heiligste Berg im ganzen Zagros-Gebirge.⁶⁰ Hier, nahe dem Schauplatz seines Überfalls auf Bardiya, konnte Dareios in der heiligen Umgebung der reinen Luft und unter freiem Himmel ein Opfer darbringen, wie es die Perser und Meder schon immer taten. Doch der Mord selbst, der düstere, romanhafte Charakter der Tat und die Gruppe der Attentäter mochten außerdem für die Anhänger Zoroasters noch Assoziationen heraufbeschwören, die genauso fruchtbar für die Propaganda des Dareios sein konnten. Sechs an der Zahl waren nach der Lehre des Propheten die Amesha Spentas, die wohlwollenden Unsterblichen, die von Ahura Mazda abstammten, und sechs an der Zahl waren auch die Gefährten des Dareios in seinem Krieg gegen die große Lüge. Daß viele über dieses Zusammenreffen oder diese Parallelität nachdenken würden, konnte der Unterstützung des neuen Königs bei seinen Anliegen nur dienlich sein. Dareios war zwar kein Sohn des Kyros, aber er konnte sich als etwas sehr viel Eindrucksvolleres präsentieren: als Stellvertreter des gütigen Ahura Mazda selbst.

Diese vollständige Gleichsetzung seiner eigenen Machtfülle mit der eines universellen Gottes war eine neue, zukunftssträchtige Entwicklung. Usurpatoren hatten seit Menschengedenken die göttliche Billigung ihrer Taten für sich in Anspruch genommen, aber nie ging diese Billigung so weit, wie Ahura Mazda sie gewähren konnte. Mit Wagemut und Ideenreichtum, beides Kennzeichen seines Temperaments, begab sich Dareios in atemberaubendem Tempo daran, diesen Umstand zu nutzen. Mord und Usurpation wollte er in eine ganz besondere Legitimation seiner Herrschaft umwandeln und eine Schwäche in eine so große Stärke, wie sie kein Monarch je besessen hatte.

Aber so hochfliegend dieser erstaunliche Ehrgeiz auch war, genauso tief war der drohende Abgrund. Der Auserwählte des Gottes Ahura Mazda konnte es sich nicht leisten zu straucheln. Nur ein kleiner Fehler, und Dareios wäre gescheitert. Noch während er und seine Mitverschworenen in Medien ihre Kräfte sammelten, drangen besorgniserregende Nachrichten über die Reaktionen auf den Staatsstreich aus dem Reich zu ihnen. In Elam, einem alten Königreich an der Grenze von Persien, war offener Aufstand ausgebrochen. Aus Babylon, der großen Metropole, die zugleich die größte und reichste Stadt der Welt war, berichtete man von einem Prätendenten, der aufgetaucht war, um den seit langem verwaisten dortigen Thron für sich zu fordern. Plötzlich schien es so, daß das Reich der Perser, statt der Menschheit den universellen Frieden der Arta zu bringen, sich auflösen könnte, verloren im Chaos und verdunkelt von einem länger werdenden Schatten. Für Dareios, den selbsternannten Meister des Lichts, nahte drohend die letzte Bewährungsprobe. Nicht nur seine eigene, sondern die Zukunft des ganzen Vorderen Orients stand auf dem Spiel.

Vor ihm lag die Straße nach Babylon.

BABYLON

Eine Leiter zum Himmel

Ohne Schmutz und Schlamm hätte es niemals Städte oder große Könige gegeben. Das behaupteten die Bewohner von Babylon, denn sie wußten ja, daß ihre Hochkultur aus Lehm geformt war. In ferner Vergangenheit, am Uranfang, als der ganze Erdkreis noch ein Ozean war, hatte der Herrscher Marduk, der König der Götter, eine Platte aus Schilfrohr geflochten wie ein Floß, hatte sie mit Staub bedeckt, der mit Wasser vermischt war, um einen Urschlamm zu bilden, und er schuf damit eine Heimstätte für sich, die Esağila¹, das erste Bauwerk der Welt. Es konnte noch in viel späterer Zeit an seinem Platz im Zentrum Babylons besichtigt werden, aber eigentlich bedurfte es keiner Tempel, um den Babyloniern klarzumachen, was man mit Erde und Wasser alles machen konnte. Sie hatten es einfach im Blut. »Ich werde Blut nehmen«, hatte Marduk angekündigt, »und werde Fleisch formen, und ich werde den ersten Menschen formen.«² Er hielt Wort und vermischte tatsächlich Staub mit dem Blut eines getöteten Feindes und schuf aus der klebrigen Masse das Menschengeschlecht. Mit dieser ersten Tat der Erschaffung des Menschen war ein Beispiel für alle Zeiten gesetzt. Die Ernte auf den Feldern, die Ziegel einer Stadt, was wäre das alles ohne den Schlamm? Eingezwängt zwischen kahlen Bergen und der Wüste konnten die Babylonier auf ihr Land blicken und fest überzeugt sein, daß sie unter allen Völkern das glücklichste seien, gesegnet nicht nur mit einem, sondern mit zwei mächtigen Strömen, was sie als wunderbares Zeichen der Gnade der Götter ansehen konnten. Die Fruchtbarkeit ihrer Landwirtschaft, die überwältigende Pracht ihrer Bauten, der mühelose Zugang zum Meer für ihre Kaufleute waren allesamt Geschenke des Euphrat und Tigris. Zutreffend hatten die griechischen Reisenden die schlammigen Ebenen als

»Mesopotamien« bezeichnet, das »Land zwischen den Strömen«, denn ohne Wasser wäre der ganze Reichtum Babyloniens nichts als trockener Staub gewesen.

Aber da es doch so reich war, galt Babylon als das kostbarste Juwel in der Krone des persischen Königs. Wenn er Babylon verlor, verlor er vielleicht alles – das war auch den Babyloniern selbst klar. Da es ihnen keineswegs an Selbstbewußtsein fehlte, waren sie gewohnt, ihre Stadt als den Angelpunkt großer Ereignisse zu sehen. Jahrhundertlang hatte ihr Ehrgeiz den Vorderen Orient in Bewegung gehalten. Unter den vielen Gegnern des Assyrischen Reichs war Babylon der hartnäckigste gewesen, und es war mit den Medern an die Spitze der Rebellion getreten, die das verhaßte Reich zerstörte. Auf seinen Trümmern hatten die Babylonier selbst ihre Herrschaft errichtet und ihren Nachbarn mit denselben einst von den Assyriern angewandten bössartigen Methoden »ein eisernes Joch an den Hals gehängt«.³ So klagte Jeremia im fernen Judäa. »Seine Köcher sind offene Gräber; es sind eitel Helden. Sie werden deine Ernte und dein Brot verzehren; sie werden deine Söhne und Töchter fressen; sie werden deine Schafe und Rinder verschlingen; sie werden deine Weinstöcke und Feigenbäume verzehren; deine festen Städte, darauf du dich verlässest, werden sie mit dem Schwert verderben.«⁴ Alles geschah so, wie der Prophet es vorausgesagt hatte. Im Jahr 586 v. Chr. war Jerusalem erobert worden und als ein Haufen geschwärzter Trümmer zurückgeblieben. Die unglücklichen Bewohner Judäas waren ins Exil verschleppt worden. Sie weinten an den Flußufern Babylons, und andere deportierte Volksstämme des Vorderen Orients leisteten ihnen Gesellschaft, denn obwohl Mesopotamien bevölkerungsreich und fruchtbar war, konnte es sich doch schon lange nicht mehr auf seine eigenen Kräfte verlassen. Nur indem es seine Feste blutsaugerisch wie ein Vampir auf Kosten ferner Länder feierte, war es noch in der Lage, sich weiter zu versorgen, und es befriedigte seinen monströsen Appetit durch die Arbeit fremder Völker und mit deren Produkten. Zugewanderte, ob es sich um Sklaven oder Verbannte, Söldner oder Kaufleute handelte, drängten sich in den Straßen Babylons, der ersten wirklich multikulturellen Stadt der Welt. Sogar nachdem es seine Selbständigkeit an den Reichsgründer Kyros II., auch Kyros der Große genannt, verloren hatte, war es noch der bemerkenswerteste Schmelztiegel des Vorderen Orients geblieben, seine Straßen waren vom Getöse zahlloser unterschiedlicher Sprachen und vom Gebrüll exotischer Tiere erfüllt, auch vom Flattern sonderbarer Vögel, die im goldenen und scharlachroten Gefieder

und im Perlmutterglanz von allen Enden der Welt erstrahlten. Was waren dagegen die zurückgebliebenen, verschlafenen Regionen Persiens? Sie waren vielleicht das Kernland eines riesigen Reiches, aber dort fühlte man kaum den Pulsschlag der großen Welt wie in Babylon.

Es war daher nicht sehr überraschend, daß die Babylonier die Herrschaft der Perser, so die Götter wollten, nur für eine Entgleisung von kurzer Dauer hielten. Kyros hatte in seiner bekannten Großmut und Gnade davon abgesehen, die besiegte königliche Familie auszurotten. Obwohl der letzte König von Babylon mit Namen Nabonid ein alter Mann war, als seine Stadt fiel, hatte es bei seinem Tod nicht an ehrgeizigen Erben gefehlt. Einer von ihnen nutzte die Verwirrung, die nach dem Mord an Bardiya, dem Sohn des Kyros, entstanden war, um zu Beginn des Monats Oktober vorzupreschen und sich zum König Nebukadnezar III. ausrufen zu lassen. Das war für alle, die bisher unter der Zudringlichkeit der Babylonier hatten leiden müssen, ein Name mit unheilvollem Klang, denn der zweite Nebukadnezar war der größte unter den Herrschern Babylons; er hatte Jerusalem und vieles andere erobert, hatte Städte zerstört und stolze Völker unterjocht. Die Erinnerung an ihn setzte sich bei denen, die er besiegt hatte, als eine goldene und todbringende Legende fest. Aber während der Name des neuen Königs geeignet war, im gesamten Vorderen Orient Angst und Zittern auszulösen, war seine Wirkung auf die Babylonier selbst zweifellos von der Art, daß sie begannen zu träumen. Es mußte ihnen so erscheinen, als fände die Welt wieder zu ihrem früheren Gleichgewicht zurück. Die Weltherrschaft, von persischen Banditen den Mesopotamiern entrissen, könnte nun wieder dorthin zurückkehren, wo sie hingehörte. Ganz wie es richtig war, würde nun wieder ein Nebukadnezar als höchster Herrscher regieren.

Dareios, der jeder Art von Propaganda immer größte Aufmerksamkeit schenkte, war zu klug, um diese Gefühle auf die leichte Schulter zu nehmen. Aus diesem Grund marschierte er auch, sogar als ihn der Aufstand in Elam von seinem Kernland abgeschnitten hatte, nicht nach Persien, sondern direkt nach Mesopotamien. Als er mit der für ihn gewohnten halbsbrecherischen Geschwindigkeit von den Bergen in die Ebene vorrückte, folgte er derselben Straße wie Kyros 17 Jahre zuvor, und wie Kyros damals fand er den Weg zunächst offen und ohne jedes Hindernis. Ein gewaltiger aus Steinen errichteter Phallus stand am Wegrand und markierte die Grenze zum Zweistromland, das flach und unberührt in der Eintönigkeit eines Schwemmlands vor ihm lag. Nur gelegentlich fand sich ein Bauer, der tief gebückt seine Gerste pflanzte und die leere

Landschaft ein wenig belebte, und hie und da gab es unregelmäßige Reihen von Palmen. Sie markierten den Verlauf von Gräben und Kanälen und waren wesentlich geringer an Zahl als weiter südlich am Euphrat, denn der Tigris hatte im Gegensatz zu diesem beeindruckend steile Ufer und floß zum Leidwesen der Bauern so schnell, daß seine Name im Persischen gleichbedeutend mit »Pfeil« war.

Doch was den Fluß zu Bewässerungszwecken ungeeignet machte, ließ ihn zu einer höchst geeigneten und vielleicht der besten Verteidigungslinie werden, über die Mesopotamien in dieser allgemein völlig ebenen Landschaft verfügte. Um sie gegen die Bedrohung einer Invasion aus Medien zu verstärken und die ungeschützten weiten Flächen zu verteidigen, die sich zwischen Tigris und Euphrat erstreckten, hatte man ausgedehnte Befestigungsanlagen in einer Breite von 8 Metern und der Höhe von 10 Metern errichtet. Ihre Zinnen zeigten sich stolz und sichtbar jenseits der weiten, flachen Ebene. Diese »Medische Mauer« war nun schon 60 Jahre alt und immer noch ein beeindruckendes Zeugnis der Herrschaft dessen, der sie errichtet hatte: Nebukadnezar II.; seine Größe war einst der Schrecken der Welt. In der Tat hätte man keinen besseren Platz für diese Demonstration königlicher Macht finden können. Die Landschaft Akkad, durch die diese Medische Mauer verlief, war bedeutungsvoll als Ort der Erinnerung an eine schicksalhafte Entwicklung. Hier war einst, Jahrtausende vor Nebukadnezar, einem Mann namens Sargon ein verführerisches Traumbild erschienen, das man nie vergaß, weshalb es die Könige von Babylon künftig als eine Ehre ansahen, sich »König von Akkad« zu nennen. Dieser Titel schien im Unterschied zu einigen anderen mesopotamischen Bezeichnungen wie »König der vier Teile der Erde« oder »König der Welt« eher bescheiden, aber er diente dazu, die Könige von Babylon mit den eigentlichen Ursprüngen der Königsherrschaft in Verbindung zu bringen. Obwohl Akkad seit langem eine unbedeutende Stadt und sein früherer Ruhm verblaßt war, so war es doch einst der Sitz der Weltherrschaft, denn eben in Akkad hatte man in frühester Zeit, um 2200 v. Chr. zum ersten Mal die Vorstellung von einer Weltherrschaft entworfen.

Der obskure Abenteurer Sargon, der wie aus dem Nichts aufgetaucht war, um diesen stolzen Anspruch zu nähren und die Unabhängigkeit der benachbarten Städte auszulöschen, hatte als oberster Herrscher über »die Gesamtheit der Länder unter dem Himmel« geherrscht.⁵ Er war für Mesopotamien zum Vorbild des starken Herrschers schlechthin geworden. Fast 2000 Jahre nach

der Errichtung seiner Herrschaft über Akkad war er noch immer das Leitgestirn für große Könige. In den Jahrzehnten vor der Eroberung durch die Perser war man geradezu bis zur Verrücktheit besessen vom fernen Vorbild Sargons. In Susa, der Hauptstadt des Elamitischen Reichs, wurde ein ursprünglich von seinem Enkel errichtetes Siegesdenkmal sorgsam abgestaubt und an einem besonderen Ort ausgestellt. Als man in Akkad eine Statue des großen Herrschers ausgrub, eilte Nabonid sofort in größter Aufregung herbei, um sie zu besichtigen und die Restaurierung zu überwachen. Überall entstanden Museen wie in Ur, wo die Sammlung sehr alter Monumente, die die Tochter Nabonids, die Prinzessin En-nigaldi-Nanna, zusammengetragen hatte, sehr sorgfältig beschriftet und zur Erbauung der Bevölkerung ausgestellt wurde. In Babylon selbst brüteten inzwischen zahlreiche Gelehrte über großen Bibliotheken und Archiven, spürten uralten Dokumenten nach, nahmen frühe Formulierungen wieder auf und suchten die weit zurückliegende Vergangenheit ab, um die Bedürfnisse und Launen ihrer Herren zufriedenzustellen. Das mesopotamische Volk, das inmitten der Reste von Jahrtausenden lebte, hatte immer große Achtung vor der Vergangenheit gezeigt. Statt sich von ihr bedrückt zu fühlen, griff es sie auf und tat ihr Gewalt an: Es verdrehte sie in der Weise, daß sie zu seinem Vorteil ausschlug.

Angesichts dieser eher bedrohlichen Ehrfurcht der Babylonier vor der Vergangenheit hätte man von den Persern eigentlich eine andere Reaktion erwartet: Sie hätten ihr mit Mißtrauen und Furcht begegnen können. Ihre eigene Geschichte war ja im Vergleich dazu nur einen kleinen Augenblick alt. Das Fortschreiten der Weltalter, das in Königslisten und Sternkarten genauestens aufgezeichnet war, bedeutete für die Menschen, die es verfolgen konnten, Wissen – und Wissen bedeutete Macht. Babylon war als Zentrum und Heimat der Zauberer bekannt. In ganz Mesopotamien hatte man ein dichtes Netz von Observatorien errichtet, damit die Astrologen alle Warnungen des Himmels und der Gestirne beobachten und schnelle Kunde davon zu ihren großen Weisen in Babylon bringen konnten. Diese Fähigkeit, die Zukunft zu deuten und ein Bild vom Einfluß der Gestirne auf die Regierungstätigkeit zu entwerfen, war schon immer eine mächtige Waffe in den Händen der babylonischen Könige gewesen. Wenn man noch die umständlichen und unergründlichen Rituale dazunahm, für die diese Stadt auch so berühmt war, und ihre vielen tausend Türme und Tempel, oder die angeblich aus der Urzeit stammenden Fundamente, auf denen ihre Bauten nach den Plänen von Anbeginn der Zeiten

errichtet waren, aus Steinen, die noch den Abdruck göttlicher Hände trugen – dann konnte man sich dem überwältigenden Eindruck Babylons kaum entziehen.

Und doch hatte sich Kyros der Große, als er im Jahr 539 v. Chr. als Eroberer in die Stadt eindrang, in keiner Weise einschüchtern lassen. Er zeigte sich sogar sehr viel empfänglicher für die fremden und vielfältigen Traditionen Mesopotamiens und für die Möglichkeiten, die sie seiner Herrschaft bieten konnten, als Nabonid selbst dies je war: Dieser letzte König von Babylon war zwar von der Geschichte fasziniert, aber er trieb seine Suche doch am Ende zu weit. Er begnügte sich nicht damit, Sargon als einen Helden zu verehren, sondern er hob auch die assyrischen Könige in den Himmel, bezeichnete sie als seine »königlichen Ahnen« und nahm ihre alten Titel an.⁶ Das in einer Stadt zu tun, die einer der assyrischen Könige einst vom Erdboden hatte tilgen wollen, war gelinde gesagt einfach taktlos. Aber noch beleidigender für das Feingefühl der Babylonier und am Ende tödlich für die Herrschaft Nabonids war es, daß er versuchte, Marduk aus dem Sattel zu heben.

Es war kaum möglich, sich einen Gott vorzustellen, der empfindlicher auf jede Verletzung seiner Würde reagierte als Marduk. Kein Sterblicher, auch nicht der größte Monarch, konnte es sich leisten, ihn zu kränken. Aus diesem Grund erwartete man vom König, daß er regelmäßig zu Jahresbeginn die Esağila besuchte, den größten Tempel der Stadt, um sich in einem feierlichen Ritual der Demut unter dem strengen Blick der goldenen Statue des Marduk ohrfeigen und an den Ohren ziehen zu lassen. Wenn dem Gott Tränen in die Augen traten, war das um so besser, denn es zeigte, daß er gnädig gestimmt war. Wenn der König allerdings überhaupt nicht erschien, so sollte das eine sichere Katastrophe für sein Reich bedeuten. Nabonids Verhalten war nach Auffassung der Babylonier besonders ungeheuerlich. Er blieb nicht nur zehn Jahre lang der Stadt Babylon und damit der Esağila fern, sondern er machte alles auch noch dadurch schlimmer, daß er an der Stelle Marduks den Kult des erhabenen Mondgottes Sin förderte. Er hatte zwar gute antiquarische Gründe für dieses Vorgehen ausgegraben, denn Babylon war keineswegs die älteste Stadt der Welt, wie seine Bürger gern prahlten, sondern eine relativ späte Gründung, und so war auch sein Stadtgott Marduk ähnlich spät auf den Thron der Götter gelangt. Als Nabonid den Kult des Gottes Sin begünstigte, hoffte er, ein weniger auffällig nationalistisches Symbol der Loyalität für sein ausgedehntes Reich zu finden als den beherrschenden Marduk. Aber dadurch lie-

ferte er sich auf verhängnisvolle Weise der Propaganda des Kyros aus. »Marduk«, so wurde behauptet, »sah sich in allen Ländern der Welt um und suchte nach einem rechtschaffenen Herrscher«,⁷ und im König von Persien hatte er ihn gefunden. Kyros, der von seinen neuen Untertanen in Babylon willkommen geheißen wurde, verurteilte Nabonid pflichtgemäß als Ketzer, während er sich selbst mit Zuversicht als der Auserwählte Marduks vorstellte. Die uralten Rituale der Stadt durften ungestört weiter gefeiert werden; Kultstatuen, die Nabonid sich zur Aufbewahrung angeeignet hatte, wurden wieder in ihre angestammten Heiligtümer gebracht; in den ersten Monaten der persischen Herrschaft begab sich Kambyzes als Repräsentant seines Vaters zur Feier des Rituals des Neuen Jahres zur Esağila und ließ sich ohrfeigen.

Und Marduk zeigte sich gnädig. Die Ordnung im Land der zwei Ströme war wiederhergestellt. Die Perser waren zwar Emporkömmlinge, und sicher war es schwer erträglich für die Bürger der größten Stadt der Welt, so regiert zu werden, als wären sie einfache Provinzbewohner, aber Kyros und Kambyzes hatten den Babyloniern doch Frieden gebracht. Kein größeres Verdienst konnte man einem König zuschreiben. Die Priester des Marduk, die man in ihrer Vorrangstellung wie auch in ihrem über ganz Mesopotamien verteilten ausgedehnten Landbesitz bestätigt hatte, waren nicht die einzigen angestammten Bewohner, die begeistert mit den fremden Herrschern zusammenarbeiteten. Auch die Geschäfte blühten. Der Geldentwertung, die unter Nabonid außer Kontrolle geraten war, hatte man Einhalt geboten; auf den Handelswegen, die nun nicht mehr von persischen Sanktionen bedroht waren, sah man wieder zahlreiche Karawanen. Für Händler und Investoren hatte die Eingliederung Mesopotamiens in ein Weltreich unerhörte Möglichkeiten eröffnet. Deshalb konnte man auch kaum erwarten, daß sentimentale Vorstellungen von Treue zum alten Königshaus dem Gewinnstreben im Wege standen. Kaum hatten etwa die Egibis, eine Dynastie von Bankiers, die jahrzehntelang als Agenten für die einheimischen Könige von Babylon tätig gewesen waren, den Sturz Nabonids miterlebt, paßten sie sich auch schon an die neue Ordnung an: Sie datierten ihre geschäftlichen Dokumente seitdem nach den Regierungsjahren des Kyros und suchten ihre Geschäfte nach Persien auszudehnen. Innerhalb weniger Jahre hatten sie Niederlassungen in Ekbatana und in ganz Persien eröffnet und weiteten ihre Tätigkeit mit Begeisterung auf so unterschiedliche neue Branchen aus wie den Sklavenhandel und das Verhöckern von Heiratsverträgen. Dann wurden die Egibis von der Rebellion in Mesopotamien überrascht,

und sie mußten einen empfindlichen Rückschlag hinnehmen. Im Spätherbst 522 v. Chr. hatte ihr Hauptquartier in Bābylon jeden Kontakt mit den regionalen Niederlassungen verloren. Zwei Brüder der Familie waren in Persien abgeschnitten. Allmählich häuften sich die Schulden der Bank. Für die Egibis jedenfalls versprach die Rebellion nicht die Freiheit, sondern den Untergang. Je schneller sie unterdrückt wurde und die Stabilität auf den Märkten wiederhergestellt war, desto besser.

Natürlich war der Umstand, daß die Herrschaft der Perser in Mord und Parteibildung ausartete, für die meisten Babylonier eine geeignete Rechtfertigung für ihren Aufstand. So wie Marduk von Nabonid beleidigt worden war und ihm gezürnt hatte, so setzte der Gott jetzt selbstverständlich eine grimmige Miene gegen das kriegführende Königshaus des Kyros auf. Doch wenn diese Annahme auch Dareios' Anspruch auf den Thron bedrohte, bot sie ihm gleichzeitig eine verlockende Möglichkeit. Warum sollte der Auserwählte des Ahura Mazda sich nicht auch als der vom höchsten Gott Babylons Begünstigte erweisen? War es eigentlich wahrscheinlich, daß Marduk, der den ketzerischen Nabonid gestürzt hatte, jetzt dessen Sohn seinen Segen geben würde? Welche bessere Gelegenheit konnte es für Dareios geben, seine Fähigkeit als Herrscher der Welt unter Beweis zu stellen, als den Aufstand in Babylon niederzuschlagen? Es war kein Wunder, daß er der Stadt so zielstrebig entgegeneilte. Schon Anfang Dezember hatte die persische Vorhut die Medische Mauer erreicht. Als nächstes führte Dareios sein Heer über den Tigris. Seine Soldaten hielten sich an Pferden, Kamelen und aufgeblasenen Tierbälgen fest. Am 13. Dezember 522 v. Chr. stieß er mit dem Heer Nebukadnezars III. in einer Schlacht zusammen und schlug es in die Flucht. Sechs Tage danach vernichtete Dareios mit einem weiteren Sieg die babylonischen Streitkräfte vollständig. Nebukadnezar machte mit den Resten seiner Reiterei kehrt und floh zurück in seine Hauptstadt. Nicht ein einziger von denen, die auf dem Schlachtfeld geblieben waren und sich ergeben hatten, wurde geschont. Der Weg nach Babylon stand weit offen.

Dareios zögerte nicht und rückte auf diesem Weg vor. Der Horizont vor ihm war von einem häßlichen Nebel von Rauch und Staub verdunkelt – die Ausdünstungen einer Großstadt, wie es keine zweite auf der Erde gab. Eine beispiellose Ansammlung von 250 000 Menschen lebte in Babylon, eingezwängt in enge, gewundene Gassen. Aber auch wenn die Stadt zusammengedrängt war und ein einziges Knäuel von Ziegeln, menschlichen Körpern und Schmutz

bildete, hatte sie doch die längsten Verteidigungsmauern erfordert, die je gebaut wurden, und dennoch umschlossen sie nur einen Teil der ausgedehnten Stadt. Riesenhaft wie alles in Babylon umgaben diese Mauern ein Gebiet von ganzen 5 Quadratkilometern, hatten acht dekorierte und monumentale Tore und wurden dort, wo der Tigris keine natürliche Barriere lieferte, durch Gräben geschützt. Das waren »große Fluten zerstörerischen Wassers wie die großen Wellen des Meeres«. Alles zusammen war ein angemessen großer Rahmen für den Schauplatz aller Phantasievorstellungen der Welt: »Babylon, die Stadt des Überflusses; Babylon, die Stadt, deren Bewohner mit Reichtum überschüttet sind; Babylon, die Stadt der Feste, der Freude und des nie aufhörenden Tanzes.«⁸ Selbst durch die dunkelsten Seitengassen, so sagte man, konnte man Ishtar gleiten sehen, die Göttin der Liebe, die ihre liebsten Anhänger in Tavernen und auf offener Straße besuchte, so daß die ganze Stadt Feste und erotische Abenteuer miteinander vermischte und vor Begehren zu glühen schien. Gewiß mag Babylon den in der Verbannung lebenden Bewohnern Judäas als ein Sündenpfuhl erschienen sein und anderen in fernen Ländern als ein übermenschlicher und magischer Ort. Die Stadtmauern erstreckten sich, wie man gutgläubig versicherte, über eine Länge von 65 Kilometern und hatten 100 bronzene Tore. In den Straßen der Stadt, so flüsterte man hinter vorgehaltener Hand, galt die Prostitution als eine heilige Pflicht, und Töchter würden bereitwillig von ihren eigenen Vätern verkuppelt. Babylon war nicht so sehr eine Stadt, sondern eher eine ganze eigene Welt. In der Tat »war es in seiner Ausdehnung so gewaltig, daß Kyros«, so behauptete man, »in der Lage gewesen war, von seinen Vorstädten Besitz zu ergreifen, ohne daß irgend jemand im Zentrum auch nur seiner Ankunft gewahr wurde, so daß die Babylonier, die gerade ein Fest feierten, mit dem Tanzen und ihrer Unterhaltung fortfuhren. Auf diese Weise war die Stadt das erste Mal gefallen.«⁹

Aber das zweite Mal? Die Geschichten, die von der Einnahme Babylons durch Kyros erzählten, wiesen trotz all ihrer Unstimmigkeiten doch auf eine bestimmte strategische Realität hin: Ein Heer, das in diese Stadt eindrang, konnte tatsächlich von diesem gewaltigen Schlund verschluckt werden. Den Soldaten des Dareios muß das Herz höher geschlagen haben, als sie beim Näherkommen durch den Smog der Riesenstadt die Mauern Babylons erblickten, denn nichts Vergleichbares, auch nicht die Tempel Ägyptens, hatte sie je auf das gigantische Ausmaß eines solchen Orts vorbereitet. Aber es ist zu bezweifeln, daß der Mann an ihrer Spitze einen solchen Moment des Taumelns

und Zweifelns erlebte. Da ihm die Agenten seines Geheimdienstes dies alles zweifellos berichtet hatten, wußte Dareios, daß Babylon ihm wie eine reife Frucht in den Schoß fiel. Obwohl die Stadt uneinnehmbar erscheinen mochte, war sie in Wahrheit zu gespalten, als daß man sie noch hätte verteidigen können. Wenn sie, wie ihre Bewunderer behaupteten, ein Spiegel der Welt war, dann war das Bild, das sie bot, ein Zerrbild des Hasses auf Fremde und Andersdenkende. Es waren nicht nur Priester und Geschäftsleute, die versessen darauf waren, mit dem persischen König zu kollaborieren. Babylon war auch angefüllt mit den Nachkommen Deportierter, die sich auf die Vorstädte verteilten. Nur wenige von ihnen waren bereit, für die Sache eines Nebukadnezar zu sterben. Die Weltoffenheit der Großstadt, die einst Zeichen und Stütze ihrer ausgedehnten Macht war, bedrohte sie nun mit Anarchie. Die Babylonier mußten vor einer solchen Aussicht notwendigerweise zurückschrecken, selbst wenn es nur die eine Möglichkeit gab, sich einem fremden Herrscher zu unterwerfen. Das Chaos galt in Mesopotamien immer als der schlimmste aller Alpträume. Die Menschen wußten, daß am Uranfang die ganze Welt unbeherrschbaren, wilden Dämonen unterworfen war, bis die Götter sich der Menschheit erbarmten und Ordnung schufen, indem sie ihnen einen König gaben. Ohne einen Monarchen mußte jede reife Kultur wieder untergehen, und die Dämonen würden mit Sicherheit wiederkehren. »Autorität zu besitzen, Beherrschung und Stärke, das sind fürstliche und göttliche Eigenschaften.« Das hatte man von alters her versichert, in einer lang vergangenen Epoche, als sogar Sargon und sein Reich noch nicht in der Welt waren. »Du sollst dich dem starken Mann unterwerfen; du sollst Demut zeigen vor dem Mann, der Macht besitzt.«¹⁰ Das ist vielleicht keine sehr heroische Maxime, aber sie ist pragmatisch und durch jahrtausendelange Gewohnheit geheiligt. Als die Babylonier den siegreichen persischen König heranreiten sahen, rafften sie sich pflichtschuldig auf und warfen sich ihm zu Füßen. Ein weiteres Mal öffneten sie ihre Tore, wie sie es schon für Kyros getan hatten.

Dareios ritt durch das schimmernde Blau des Haupttors und nahm ohne Schwierigkeiten Besitz von der Stadt. Er wurde nicht vom Labyrinth der Stadt verschluckt. Neben dem Chaos konnte man auch Symmetrie in Babylon entdecken. Ebenso wie die Götter der ungeformten menschlichen Gesellschaft eine Struktur verliehen hatten, indem sie ihr die geheiligte Institution des Königtums zum Geschenk machten, war über das brodelnde Durcheinander der größten Stadt der Welt ein beherrschendes Raster breiter Straßen gelegt.

Auf der prachtvollsten dieser Straßen, der Straße der Prozessionen, zog Dareios nun in Babylon ein.

»Nieder mit den Hochmütigen«, so nannten die Babylonier diese Straße in Erinnerung an frühere Triumphe, und sie als Herrscher in ihrer ganzen Länge hinunterzureiten bedeutete, daß er Anspruch auf die stolzesten Träume der Stadt Anspruch erhob. Repräsentation war in Babylon ein wesentliches Element der Königsherrschaft. Weit entfernt davon, leerer Pomp zu sein, wurde sie als Demonstration einer von den Göttern gestifteten Ordnung betrachtet. Man konnte sie sich als etwas vorstellen, das wie ein aufflammender Blitz durch die Stadt zuckte und sterbliche Menschen und Staub, Stein und Ziegel durchflutete. Die Architektur der Prozessionsstraße war eine aufregende Illustration dieser Metapher. An ihrem Ende befand sich als Abschluß das überwältigendste Bauwerk aller Bauwerke in Babylon, ein riesiger Turm aus mehreren abgestuften Plateaus, aus 17 Millionen Ziegeln erbaut und fast 100 Meter hoch: die Zikkurat von Etemenanki oder das »Haus, das die Grenze zwischen Himmel und Erde ist«. Wie der Name des Tempels andeutet, war hier ein tiefes Geheimnis verborgen, das bedeutungsschwer und symbolisch genau im Mittelpunkt der Stadt lag. Aber der Turm war nicht die einzige Verkörperung dieses Geheimnisses. Auch die sterbliche Hülle ihres Königs war in den Augen der Babylonier seine Verkörperung, denn nach der uralten Überlieferung Mesopotamiens war er zugleich das schlagende Herz der Gesellschaft und eine völlig andere Art Mensch. Daß darin kein Widerspruch lag, konnte man bei einem einfachen Besuch der Prozessionsstraße feststellen. Neben dem Haupttor der Stadt stand für alle sichtbar, die nach Babylon gelangten und dort eintraten, ein gewaltiger Palast, der genauso auffällig war wie die Zikkurat am anderen Ende der Straße. Die vielfarbige Pracht seines Ziegelwerks, das mit Gold und Silber, mit Lapislazuli, Elfenbein und Zedernholz eingelegt war, war so beeindruckend, daß jeder, der sie sah, gar nicht anders konnte, als den Blick zu senken. Dieser ungeheure Prunk war nicht allein Ausdruck königlicher Macht, sondern war genau darauf angelegt, sie zu erhöhen. Alle sollten Unterwürfigkeit und Demut in ihrer Seele fühlen.

Eben wegen seines Glanzes hatte Mesopotamien immer einen machtvollen Einfluß auf seine Nachbarn ausgeübt, und unter vielen anderen blickten die Könige von Anshan seit langem auf Babylon als ein Vorbild, wie man sich am besten königlich präsentieren konnte. Als Dareios sich in dem großen Königspalast an der Prozessionsstraße einrichtete, erhob er Anspruch auf dasselbe

reiche Erbe: König von Persien, der er war, würde er auch als König von Babylon herrschen, und zweifellos auch als König von Akkad. Auch wenn er stolz auf seine Abstammung war – »ein Achämenide und Perser, Sohn eines Persers«¹¹ –, scheute Dareios nicht davor zurück, sich mit den erbeuteten Gewändern eines mesopotamischen »Königs der Länder« zu schmücken. Weit mehr als Kyros oder Kambyses hatte er guten Grund, sie anzuprobieren und zu sehen, ob sie ihm paßten. Als Usurpator brauchte er jede noch so kleine Spur von Legitimation, die er finden konnte.

Nachdem er Babylon gewonnen hatte, war er empfänglich für alles, was ihn diese Stadt lehren konnte. Einem Mann von seiner hellwachen Intelligenz muß die Stadt als eine gewaltige Illustration dessen erschienen sein, was die Königsherrschaft wirklich sein konnte, ausgedrückt durch Rituale, Luxus und Bauten. Die Lehren, die er in Babylon empfangt, sollten wertvoll für ihn sein, und er brauchte sie auch, denn während er sich in der Stadt aufhielt, erreichten ihn unangenehme Nachrichten. Sein Sieg in Mesopotamien hatte seine übrigen Feinde keineswegs ruhen lassen. Der Aufstand breitete sich zunehmend aus in den Gebieten, die er beherrschen wollte. Auflehnung und Krieg wurden von überallher berichtet.

Für Dareios stand noch immer die ganze Welt auf dem Spiel.

Das Ende der Geschichte

»Jeder König auf Erden«, hatte Kyros einst geprahlt, »zahlte mir beträchtlichen Tribut und küßte mir die Füße, wo ich in Babylon saß.«¹² Dareios' eigener Aufenthalt in der Stadt, die ihm als einzige Ehrerbietung nur einen Aufstand geboten hatte, war durch keinerlei ostentative Gesten der Milde und Gnade gekennzeichnet, wie sein Vorgänger sie so gern zur Schau getragen hatte. In seiner bedrängten Lage zog er es vielmehr vor, besonders gezielte Akte der Grausamkeit und Vergeltung zu befehlen. So kam es, daß sogar dem glücklosen Nebukadnezar, der bei der Eroberung seiner Hauptstadt gefangengenommen worden war, das Recht auf seinen gefeierten Namen verweigert wurde. Dareios griff zu einer beliebten Gemeinheit, indem er ihn als Usurpator beschuldigte und ihn unter dem Namen »Nidintu-Bel« vor Gericht stellte. So wie man sich der Leiche Gaumatas mit verdächtiger Hast entledigt hatte, wurde jetzt

Nidintu-Bel, statt unter allgemeinem Aufsehen die Prozessionsstraße hinuntergeführt zu werden, in aller Eile und ohne viel Aufhebens gepfählt. 49 Gefolgsleute des angeblichen Usurpators starben mit ihm, bei denen es sich ohne Frage um seine wichtigsten Vertrauten handelte.* Tote konnten ja nichts mehr applaudern.

Doch mit dem Argwohn derer, die außerhalb der Reichweite des Dareios auf der Lauer lagen, auch mit ihrer ständigen Mißachtung konnte man nicht so leicht fertigwerden. Im folgenden Winter sah es trotz der Eroberung Babylons eher so aus, als ob die verstreuten und schwächeren Truppen des neuen Königs überwältigt werden könnten. Sogar in Persien selbst brach ein Aufstand aus. Obwohl für Bardiya die Spaltung der Aristokratie in rivalisierende Gruppen tödlich ausging, hatte dieser Vorgang zumindest dafür gesorgt, daß das mit seinem Namen verbundene Anliegen die Exekution überlebte, denn die führenden Adligen, die von der Politik des toten Königs profitiert hatten, konnten kaum auf die Gunst seines Mörders rechnen. In großer Hast hatten sie sich in ihrer Gegnerschaft zu einem Staatsstreich zusammengefunden. Als sie einen der Ihren namens Vahyazdata als König vorschlugen, griffen sie einen Einfall aus dem Drehbuch des Dareios auf und verkündeten, ihr Kandidat sei in Wirklichkeit der echte Bardiya. Um den Überfluß an Prätendenten noch zu vermehren, traten Aufständische aus ganz Asien in ähnlicher Weise aus der Anonymität heraus und erhoben Anspruch auf eine Abstammung von manchen seit langem gestürzten Monarchen und auf den Ruhm untergegangener Imperien. Alte Ansprüche, die für kurze Zeit von der Perserherrschaft niedergehalten wurden, begannen heftig wiederaufzuleben. Am bedrohlichsten war ein Adliger mit Namen Phraortes, der die Herrschaft über Ekbatana an sich gerissen hatte. Er machte mit den Aufständischen in der östlichen Hälfte des Reichs gemeinsame Sache, von denen ihn viele eilfertig als ihren Führer anerkannten, und er verkündete, die goldenen Tage Mediens seien zurückgekehrt.

Es ging aber um mehr bei dieser Herausforderung des Dareios als nur um die Sehnsucht nach einer verlorengegangenen Dynastie. Phraortes war schnell bereit, mit seiner Abstammung von Astyages zu prahlen, aber er trat damit auch das Erbe der allgemeinen Abneigung an, die zum Sturz des letzten Königs

* Die Wahrheit über die Identität des »Nidintu-Bel« kann man nicht in Erfahrung bringen, aber die betreffenden Quellen scheinen zu belegen, daß er von königlicher Abstammung war.

der Meder beigetragen hatte. Der medische Adel hatte aber kaum eine andere Wahl – wie im übrigen auch der persische nicht, sofern er sich einen Rest von Unabhängigkeit bewahren wollte; sie mußten den Usurpator Dareios vertreiben, denn er war in seiner Entschiedenheit, Brutalität und seinem Charisma ganz offensichtlich nicht gewillt, die Ambitionen irgendeines anderen neben seinen eigenen zu dulden. Damit ergab sich für die Häupter der großen Familien die Notwendigkeit, eine wahrhaft quälende Entscheidung zu treffen: Entweder sie büßten die Chancen ein, die ein Weltreich bot, aber sie konnten sich dafür von neuem den weniger globalen Reizen der Parteibildung widmen, oder sie blieben die Herren der Welt, aber dann als Vasallen eines allmächtigen Königs. Das war sogar dann, wenn alles wie eine allgemeine Agonie wirkte, ein Kennzeichen persischer Größe, daß »alle Himmel und die Erde und das Meer und das trockene Land«¹³ beben konnten, aber die große Erschütterung im Grunde nichts anderes als ein Bürgerkrieg war.

Überall waren die furchtbarsten Kämpfe im Gang zwischen Männern, die nur Monate zuvor Waffenbrüder gewesen waren. Die Truppen des Vahyazdata griffen Richtung Osten an, um die Persien benachbarte Provinz zu erobern, aber sie trafen auf den Widerstand des Statthalters, der es vorgezogen hatte, sich Dareios anzuschließen. Im Norden, wo die Rebellen sich erhoben hatten, um Phraortes zu unterstützen, wurden die Truppen, die dem Dareios treu geblieben waren, nicht von einem Perser, sondern von einem Meder angeführt. In Medien selbst kämpften unterdessen bei Eiseskälte und Schneestürmen alle Stammesführer, jeder gegen jeden, um die Kontrolle der Straße von Chorasasan. Im Januar wurde der Druck der Truppen des Phraortes immer stärker; sie drangen fast bis zur Ebene von Nisaia vor und drohten nach Mesopotamien durchzubrechen, ganz wie Dareios selbst kaum zwei Monate zuvor. Damit kam die ganze Krise an ihren entscheidenden Punkt: Dareios wußte, daß er es sich nicht leisten konnte, Babylon zu verlieren, aber zugleich führte er auch verzweifelt Krieg an mehreren Fronten. Er schickte ein kleines Heer unter dem Befehl eines der sieben ursprünglichen Verschwörer, des Hydarnes, damit er die Zugangsstraße mit allen Mitteln verteidigen solle. Hydarnes, dessen Schicksal zu diesem Zeitpunkt unwiderruflich mit dem des Dareios verbunden war, zog sich gehorsam in die eiskalte Stadt Zagros zurück und brachte dort in grimmiger Entschlossenheit seine Truppen in Stellung, um die vordringenden aufständischen Meder aufzuhalten. Obwohl es bald zur Schlacht kam, war das Ergebnis unentschieden; der Armee des Phraortes wurde kein wesentlicher

Schaden zugefügt, aber er war auch nicht in der Lage, weiter vorzurücken. Hydarnes grub sich vor dem heiligen Felsen von Behistun ein, hielt dort Wache und wartete auf die Ankunft seines Herrschers.

Endlich, im April, als ein großer Sieg über Vahyazdata und das blutige Ende des Aufstandes im Norden gemeldet wurde, war Dareios in der Lage, sich dem Kampf gegen die Meder zuzuwenden. Er führte seine Reservetruppen von Babylon heran und vereinigte sich mit Hydarnes, um dann in einer verlustreichen Entscheidungsschlacht Phraortes endgültig zu besiegen, gefangenzunehmen und in Ketten zu legen. Nachdem Dareios es unterlassen hatte, Gaumata oder Nidintu-Bel öffentlicher Schande auszusetzen, machte er dieses Versäumnis nun mehr als gut. Das Ende des Phraortes hätte in der Tat kein grausameres Schauspiel bieten können. Nase, Zunge und Ohren wurden ihm abgeschnitten; dann wurde er noch zusätzlich auf einem Auge geblendet. Während andere führende Rebellen ausgepeitscht und ihre Wunden dann mit Stroh verstopft wurden, kettete man ihren Anführer an den Toren des Königspalastes in Ekbatana an, »wo jeder ihn sehen konnte«. ¹⁴ Erst als Phraortes' Landsleute ausreichend Gelegenheit bekommen hatten, sich an seiner Erniedrigung zu weiden, wurde er, der König von Medien hatte sein wollen, auf einen Pfahl gespießt.

All das war natürlich besonders an die Adresse der Stammesführer gerichtet. Der verrenkte Leichnam, der auf seinem Pfahl über Ekbatana verfaulte, lastete mit Sicherheit genauso schwer auf den Gedanken der Aristokratie wie sein Gestank auf der sommerlichen Luft. Zwei Monate später wurde der persische Adel mit derselben Art von Lektion erfreut. Vahyazdata war zum zweitenmal zur Schlacht gezwungen und besiegt worden, und er wurde ebenfalls, wie es sich gehörte, auf den Pfahl gespießt. Seine treuesten Mitstreiter, die verurteilt waren, dasselbe grausame Schicksal zu erleiden, wanden sich an einem Wald von Pfählen. Mit starrem Blick und unnachgiebiger Miene beobachtete Dareios das Schauspiel. Jetzt kamen wohl keine weiteren Prätendenten mehr und behaupteten, Bardiya zu sein. Der ermordete König war endlich begraben und vergessen. Vorsichtig ging Dareios daran, seine Untertanen an sich zu binden. Die verschiedenen weiblichen Nachkommen der Königsfamilie – Schwestern, Frauen und Töchter des Mannes, den er beseitigt hatte – wurden von ihm ins Brautbett geholt. Unter ihnen befand sich die schon zweimal verwitwete Atossa, die jetzt zum erstenmal die Königin an der Seite eines Mannes wurde, der nicht ihr Bruder war. Was sie empfunden haben muß, als sie zum erstenmal mit dem Mörder Bardiya schlief, kann man sich nur ungefähr vor-

stellen. Gewiß, es wird berichtet, daß sie nicht die Lieblingsfrau des Dareios war. Dieser Titel fiel ihrer jüngeren Schwester Artystone zu, der zweiten Tochter des Kyros, die dem neuen König durch die Heirat eine Verbindung zur Geschichte verschaffte.

Natürlich verließ sich Dareios, der durch Ströme von Blut gewatet war, um die *kidaris* zu erobern, nicht ausschließlich auf einen Harem, um seine Ansprüche zu festigen. Noch während er dabei war, seine alleinigen Ansprüche auf die Blutsverwandtschaft mit Kyros zu sichern, verkündete er auch laut und deutlich den Vorrang seines eigenen Anrechts: »Ich bin Dareios, König der Könige, König von Persien, König der Länder, Sohn des Hystaspes, Enkel des Arsames, ein Achämenide.«¹⁵ So lauteten die hochtönenden und feierlich verkündeten Erklärungen. »Acht Mitglieder meiner Familie sind es, die vor mir Könige waren. Ich bin der Neunte. Neunmal sind wir einer nach dem anderen Könige gewesen.«¹⁶ Das war natürlich eine alle Grenzen sprengende Verdrehung der Wahrheit. Was war mit Kambyses, mit Kyros und der legitimen königlichen Erbfolge? Und was war eigentlich mit Hystaspes, dem Vater des Dareios, der, auch wenn das peinlich wirkte, noch immer höchst lebendig war? Jetzt, da er die ganze Welt in seiner Hand hatte, konnte Dareios es sich leisten, solche kleinen Unannehmlichkeiten einfach beiseite zu schieben. Worauf es ankam, war am Ende nicht, was ein beschränkter Kreis von Männern bei Hofe und einige Stammesfürsten vielleicht wußten, sondern was man dem ganzen Reich und der Nachwelt zu verstehen gab.

Im übrigen verbargen diese Erfindungen nur eine tiefere Wahrheit. Auch wenn noch letzte Herde des Aufstandes in Elam und Mesopotamien aufglimmten, stand doch der triumphale Sieg des Dareios im Sommer 521 v. Chr. nicht mehr in Frage; er hatte den Thron für sich selbst gesichert und die Weltherrschaft für das persische Volk gerettet. Wer sonst, wenn nicht ein Mann, der in der großen Gunst des Ahura Mazda stand, wie Dareios immer von sich behauptete, hätte so außerordentliche Taten vollbringen können? Der Bogen seiner Leistungen war von einer bemerkenswerten Gleichmäßigkeit, die doch zweifellos das Zeichen einer übermenschlichen Führung war. So war es sicher kein Zufall, daß der Bagistana, der heiligste aller Berge, Zeuge der Hinrichtung des Gaumata wie auch der Niederlage des Phraortes war, beides entscheidende Stationen auf dem Weg des Dareios zum Thron. Der neue König, der nach einer Möglichkeit suchte, seinen Feldzug gegen die Macht der Lüge zu verteidigen, wählte den Ort dieser aufregenden Ereignisse dafür aus. Schon vor seinem Sieg

in Persien waren Steinmetze in Behistun ans Werk gegangen. Zum allerersten Mal, »wie die Seiten eines Buchs in den blutroten Felsen eingemeißelt«,¹⁷ sollte die persische Sprache in schriftlicher Form aufgezeichnet werden. Die Geschichte, wie Dareios die Welt vor dem Bösen gerettet hatte, war viel zu wichtig, als daß sie allein dem Vortrag durch die Mager, die Wahrsager-Priester, überlassen bleiben sollte. Nur harter Fels konnte als Schrein für den Text einer solchen epischen Erzählung dienen. »Er wurde eingemeißelt und in meiner Gegenwart vorgelesen. Und dann wurde die Inschrift abgeschrieben und in jede Provinz geschickt.«¹⁸ Niemand im Reich sollte in Unkenntnis der Taten des Dareios bleiben.

Und doch suchte der König, auch als er seine Errungenschaften noch bis an das Ende der Welt verkündete, sich bereits vom Wirbel der Aufstände und des Kriegs zu distanzieren. Seine Absichten konnte man auf derselben Bergwand von Behistun an den Bildern erkennen, die neben den Kolonnen von Keilschrift als gewaltiges Relief in den Felsen geschnitten waren. Dort ragte ein gewaltiger Dareios auf, der einen niedergestreckten Gaumata mit seinem Fuß zermalmte, während vor ihm, zwergenhaft und unbeholfen, eine Reihe von lügnerischen Königen stand. Die Miene des Eroberers trug jedoch kein Anzeichen von Stirnrunzeln oder vom Hohn kalter Überlegenheit, sondern zeigte nur Gelassenheit, Würde und majestätische Ruhe, so als seien die im Relief gefeierten Triumphe für ihren Helden nur Kleinigkeiten innerhalb einer zeitlosen Ordnung. Dies war ein radikaler Bruch mit den üblichen Formen königlicher Selbstdarstellung. Wenn die assyrischen Könige sich hatten darstellen lassen, wie sie ihre Feinde zertrampelten, zeigten sie dies in völlig übertriebenen und blutrünstigen Einzelheiten, im Gewimmel vorrückender Belagerungsmaschinen, fliehender besiegtter Feinde, aufgetürmter Beute und abgeschnittener Köpfe. Solche Einzelheiten fehlten in Behistun. Dareios ging es nicht um ein Schlachtengemälde, sondern darum, daß er die Schlacht gewonnen hatte; es ging nicht um das Blutvergießen, sondern darum, daß das Blut getrocknet und eine Zeit des Friedens angebrochen war. Der Sieg über die Lügenkönige war gewiß ein großer und furchtbarer Sieg gewesen, und er hatte bewiesen, was er, Dareios, schon immer behauptete: Er war tatsächlich der von Ahura Mazda Bevorzugte. Deshalb hatte der neue König befohlen, daß die Einzelheiten des Sieges aufgezeichnet und verkündet wurden. Aber er erlaubte später nie wieder, daß seine Person im Zusammenhang einfacher Ereignisse dargestellt wurde. Als Welt-herrscher stand er von nun an über den Dingen. Ganz wie sein Gott Ahura

Mazda sein Dasein außerhalb der Rhythmen dieser Welt führte, hatte auch sein Stellvertreter, der König von Persien, Raum und Zeit überwunden. Die Geschichte war praktisch zu einem glorreichen Abschluß gebracht worden. Das Perserreich war zugleich ihr Ende und ihr Höhepunkt, denn was konnte ein Herrschaftsgebiet, das alle Grenzen des Horizonts einschloß, anderes sein als das Bollwerk einer wahrhaft kosmischen Ordnung? Von einer solchen Monarchie konnte man erwarten, jetzt da Dareios sie vor der Lüge gerettet hatte, daß sie in alle Ewigkeit dauern würde: unendlich, unerschütterlich, der Wachturm der Wahrheit.

Aber die Geschichte nahm natürlich ihren Fortgang. Im Jahr 520 v. Chr., als die Steinmetze des Dareios gerade mit größtem Eifer am Felsen von Behistun arbeiteten, probten die ewig aufsässigen Elamiten von neuem den Aufstand. In höchster Wut fand Dareios sofort ungewohnte und verblüffende Worte, um sie zu denunzieren. »Diese Elamiten waren ungläubig«, tobte er. »Sie haben Ahura Mazda nicht gebührend geehrt.«¹⁹ Die Verurteilung eines Volkes wegen Vernachlässigung eines ihm ganz fremden Glaubens war etwas völlig Neues und schon deshalb bemerkenswert. Bisher war Dareios der umsichtigen Politik des Kyros gefolgt und hatte sich immer bemüht gezeigt in seinem Respekt gegenüber fremden Göttern. Jetzt ließ er den unterworfenen Völkerschaften im ganzen Reich eine deutliche Warnung ganz anderer Art zukommen. Sollte ein Volk hartnäckig bei seiner Auflehnung gegen die Ordnung Ahura Mazdas bleiben, konnte es erwarten, nicht allein als Anhänger der großen Lüge zu gelten, sondern als Anbeter von *daivas* – von falschen Göttern und Dämonen. Andererseits konnten alle, die gegen sie in den Krieg geschickt wurden, »göttliche Segnungen sowohl im Leben als auch nach ihrem Tod« erwarten.²⁰ Ruhm auf Erden und ein ewiges Leben im Himmel: Das stellte Dareios seinen Männern in Aussicht. Diese Verheißung erwies sich als ein außerordentlicher Ansporn. Als Gobryas, der Schwiegervater des Dareios, mit einem Heer in das Land der Elamiten einrückte, konnte er den Aufstand mit einer vernichtenden, ja fast verächtlichen Geschwindigkeit unterdrücken. Nie wieder sollten die Elamiten es wagen, die furchtbare Macht des persischen Königs in Frage zu stellen. Das war die Wirkung des ersten Heiligen Kriegs der Weltgeschichte.

Denn dieser im übrigen sonst unbedeutende und wenig bemerkenswerte Feldzug war das erste Anzeichen einer schicksalsträchtigen Entwicklung. Dareios hatte die Macht und Möglichkeiten seiner Religion bis an die Grenzen auf die Probe gestellt und damit etwas dramatisch Neues eingeführt. Hier war die

Saat des religiösen Fanatismus ausgebracht: daß man auswärtige Feinde als Ungläubige vernichten und den Kämpfern das Paradies versprechen dürfe und daß die Eroberung im Namen eines Gottes zur moralischen Pflicht werden könne. Dennoch dachte Dareios, obwohl er den Einmarsch in das Reich der Elamiten befahl, mit Sicherheit nicht daran, den Glauben an seine eigene Religion mit dem Schwert zu erzwingen – ein derartiger Gedanke lag dem Zeitgeist völlig fern. Dennoch schien eine neue Zeit heraufzudämmern, und Dareios war ihr Wegbereiter. Seine Vision einer Verschmelzung der kosmischen, moralischen und politischen Ordnung sollte sich als erstaunlich erfolgreich erweisen; sie wurde nicht nur die Grundlage seiner eigenen Herrschaft, sondern jeder Vorstellung einer umfassenden Weltordnung überhaupt. Das Reich des Kyros, das er begründet und vor dem Untergang bewahrt hatte, wurde nun sozusagen ein zweites Mal begründet, und die erneut gesicherte globale Monarchie sollte einen Weltfrieden mit sich bringen.

Auch wenn die Usurpation der Macht durch Dareios sich als wahrhaft weltbewegendes Ereignis erwiesen hatte, so war es doch nie seine Absicht, alle Dinge in der Welt auf den Kopf zu stellen. Ganz im Gegenteil. Die alten Königreiche des Vorderen Orients, die zum letzten Mal Widerstand geleistet hatten, waren nun als übergreifende Großmächte am Ende. Dennoch hielt Dareios, der dafür gesorgt hatte, daß sie verschwanden, den Geist der Erinnerung an sie wach. Obwohl die Perser brutal sein konnten, wenn es sein mußte, war doch gewaltsame Veränderung kaum ihre Idealvorstellung. Auch als der neue König daranging, seine neue Ordnung zu errichten, schmückte er sie mit den kleidsamen Resten der Vergangenheit. In Ägypten herrschte er weiter als Pharao, in Mesopotamien als König von Babylon und in Medien als selbsternannter Erbe des Hauses des Astyages. Dareios war all dies in einer Person, und noch viel mehr. »König der Könige«²¹ war der Titel, dessen er sich am meisten rühmte. Der Grund dafür war nicht so sehr, daß er die fremden Königreiche als ihm untergeben betrachtete – obwohl das natürlich der Fall war –, sondern es gefiel ihm, sich als die Quintessenz alles Königlichen darzustellen. Alle Monarchien, die es je gegeben hatte, sollte man in seiner Person vereinigt sehen. Er war der Großkönig.

Alle übrigen Menschen wurden klein gemacht, zurückgestuft. Auch die Männer, die ihm früher ebenbürtig waren, auch wenn sie die berühmtesten und angesehensten Namen Persiens führten, und sogar seine früheren Mitverschwörer – sie alle galten nur noch als *bandaka*, als Diener des Königs. Der

Adel, durch die inneren Auseinandersetzungen dezimiert, wagte es nicht mehr, den Anspruch der königlichen Macht in Zweifel zu ziehen. Dareios selbst, der die ersten Monate seiner Herrschaft nicht ohne Grund in Babylon verbracht hatte, handelte prompt, um seine Position deutlich zu machen. In Susa, der Hauptstadt der besiegten Elamiten, erging der Befehl, einen großen Teil der alten Stadt dem Erdboden gleich zu machen und eine riesige neue Königsstadt zu errichten, die sich auf den mangelnden Respekt für den Ort gründete: Sie wurde nicht auf natürlichem Grund erbaut, sondern auf einer künstlich als riesiges Fundament aus Kies und gebrannten Ziegeln geschaffenen Fläche. Dareios mochte sich aber nicht damit zufriedengeben, eine einzige Hauptstadt von Grund auf neu errichtet zu haben, und er hielt anschließend Ausschau nach unbebauten Flächen in Persien, denn er wollte ein Areal für eine zweite, noch größere Königsstadt finden. Er entschied sich für einen Platz, der ungefähr 30 Kilometer südlich von Pasargadai lag. Diese Stadt hielt Dareios zwar weiter in Ehren, aber sie war zu sehr mit der Person des Kyros verbunden, als daß sie ihm hätte dienlich sein können. Dareios wollte eine Bühne für sich, und für sich allein. Er hatte sich einen Ort ausgesucht, der bereits mit seinem Ruhm verknüpft war: den Berg der Gnade. Der Name hatte einen durchaus ironischen Unterton, denn am Fuß dieses Berges waren Vahyazdata und seine Anhänger gepfählt worden. Jetzt ließ Dareios den Abhang des Berges einebnen und befahl, eine gewaltige Terrasse anzulegen, von der aus man eine perfekte Aussicht auf die darunterliegende Hinrichtungsstätte hatte. Das war ein »sehr schöner und schwer zugänglicher Ort«, ²² höchst geeignet für die Hauptstadt der Welt.

Dareios nannte diese Stadt »Paarsa«, als sollte die ganze Fläche Persiens auf kleinstem Raum zusammengefaßt und innerhalb ihrer Mauern eingeschlossen werden. Und das traf in gewisser Weise auch zu. Der Zentralismus dieses Königs war wie eine unersättliche Gier. Die Stadt, die von den Griechen sehr viel später Persepolis genannt wurde, sollte als Nervenzentrum des Reichs, Schaltstelle der Macht und Schaufenster dienen. Nicht nur Persien, sondern auch die weitläufigen Herrschaftsgebiete außerhalb seiner Grenzen sollten im Rahmen einer einzigen riesigen Bürokratie zusammengefaßt werden, die natürlich ganz und gar auf die Figur des Königs selbst zugeschnitten war. Dareios hatte nicht umsonst die ersten Jahre seiner Herrschaft damit verbracht, sein Reich abzusichern, und er war fest entschlossen, es nie wieder vom Zusammenbruch bedroht zu sehen. Mit der üblichen Energie warf er sich auf die

gewaltigste Aufgabe der Verwaltung, der sich je ein Monarch gegenüber sah. Es ging nicht um nichts Geringeres, als die Welt auf eine gesunde finanzielle Grundlage zu stellen. Gerade daran waren sowohl Kambyzes als auch Bardiya gescheitert, aber ein weiteres Mal sollte sich hier zeigen, daß die Begabung des Dareios genauso groß war wie sein Ehrgeiz. Die Finanzkrise, die das Reich im letzten Regierungsjahr des Kambyzes heimgesucht hatte, wurde zügig beendet. Das schlecht organisierte System der Tributzahlungen, das unter Kyros und seinen Söhnen geherrscht hatte, wurde gestrafft und neu geordnet. Der Umfang der Beiträge wurde für jede Provinz sorgfältig festgelegt, und das bis an die fernen Grenzen der bekannten Welt. Das war eine beispiellose Errungenschaft, und sie sollte fast 200 Jahre lang als feste Grundlage der persischen Macht Bestand haben. Noch mehr als Dareios' militärische Fähigkeiten oder seine geniale Begabung für Propaganda war es die ins einzelne gehende Meisterschaft in der Steuerpolitik, die das Reich vor dem Untergang bewahrte. Wenn die in die Höhe wachsenden Prachtbauten von Persepolis und Susa ein deutliches Zeichen seiner unbestrittenen Herrschaft waren, galt das ebenso für die Bürokraten, die unter der Last von Pergamentrollen, Tontafeln und Tabellen ächzend an den Baustellen vorbeischlurften und seinen Palast bevölkerten. Der persische Adel mochte hinter dem Rücken des Dareios die Nase rümpfen und sich über seinen König, die »Krämerseele«, lustig machen,²³ aber ohne Zahlen und Tabellen wäre das Reich und die ganze Größe Persiens nichts gewesen.

Daß dies zutraf, bestätigte sich sogar auch in den beim Bau der Paläste verwendeten Materialien, denn die Belege für den Tribut an den Großkönig waren nicht nur Inhalt verstaubter Archive, sondern auch eines glanzvollen sakralen Schauspiels. Während seines monatelangen Aufenthalts in Babylon dürfte Dareios begriffen haben, wie sehr die Größe der Stadt, die Ausstattung ihrer Paläste oder die vielen auf den Straßen zu hörenden Sprachen vom gewaltigen Ausmaß eines untergegangenen Reichs zeugten. Dann war es aber nur angemessen, daß Susa und Persepolis als Hauptstädte eines unendlich viel größeren Reichs, als es Babylon einst war, sehr viel reicher mit »aus der Ferne herangebrachten Materialien« ausgestattet wurden.²⁴ Das ist ein gezielter Hinweis auf die Absicht, in allen Bereichen gegenüber der Prachtentfaltung jedes vorangegangenen Herrschers aufzutrumpfen. Wenn die Ausstattung als Maßstab der Bedeutung eines Herrschers gelten konnte, dann hatte Dareios mit seinen Prestigeprojekten zu einem beispiellosen Höhenflug angesetzt.

»Das Gold wurde von Sardes herangebracht, auch aus Baktrien, und es wurde von Handwerkern hier am Ort verarbeitet, und die Edelsteine, die hier verwendet wurden, Lapislazuli und Karneol, stammten aus Sogdiana.« So ausführlich wurden die Besucher von Susa über die Ausstattung unterrichtet. »Silber und Elfenbein kommen aus Indien, und die Frieze an den Wänden, sie wurden aus Ionien hergebracht, und das Elfenbein, das hier geschnitzt wurde, das stammt aus Äthiopien, Indien und Arachosien.«²⁵ Und so ging es noch lange weiter, und mit dem ganzen Stolz eines Hausherrn wurden Tribute oder Leistungen von 23 Gebieten des Reichs aufgezählt. Nie zuvor hatten die Einzelheiten von Abgaben einer so glanzvollen und beeindruckenden Selbstdarstellung gedient.

Und wo blieben eigentlich die Baylonier, deren Stadt vorher die Hauptstadt der Welt war? Ihnen war die Arbeit zugewiesen, die Fundamente anzulegen und Lehmziegel zu formen. Das war nicht gerade die ruhmvollste Aufgabe, mochte man meinen, aber Dareios stellte die Männer von Babylon doch an die Spitze seiner Liste, als er daranging, die verschiedenen Völker aufzuzählen, die ihm untertan waren und zum Bau der Stadt Susa beigetragen hatten: »Daß die Erde ausgehoben und der Schutt verteilt wurde, daß die Ziegel geformt und an der Sonne getrocknet wurden, das war die Aufgabe der Babylonier – sie verrichteten diese Arbeiten.«²⁶ Die Symbolik dieser Aussage wog schwer, und das war bei einem Bauherrn wie Dareios sicher beabsichtigt. Wie er bestimmt wußte, war es in Mesopotamien Brauch, den Schutt zerstörter Bauten nie wegzuräumen, sondern ihn immer sorgfältig abzudecken, bevor man neue Bauwerke darüber errichtete. Ein Tempel zum Beispiel, selbst wenn er sich hoch in den Himmel erhob, mußte auf den Trümmern der Vorgängerbauten stehen. Und das galt nun auch für die Paläste des Großkönigs.

Wie Susa und Persepolis da auf festgefügtten Fundamenten aus baylonischen Ziegeln ruhten und mit den Luxusgütern und Schätzen der Welt geschmückt waren, mochten sie vielleicht nicht die Heimstätten der Götter sein, aber sie bargen doch eine erhabene spirituelle Weltsicht. Wo Babylon von der Kraft lebte, die sich aus seiner beängstigenden Größe ergab, da spiegelten die Hauptstädte des persischen Königs, die nach allen Launen und Einfällen ihres Gründers gestaltet waren, auf großartige Weise die Harmonie der Ordnung wider. Das soll nicht heißen, daß ihnen der Charakter einer Metropole ganz und gar fehlte. Schon vor der Gründung von Persepolis hatte die allgegenwärtige Bankiersfamilie der Egibis eine Niederlassung in der Gegend eröffnet, und andere

Kaufleute und Finanziers sollten ihnen bald folgen. Es wimmelte überall von Bürokraten. Handwerker und Arbeiter, die von allen Ecken und Enden der Welt herangebracht wurden, gaben den Straßen eine Ahnung von babylonischem Sprachengewirr. Aber Persepolis und Susa waren nicht in demselben fiebrigen Sinne wie Babylon Weltstädte, und es war auch nie der Ehrgeiz des Dareios, daß sie das werden sollten. Der Großkönig hatte es nicht nötig, aus seinem Palast herauszutreten und sich in eine übelriechende Menschenmenge zu begeben, um sich in seinem Prunk zu zeigen und seine Herrschaft bestätigen zu lassen. Die Aufzeichnung einer Steuerzahlung, die in einem Archiv sicher verwahrt wurde, das Glänzen von rarem, in einem unermeßlich fernen Gebirge gewonnenen Edelmetall auf einem Palasttor, die Darstellung von demütigen Überbringern von Tribut auf einem Fries – Araber, Äthiopier oder Männer aus Gandhara –, die durch die Bilder für immer in ihrer Unterwerfung festgehalten waren: All das war beredtes Zeugnis der nie endenden persischen Herrschaft. Genauso wichtig wie der blutige Alltag der Herrschaft über das Reich war für Dareios auch ihre andere Seite seiner sakralen Vision einer Weltmacht, in der er sein umfassendes Herrschertum zum Vorteil der Unterworfenen errungen hatte. Der Pakt, den das persische Regiment verkörperte, hätte nicht deutlicher definiert werden können: Harmonie als Preis für Anpassung, Schutz gegen Demut, die Segnungen einer Weltordnung gegen Gehorsam und Unterwerfung. Im Vergleich mit der Propaganda der großen mesopotamischen Reiche fehlte hier auffällig eine Art Freude am Abschlachten, aber die Darstellung war dennoch sehr dienlich, um die schrankenlose globale Eroberung zu rechtfertigen.

Die Logik der Argumentation war schlagend. Wenn es die Bestimmung des persischen Volkes war, einer verblutenden Welt den Frieden zu bringen, dann waren seine Gegner, die es herausforderten, eindeutig die Vertreter der Anarchie und der Dunkelheit. Als Instrumente der großen Lüge bedrohten sie nicht allein die Herrschaft des Dareios, sondern auch die Weltordnung, die diese widerspiegelte. Selbst Himmel und Erde konnten gelegentlich ihren Abscheu vor den Feinden des Großkönigs bekunden. Ein Jahr nach der Niederwerfung der Elamiten brach 519 v. Chr. an der Nordgrenze des Reichs ein neuer Aufstand bei den notorischen Rebellen, den Saken, aus. Als Dareios ein Heer gegen sie führte, wurde er von seinem ortskundigen Führer verraten und fand sich ohne Orientierung und von Durst gequält in der rauen, weglosen Steppe. Ohne Aussicht auf Wasser im Umkreis mehrerer Kilometer und ohne die gering-

ste Hoffnung auf baldigen Regen hatte der König kaum eine andere Wahl, als verzweifelte Maßnahmen zu ergreifen: Er stieg auf eine Anhöhe, entledigte sich dort seiner Kleider und der *kidaris* und stieß sein Zepter in den Boden. Im Morgengrauen, das die Schatten der Dunkelheit von der Erde vertrieb, erhob der König der Könige seine Stimme zum Gebet. Seine Bitten wurden erhört: Es begann zu regnen, und die Erde wurde vom Wasser erfrischt. Nachdem Dareios die Insignien seiner Königsherrschaft wieder an sich genommen hatte, führte er sein Heer zum Sieg über die Aufständischen. Für die Perser hätte dieses Abenteuer kaum einen ermutigenderen Schluß bieten können, denn es zeigte, daß man alles, so fern es auch lag, beherrschen und zähmen konnte. »Von dieser Seite des Ozeans bis zu seiner fernen Seite, von dieser Seite des trockenen Landes bis zu seiner fernen Seite«²⁷ herrschte Dareios über alle und alles.

Obwohl der Herrschaftsbereich des Großkönigs beispiellos war, stieß er doch zugegebenermaßen nicht an alle Grenzen der bewohnten Welt. Die Steppen Asiens jenseits des Jaxartes, die sich bis zum fernen Fluß Rangha erstreckten, blieben noch unerobert; in Afrika wurde ein ganzes persisches Heer, das Kambyses nach Westen geschickt hatte, vollständig von einem Wüstensturm verschluckt;* in Europa lag jenseits der Städte Ioniens über das Meer ein ganzer fremder Kontinent, den man bisher noch kaum erforscht hatte und der darauf wartete, durchdrungen und erobert zu werden. Aber der Zeitpunkt für diese fernen, wilden Länder würde sicher noch kommen. Für die Armeen des Großkönigs gab es kein Hindernis. Die Ordnung würde bis in die letzten Bastionen der großen Lüge gebracht werden. Kaum war Dareios nach dem Sieg über die Saken zurückgekehrt, faßte er schon ins Auge, neue Länder zu erobern. Im Jahr 518 v. Chr. richtete er seinen Blick nach Osten und entsandte eine Flottenexpedition, um die geheimnisvollen Länder entlang des Indus zu erkunden. Der Angriff folgte kurz darauf. Der Pandschab wurde erobert, ein Tribut von Goldstaub, Elefanten und ähnlichen wunderbaren Dingen wurde ihm auferlegt. Sogar der große Fluß wurde symbolisch unterworfen: Man brachte Dareios einen riesigen Krug mit Wasser aus dem Indus und stellte ihn in seine

* Das jedenfalls berichtet Herodot, der allerdings in Hinblick auf die Einzelheiten der Regierungszeit des Kambyses keine sehr verlässliche Quelle ist. Mit Recht ist dazu anzumerken, daß alle Versuche gescheitert sind, die Skelette des verlorenen Heeres des Kambyses dort zu finden, wo man vermutete, daß sie unter dem Sand der Libyschen Wüste liegen könnten.

Schatzkammer. Dort stand er neben den Wassern anderer Flüsse und wurde, wie sie, zum höheren Ruhm des Königs gefangengehalten.²⁸

Natürlich lagen noch andere Länder jenseits des Indus, die noch unabhängig von der persischen Oberhoheit waren, aber auch sie konnten, obwohl sie nicht offiziell zur Provinz wurden, dennoch in den Genuß der Gnade des Königs gelangen. Bittsteller mußten ihm nur einen Tribut von Erde und Wasser bringen, und dann konnten sie zum Ausgleich ins wärmende Licht seiner Aufmerksamkeit treten. Ein feierliches und respektheischendes Ritual begleitete die Überreichung dieser Geschenke. Bittsteller, die ihren Treueeid auf Persien schworen, mußten sich dabei auf der ausgestreuten Erde ihres eigenen Landes niederwerfen. Auf diese Weise erkannte der Großkönig symbolisch an, daß die Werke der Natur und der Menschen zum Vorteil aller Beteiligten in seine Ordnung aufgenommen waren. Während die Bittsteller sich aus der furchterregenden Gegenwart des Königs zurückzogen, konnten sie keinerlei Zweifel an der Bedeutung der Geste haben, die sie vor ihm vollbrachten. Sie hatten einen unwiderruflichen Schritt vollzogen und waren ein wenn auch nur bescheidener Teil des Weltreichs geworden.

Militärische Gewalt von seiten des Großkönigs war also gar nicht notwendig, um die Grenzen der persischen Macht zu vorzuschieben. Sie dehnte sich weiter nach Westen wie nach Osten aus, zu Wasser und zu Lande. Ungefähr zur Zeit der Eroberung des Pandschab kreuzte Otanes, der einstige Rivale des Dareios um den Thron, in der östlichen Ägäis. Die Insel Samos war offiziell in das persische Reich eingegliedert worden, und benachbarte Inseln begannen zu erwägen, ob sie den Gesandten des Königs das Geschenk von Erde und Wasser überreichen sollten, während sie noch versuchten, die persische Flotte abzuwehren. Das war eine äußerst vielversprechende Entwicklung für Dareios. Nach der Befriedung der weiten Ebenen am Indus konnte er seine Aufmerksamkeit nun dem entgegengesetzten Ende seines Herrschaftsbereichs zuwenden. Zwei Kontinente hatten sich schon seiner Übermacht unterworfen – warum nicht auch ein dritter?

Der unerbittliche Blick des Großkönigs begann sich auf den Westen zu richten.

SPARTA

Wer sind diese Spartaner eigentlich?

In den frühen Jahren des Aufstiegs der Perser zur Weltmacht, als Kyros sich noch in Lydien befand, suchte ihn unerwartet eine Delegation aus dem Land jenseits des Ägäischen Meeres auf. Die Abgesandten waren Griechen, aber sie waren ganz anders als die Griechen in Asien, deren reiche und verlockende Städte Kyros gerade begonnen hatte zu unterwerfen und seinem Imperium einzuverleiben. Die Fremden trugen langes Haar und waren in auffällige rote Mäntel gehüllt. Sie sprachen nicht in den gesetzten, angemessenen Worten, die sonst die Diplomatensprache kennzeichnete, sondern sie waren brüsk, von barscher Offenheit und ziemlich unhöflich. Was sie dem größten König auf Erden mitteilten, war eine einfache Botschaft: Kyros sollte die Städte der Ionier in Ruhe lassen, sonst werde er es mit denen zu tun bekommen, deren Gesandte sie waren – den Spartanern. Offensichtlich waren die Fremden der Meinung, daß die einfache Erwähnung dieses Namens ausreichte, um das Blut in den Adern ihrer Gesprächspartner gefrieren zu lassen, denn sie fügten dem nichts mehr hinzu. Kyros drehte sich zur Seite, um sich an einen in der Nähe stehenden Ionier zu wenden. Verblüfft fragte er, »wer diese Spartaner eigentlich seien«.¹

Das war für jeden Griechen eine erstaunliche Frage. Wie konnte ein Bewohner Asiens *nicht* von den Spartanern gehört haben? Nichts konnte den rückständigen und fremdartigen Charakter der Perser besser an den Tag bringen als der Umstand, daß sie von der berühmtesten Frau der Geschichte nichts wußten. Helena von Sparta hatte viele hundert Jahre zuvor sowohl Asien als auch die Griechen ins Verderben gestürzt. Die Entführung dieser Frau aus der Heimat ihres Gemahls, des Königs Menelaos, in die legendäre Stadt Troja hatte

die ganze Welt bluten lassen. Ganze zehn Jahre lang hatten sich die Helden aus Ost und West in der staubigen Ebene vor Troja gegenseitig abgeschlachtet. Erst mit der völligen Zerstörung des Ortes, der aus der Sicht der Griechen damals die bedeutendste Stadt Asiens war, mit der Tötung ihrer Männer und der Versklavung ihrer Frauen hatte dieser schreckliche Krieg sein spätes Ende gefunden. Für die Nachfahren der Sieger lag in dem gewaltigen Ausmaß der Zerstörung etwas Ernüchterndes und Erschreckendes. Denn »die Griechenwelt rüstete wegen der Frau aus Lakedaimon ein gewaltiges Heer, zog nach Asien und zerstörte das Reich des Priamos«.² Da war es nicht erstaunlich, daß viele Griechen und besonders die griechischen Bewohner der Küstengebiete Kleinasiens glaubten, der gesamte weiträumige Osten hege noch immer den alten Groll und denke an das erlittene Unrecht zurück. In ihrer gefährdeten Lage am Rande des großen Kontinents hatten die Ionier guten Grund, die rächenden Schatten der trojanischen Toten zu fürchten.

Für die Spartaner selbst indes war die Erinnerung an die berühmteste Tochter der Stadt kostbar. Menelaos, so hieß es, habe unter den Toten des letzten Massakers an den Trojanern nach Helena gesucht und sich vorgenommen, auch sie den Leichenbergen hinzuzufügen. Aber als er seine Ehefrau endlich gefunden hatte, ließ er, statt sie zu töten, sein Schwert fallen, denn er war von der Schönheit ihrer nackten Brüste wie vom Blitz getroffen, und er schloß sie in seine Arme. Zusammen kehrten sie nach Sparta zurück, und man konnte beider Grabmal noch auf einem Felsen südlich der Stadt besichtigen; seine gewaltigen Steinquadern waren auf einer Erde errichtet, die so rot war wie die Haare des Menelaos. Helena selbst, die »göttliche unter den Frauen«,³ war in allem goldener als ihr Gemahl: Sie war nicht nur blond, sondern sogar ihre Spindel war aus Gold gefertigt. Hätte Kyros gewußt, daß die Spartaner am Schrein einer so sinnlichen und genußsüchtigen Frau einen Kult begründet hatten, wäre er ohne Zweifel noch mehr in seiner Verachtung für ihre lächerlichen Forderungen bestärkt worden. Die Gesandten mit ihren langen Haaren und den roten Mänteln wären ihm gewiß als geeignete Verehrer des Kults der Helena vorgekommen, denn später hatte Kyros noch hinreichend Gelegenheit zu lernen, daß unter den Griechen das Tragen langer Haare im allgemeinen als Beleg weibischer Verweichlichung galt und die Verwendung von teurem Purpur als Zeichen von Extravaganz. Die Perser beschlossen, die spartanischen Drohungen zu ignorieren, was kaum überraschen konnte. Sie hatten doch von einem so luxurgewohnten Menschenschlag sicher wenig zu befürchten?

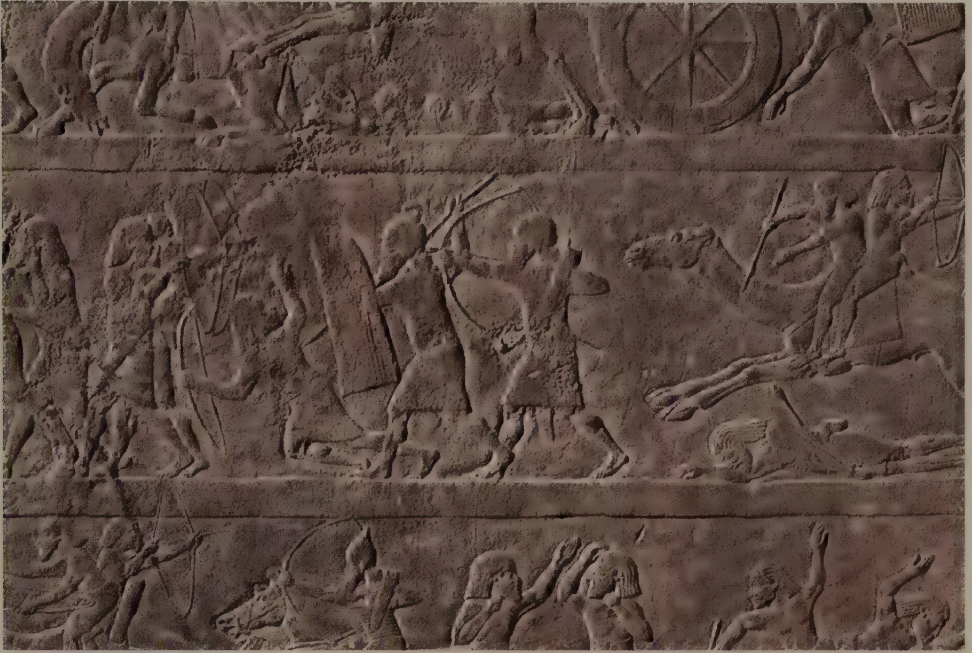
Der äußere Anschein konnte natürlich trügen, doch traf es immerhin zu, daß die Spartaner in den frühesten Anfängen ihrer Geschichte tatsächlich für ihr Streben nach Lebensgenuß und für ihre Gier bekannt waren. »Das Gewinnstreben wird ihr Verderben sein«, war eine verbreitete Voraussage.⁴ Im 8. und 7. Jahrhundert v. Chr. war Sparta ein Beispiel für all das, was andere Griechen zu vermeiden hofften. Seine führende Schicht war brutal und raubgierig, sein Land hunger maßlos, und die Verarmung des durchschnittlichen Bürgers, der sein Vermögen und oft auch seine Freiheit verloren hatte, war einfach schockierend. Entsetzte fremde Beobachter, denen die vergiftete Atmosphäre von purem Haß zwischen den verschiedenen Bevölkerungsgruppen Spartas auffiel, zögerten keinen Moment, um festzustellen, daß dort »die schlechtesten Gesetze fast aller Griechen« galten.⁵ Und das war zu einer Zeit der Fall, als es an Konkurrenz für ähnliche Beispiele kaum fehlte. Überall in Griechenland war im Verlauf des 7. Jahrhunderts v. Chr. der Abstand zwischen Armen und Reichen und zwischen den Wenigen und den Vielen auf besorgniserregende Weise gewachsen, so daß das Ideal der guten Verteilung oder *eunomia*, wie die Griechen es nannten, wie ein ferner Traum erschien. Die Unsicherheit war überall groß.

Soziale Unruhen waren auch in anderen Teilen der Welt nicht unbekannt, wie die Stammesfürsten von Medien oder Persien hätten bezeugen können. Unter den Griechen hatte das Streben nach *eunomia* allerdings besondere Dringlichkeit. Bei ihrer Suche waren sie in gewisser Weise auf sich allein gestellt. In ihrem armen, rückständigen Land gab es sicher nichts, was den tausendjährigen Traditionen der Monarchien im Orient entsprach. Anders als die Stämme im Zagros lebten sie weit entfernt von den ursprünglichen Quellen der Zivilisation. Da sie keine Vorbilder für bürokratische Verwaltung und Zentralisierung vor Augen hatten, war die griechische Welt früh in eine Vielzahl konkurrierender Stadtstaaten zersplittert, von denen jeder seine eigene Art von konstitutioneller Krise durchlebte. Aber obwohl die Griechen chronisch von sozialen Spannungen zermürbt wurden, waren sie doch nicht völlig blind für die Art der Freiheit, die dieser Provinzialismus ihnen unter anderem auch gewährte. Sie hatten die Möglichkeit, Experimente zu machen, Neues einzuführen und ihre eigenen besonderen Wege zu finden. »Besser eine kleine Stadt hoch auf einem Felsen«, konnte man sagen, »solange sie gut regiert wird, als die ganze Pracht des törichten Ninive.«⁶ Verglichen mit der zerklüfteten Landschaft, über die sich die griechischen Städte verteilten, konnte die sanfte

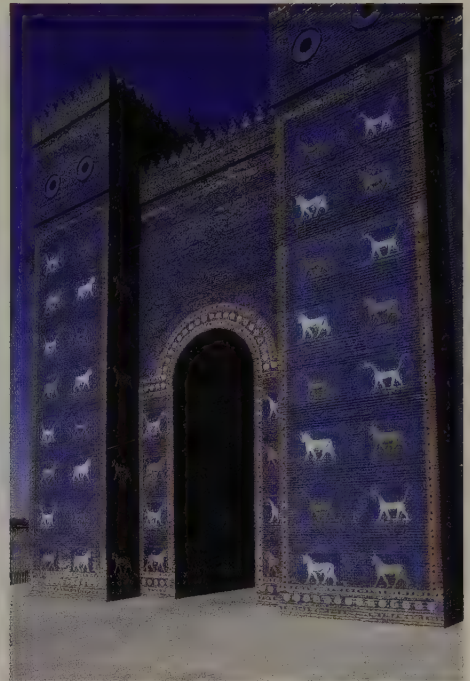
Schwemmebene Mesopotamiens gewiß ein wenig eintönig erscheinen. In Griechenland brachten die Berge, die jede Ebene umringten und viele Stadtstaaten voneinander und erst recht von der großen Welt jenseits von ihnen abschnitten, eine rudimentäre Unabhängigkeit und Isolation mit sich.

Die Spartaner hatten mit Sicherheit von der Lage ihrer Stadt profitiert. Daß sie es sich leisten konnten, ihren Geschmack an elitärer Kriegsführung zu entwickeln, hatten sie fast vollständig der Geographie zu verdanken. Die Landschaft Lakedaimon in den abgelegenen Regionen Südgriechenlands, über die Sparta herrschte, wurde von allen Seiten von gewaltigen natürlichen Bollwerken geschützt. Im Osten und Süden war das Meer; zum Norden hin lagen graue, abweisende Hügel; gegen Westen erhob sich das wilde, schroffe Gebirge des Taygetos, dessen fünf klauenartig aufragende Gipfel selbst mitten im heißen Sommer noch von Schnee bedeckt herüberleuchteten. Hinter solchen Grenzen konnte sich eine Stadt leicht an den Rand des Ruins bringen, ohne dabei gestört zu werden.

Aber hinter solchen Grenzen konnte sie sich ebensogut entwickeln und verändern. Wie die Perser lebten die Spartaner zu Beginn unter einem Stammeskönigtum in einem Gemeinwesen, das seine Wurzeln in einer langen Nomadentradition hatte. Sparta war trotz seines berühmten Namens wenig mehr als eine Ansammlung von vier Dörfern, die an einer Stelle gegründet wurden, die zuvor fast überhaupt nicht besiedelt war. Mit Sicherheit hatte das wenig mit einem ursprünglichen Sparta zu tun, dem Sparta der Helena und des Menelaos. Auch wenn das Grab des Paares hoch über der Ebene von Lakedaimon thronte, war dieses Kultdenkmal doch nicht Beleg für Kontinuität, sondern des genauen Gegenteils. Es deutete auf einen brutalen Bruch mit der Vergangenheit hin; es war von Trümmerhaufen umgeben – die einzigen Überbleibsel eines vor langer Zeit aufgegebenen Palasts. Vielleicht war das der Ort, an dem Helena und Menelaos einst lebten. Aber um 1200 v. Chr. war er zusammen mit allen anderen großen Gebäuden in Lakedaimon geplündert und bis auf die Grundmauern niedergebrannt worden. Warum und durch wen, das hatte man bald vergessen. Die Zerstörung war damals zu gründlich, als daß sich die Erinnerung daran halten konnte. Jahrhunderte waren danach vergangen. Allmählich wurde die Leere, die durch den Zusammenbruch des Königreichs des Menelaos entstanden war, durch Neuankömmlinge aus dem Norden wieder aufgefüllt, wandernde Stämme, die man sehr viel später in stolzer Unterscheidung von den überrannten ansässigen Griechen Dorier nannte.⁷ Aber auch die



*Relief im Palast Assurbanipals, Ninive.
Assyrische Reiter auf Pferden
verfolgen auf Kamelen reitende Araber,
645 v. Chr.*



*Das Ishtar-Tor in Babylon (Rekonstruktion),
erbaut um 560 v. Chr. unter Nebukadnezar II.*



Relief mit einer Darstellung des altpersischen Königs Dareios I. des Großen (522–486 v. Chr.). Gezeigt wird sein Sieg über Gautama und die neun sogenannten Lügenkönige. Entstanden um 522 v. Chr.



Darstellung eines vierspännigen Wagens und bewaffneter Krieger auf dem Hals des Kraters von Vix, um 530/520 v. Chr.; aus einem Prunkgrab in Burgund.



Das Grabmal Kyros' II. des Großen, König der Perser (559–529 v. Chr.), in der Achämeniden-Residenz Pasargadaï.



Heutige Ansicht von Sardes, Türkei. In der Antike war Sardes Hauptstadt des lydischen Königreiches.



Im 6. Jh. v. Chr. entwickelten die Athener eine verfeinerte Gesellschaftskultur: Die Vase zeigt ein Paar beim Symposion; die Hetäre ist mit einer Taenie, einer kultischen Haarbinde, dargestellt.



*Die athenischen Freiheitshelden Harmodios und Aristogeiton
töteten 514 v. Chr. Hipparch, den Sohn des Tyrannen Peisistratos.*



Ausschnitt eines Steinreliefs am Treppenaufgang zum Audienzsaal Dareios' I. des Großen in Persepolis: Es zeigt den Neujahrsszug, bei dem tributpflichtige Völker dem persischen König Gaben bringen.



Felsgrab Xerxes' I. (gest. 465 v. Chr.) in Naqsh-i Rostam bei Persepolis, 5. Jh. v. Chr.



Dareios I. der Große (522–486 v. Chr.) hält eine Audienz ab. Krater von Canosa, 4. Jh. v. Chr., Teilansicht.



Hopliten beim Anlegen der Rüstungen. Um 500 v. Chr.

Dorier waren Griechen und durchaus nicht gleichgültig gegenüber dem einstigen Goldenen Zeitalter ihrer neuen Heimat. Ganz im Gegenteil sagte man von ihnen, daß es keinen anderen Stamm gebe, der so interessiert war an »den Geschlechtern der Heroen sowohl als auch der Menschen, und an den Niederlassungen, wie vor alters die Städte angelegt worden sind, und überhaupt an allem, was zu den Altertümern gehört«. ⁸ Die Siedler waren so gefesselt von der Vergangenheit Lakedaimons, daß sie Teile der Überlieferung für sich selbst zu übernehmen begannen. Um 700 v. Chr., ungefähr zu der Zeit, als die Meder und Perser sich im fernen Zagros niederließen und Wurzeln schlugen, wurde zum Beispiel sozusagen durch Zufall zum erstenmal das Grab der Helena entdeckt. Noch auffälliger war, daß die spartanische Elite auch daranging, sich einen Stammbaum zu schaffen, der weit hinter die Zeit des Menelaos zurückreichte – bis zu Herakles, dem größten aller Helden, dem Sieger über Ungeheuer und Sohn des Götterkönigs Zeus. Was eine Invasion der entfernten Vorfahren der Dorier gewesen war, konnte nun als eine Rückkehr hingestellt werden, und was man durch Eroberung gewonnen hatte, wurde angestammter Besitz. Die führenden Spartaner nannten sich »Herakliden«, und als Erben des Herakles erhoben sie nicht allein auf Lakedaimon Anspruch, sondern auf die Herrschaft über einen großen Teil Griechenlands.

Das war für ihre Nachbarn natürlich alles höchst besorgniserregend. Schon um 700 v. Chr. hatten die Spartaner die erstaunliche Heldentat vollbracht, den Taygetos, die abschreckendste ihrer natürlichen Grenzen, zu überschreiten und einen Eroberungskrieg gegen die Landschaft Messenien zu führen, die jenseits des Gebirges im Westen lag. Die »weiten Flächen«, die dort zu finden waren, eigneten sich »gut zum Pflügen, gut zum Anbauen« ⁹ und waren fruchtbarer als das Ackerland in Lakedaimon. Obwohl auch die Messenier dorische Abstammung für sich in Anspruch nehmen konnten, zeigten die Spartaner mit ihrem brutalen Angriff und ihrer unerbittlichen Entschlossenheit, daß sie jegliche vielleicht vorhandene Verwandtschaftsbande strikt leugneten. Ein so großes Gebiet wie Messenien war nicht leicht zu unterwerfen, aber die Spartaner hielten grimmig an ihrem Vorhaben fest und fuhren jahrzehntelang fort, die Felder und Wälder Messeniens mit Blut zu tränken. Als die Messenier endlich unterjocht waren, waren sie es vollständig. Der Sieg hatte die Eroberer mehr als ein Jahrhundert gekostet.

Die derartige Versklavung eines griechischen Volkes durch ein anderes war völlig ohne Beispiel. Es machte aus den Spartanern nicht nur das reichste Volk



in Griechenland, sondern auch eine Art Wunder und eine Rasse für sich, entmutigend für andere und einzigartig. Was die Spartaner selbst betraf, so hielten sie diese geheimnisvolle Aura nur für etwas, das ihnen ganz einfach zustand. Wo sonst in dieser Welt, die seit dem Goldenen Zeitalter der Heroen schon lange so heruntergekommen war, konnte man seine Abstammung bis auf den Olympischen Zeus selbst zurückführen? Auch wenn die Spartaner ihren Aberglauben brutal und zielgerichtet nutzten, glaubten sie dennoch in frommer Überzeugung daran. Sie wußten, daß sie bei allem, was sie taten, von den Launen des Göttlichen wie von einem Schatten begleitet wurden. Wenn man die Götter kränkte, konnte alles verloren sein; folgte man ihren Wünschen, war Spertas Größe zweifelsfrei gesichert. So war es ihnen schließlich auch gelungen, Messenien zu unterwerfen. Und so konnten sie sich auch aus einer noch größeren Krise retten, einem fast tödlichen sozialen Konflikt. Aus ihm gingen sie zum allseitigen Erstaunen als Paradebeispiel der *eunomia* hervor.

Diese Wahl zwischen Reform oder Untergang wollten die Herakliden lange Zeit hinausschieben. Die Eroberung Messeniens hatte die Stunde der Abrechnung indes nicht etwa aufgehalten, sondern nur beschleunigt. Der Sieg hatte Sparta zwar großen Reichtum gebracht, aber er trug wenig dazu bei, die Not der Armen zu lindern. Noch größere Mittel in der Hand der Aristokratie drohten vielmehr, das einfache Volk in noch größere Erbitterung zu versetzen. Wenn die Bedingungen der spartanischen Oberschicht so gewesen wären wie bei den entsprechenden Aristokraten im fernen Medien, hätten sie es sich vielleicht leisten können, die Verarmung ihrer Mitbürger ebenso zu ignorieren wie deren laute Forderungen nach Neuverteilung des Landes und alle ihre »Klagen gegen die Herren«.¹⁰ Aber Sparta war nicht Medien. Außerdem gab es gerade zu dieser Zeit eine große Revolution der militärischen Organisation, die ihren Siegeszug angetreten hatte und sich in ganz Griechenland ausbreitete; sie drohte die Herakliden zu vernichten.

Es war nicht die unruhig-elegante, teure und notwendigerweise der Oberschicht vorbehaltene Reiterei, die Messenien für Sparta gewann. Der Sieg war vielmehr den schwerfälligen Fußsoldaten zugefallen. Das waren Bürger aus ländlichen Familien, die vielleicht nicht über ausreichende Mittel verfügten, um sich ein Pferd zu leisten, sich aber doch mit Waffen und Rüstung ausstatten konnten. Unter dem Kriegsgerät befanden sich insbesondere die *hopla*, die runden Schilde völlig neuer Bauart mit einem Durchmesser von einem Meter, die

über dem Holz mit Bronze verkleidet waren. Sie hatten innen zwei Schlaufen, mit denen sie fest am linken Arm getragen wurden. Eine geschlossenen Reihe von Soldaten mit ihrem *hoplon* – von »Hopliten« –, die im Gleichschritt in einer gestaffelten Phalanx vorrückten, vielleicht auch von bronzenen Helmen und Brustpanzern geschützt und lanzenstarrend, war eine potentiell vernichtende Angriffswaffe. Die Spartaner hatten im Verlauf des Messenischen Kriegs reichlich Gelegenheit, Erfahrungen mit dieser radikalen und neuen Form der Kriegsführung zu sammeln. Aber eine Phalanx war nicht so einfach zu organisieren. Man brauchte eine besondere Art von Männern, um daraus einen Erfolg zu machen. Jedes *hoplon* mußte bei zweckmäßigem Einsatz sowohl seinem Träger als auch seinem Nebenmann zur Linken Schutz bieten, und die Phalanx riskierte bei ihrem Vorrücken gegen den Feind in Stücke gehauen zu werden, wenn sie den geringsten Mangel an Geschlossenheit und einen Anflug mangelnder Solidarität verriet.

»Haltete im Kampf euch nebeneinander«, ermahnte ein Kriegslied der Spartaner, »keiner denke an Flucht oder erliege der Angst.«¹¹ Das war ein Aufruf zur Disziplin, der sich an jeden Hopliten aus allen Schichten richtete. Was wäre schließlich das Schicksal auch des blaublütigsten Herakliden in der Schlacht, wenn er seine Flanke nicht seinem Nebenmann, dem bescheidenen Bauernsohn, anvertrauen konnte? Noch wichtiger war die Frage, was das Schicksal ganz Spartas gewesen wäre, wenn der Bauer sich seinen teuren Schild nicht mehr hätte leisten können? Vernichtung wäre die Folge, und sie wäre so sicher und gewaltsam gewesen wie der Haß Messeniens. Die spartanische Oberschicht, die auf Kosten der unteren Schichten reich geworden war, sah sich plötzlich und gerade in der Stunde des Sieges mit einer drohenden Katastrophe konfrontiert. In der Mitte des 7. Jahrhunderts v. Chr. konnte der Zusammenhalt der Bürgerschaft nicht mehr als ein vergeblicher Anspruch bedrängter Bauern abgetan werden. Auch für die Herakliden war er eine Frage von Leben und Tod geworden.

Panik führte zu einer wirklich außerordentlichen Lösung. Die Revolution kam nach Lakedaïmon. Das spartanische Volk, das an seiner Zukunft verzweifelte, wurde irgendwie dazu gebracht, seine seit langem bestehenden sozialen Unterschiede zu vergessen und sich einem großartigen, wenn auch höchst gewagten Experiment sozialen Umbaus zu stellen. Aber wie geschah das im einzelnen und auf wessen Anregung hin? Die Spartaner selbst, die sich für dramatische Erzählungen von alten Helden begeisterten, waren kaum geneigt,

ihre neue Ordnung anonymen sozialen Kräften zuzuschreiben. Sie konnte wohl nur das Werk eines Visionärs und Weisen sein? Sehr bald begann ein Name aufzutauchen: Lykurg. Kaum 100 Jahre nachdem *eunomia* in Sparta eingezogen war, hatte dieser geheimnisvolle Mann endgültig als Architekt dieser neuen Ordnung Anerkennung gefunden. Im allgemeinen glaubte man, daß es sich bei ihm um einen führenden Kopf der Herakliden handelte, er war kein Geringerer als der Onkel eines spartanischen Königs. Er war von größter Charakterfestigkeit, »von hohen Grundsätzen und gerecht«.¹² Damit waren aber auch schon die Grenzen des Einvernehmens unter seinen Biographen erreicht. Selbst Orakel gestanden ein, daß bei ihnen Verwirrung herrsche, ob Lykurg als Gott oder als Mensch zu bezeichnen sei, obwohl sie nach Abwägung dazu neigten zu glauben, dieser Weise sei göttlicher Abkunft.¹³ Die Spartaner teilten diese Ansicht, und sie errichteten einen Tempel zu Ehren des großen Mannes. Sein angebliches Reformprogramm wurde immer weiter zurück in den Nebel früherer Zeiten verlegt, und man gab ihm damit eine ebenso ehrwürdige wie erfundene Art von Stammbaum, ganz wie bei der Nachkommenschaft des Herakles. Wenn man Herr über die Vergangenheit war, war man auch Herr über die Zukunft. Ein viel radikalerer Eingriff, als ihn je zuvor ein Staat in seine eigene Existenz vornahm, wurde sehr bald als wesentlicher Bestandteil seiner ungebrochenen Tradition hingestellt. Lykurg, so wurde später behauptet, »sah die Schönheit und Größe seiner Gesetzgebung, jetzt da sie vollendet war und ihren Weg ging, mit Bewegung und Freude, und er hatte sie auf alle Zeit unsterblich und unverrückbar machen wollen, oder zumindest so lange, wie die Menschen voraussehen konnten«.¹⁴ Indem sie ihn verehrten und vermutlich auch erfanden, hatten die Spartaner ihm diesen Traum erfüllt. Eine Revolution konnte, wie sie als erstes Volk in der Geschichte entdeckten, am besten gestärkt werden, wenn man sie in einen Mythos verwandelte.

Das Gefühl ihrer Besonderheit, das die Spartaner seit langem verfolgt hatte, wurde nun ein Element der Anregung für die Strukturen ihres Staats. Sie waren, wie es den Menschen anderer Städte erschien, sowohl übermenschlich als auch weniger menschlich geworden. Man sagte von Lykurg, daß er göttlicher Natur gewesen sei, und doch hatte er die Gestalt eines Gottes genauso wie eines Tieres, eines wilden Tieres. »Der die Werke eines Wolfs vollbringt« war die unheimliche und bedrohliche wörtliche Bedeutung seines Namens. Unter der Verfassung, die Lykurg eingeführt hatte, traten die Spartaner nie

wieder als Ausbeuter ihresgleichen auf – die Reichen gegen die Armen, die Herakliden gegen die Bauern –, sondern sie waren eine einheitliche, höchst gefährliche Rotte von Jägern. Jeder Bürger, sei er Adliger oder Bauer, war in ihre Reihen aufzunehmen. Seitdem waren »zwischen dem Volk und den größeren Besitzern die Unterschiede der Lebensweise fast aufgehoben«.¹⁵

Unnachsichtige und umfassende Disziplin sollte jedem Spartaner von Geburt an beibringen, daß Anpassung an die Ordnung alles bedeutete. Der Bürger würde seinen Platz in der Gesellschaft einnehmen, der Hoplit den seinen in der Phalanx. Er würde verpflichtet sein, sein ganzes Leben lang unverrückbar an seinem Platz zu stehen und sich dem Feind zu stellen, »die Beine beide hinein in den Grund gestemmt, den Biß auf die Lippe gepreßt«.¹⁶ Nur der Tod konnte ihn von dieser Pflicht befreien. Von Lykurg selbst wurde in der Tat berichtet, daß er in einer äußersten Demonstration dessen, was ein Bürger dem Staat schuldete, so weit gegangen sei, Selbstmord zu begehen, und das in der Hoffnung, daß eine solche Geste seinem Volk zur Erziehung dienen könne. »Und er hungerte er sich zu Tode, denn er hielt es für richtig, daß auch das Ende eines Staatsmannes nicht ohne Nutzen für die Gemeinschaft und sein Tod nicht sinnlos sein solle, indem er ein zugleich tugendhaftes und praktisches Beispiel gab. Und so hungerte er sich zu Tode.«¹⁷

Das war gewiß eine grimmige Lebensauffassung, aber auch wenn sie die Selbstverleugnung zu predigen schien, wurde sie von den Spartanern doch gerade der Freiheiten wegen geschätzt, die sie ihnen gewährte. Daß ihre Stadt eine Kaserne und ihre ganze Gesellschaft eine einzige zum Krieg bereitstehende riesige Phalanx geworden war, bedeutete für sie nicht Zwang, sondern eine mühsam errungene gesellschaftliche Einheit. Das Gleichgewicht, das sie zwischen Reichen und Armen schuf, war labil. Obwohl die Herakliden dem Volk die Souveränität und sogar eine scheinbare Gleichberechtigung zugestanden hatten, behielten sie doch ihren Reichtum, ihre Ländereien und viel von ihrer Macht. Die ärmeren Schichten wurden in die Reihen einer unvergleichlichen Elitarmee aufgenommen, gewannen eine soziale Stellung, die ihnen bisher verweigert worden war, und dazu noch materielle Sicherheit. Sie mußten sich nicht mehr mühsam durchschlagen und versuchen, ihren Lebensunterhalt als Bauern oder Händler zu verdienen. Ein Mann des Krieges hatte nichts damit zu schaffen, Schuhe zu flicken, Holz zu sägen oder Töpfe zu fabrizieren. Derartige Tätigkeiten überließ man besser anderen Gemeinschaften in Lakedaimon, den *perioikoi*, den »im Umland Wohnenden«, wie man sie verächtlich nannte.

Das waren Männer zweiter Ordnung, denen die Rechte eines erprobten Vollspartaners versagt waren.

Nur eine einzige Einkommensquelle konnte für einen wahren Soldaten als seines Ranges würdig angesehen werden. Erfreulicherweise für ein Volk, das einst von Landhunger besessen war, hatte die Eroberung Messeniens breiten Spielraum für die Aristokratie geschaffen, sich im Hinblick auf die Beute großzügig zu zeigen. Obwohl die genauen Einzelheiten unklar bleiben, ist es wahrscheinlich, daß eines der wesentlichen Elemente in Lykurgs Reformprogramm die Verteilung großer Gebiete des messenischen Landes als Landlose an die Armen war.¹⁸ Kein einziger Angehöriger der spartanischen Elite bestellte diese Lehen je selbst. Für einen Krieger kam es nicht in Frage, sich auf dem Feld im Schweiß seines Angesichts abzumühen. Das war die Aufgabe der unterworfenen Messenier. Die Spartaner hatten schon bevor sie den Taygetos überquerten, eine besondere Begabung gezeigt, besiegte Feinde auszubeuten. Ihre gesamte Geschichte konnte das belegen. Gelehrte Autoren, die sich für den Namen »Heloten« interessierten, den die Spartaner ihrer erbärmlichen unterdrückten Bevölkerung gaben, leiteten ihn von Helos ab, einer Stadt in Lakadaimon, die in den frühesten Tagen der Expansion erobert worden war.¹⁹ Was man zuerst diesseits des Taygetos praktiziert hatte, wurde nun auf der anderen Seite verfeinert und vervollständigt. Eine ganze Bevölkerung wurde in Abhängigkeit und Frondienst gezwungen. Die Messenier, die »wie Esel unter schweren Lasten ächzend«²⁰ die Felder bestellten, mußten sehen, wie sie die ganze Last der spartanischen Größe auf ihren Schultern trugen.

Kaum hatten die Eroberer gesehen, wieviel reicher sie durch die Arbeit ihrer Heloten wurden, hielten sie Ausschau nach mehr. Als zu Beginn des 6. Jahrhunderts v. Chr. der Westen befriedet war, richtete sich ihr gieriger Blick unvermeidlich nach Norden. Dort aber lauerte ein bedrohlicher Rivale, der ihnen den Weg zur Errichtung eines eigenen Reiches versperrte. Die Stadt Argos, die nur knapp 60 Kilometer von der Grenze Lakadaimons entfernt lag, war eine genauso ruhelose und überhebliche Macht wie Sparta, und sie konnte Ansprüche auf Südgriechenland erheben, die womöglich noch beeindruckender waren. Während die Spartaner sich des Menelaos als ihres Vorfahren brüsteten, konnten die Argiver einen noch berühmteren Mann ins Feld führen, seinen älteren Bruder Agamemnon, den Herrn des goldenen Mykene und obersten Heerführer der Griechen vor Troja. Mykene war zwar kein Königssitz mehr, aber man konnte es noch besichtigen, obgleich es nur noch die zerbröckelnde

leere Hülle seiner früheren Größe war. Es lag hingekauert zwischen Schluchten nördlich der Ebene von Argos. Während die Argiver sich regelmäßig darum kümmerten, jeden auch noch so geringen Versuch Mykenes zu unterdrücken, neue Unabhängigkeit zu erlangen, hatten sie doch bereitwillig seine alten Ansprüche und seinen Ruhm für sich übernommen, und die waren in dem endlosen Propagandakrieg, den jede griechische Stadt führte, durchaus nicht zu verachten. Agamemnon hatte schließlich als Erbe seines Großvaters geherrscht, des Helden Pelops. Letzterer war ein Abenteurer mit Schultern aus Elfenbein, und er hatte der ganzen Halbinsel, die den Süden Griechenlands bildete, seinen Namen gegeben. Warum sollten sich also die Argiver im Kampf um die Herrschaft über die Insel des Pelops (griechisch *Peloponnesos*) mit einem zweiten Platz zufriedengeben? Zweifellos sollte doch Argos und nicht Sparta als die Herrin der Peloponnes regieren?

Im weit zurückliegenden Jahr 699 v. Chr., in den frühesten Tagen der lykurgischen Reform, hatten die Argiver den ersten Angriff des spartanischen Bürgerheers auf ihr Gebiet nicht nur abgewehrt, sondern hatten es vernichtend geschlagen. Ein halbes Jahrhundert später hatten die Spartaner immer noch Mühe, ihre Ansprüche sogar bei unmittelbar angrenzenden Staaten durchzusetzen. Wenn der Reisende von Lakedaimon aus die Straße Richtung Norden einschlug und eine Kette von kahlen Hügeln überwunden hatte, gelangte er in eine fruchtbare weite Ebene mit Feldern und Olivenhainen. Das war das Gebiet von Tegea, einer Stadt, die das Pech hatte, auf halbem Weg zwischen Sparta und Argos zu liegen. Besonders für die Spartaner war das fruchtbare Ackerland der Tegeaten eine unwiderstehliche Versuchung. In den frühen Jahren des 6. Jahrhunderts v. Chr. wollten sie es für sich erobern und die Tegeaten zu Heloten machen, und sie entfesselten einen großen Krieg mit dem Ziel, das Gebiet zu annektieren. Die Angreifer wurden durch einen Orakelspruch ermutigt, der versichert hatte, daß sie bald in der Ebene von Tegea »mit stampfenden Füßen tanzen« würden,²¹ und sie vertrauten fest auf ihren Sieg. Sie waren so zuversichtlich, daß sie sogar Geräte für die Landvermessung mitbrachten und eiserne Fesseln für ihre neuen Sklaven. Das Orakel hatte sie indes getäuscht, denn ihr Angriff wurde abgeschlagen. Der einzige Tanz, den die Spartaner vollführten, war der unter der Peitsche als hart arbeitende Kriegsgefangene, und sie waren mit den Fesseln aneinandergekettet, die sie selbst von Sparta mitgebracht hatten.

Dieses Erlebnis versetzte dem Selbstbewußtsein der Spartaner einen derar-

tigen Stoß, daß es einen abrupten und entscheidenden Wechsel in ihrer Außenpolitik nach sich zog. Es dämmerte ihnen allmählich, daß ihr ehrgeiziges Ziel, die gesamte Bevölkerung der Peloponnes zu Heloten zu machen, maßlos überzogen war und daß die Hegemonie viele Formen annehmen konnte. Es stand außer Frage, daß die Tegeaten zur Räson gebracht werden mußten, aber vielleicht konnten ja Einschüchterung und das hohe Ansehen Erfolg haben, wo die nackte und gewaltsame Unterdrückung versagt hatte? Die Spartaner legten ihre übliche Mischung aus niederträchtiger Schläue und frommem Eifer an den Tag und sandten unter dem Schutz eines Waffenstillstands eine Delegation nach Tegea. Die Neuigkeit eines eigenartigen Fundes in der Werkstatt eines Schmieds war ihnen zu Ohren gekommen. Man hatte ein Rückgrat gefunden, das zu einem riesengroßen Skelett zu gehören schien. Die Spartaner sahen die Chance eines Propagandaerfolgs und wollten diese sensationelle Entdeckung für ihre eigenen Zwecke verwenden. Ihre Beute wurde ausgegraben und nach Sparta gebracht, zur Schau gestellt und dann wieder vergraben. Das Skelett, so wurde bekanntgegeben, war das keines Geringeren als – Fanfare! – des Sohnes des Agamemnon. Eine Identifizierung, die besser geeignet gewesen wäre, die Argiver in höchste Wut zu versetzen, hätte man sich natürlich kaum ausdenken können; und doch hatten die Trompetenstöße, mit denen die Neuigkeit verkündet wurde, ein noch sehr viel weitergehend berechnetes Ziel. Die Knochen waren vielleicht aus Tegea gestohlen worden, aber indem Sparta sie feierlich in seinem Boden barg, bot es anderen Bewohnern der Peloponnes eine offizielle Versicherung, daß es ihre alten Traditionen schätzte und achtete. Sie wollten nicht mehr auf ihnen herumtrampeln und sie in den Dreck ziehen, wie sie es in Messenien getan hatten. Städte, die zu erkennen gaben, daß sie lieber bis zum bitteren Ende kämpfen wollten, als sich in den Status von Heloten herabdrücken zu lassen, konnten sich nun Sparta unterwerfen, ohne ihren vollständigen Untergang zu befürchten. Im Gegenteil, deuteten die Spartaner an, die Unterwerfung konnte ihnen sogar einige Vorteile bringen. Den Peloponnesiern, die seit langem von gegenseitigem Haß rivalisierender Mächte gequält wurden, ganz zu schweigen von der Bedrohung durch Argos, bot Sparta zumindest die Ordnung eines Schutzbundes. Man konnte sich schlimmere Schicksale vorstellen. Im Jahr 550 v. Chr., nur einige Jahrzehnte nach dem Sieg in der Schlacht mit den Ketten, trat Tegea einem Bund bei, den sein gefürchteter Nachbar gegründet hatte und in dem dieser nun den Vorsitz führte.

Andere Städte folgten bald. Wie Tegea umwarb man sie und wiegte sie in

Sicherheit, damit sie sich unterwarfen. Spartanische Knochenjäger durchstreiften die entferntesten Winkel der Peloponnes und suchten nach den Überresten weiterer Heroen. In einer Landschaft, in der sich überall Mammutknochen aus dem Pleistozän fanden, hatten sie beträchtlichen Erfolg. Aber die Spartaner beschränkten sich bei ihren Bemühungen, einen großen Bund ihnen untergeordneter Städte zu schmieden, nicht etwa allein auf die Paläoontologie als Stütze. Auch wenn sie sich als die Hüter der mythischen Vergangenheit ihrer Nachbarn aufspielten, blieben sie doch ihrem Verhalten eines Wolfsrudels und ihrer Praxis des Terrors und des totalen Krieges treu. Die frühen Niederlagen, die man ihrem neu organisierten Heer beibrachte, hatten ihren Glauben an das von Lykurg eingeführte System nicht etwa erschüttert, sondern sie nur darin bestärkt, es zu verbessern. Ein Jahrhundert später hatte die Verwandlung der spartanischen Gesellschaft in eine Mordmaschine ihr eine besondere und blutige Aura des Geheimnisvollen verliehen. Für die Hopliten anderer Städte war es eine furchterregende Aussicht, in einer Schlacht auf die Spartaner zu treffen. Sie gehörten wohlhabenden Eliten an, die jedes Jahr ihre Rüstungen wieder vom Boden herunterholten und abstaubten, und sie neigten dazu, die Kriegsführung in bester Gesinnung von Amateuren als einen rituellen, wenn auch oft tödlichen Sport zu betrachten. Daß eine ganze Stadt sich als Heer formieren konnte, war schon besorgniserregend genug; daß aber das hauptsächliche Ziel ihrer Bürger darin bestand, jeden zu vernichten, der sich ihnen in den Weg stellte, war geradezu horrend. Viele nicht-spartanische Hopliten zogen es vor, einfach wegzurennen, statt sich mit einem solchen Gegner zu messen.

Und die Spartaner selbst wußten als Meister sowohl der psychologischen als auch jeder anderen Art von Kriegsführung ganz genau, wie sie das Blut in den Adern ihrer Gegner zu Eis erstarren lassen konnten. Schon aus weiter Ferne würde das Nahen ihrer Phalanx von den schrillen Tönen der Pfeifen angekündigt werden, und die Erde würde vom gleichmäßig stampfenden Rhythmus ihres langsamen Vorrückens erbeben. Wenn sie dann aus der Staubwolke auf dem Schlachtfeld vor dem Gegner auftauchten, würde eine alles blendende »Mauer aus Bronze und Purpur«²² sichtbar werden. Es war nämlich die Gewohnheit der Spartaner, ihre Schilde zu polieren, bis sie hell glänzten; außerdem trugen sie, vermutlich nach einer persönlichen Vorliebe Lykurgs, leuchtend rote, im Ton frischen Bluts gefärbte Mäntel.²³ Zum langsamen Gleichschritt ihres Vormarschs würden abschreckende Schlachtgesänge zu Ehren alter Heroen erklingen, bis die Offiziere mit ihren charakteristischen Helmbüschen

aus Roßhaar, die auf den Seiten bis zu den Ohren herabfielen, schreiend einen Befehl erteilten und die Phalanx ihren Gesang, den Paian abbrach. Sogleich nach ihrem Verstummen würde eine Trompetenstoß die Luft durchdringen. Die Hopliten würden ihre Schritte beschleunigen, ihre Lanzen senken und dann zu rennen beginnen. Das taten sie allerdings nicht notwendigerweise in einem geschlossenen Karree, sondern die Flügel konnten getrennt vorrücken wie die Hörner eines Bullen, um die Flanken des Feindes abzulenken. Die für ein solches Manöver erforderliche Disziplin war nicht im mindesten vergleichbar mit dem Ehrgeiz, geschweige denn den Fähigkeiten einer Truppe von Amateuren, und sie legte ein erschreckendes Zeugnis davon ab, wie groß die Besessenheit der Spartaner beim Exerzieren war. Eine derart professionelle Tüchtigkeit und Leistung erschien den Hopliten anderer Städte fast wie ein Betrug an ihnen. Deshalb war es nicht wirklich unehrenhaft, die Größe einer Stadt anzuerkennen, die ihren Männern eine solche Ausbildung und so verheerend große Geschicklichkeit vermittelte. Es war, wie jeder zugab, »eine schreckliche Sache, gegen die Spartaner zu kämpfen«.²⁴

Bald nach 550 v. Chr., als Kroisos, König der Lyder, von einem Orakel den Rat bekam, für seinen Krieg gegen die Perser ein Bündnis mit der »führenden Stadt in Griechenland« zu schließen, zögerte er keinen Moment und wandte sich an Sparta. Man hätte Spartas Ansehen keine größere Anerkennung zollen können, und zugleich war das eine grobe Mißachtung gegenüber Argos. Mit der Freundschaft eines so reichen und mächtigen Königs wie Kroisos und der freiwilligen Unterwerfung Tegeas und eines großen Teils der Peloponnes schien den Spartanern endlich der Zeitpunkt der Abrechnung mit dem alten Erzfeind gekommen. Auch wenn das lydische Reich dabei war, Kyros zum Opfer zu fallen, zogen die Spartaner um 546 v. Chr. nicht etwa aus, um Kroisos zu Hilfe zu kommen, wozu sie nach den Bestimmungen des mit ihm geschlossenen Bündnisses verpflichtet gewesen wären, sondern sie wandten sich direkt gegen Argos. Die Argiver griffen auf Bräuche einer früheren Zeit zurück und schlugen sogleich eine Art Turnier vor, bei dem 300 Elitekämpfer aus ihrer eigenen Stadt gegen 300 Angreifer kämpfen sollten. Die Spartaner stimmten zu, wie immer begeistert von einem Vorgehen, das aus alten Erzählungen der früheren Heroen stammte. Am Ende des Kampfes standen noch drei Männer aufrecht, zwei Argiver und ein einziger Spartaner. Die Argiver hielten sich für die Sieger und kehrten im Triumph in ihre Stadt zurück. Ihren bluttriefenden, aber durchaus noch lebendigen Gegner ließen sie zurück, worauf dieser sie beschuldigte, das

Schlachtfeld verlassen zu haben, und den Triumph für sich beanspruchte. Als die Argiver das in den schärfsten Tönen der Entrüstung zurückwiesen, waren die Landsleute des Spartaners zur Stelle, um ihren Vorkämpfer zu verteidigen. Am nächsten Tag stellten sie den Feind mit der geballten Kraft ihrer gesamten an dem Angriff beteiligten Truppe und errangen einen überwältigenden Sieg. Strategisch wichtige Gebiete an der Grenze des argivischen Territoriums wurden auf Dauer Lakedaimon zugeschlagen, und die Argiver, die sich zum Zeichen ihrer völligen Unterwerfung die Köpfe rasierten, waren für eine ganze Generation zur Untätigkeit verurteilt. Noch als die Bader in Argos ans Werk gingen, legten die Spartaner ein genau entgegengesetztes Gelübde ab: Sie würden ihr Haar jetzt immer lang wachsen lassen und geölte Zöpfe tragen, außerdem rote Mäntel als Zeichen ihrer Identität.

Mitten in der Siegesfeier erreichte die Spartaner aber die Nachricht von der Niederlage des Kroisos. Ihre mangelnde Erfüllung der Bestimmungen des Bündnisses mit dem König von Lydien war ein offensichtliches Versagen und eine Demütigung. Schlimmeres sollte folgen. Da die Spartaner noch immer nicht bereit waren, Truppen in die Region jenseits der Ägäis zu entsenden, schickten sie statt dessen eine Abordnung von nur wenigen Männern, die mit Kyros zusammentraf und seine berühmte verächtliche Frage erdulden mußte, wer denn eigentlich die Spartaner seien. Die Perser hatten in der Tat wenig Anlaß, sich um sie zu kümmern. Die Lektion war ernüchternd für die Spartaner. Obwohl Sparta den Griechen wie ein Riese erschien, war ihr Name in Asien kaum bekannt, und ihre Macht noch weniger. Warum sollte man sie kennen? Im Vergleich mit der phantastischen Ausdehnung des Herrschaftsgebiets des Kyros war die ganze Peloponnes nur ein unbedeutender Punkt auf der Landkarte.

Aber es sollte der Tag kommen, an dem die Spartaner den Persern ihren Hohn und Spott in den Rachen zurückschieben würden. »Wer sind eigentlich die Spartaner?« Die mit Geringschätzung gestellte Frage konnte man sehr wohl auch angstvoll stellen. Hinter den Grenzen ihrer Gebirge verschanzt, autark, fremdenfeindlich und mißtrauisch, nahmen die Spartaner immer nur, ohne zu geben, und spionierten alles aus, aber gaben nie irgend etwas preis. Als einzige unter allen Griechen machten sie keinen Anstalten, zwischen Griechen und Nicht-Griechen zu unterscheiden, sondern verachteten alle Nicht-Spartaner als »Fremde« und wiesen in regelmäßigen Abständen jeden aus, den sie in ihrer Stadt vorfanden. Für ihre Nachbarn waren die Wolfsherren von Lakedaimon

jedenfalls eine Quelle besessener Faszination und Furcht. Das Rätsel, das sie ihren Nachbarn im Sinne der Frage des Kyros aufgaben, erlaubte keine einfache Antwort. Die Wahrheit darüber, wer sie waren, wurde durch phantastische Vorstellungen verdeckt und die Realität durch Projektionen ersetzt. In ihrem ständigen Bewußtsein der Nützlichkeit des Terrors verstanden die Spartaner sehr wohl, daß es von Nachteil für sie sein konnte, wenn man sie ihres geheimnisvollen Charakters entkleidete. Denn im Geheimnisvollen lag ihr Schrecken.

Sklaven des Gesetzes

Am Fuße des Felsens, auf dem das Grabmal der Helena stand, schossen die schnellen, schlammigen Fluten des Eurotas vorbei. Wenn der Reisende seinem sanft gewundenen Lauf nach Norden folgte, konnte er bald am anderen Ufer einen Ort sehen, der dem Anschein nach eine Ansammlung von zusammengedrängten Dörfern war. Es gab wenig an dem provinziellen Aussehen Spartas, das auf die Furcht verwiesen hätte, mit der man seinen Bürgern begegnete. »Denn wenn Sparta verödet und nur die Tempel und Grundmauern der Bauten blieben«, bemerkte der Athener Thukydides eines späteren Tages, »würden gewiß die Nachgeborenen nach Verlauf langer Zeit voller Unglauben seine Macht im Vergleich zu seinem Ruhm bezweifeln«.²⁵

Das kümmerte die Spartaner selbst nur wenig. Ein Volk, das durch die Tugenden der Selbstbeschränkung und Tapferkeit gestählt war, konnte für großartige Architektur nur Verachtung übrighaben. Sollten doch die Feiglinge der anderen Staaten hohe Mauern um ihre Städte errichten. Die Spartaner brauchten kein Mauerwerk, wenn sie ihre Lanzen und glänzenden Schilde hatten. Warum sollte man prunkvolle Monumente aus viel zu teurem Marmor bauen, wenn es das wahre Zeichen eines wirklichen Mannes war, daß er ein Leben wie in einem Militärlager verbrachte? Nur Tempel erhoben sich als Fremdkörper des Unheimlichen und Überirdischen innerhalb der sonst kaserneartigen Sparsamkeit der Stadt und unterschieden sich von der üblichen Silhouette der Gebäude. Im größten Heiligtum, das auf dem niedrigen Hügel der Akropolis lag, die der Stadt als Zitadelle diente, war der gesamte Innenraum mit rechteckigen massiven Bronzeplatten ausgekleidet. In einem anderen Tempel, der nicht weit von Sparta im Norden lag, war die Statue des Apollon, des

Gottes mit dem Bogen und Herrn der Orakel, über und über mit reinstem Gold bedeckt.

Der am häufigsten besuchte aller Tempel Lakedaimons aber war das Heiligtum, das der Schwester des Apollon geweiht war, der jungfräulichen Jägerin Artemis, der »Herrin der Tiere«.²⁶ Wenn derselbe Reisende am Zentrum der Stadt vorbei noch weiter nach Norden am Eurotas entlang wanderte, gelangte er bald an weiten Exerzierplätzen vorbei in eine feuchte Senke, in der ein schwarzes, sehr altes Idol der Göttin stand. Dort hatten die Spartaner in der ersten Begeisterung ihrer Herrschaft über die restliche Peloponnes um das Jahr 560 v. Chr. einen prachtvollen steinernen Tempel gebaut. Aber trotz des Glanzes seiner frischgefügtten Mauern behielt der Ort eine bedrohliche Atmosphäre. Es lag nicht nur an den Fröschen, die weiter in den rundum fließenden Bächen quakten, oder daran, daß ein feuchter Nebel manchmal geisterhaft vom Fluß her aufstieg, sondern der Tempel selbst war ein Ort, der dem Besucher eine Gänsehaut über den Rücken jagte. Nicht alles an seiner Ausstattung war neu. An den frischgefügtten Mauern hingen Verzierungen, die von einem viel älteren Heiligtum stammten. Man sah Gesichter aus Terrakotta, von denen einige erklärte Bilder bartloser junger Männer oder ernst blickender Soldaten waren, andere dagegen groteske und verzerrte Fratzen mit irrem Blick und weit aufgerissenen Mündern zeigten, die sich zu tierischen Schreien der Wildheit oder des Schmerzes zu öffnen schienen.²⁷ Letztere erschienen den Spartanern in ihren Alpträumen. Es gab kaum einen Bürger, dessen Vorstellungswelt sie nicht heimsuchten, denn der Tempel der Artemis war der Ort, zu dem er von Kindheit an bis ins hohe Alter kam, um die wichtigen Momente im Lauf seines Lebens zu markieren. Die Masken waren immer dort und sahen ihn mit ihren leeren Augen an. Die Gesichter der Heroen waren da, um ihn zu ermutigen, und die Fratzen der Wahnsinnigen, Gorgonen und entstellten und zahnlosen Hexen, um ihn an das häßliche Gesicht des Versagens zu erinnern. Zu scheitern hieß, ein Ausgestoßener zu sein. Man war außerhalb der Grenzen der Stadt verloren, wo nur die schändlichen, verrückten und zu Tieren verkommenen Männer hausten. Alle Spartaner mußten mit dieser Wahrheit und ihren Folgen vor Augen leben. Alle mußten nach dem strengen Gesetz leben, das von dieser Regel geprägt war.

Als Bürger wurden sie überall verfolgt und überwacht. Jede Generation beaufsichtigte die nächste mit der Strenge eines Gefängniswärters. Die Spartaner, die sehr wohl zu schätzen wußten, wie »die Lanzen der jungen Männern

erfolgreich sind, den Chören der Mädchen zuzuhören und die glänzenden Feste« zu feiern,²⁸ betrachteten trotz allem die Überschwenglichkeit der Jugend mißtrauisch. Lykurg, der die »Werke eines Wolfs« vollbrachte, war voller Sorge, wohin die Kräfte des unkontrollierten Jungvolks führen mochten. Nur mit der Peitsche, hatte er seine Landsleute gelehrt, konnten junge Beutefänger angemessen erzogen werden. Wie die Spartaner selbst aus dem schlimmen Beispiel ihrer eigenen frühen Geschichte sehr wohl wußten, konnten die einmal von der Leine gelassenen wilden Instinkte und Triebe einen Staat nur zu leicht auseinanderreißen. Nachdem sie durch eine Zeit der Revolution gegangen waren, hatten sie nicht den Wunsch, eine zweite zu erleiden. Der natürlichen Ruhelosigkeit und den Gelüsten der Jugend durfte man niemals nachgeben. Nur Disziplin, gnadenlose Disziplin konnte die Möglichkeit bieten, sie unter Kontrolle zu behalten. Wenn in Sparta etwas geändert werden mußte, ob es ein unangemessener Brauch war oder ein veraltetes Gesetz, dann war es die Aufgabe der Ältesten, die notwendige Reform zu beraten und zu beschließen.²⁹ Warum sollte eine Maßnahme auf andere Art beschlossen werden? Die Ältesten waren doch schließlich der lebende Beweis, was Tradition hervorbringen konnte, und daß sie in der Lage war, eine Elite von Helden zu schmieden.

So kam es, daß Sparta bei all seinem gefürchteten Ruf doch verbreitet auch als die Heimat des vollkommenen guten Benehmens gefeiert wurde. Nur in Sparta unter allen griechischen Städten würde ein junger Mann in der Regel zur Seite treten, um einem älteren Platz zu machen, denn mit einer solchen Geste des Respekts ehrte er zugleich die Gesetze und die Bräuche seines Volks. Dieser Gedanke ging so weit, daß die Spartaner in ihrem Entsetzen über die Vorstellung, daß ein junger Bursche nicht in der Lage sein sollte, sich in Gegenwart von Älteren zu erheben, öffentliche Latrinen ablehnten. »Die Lanzen der jungen Männer« mögen im Interesse der Stadt erfolgreich gewesen sein, aber es konnte kein Zweifel daran herrschen, daß »dort der Rat der Alten« herrschte.³⁰ Selbst die Männer, die nominell an der Spitze des Staates standen (denn die Spartaner hatten, weil sie in allem etwas Besonderes waren, nicht einen, sondern zwei Könige), mußten ihre Autorität respektieren. Wenn sie zu weit an die Grenzen dessen gingen, was der Verfassung entsprach, fanden sie sich schnell vom höchsten Gericht der Stadt gemäßregelt. Es handelte sich um eine gesetzgebende Institution, der neben den beiden Königen selbst nur einflußreiche alte Männer von über 60 Jahren angehörten. Die Spartaner nannten diese einschüchternde Greisenversammlung zutreffend Gerusie, und genauso

wie die römische Bezeichnung Senat bedeutete dies wörtlich »Rat der Alten«. Da die Gerusie neben ihrer Rolle als Wächter der Verfassung auch das Recht hatte, alle Anträge, die gestellt wurden, im vorhinein zu beraten und die Ergebnisse ihrer eigenen Beratung zur endgültigen Beschlußfassung vorzulegen, konnte sie leicht einen Würgegriff auf die Politik Spartas ausüben. Zum Mitglied der Gerusie gewählt zu werden war nicht nur die höchste Ehre, die ein Bürger erlangen konnte, sondern sie wurde auf Lebenszeit verliehen. »Es versteht sich von selbst, daß die Bewerbung für die Gerusie von allen menschlichen Wettkämpfen der am heftigsten umstrittene ist.« Selbst Nicht-Spartaner konnten das einsehen: »Gewiß sind athletische Wettkämpfe sehr ehrenhaft, aber sie sind nur Proben der physischen Kraft, während der Wettkampf um die Wahl zur Gerusie ein Urteil über einen edlen Geist ist.«³¹

Es gab keinen noch so abgelegenen Winkel und keinen Spalt in Sparta, in den knochige alte Finger nicht eindringen. Selbst das gerade erst geborene Kind war dem Gestocher der alten Männer ausgeliefert. Sollte ein Kind als zu kränklich oder mißgebildet angesehen werden, um künftig einen wertvollen Beitrag für die Stadt zu leisten, dann ordneten die Ältesten seine sofortige Beseitigung an. Da die Investition, die der Staat für die Erziehung eines Bürgers leisten mußte, beträchtlich war, hielten die meisten Spartaner dies nur für angemessen. Eine Mutter konnte sogar aus eigener Initiative die gesunde Erbmasse auf die Probe stellen, indem sie das Neugeborene in Wein wusch, was, wie jeder wußte, das sicherste Mittel zur Feststellung von Epilepsie war. Welche wirklich spartanischen Eltern wollten schließlich einen Sohn aufziehen, der plötzlich mit einem Anfall zusammenbrach? Ein früher Verlust war besser als das Risiko einer solchen Schande. Eine Schlucht neben der Straße, die sich über die Berge nach Messenien wand, genannt *apothetai* oder »Ab-lagestelle«, gab den Schauplatz für den Kindermord ab. Dort, wo sie der Stadt, die sie hervorgebracht hatte, nicht mehr zur Schande gereichen konnten, wurden die schwachen oder mißgebildeten Kinder in die Tiefe des Abgrunds geworfen, auf ewig zu dunklem Vergessen verurteilt. Das war keine Aussetzung im konventionellen Sinne, wie sie andere Völker praktizierten, sondern ein finsterer, formeller Tötungsritus. Es gab keinerlei Hoffnung auf eine Rettung für das ungewollte spartanische Kind, wie sie angeblich Kyros widerfahren war. Es mußte sterben, und man mußte sehen, wie es starb, damit die anderen ermutigt wurden.

Ohne Zweifel dienten die Spuren zarter Knochen, die den Boden in der Tiefe

der Apothetai bedeckten, für die anderen, denen man erlaubt hatte zu überleben, als Wundermittel der Konzentration. Spartanische Kinder konnten nicht anders aufwachsen als in dem stolzen Bewußtsein, Angehörige einer Elite zu sein, die man bei ihrer Geburt als solche ausgewählt hatte. Doch der Staat erlegte ihnen im Gegenzug für seinen Schutz harte, fürchterliche Pflichten auf. Lykurg hatte es vorgezogen, so sagte man, sein Reformprogramm, statt es aufzuschreiben, in den Charakter und Körper derer einzuprägen, die danach leben mußten, damit sie sich gegenseitig als wandelnde Verfassungen dienen konnten. Ein solcher Gesellschaftsaufbau und dieses gesellschaftliche Verhalten waren natürlich nur möglich, wenn man von Kind an dazu erzogen wurde. Sanfte und hilflose Kleinkinder mußten abgehärtet und zu Spartanern gemacht werden. Für sie gab es keine Windeln. Kleinkinder wurden nicht gehätschelt, und ihre Launen wurden nicht geduldet. Man brachte ihnen bei, »nicht schwierig mit dem Essen und nicht wählerisch zu sein, sich nicht vor dem Dunkeln zu fürchten, keine Angst zu haben, alleine zu sein, und keine unziemlichen Wutanfälle zu haben und unmäßig zu jammern.«³² Es kann wenig überraschen, daß spartanische Kinderfrauen wegen ihrer effizienten und unverblünten Art überall bewundert wurden. Aber selbst sie, die so streng waren, wurden von den Lehrern der Stadt in den Schatten gestellt. Letztere spielten eine Rolle, die anderswo in Griechenland oder sogar über seine Grenzen hinaus ohne Beispiel war. Denn die Spartaner hatten in ihrem Bestreben, die perfekten Bürger zu formen, ein höchst eigenartiges und radikales Verfahren entwickelt: das erste allgemeine und vom Staat organisierte Erziehungssystem.

Man kümmerte sich sogar um die Erziehung der Mädchen! Wenn es bei männlichen Kleinkindern sehr wahrscheinlich eher vorkam als bei ihren Schwestern, daß sie zu den Apothetai gebracht wurden, sollte das nicht etwa bedeuten, daß die Spartaner weniger um die Widerstandskräfte ihrer weiblichen Bevölkerung besorgt waren. Gesunde Mütter waren unerlässlich für ein gesundes Volk von Kriegern. So wie die Jungen zur Kriegsführung erzogen wurden, mußten Mädchen auf ihre zukünftige Rolle als Mütter vorbereitet werden. Das Ergebnis war, zumindest für auswärtige Beobachter, die Umkehr fast jeder anerkannten Regel. In Sparta hatten die Brüder für die Ernährung der Mädchen zu sorgen. Zur Verwirrung der übrigen Griechen brachte man ihnen auch das Lesen bei und außerdem, sich nicht in zurückhaltender Bescheidenheit zu äußern, wie es den Frauen zukam, sondern aggressiv und ohne Widerspruch zu dulden. So konnten sie ihre eigenen Kinder besser darin unter-

richten, was es hieß, Spartaner zu sein. Sie übten sich öffentlich im Laufen, im Speerwurf und sogar im Ringen. Wenn sie tanzten, taten sie das mit einer solchen Hingabe, daß sie gelegentlich mit ihren Fersen gegen ihr Gesäß schlagen konnten. Denn es war die Gewohnheit der spartanischen Mädchen (und an diesem Punkt erreichte das ungläubige Staunen der Fremden normalerweise seinen absoluten Höhepunkt), bei ihrer körperlichen Ertüchtigung nur eine äußerst knappe Tunika zu tragen, deren seitliche Schlitzte die Schenkel entblößten. Manchmal – welch schreckliche Vorstellung! – konnten sie sich sogar nackt zeigen.

Visionen von geölten und in der Sonne gebräunten weiblichen Körpern tauchte in der Phantasie vieler Leute auf, wenn sie an Sparta dachten. Die Spartaner reagierten empfindlich auf diesen Spott, der ihre Töchter als »Schenkelzeigerinnen« bezeichnete,³³ und hätten mit aller Strenge darauf geantwortet, daß »an weiblicher Nacktheit nichts Schändliches und nichts im geringsten Unmoralisches« sei. Da sie »einen Sinn für Schlichtheit und Begeisterung für Körperkraft« erwecke, sei genau das Gegenteil der Fall.³⁴ Aber so sehr auch die Erfordernisse des Programms zur Verbesserung der Rasse ohne Zweifel alles überschatteten, haftete dann doch den Übungsplätzen eine gewisse Aura von Erotik an. Die Fruchtbarkeit einer künftigen Mutter, mochte ein Spartaner behaupten, könne man am besten am Schimmer ihrer Haut und an wohlgeformten Brüsten abschätzen. Körperliche Schönheit wie blondes Haar und schmale Fesseln, für die spartanische Mädchen berühmt waren, boten den geeigneten Maßstab, um auch die Schönheit der Seele zu beurteilen. Eine häßliche Tochter mußte ihren Eltern unausweichlich Anlaß zu Beunruhigung und Bedauern geben. Gelegentlich war man sogar gezwungen, verzweifelte Maßnahmen zu ergreifen. In einem Fall, von dem berichtet wird, war ein Neugeborenes so hoffnungslos unansehnlich, daß die Amme es schließlich in einem äußersten Versuch zum Grab der Helena brachte. Dort, vor dem Heiligtum, tauchte eine geheimnisvolle Frau auf und strich dem kleinen Mädchen über das Haar. Das Kind, sagte die Frau voraus, »werde noch einmal die schönste aller Frauen in Sparta sein«.³⁵ Und so kam es auch. Das Mädchen wuchs zu einer gefeierten Schönheit heran und wurde schließlich Gemahlin eines Königs von Sparta. Offenbar wandelte der Geist Helenas manchmal noch durch ihre Heimat.

Eine Geschichte wie diese läßt eine wichtige Wahrheit über die Denkweise der Spartaner erkennen. Obwohl die Vorstellungen Lykurgs auf Gleichheit

beruhten, waren sie doch nicht gleichmacherisch. Der Sinn für lebhaften Wettbewerb, der dazu führte, daß Frauen ihre Geschlechtsgenossinnen an Schönheit ausstechen wollten, war ein an allen Angehörigen der Stadt nagender Ehrgeiz. »Was ist die beste Regierungsform?« wurde ein spartanischer König einmal gefragt. Die Antwort wurde ohne das geringste Zögern gegeben: »Die, in der die größtmögliche Zahl von Bürgern in der Lage ist, miteinander in ihrer Vortrefflichkeit zu wetteifern, ohne den Staat durch Anarchie zu bedrohen.«³⁶ Das war der Grund, warum das Erziehungssystem in einem scheinbaren Widerspruch vermochte, seinen Absolventen zugleich einen einheitlichen Stempel aufzudrücken und doch eine Elite unter ihnen zu erkennen und besonders zu fördern. Das wurde in der Erziehung der Mädchen deutlich, und noch mehr in der Disziplin ihrer Brüder. Der Spartaner, der sich ihr am besten unterwarf, war zugleich der, der am meisten herausragte.

Denn es war nicht das Ziel der Erzieher, den Willen eines jungen Menschen einfach zu brechen, sondern sie wollten ihn bis an die äußersten Grenzen der Ausdauer, Disziplin und Unempfindlichkeit treiben, so daß er sich in höchstem Grade als ein stahlhartes Wesen zeigen konnte. Wenn ein junger Spartaner im Alter von sieben Jahren sein Elternhaus verließ, um gemeinsam mit anderen Jungen zu leben, war es mehr als sein Familiensinn, der gebrochen und neu verankert wurde. Sein ganzes Gefühl für eine eigene Identität wurde von diesem Moment an ständig in Frage gestellt. Die Spartaner nannten diese Erziehung *agogé*, und dieses Wort wurde gewöhnlich für die Aufzucht von Vieh benutzt. Der Erzieher, der die Jungen beaufsichtigte, wurde *paidonomos* genannt, was wörtlich als »Hüter von Jungen« übersetzt werden kann. Man verweigerte den jungen Spartanern eine angemessene Essensration und ermutigte sie, sich auf den Höfen der in der Nähe lebenden Lakedaimonier mit Nahrung zu versorgen, indem sie wie Füchse wilderten und stahlen, und so ihre Geschicklichkeit zu heimlichem Handeln weiter ausbildeten.* Ob es in der

* Es gibt die berühmte Geschichte von dem Jungen, der auf seiner Suche nach Nahrung einen Fuchs gefangen hatte und dann, statt zuzugeben, daß er ihn unter seinem Mantel versteckt hatte, eher zuließ, daß das Tier ihm den Bauch anfraß. Die Erzählung leitet sich sicher von einer echten Tradition ab, nach der junge Spartaner ermutigt wurden, Eigenschaften eines Fuchses anzunehmen, um in gewisser Weise wie dieser gefangene Fuchs zu werden. Natürlich ist die Geschichte in der überlieferten Form kaum glaubhaft, denn selbst der hungrigste Junge würde sicher nicht darauf verfallen, einen Fuchs für sein Abendessen zu fangen.

Sommerhitze war oder im kalten Winter, der junge Spartaner mußte immer dasselbe Obergewand tragen, das genau dem seiner Kameraden glich; sonst trug er nichts, noch nicht einmal Schuhe. Seinen Gesprächen setzte man enge Grenzen, um so den knappen Stil zu fördern, der in ganz Griechenland als »lakonisch« bekannt war. Aber selbst während der junge Spartaner sich dieser unerbittlichen und einförmigen Disziplin unterwarf, wurde er ständig beobachtet, verglichen und im Vergleich zu den anderen beurteilt. »Während die Jungen sich übten, wurden sie stets dazu angespornt, miteinander zu ringen und gegeneinander zu kämpfen, damit die Älteren ihren Charakter und ihren Mut besser beurteilen konnten, und wie gut sie vermutlich abschneiden würden, wenn die Zeit für sie kam, endlich ihren Platz in der Schlachtlinie einzunehmen.«³⁷ Selbst die Mädchen konnten an diesem Wettbewerb beteiligt werden. Man würde den Jungen regelmäßig befehlen, sich vor ihnen zu entkleiden, damit sie ihrem Lob oder spöttischen Grinsen ausgesetzt wurden. Ein wahrer Spartaner hatte nichts zu verbergen.

Einem Jungen wurde einmal eine besonders schlimme Lektion erteilt, als er im Alter von zwölf Jahren ein zulässiges Opfer sexueller Nachstellungen wurde. Homosexualität zwischen älteren und jungen Männern war in Griechenland verbreitete Praxis, aber nur in Sparta war sie institutionalisiert, und es gab angeblich sogar Geldstrafen für Jungen, die sich weigerten, einen Liebhaber zuzulassen. Auch in Hinblick auf Mädchen gab es das Gerücht, daß sie in ihrer Jugend, solange sie noch unverheiratet waren, erwarten konnten, des öfteren zu Analverkehr gezwungen zu werden.³⁸ In beiden Fällen war die Rechtfertigung dieses Vorgehens sicher dieselbe: Nichts war so privat und so intim, daß der Staat nicht das Recht hatte, sich aufzudrängen. Aber so traumatisch diese Erfahrung der Unterwerfung für die meisten jungen Spartaner auch gewesen sein mag, es gab doch, zumindest für die jungen Männer, einige wesentliche Gegenleistungen. Es galt nicht nur als annehmbar, daß ein Liebhaber seinem jungen Freund als Beschützer diente, sondern es wurde ausdrücklich erwartet. Je angesehener ein Bürger war und je bessere Verbindungen er hatte, desto wirksamer konnte er die Karriere seines Geliebten fördern. Die Elite sollte eine Elite voranbringen. So kam es, daß ein Junge, der dem nächtlichen Drängen eines kriegserfahrenen älteren Mannes nachgab, sehr wohl erleben konnte, wie sich ihm die geheimen Quellen der spartanischen Macht öffneten.

Wenn ein junger Mann am Ende der *agoge* angelangt war, dann wußte er

gewiß bereits, ob er zu zukünftiger Größe vorausbestimmt war. Den vielversprechendsten Kandidaten wurde die Ehre einer letzten blutigen Herausforderung zuteil. Sie wurden in eine Eliteeinheit aufgenommen, die man als Krypteia bezeichnete. Man schickte diese jungen Männer in die Berge, jeder nur mit einem einzigen Dolch bewaffnet, und befahl ihnen, von dem zu leben, was sie in der Natur fanden. Diese Periode der Entfernung aus ihrer Stadt war aber sehr viel mehr als nur eine Probe ihrer Ausdauer. Allein unterwegs würde jeder Angehörige der Krypteia unweigerlich den Taygetos überqueren und nach Messenien eindringen. Dort würden sie sich bei Nacht lautlos fortbewegen, wie es jeder Absolvent der *agogé* gelernt hatte, und man erwartete von ihnen, daß sie sich als Mörder bewährten. Unter allen Menschen, sagte man, seien es nur die Spartaner, die behaupteten, daß Mord nicht notwendigerweise ein Verbrechen sei, denn in ihren Augen war es völlig legal, ihren Sklaven die Gurgel durchzuschneiden. Besorgt, daß sie die Götter erzürnen könnten, erklärten die Spartaner allerdings jedes Jahr den Heloten den Krieg. Das war ein typischer Akt der mörderischen Umsicht der Spartaner, die den Krypten jede Gefahr einer rituellen Befleckung mit dem Blut der Heloten ersparen wollten.³⁹ Wie sonst, wenn nicht durch Ausrotten der fähigsten Messenier, konnten die Spartaner hoffen, von Natur aus unterwürfige Sklaven heranzuziehen? So wie sie den Auswurf ihrer eigenen Stadt zu den Apothetai verurteilten, so hatten sie das Ziel, jede Spur von Talent oder von Rebellion bei ihren Sklaven zu ersticken. Nur den wirklich sklavisch dienstbaren Männern durfte man erlauben, sich fortzupflanzen. Einzelne Herren, die das Wachsen und Gedeihen der Fähigkeiten ihrer Heloten nicht pflichtgemäß stützten, wurden bestraft. Die Angelegenheit wurde zunächst vor die Ältesten gebracht. Die Krypteia würde dann einen Hinweis erhalten, sich einzuschleichen und ihr blutiges Geschäft zu vollbringen.

Der junge Spartaner war zwar ein Totschläger, doch die Tat, die er vollbrachte, wenn er seinen Dolch dem verurteilten Messenier an die Kehle setzte, war mehr als nur eine Hinrichtung. Es war ein Initiationsritus, eine magische Tat. Wenn er fühlte, wie seine Klinge tief eindrang, genoß er das Privileg zu wissen, daß er als helfende Hand an den tiefsten Mysterien seines Staates beteiligt war. Kein Spartaner konnte sein Volk führen, wenn er vor dem kaltblütigen Mord zurückgeschreckt war. Die Ältesten, die der Krypteia ihre Aufgabe übertrugen, stellten ihre Mitglieder zugleich auf die Probe. Erst wenn ein Spartaner den Haß eines gejagten Messeniers gerochen und ihm fest in die Augen geblickt hatte, konnte er das volle Ausmaß der Gefahr für seine Stadt ganz verstehen.

Erst wenn er gemordet hatte, konnte er wirklich ermessen, was notwendig war, um sie zu bannen.

Das war die besondere Erfahrung des Angehörigen der Krypteia, die er mit seiner Gewaltausübung erwarb. Natürlich war es für keinen Spartaner statt-
haft, von all dem nichts zu wissen, ob Mann oder Frau. Als Helena noch ein
kleines Mädchen war, sagte man, sei sie dabei überrascht worden, wie sie vor
dem Tempel der Artemis getanzt habe, und sie sei vergewaltigt worden. Messe-
nische Eindringlinge hätten vor der Eroberung ihres Landes und ihrer Verskla-
vung auf ähnliche Weise einen ganzen Chor junger Tänzerinnen vergewaltigt.
Und sie würden es wieder tun, wenn man ihnen auch nur die geringste Gele-
genheit dazu gäbe. Jedes spartanische Mädchen wußte, welches Schicksal ihm
blühte, wenn die mit der Peitsche drohende Hand ihrer Stadt versagen sollte.
Aber es blieb ihren Brüdern überlassen, deren sichere Wirkung bis an die Gren-
zen ihrer eigenen Widerstandskraft zu erproben. Jeder Bürger hatte als Teil
seiner jugendlichen Erziehung gelernt, was es bedeutete, ausgepeitscht zu wer-
den. Ihre rauhen Kleider hingen in Streifen und ihre Schultern waren aufge-
platzt und bluteten, und so mochten die Kinder der lakedaimonischen Elite
manchmal nach Ritualen, die ein Auspeitschen verlangten, nicht sehr viel bes-
ser ausgesehen haben als die gemeinsten, minderwertigsten Sklaven. Und doch
hatten sie sich als alles andere als sklavisches erwiesen. Die Peitsche, die den
Heloten erniedrigte, diente dazu, den spartanischen Jungen zu adeln. »Kurzes
Leiden führt zur Freude des dauernden Ruhms«, ⁴⁰ hatte Lykurg sein Volk
gelehrt. Es waren ohne Frage die jungen Leute, die die Peitsche mit der größ-
ten Standhaftigkeit ertrugen, die weiterkamen und in die Krypteia aufgenom-
men wurden. Der beste Herr war der, der die Plagen des Sklaven am besten
ertragen konnte.

Das war eine Einsicht, die den Spartaner während seines ganzen erwach-
senen Lebens begleitete. Obwohl ein Absolvent der *agoge* die Demütigung
der Peitsche nie wieder erleiden mußte, war sein weiteres Leben durch Be-
schränkungen behindert, die jeder Bürger eines anderen griechischen Staats
unerträglich gefunden hätte. Ein Spartaner konnte sich nicht um ein Amt
bewerben und konnte sogar seine eigenen Finanzen nicht verwalten, bevor er
30 Jahre alt war. Statt mit seiner Frau zu leben, war er dazu verurteilt, sich
aus seiner Kaserne fortzuschleichen, und war auf flüchtige und animalische
sexuelle Vereinigungen beschränkt. Ein junger Mann unter dreißig mochte so
manche Narbe in der Schlacht davongetragen haben, aber wenn es zu einer

persönlichen Auseinandersetzung mit einem anderen kam, konnte er riskieren, von den Älteren wie ein frecher Junge oder sogar wie ein Sklave behandelt zu werden. Symbolisch für seinen unsicheren Status war, daß ein spartanischer Krieger in seinen Zwanzigern sein Haar kurz trug wie ein Helot. Das gleiche galt, was viele noch anstößiger fanden, für eine spartanische Braut.⁴¹

Die einzigen Frauen, die man sonst in Griechenland mit rasiertem Kopf sah, waren Sklavenmädchen, deren Haar man zur Herstellung von Perücken abgeschnitten hatte. Aber es war charakteristisch für die vielen Besonderheiten der Spartaner, daß bei ihnen das, was anderswo für ein Merkmal der Erniedrigung angesehen wurde, als ein Zeichen des Stolzes einer Jungverheirateten galt. Nach ihrer Erziehung, die auf die Hervorbringung von Nachwuchs ausgerichtet war, konnte die kräftige, gesunde und im Analverkehr bereits bewanderte Jungfrau nun als verheiratete spartanische Frau endlich das finden, was ihre Bestimmung war. Die Gesellschaft ermutigte sie in jeder Hinsicht. Je fruchtbarer sie war, desto größer war ihr Ansehen. Wenn sie drei Söhne gebar, würde ihr Ehemann vom Dienst in der Kaserne befreit werden. Wenn sie im Kindbett starb, hätte sie zumindest den Trost, daß ihr Name für alle Zeiten auf einem Grabstein bewahrt würde. Auf diese Weise wollte der Staat sogar die Mutterschaft zu einer Angelegenheit des schärfsten Wettbewerbs machen.

Nichts konnte natürlich mit der Status-Besessenheit der jungen Männer konkurrieren. Die unbarmherzige Rücksichtslosigkeit, mit der dieser Wettbewerb betrieben wurde, wuchs sich in den Zwanzigern eines jungen Spartaners zu einem bestialischen Kampf aus. Als höchste Ehre, die nur jeweils drei Absolventen zuteil wurde, galt, von den Ältesten zum *hippagretes*, dem »Führer der Reiter« ernannt zu werden. Dieser Titel gab dem jungen Spartaner das Recht, 100 andere seiner Altersgenossen zu Mitgliedern der Truppe der Hippeis zu ernennen, die eine Elitetruppe von 300 Mann bildeten. Sie operierten getrennt von den Kommandostrukturen, denen die übrigen militärischen Einheiten unterstanden, und dienten in der Mitte der Schlachtlinie als Leibgarde des kommandierenden Königs. Die Eifersucht derer, die von einem *hippagretes* übersehen worden waren, konnte natürlich gefährlich sein. Zurückgewiesene Spartaner wurden ermutigt, ein neidisches und wachsames Auge auf die Hippeis zu haben und jede Übertretung zu melden. Sie hofften immer, daß Mitglieder der Truppe in Unehren entlassen wurden, und wollten an deren Platz treten. Da wundert es nicht, daß die Streitigkeiten zwischen jungen Sparta-

nern so häufig vorkamen. Und so erklärt sich auch, daß sie selbst in dieser frühen Zeit als erwachsene Männer noch immer durch so überaus strenge Verhaltensregeln eingebunden werden mußten.

Verwirrende Widersprüche beherrschten also die spartanische Gesellschaft: Erniedrigung war Stolz; Beschränkung war eine günstige Gelegenheit; Disziplin war Freiheit; Unterordnung war die wahre Überlegenheit. Selbst wenn ein Spartaner im Alter von 30 Jahren endlich Vollbürger wurde, ein *homoios* oder »Ebenbürtiger« seiner Kameraden, war er gezwungen, weiter unter Bedingungen zu leben, die der Elite jeder anderen Stadt fast wie Sklaverei erschienen wäre. Abend für Abend war er verpflichtet, in einer gemeinsamen Kantine zu essen. Er brachte eine festgesetzte Ration von rohen Zutaten mit, aus denen die Köche eine schwarze Blutsuppe zusammenkochten. Dieses Gebräu war so abscheulich, daß Fremde, die davon kosteten, Witze darüber machten, daß sie nun endlich verstünden, warum die Spartaner den Tod nicht fürchteten. Das war kein guter Scherz und bar jedes tieferen Verständnisses. Die Spartaner selbst, die nicht ohne einen gewissen Humor waren und sogar dem Lachen einen Tempel in ihrer Stadt geweiht hatten, fanden, daß es manche Dinge gab, die viel zu ernst für Scherze waren.

Für einen *homoios* war das Übermaß stets der Feind. In anderen Staaten waren die Armen nur Haut und Knochen, während man die Reichen mit dem Spitznamen »die Kräftigen« belegen konnte. In Sparta war das nicht so. In anderen Staaten war es die Elite, die sich an Wein, Weib und Gesang erfreute, aber nicht in Sparta. In Sparta taten das die Sklaven. Manchmal, während die *homoioi* in ihrer Kantine aßen, schleppte man einen Heloten herein, ein buckliges, hündisches Wesen, in dreckige Tierfelle gehüllt und mit einer häßlichen Kappe aus rüdigem Hundefell auf dem Kopf. Zur Unterhaltung und zum Vergnügen seiner anwesenden Herren konnte der elende Wurm unter ihren Augen dazu gezwungen werden, unvermischten Wein zu trinken, in großen Schlucken, bis er von den Lippen auf die schmutzigen Felle floß. Unter Hohngelächter befahlen die Spartaner dem Sklaven dann zu tanzen. Mit geröteten Wangen, sein Kinn voller Spucke, mußte der Helot stolpern und schwanken und torkeln, bis er ohnmächtig in den Dreck fiel. Seine Herren vergnügten sich dann noch damit, mit Knochenresten nach ihm zu werfen.

Mit gewissem Recht konnte man also von Lakedaimon sagen, daß »man dort das Wesen sowohl der Freiheit als auch der Sklaverei findet«.⁴² Das eine war am Ende doch das Spiegelbild des anderen. Die Masken der jungen Krieger und

weisen Alten an den Wänden des Tempels der Artemis sollten um so edler erscheinen, weil sie neben den Fratzen der Irren, Törichten, Wilden und der Mißgeburten in all ihrer abstoßenden Häßlichkeit hingen. In ähnlicher Weise wurde den nüchternen *homoioi* bei Tisch in ihrer Kantine vorgeführt, welchen Sinn die Strenge und Grausamkeit ihrer Erziehung hatten, indem man ihnen das Schauspiel des torkelnden Heloten vorführte, der zu ihren Füßen zusammenbrach. Die Spartaner, Herren sowohl ihres eigenen Körpers und ihrer Gelüste als auch einer gewaltigen Sklavenbevölkerung, waren die freiesten Menschen der Welt, gerade weil sie dem härtesten und unnachgiebigsten Verhaltenskodex unterworfen waren. »Sie sind zwar frei, aber nicht in allem. Über ihnen steht nämlich das Gesetz als Herr.«⁴³

Die Stimmen der Vorfahren

Da die meisten Spartaner ihre Verfassung für offenkundig vollkommen hielten, wurden sie, ganz abgesehen von der unausweichlichen Fremdenfeindlichkeit, zu einer Sicht der Welt jenseits ihrer eigenen Grenzen verleitet, die eine Mischung aus Mißtrauen und Verachtung war. Mehrere Katastrophen in der Außenpolitik hatten nur dazu beigetragen, sie in ihrer Insulanermentalität zu bestärken. Der demütigenden und verächtlichen Abfuhr durch Kyros war im Jahr 525 v. Chr. eine noch größere Blamage gefolgt, als ein Expeditionsheer, das man über das Meer zum mächtigen Inselstaat Samos sandte, der unmittelbar vor der von den Persern beherrschten Küste Ioniens lag, vollkommen aufgerieben wurde. Seitdem gaben sich die meisten Spartaner damit zufrieden, allen Abenteuern im Osten den Rücken zuzukehren, statt sich weiteren Verwicklungen in der Ägäis auszusetzen. Es schien ihnen sehr viel nützlicher, ihre Vormacht näher bei ihrer Heimat zu festigen. Wenn man zu viele unvergleichliche Krieger nach Übersee schickte, was konnte dann die Heloten davon abhalten, einen plötzlichen Aufstand anzuzetteln? Von deren möglichen Verbündeten wollte man gar nicht sprechen. Wenn man sie alle an der kurzen Leine hielt, war Lakedaimon sicher. Die Grenzen der Peloponnes sollten dann den Spartanern als ihre Mauern dienen.

Und doch war die »Insel des Pelops«⁴⁴ trotz ihres Namens nicht rundum von Wasser umgeben. Drei Tagesmärsche nördlich von Sparta erhob sich die wich-

tige Handelsstadt Korinth, und hinter ihr über einen schmalen Landstrich von nur 9 Kilometern Breite gelangte man zu den Städten und Bergen Zentralgriechenlands. Die Spartaner waren zwar Peloponnesier, aber sie konnten doch nicht einfach so tun, als gäbe es diesen Isthmus nicht. Es ging nicht allein darum, daß einige nördlich davon gelegene Städte, und darunter so gefeierte wie Athen und Theben, selbst erstrangige Konkurrenten um die Macht in Griechenland waren. Auch sehr urtümliche Gefühle und der Selbsterhaltungstrieb waren im Spiel. Trotz aller Versuche, sich als die Erben des Menelaos zu präsentieren, waren die Spartaner am Ende doch Dorier. Das Bergland nördlich des Isthmus war das Stammland ihrer Vorfahren. Sobald die Straße vom Isthmus her Athen und Theben hinter sich gelassen hatte, mußte sie sich wegen der hohen Berge rings um die Ebene an der Küste entlangschlängeln, bis an ihrer schmalsten Stelle noch nicht einmal genug Platz für zwei aneinander vorbeifahrende Wagen war. Diesen Paß nannte man die Thermopylen. Er war sehr bedeutsam für die Spartaner, denn von dem Gipfel aus, der hoch über ihm aufragte und den Namen Oita trug, war Herakles, der sich selbst auf einem Scheiterhaufen geopfert hatte, aus den Flammen aufgestiegen und unter die Götter in ihren Sitz auf dem Olymp aufgenommen worden. Genau südlich des Oita lag eine ebenfalls bedeutungsvolle Ebene mit Namen Doris; von ihr leiteten die Dorier ihren Namen ab. Südlich der Doris ragte etwas weiter entfernt ein weiterer Gipfel empor, der Parnassos, von Schluchten durchzogen und mit steilen Felsabstürzen. Und auf der anderen Seite dieses Berges lag der geweihteste aller Plätze, der den Spartanern heiliger war als jeder andere, sei es bei ihnen in ihrer Stadt oder überhaupt in ganz Griechenland. In Delphi war die ganze Atmosphäre eine einzige Prophezeiung. Dort hatte der Gott Apollon, wie man glaubte, neun Monate des Jahres seine Heimstatt. Mehr als überall sonst in der Welt konnten an diesem Ort Einblicke und Offenbarungen über die Zukunft enthüllt werden. Tief im Innern des Orakels wurde gar der Vorhang der Zeit selbst zerrissen.

Daß die Spartaner dem Gott Apollon besondere Bewunderung entgegenbrachten, war kaum überraschend. So wie ihre Vorfahren nach Lakeldaimon gezogen waren, so war dieser Gott mit dem Bogen als Eindringling aus dem Norden nach Delphi gekommen. Er hatte die Hallen des Olymp hinter sich gelassen, und »der fern treffende Schütze« war über Land gezogen auf der Suche nach »einem Orakel, das zu den Menschen sprechen sollte«. ⁴⁵ Er fand es dort, wo eine riesige Pythonschlange, den Leib geschwollen von einer mensch-

lichen Beute, neben einer sprudelnden eiskalten Quelle lag; ihr aufgerollter Körper türmte sich gegen den kahlen Felsen des Parnassos. Weiter unten glitten Adler über eine einsame, zerklüftete Schlucht. Ein einziger Pfeil, mit seinem todbringenden Bogen abgeschossen, hatte genügt, um der Herrschaft des Ungeheuers ein Ende zu bereiten, und seitdem herrschte Apollon über Delphi ... Vom Gott selbst gepflanzte Lorbeerzweige dienten der Reinigung des Heiligtums. Mit der Zeit errichteten die Menschen dort einen Tempel aus Zweigen, die sie, wie man erzählte, von den Lorbeerbüschen geschnitten hatten, und Apollon murmelte seine Prophezeiungen aus den raschelnden Blättern hervor. Seit den Jugendjahren dieses Gottes war ein Tempel nach dem anderen entstanden. Der zweite wurde aus Farnstengeln errichtet, der dritte aus Wachs und Federn, der vierte aus Bronze. Die Geschichte des Orakels war legendenumwoben und wechselvoll. Im Lauf der Zeit waren die raschelnden Blätter des Lorbeers verstummt, und der Gott beschloß, statt dessen durch die ekstatischen Zustände einer jungen Priesterin zu sprechen, der Pythia, in deren Namen eine Erinnerung an den langverwesten Feind Apollons mitschwang. Um 750 v. Chr., als die Geschichte Delphis zum ersten Mal aus dem Mythischen heraustritt, wurde ein Tempel aus Stein erbaut. Kurze Zeit später, so scheint es, wurde beschlossen, daß nun eine alte Frau als Pythia dienen sollte, obwohl sie weiter als Symbol ihrer Reinheit die Kleider eines jungen Mädchens tragen mußte.⁴⁶ Im Jahr 548 v. Chr. brannte dieser Tempel bis auf die Grundmauern nieder. In all diesen Wirren hörte die Stimme Apollons nicht auf, zu den Menschen zu sprechen.

Kein anderes Orakel konnte sich mit Delphi vergleichen. Sein Ansehen war in der Tat so groß, daß es unter den zahlreichen Heiligtümern, die von den Griechen gegründet wurden, das einzige war, dem ein ständiges Kollegium von Priestern diente. Ein solcher Organisationsrahmen hätte unter den großen Tempelbürokratien des Orients kaum Aufsehen erregt, aber für die Griechen war er entschieden eine Neuheit. Die Erzählungen der Reisenden über die sonderbare Tätigkeit ägyptischer oder babylonischer Priester hatten sie immer wieder in Erstaunen versetzt. Der Bericht, daß in Persien nur ein Mager eine Opferhandlung leiten konnte, wurde mit besonderer Verblüffung zur Kenntnis genommen. In Griechenland konnte jeder opfern, auch Frauen und Sklaven. Allein die Bewohner von Delphi, die in ihrem Bergtal weit entfernt von allen anderen denkbaren Einkommensquellen lebten, bestritten ihren Lebensunterhalt aus den Einkünften ihres Heiligtums. »Aber bewacht mir den Tempel«,

hatte Apollon sie angewiesen, »nehmt auf die Völker der Menschen.«⁴⁷ Sie gehorchten ihm und verdienten dabei reichlich. Andere Städte nahmen den Priestern diese professionelle Form ihrer Tätigkeit durchaus nicht übel, sondern machten das recht gern mit. Das Verfahren nutzte allen. Welche bessere Garantie für gleiche Behandlung durch die Priester konnte man haben, als daß sie allen Ratsuchenden den gleichen Pauschalpreis berechneten? Wenn streitende Parteien sich für einen Schiedsspruch an das Orakel wendeten, mußten sie den Worten des Gottes unbedingt vertrauen können. Niemand konnte es sich leisten, die Überparteilichkeit Delphis in Frage gestellt zu sehen. Als im Jahr 595 v. Chr. die benachbarte Stadt Krisa versuchte, sich des Orakels zu bemächtigen, war ganz Griechenland entrüstet zu einer schonungslosen Gegenaktion angetreten.⁴⁸ Ein großer Städtebund hatte sich gebildet und war zur Verteidigung des Gottes aufmarschiert. Die Regeln zivilisierten Verhaltens, die chemische Kriegsführung als Frevel gegen die Götter brandmarkten, waren zeitweise aufgehoben worden, und man hatte Gift in die Wasserversorgung von Krisa geschüttet. »Die Verteidiger der Stadt wurden von heftigem Durchfall heimgesucht und waren gezwungen, ihre Stellungen in größter Eile zu verlassen.«⁴⁹ Die Mauern wurden erstürmt und die frevelhafte Stadt ausgelöscht. Jahrhunderte später noch blieb der Platz, an dem Krisa gestanden hatte, öde und ohne Bäume, »als hätte er unter einem Fluch zu leiden«.⁵⁰

Die harte Lektion war verstanden worden. Delphi war entweder ein Orakel für alle Griechen, oder es war nichts. Unaufhörlich stiegen vom öffentlichen Altar vor dem Tempel heilige Flammen als besonderes Zeichen dieser Wahrheit zum Himmel auf. Sie wurden von geschäftigen Priesterinnen mit Kiefernholz und Lorbeerästen genährt, und man ließ das Feuer nie ausgehen. Sie schürten es, als wäre es das Herdfeuer ganz Griechenlands. Aber auch Nicht-Griechen konnten sich an den Gott wenden und auf eine Antwort hoffen. Der Anspruch Delphis als Heiligtum war tatsächlich global. Ganz zu Anfang, sagte man, als Zeus gerade die Weltherrschaft übernahm, versuchte er, die Ausdehnung des ihm zugefallenen Reichs auszumessen, indem er einen Adler im Osten und einen anderen im Westen freiließ und ihren Flug beobachtete, um das Zentrum der Welt zu bestimmen. Die beiden Vögel trafen in Delphi zusammen, und ein großes Felsei, der »Nabelstein«, auf griechisch Omphalos, markierte noch immer den Ort ihres Zusammentreffens. So war es nur natürlich, daß die Priester auch fremde Ratsuchende willkommen hießen und dies in ihrem Heiligtum für ganz angemessen erachteten. Als zum Beispiel Kroisos sich der

wachsenden Bedrohung durch Persien gegenüber sah, suchte er den Rat der Götter, und er sandte Boten zu allen wichtigsten Orakeln der Welt mit dem Auftrag, an einem bestimmten Tag zu fragen, was ihr König gerade in Lydien tue. Nur Delphi gab die richtige Antwort, Kroisos sei damit beschäftigt, ein Gericht aus Lammfleisch und Schildkröten zu kochen. Seitdem war der König der Lyder der großzügigste Spender des Orakels. Unvergleichliche Weihgaben aus Gold, Mischkrüge, Goldbarren und Löwenkulpturen sandte er nach Delphi; sie sollten dort neben den übrigen Schatzhäusern aufgestellt werden, die schon überall verstreut an den schattigen Wegen des heiligen Hains zu sehen waren. Apollon erteilte dem Kroisos im Gegenzug Rat in außenpolitischen Fragen. Es geschah zum Beispiel auf die Anregung des Gottes hin, daß der König von Lydien ein Bündnis mit den Spartanern schloß.

Das hat ihn am Ende natürlich nicht gerettet. Der Rat Apollons schien oft klar und deutlich zu sein, aber es war doch nicht immer so. »Der Herr, dem das Orakel in Delphi gehört, sagt nichts und verbirgt nichts, sondern er bedeutet.«⁵¹ Wer den Gott falsch verstand und nicht in der Lage war, die Zweideutigkeiten zu erkennen, die häufig bei seinen Weissagungen vorkamen, und wer sich aufgrund dessen, was er gern glauben wollte, zu Handlungen hinreißen ließ, mußte unausweichlich untergehen. Kroisos, der sich zunehmend auf den Rat Apollons verließ, wurde am Ende doch nur durch seine eigene Eitelkeit und Verstocktheit ins Verderben getrieben. Als er erwog, Kyros anzugreifen, suchte er in Delphi um Rat nach, und erhielt die Antwort, daß er ein mächtiges Reich zerstören werde, wenn er es täte. Kroisos zog daraufhin in den Krieg und mußte erleben, wie sein eigenes Reich unterging.

Als Apollon der Undankbarkeit gegenüber seinem Wohltäter beschuldigt wurde, entgegneten die Priester in Delphi, der Gott sei nicht in der Lage, den Lauf des Schicksals abzuwenden, aber er habe dem Kroisos doch drei Jahre Wohlergehen mehr gegeben, als das Schicksal ihm zudedacht hatte. Dieser Erklärung glaubte man bereitwillig, denn die Könige standen immer in der Gunst der Götter. Soviel konnte man in den alten Erzählungen aus den Zeiten erkennen, als die Heroen regelmäßig von königlichem Geblüt waren. Aber was in den Heldensagen als statthaft galt, wurde zunächst für die Adelsgeschlechter der verschiedenen griechischen Staaten und dann für alle Gruppen der Bevölkerung zunehmend unerträglich. Der Gedanke, daß ein Sterblicher unter seinen Mitmenschen derart hervorragen konnte, diente nicht wie im Orient dem Interesse, die Regierungsform der Monarchie zu rechtfertigen, sondern nützte

eher einer negativen Bewertung. Kein Grieche war angetan davon, sich vorzustellen, daß er von Natur aus Sklave sei. »Denn es nimmt der weitblickende Zeus dem Manne die Hälfte seines Wertes«, hieß es, »wenn ihn der Tag der Knechtschaft ergriffen hat.«⁵² Für die versklavten Völker im Orient mochte es angehen, wie Frauen und mit dem Fuß eines Despoten im Nacken zu leben, aber für einen freigebornen Griechen war das kein Leben. Könige gehörten, sofern sie nicht sicher in die fernen und verweichlichten Länder des Ostens verbannt blieben, mit Fug und Recht in die alten Heldenepen. Nur als Titel, der bestimmten Priestern verliehen wurde, bewahrte sich der Rang eines Königs in manchen griechischen Städten ein geisterhaftes Fortleben, denn die einstige Vertrautheit mit den Göttern, die ihr Privileg gewesen war, konnte nicht ohne weiteres beiseite geschoben werden, und altehrwürdige Rituale konnten noch davon abhängen. Aber sogar noch als Priester blieb der »König« eine gefährliche Figur. Dem natürlichen Charisma, das seinem Titel anhing, mußte sorgfältig entgegengewirkt werden. Er durfte keinerlei über den religiösen Bereich hinausgehende Zuständigkeiten haben. Sogar seine Amtszeit wurde in einer Stadt wie Athen strikt auf die Dauer eines Jahres begrenzt.

Wie außergewöhnlich und unerwartet war es da, konnte man meinen, daß ausgerechnet in Sparta, wo die Gemeinsamkeit über allem stand, das Königtum nicht nur überlebt hatte, sondern auch von einer sakralen, gebieterischen Aura umgeben war. Die übrigen Spartaner waren *hómoioi*, Gleichgestellte, aber das Königtum war mehr. Als künftiger König war ein Knabe von der *agogé* befreit. Als Oberkommandierender führte der König dann später seine Landsleute in den Krieg. Als Staatsoberhaupt war er niemandem in der Stadt Rechenschaft schuldig, und niemand hatte das Recht, ihn zu berühren oder ihm in der Öffentlichkeit auch nur nahe zu kommen. Aber was den größten Respekt einflößte und ihn wirklich von seinen Mitbürgern trennte, war sein vertrauter Umgang mit den Göttern. Man konnte gewiß bei keinem anderen Sterblichen eine engere Verbindung mit dem delphischen Orakel finden, als sie ein spartanischer König unterhielt. Jeder der beiden Könige hatte aufgrund einer Regelung, für die es in keiner griechischen Stadt etwas Vergleichbares gab, zwei »Pythier« genannte Botschafter. Sie standen stets bereit, auf einen königlichen Wink hin in gestrecktem Galopp nach Norden zu reiten und dem Gott Apollon eine Frage vorzulegen. Das war ein Geburtsrecht. Die Könige waren schließlich entfernte Nachkommen des Zeus.

Ihre Landsleute suchten natürlich, von einer solchen Abstammung zu pro-

fitieren. Aber obwohl die Spartaner Ehrfurcht vor dem Königtum hatten, ertrugen sie keine feige Unterwürfigkeit vor ihm. Das Gegenteil war der Fall. Während die übrigen Griechen vor dem Mysterium des Königtums zurückschreckten, suchten die Spartaner mit einer für ihr ganzes politisches Verhalten charakteristischen Mischung von gesundem Menschenverstand und Aberglauben, es für ihre eigenen Ziele einzusetzen. Wenn die Könige über besonderen Zugang zu Apollon verfügten, dann galt eben für den Staat, was die Könige sagten. Wie prachtvolle, aber gefangene Raubtiere wurden sie nach Art der Spartaner aufs strengste gehalten und unterstanden einer scharfen und ununterbrochenen Aufsicht. Diese Aufsicht übten sowohl beide Könige gegenseitig aus als auch die Gerusie und die Gesamtheit des Volkes. Auch wenn die Könige sich auf Feldzügen befanden und sich fern von der Stadt aufhielten, wie das gegen Ende des 6. Jahrhunderts v. Chr. immer häufiger der Fall war, ließ die Aufsicht über sie nie nach.

In Wahrheit wurden die Schrauben noch schärfer angezogen. Als die Bedeutung Spartas wuchs und damit auch die Möglichkeiten für Abenteuer fern der Stadt, begann ein zuvor eher unbedeutendes Gremium, das Ephorat, die ständige Inquisition und Überwachung der Könige zu übernehmen. Fünf Ephoren gab es, und sie wurden jährlich aus dem Kreis aller Mitglieder der Versammlung des spartanischen Volkes gewählt; deshalb konnten sie auch den legitimen Anspruch erheben, es zu repräsentieren. Ein König durfte zwar ihre erste und zweite Vorladung unbeachtet lassen, aber bei der dritten mußte er sich sputen und vor ihnen erscheinen. Diese Aufforderung der Ephoren an die Könige, sich zu rechtfertigen, war ein Ritual, das mindestens einmal pro Monat zu vollziehen war, und es war ein interessanter Rollentausch. Am Anfang, sagte man, seien die Ephoren die Diener der Könige gewesen, aber mit den Jahren seien sie in einer unmerklichen und geschickt eingefädelten Entwicklung zu einem Rang aufgestiegen, der ihnen erlaubte, wie ein Schatten ihrem Herrn zu folgen. Sie mögen im Vergleich zu den Königen ein schwaches persönliches Profil gehabt haben, aber auch sie hatten übermenschliche Macht. Sie trafen sich im nächtlichen Dunkel und erforschten die Zukunft am Himmel in den Gestirnen. Sollten die Ephoren dort erkennen, daß ein König »ein Frevler gegen die Götter«⁵³ war, hatten sie das Recht, ihn vom Thron zu verstoßen. Sie konnten in diesem Fall von sich aus das tun, was sonst von jeher dem König zustand, und Boten nach Delphi entsenden. Das Orakel, so nahm man an, würde das Urteil des Himmels bestätigen.

Aber tat es das auch? Welche der beiden Parteien würden Apollon und seine Priester in einem tödlichen Kampf zwischen König und Ephorat unterstützen? Diese Frage erörterten die Spartaner mit ihrer tiefsitzenden Furcht vor konstitutionellen Konflikten nicht besonders gern. Sie erwarteten auch nicht, daß das notwendig sei, denn Sparta war schließlich eine Stadt, die nicht von Königen und Ephoren regiert wurde, sondern von der Tradition und dem einzigartigen Charakter ihres Volkes. Der Eigenschaft, die sie von allen am meisten schätzten, gaben sie den Namen *sophrosýne*, und das hieß soviel wie Vernunft, Mäßigung, Besonnenheit und Selbstbeschränkung. So groß auch die Macht eines Königs oder der Ephoren war, beide waren als spartanische Bürger fest darauf eingerichtet, nichts zu weit zu treiben. Denn es sei immer ihre Art, beklagte sich ein Mann aus Korinth einmal, »das Bestehende zu bewahren, ja nichts zu erfinden und im Handeln auch das Notwendige nicht zu erfüllen«. ⁵⁴ Aber eine solche Kritik konnte bei den Spartanern als Kompliment aufgefaßt werden. *Sophrosýne* in allem war die Parole, der revolutionäre Elan war in Lakedaimon fest unter Kontrolle. Wie ein Krieger in die Disziplin der Phalanx eingebunden war, so waren die Ephoren und die Könige in den Staat eingebunden. Es gab keine Selbstsucht, keine Amokläufe und kein plötzliches Ausbrechen aus der Front.

Dann, im Jahr 520 v. Chr., ⁵⁵ kam ein neuer König auf den Thron. Er erhob seinen Anspruch auf die Macht ebenso rücksichtslos und skandalös, wie er sie dann ausübte. Schon vor seiner Geburt war Kleomenes in ein Gespinst schockierender Gerüchte verwickelt. Sein Vater, der König, bekam keine Kinder von seiner von ihm sehr geliebten ersten Frau, und ihm hatten die Ephoren befohlen, sich von ihr zu trennen und eine andere zu heiraten. Aber obwohl der König zögerte, die Ephoren offen herauszufordern, entschloß er sich statt dessen zur Bigamie. Kaum hatte ihm seine neue Frau und Bettgenossin den Kleomenes geboren, übertraf seine erste Frau zur allgemeinen Überraschung ihre Rivalin und schenkte ihm in schneller Folge drei Söhne. Da sie nicht nur die große Liebe des Königs, sondern dazu noch seine Nichte war, schätzte der Vater den Kleomenes, den Sohn der anderen Frau, nicht besonders. Zum Zeichen seiner offenen Vorliebe nannte er den ältesten Halbbruder des Kleomenes absichtlich Dorieus – »den Dorier«. Er schickte ihn dann zur *agogé*, die der junge Prinz mit Bravour absolvierte. Indem Dorieus sich zugleich als legitimer Erbe und als Mann des Volkes gab, stellte er seinen unglücklichen älteren Halbbruder Kleomenes völlig in den Schatten. »Dorieus ... war der Erste unter sei-

nen Altersgenossen und wußte recht wohl, daß er der Fähigkeit nach König werden müßte.«⁵⁶

Aber das Volk der Spartaner war nie gewillt, sich gegen das Gesetz zu stellen, und Kleomenes behielt seinen Anspruch des Erstgeborenen auf die Königswürde. Kaum war sein Vater gestorben, schickte er sich an, den Thron zu besteigen. Dorieus fand sich trotz all seines Glanzes und seiner Popularität auf einem Abstellgleis. Kleomenes, der seinen Zugriff auf die Macht verstärkte, suchte als nächstes nach einer Möglichkeit, seinen Halbbruder ganz aus Sparta zu vertreiben. Das Exil des Dorieus war dann zwar in den Vorwand einer exotischen Mission in die Fremde gekleidet, aber das Ausmaß seiner Niederlage war nicht zu übersehen. Sparta hatte sich als zu klein für beide Brüder erwiesen. Und es gab auch keine Möglichkeit der Rückkehr für den zunehmend ruhelosen Dorieus. Nach einem gescheiterten Versuch, eine griechische Kolonie in Afrika zu gründen, ging er schließlich als Söldner nach Sizilien, wo er in einem zweitrangigen, ruhmlosen Scharmützel fiel. Kleomenes konnte seitdem im heimatischen Sparta unumstritten regieren.

Dennoch warfen die Umstände seiner Thronbesteigung weiter ihre Schatten. Kleomenes wußte sehr wohl, daß viele seiner Landsleute ihn bestenfalls als halblegitim betrachteten, und er entschloß sich, darauf mit Wagemut und Herausforderung zu antworten. Das nüchterne Traditionsbewußtsein, das von einem spartanischen König erwartet wurde, schien für ihn nicht zu gelten. Auch die übliche Vorsicht gefiel ihm überhaupt nicht. Ob ihn nun der Wunsch beseelte, sich gegenüber seinen Kritikern zu beweisen, oder die Verachtung für ihren begrenzten Horizont, oder weil er als schlauer Mann von schneller Auffassungsgabe glaubte, so den Interessen seiner Stadt am besten zu dienen – von Anfang an hatte Kleomenes sich entschlossen, seine ganze Macht voll einzusetzen. Die Leichtigkeit, mit der er Dorieus losgeworden war, ließ darauf schließen, daß sein Einfluß beträchtlich war. Zum erstenmal seit der Zeit des Lykurg saß ein Mann auf einem Thron Spartas, der entschlossen war, all seine Vorrechte vollständig zu nutzen und bis an die Grenze zu erproben.

All das verhiess den Spartanern turbulente Zeiten für die nahe Zukunft. Es bedeutete auch eine Bedrohung für Städte, die von den Grenzen Lakedaimons weit entfernt lagen. Ein starker Mann an der Spitze der gefährlichsten Kriegsmaschine in Griechenland war eine beunruhigende Aussicht für die gesamte Peloponnes, aber auch für alle Griechen jenseits ihrer Grenzen. Im Jahr 519 v. Chr., ein Jahr nach seiner Thronbesteigung, führte Kleomenes ein Heer

über den Isthmus. Das war eine bedrohliche und, wie sich bald erweisen sollte, für die Zukunft bedeutungsschwere Absichtserklärung. Der neue König wollte sich nicht auf den unmittelbaren Einflußbereich im Umkreis Spartas beschränken, und daher war sein Blick schon früh in seiner Regierungszeit fest auf Mittelgriechenland und besonders auf Delphi gerichtet. Dort wurden die Priester bald in einen Wirbel von Bestechung und Skandalen hineingezogen. Außerdem hatte Kleomenes ein Auge auf Böotien geworfen, die große Ebene, die von Theben beherrscht wurde, mit ihrer bedeutenden Viehzucht. Es gab dort noch viele kleinere Städte, die nicht zufrieden waren mit der Bevormundung durch die Stadt Theben und deshalb jedem, der sich einmischen wollte, viel Gelegenheit gaben, Unruhe zu stiften. Und dann war da noch Attika, die strategisch lebenswichtige Region mit ihren Hügeln und Äckern, durch die die Straße vom Isthmus her in vielen Windungen nach Norden führte. Auf Attika und Athen hatte es Kleomenes in Wahrheit mehr als auf alles andere abgesehen. Denn Athen war eine aufsteigende Macht und daher eine mögliche Bedrohung. Es mußte kaltgestellt werden. Auch wenn Kleomenes manchmal impulsiv war, konnte man ihn doch kaum einen Abenteurer nennen, nur weil er Geschmack an Präventivschlägen gefunden hatte.

Doch in den Tiefen machte sich ein Beben bemerkbar, das weder er noch sonst irgend jemand voraussehen konnte. Die Einmischung des Kleomenes in die athenische Politik trug dazu bei, ein politisches Erdbeben zu beschleunigen. Es sollte die umfassendste Veränderung in einer griechischen Stadt seit der Zeit des Lykurg werden. Seine Schockwellen waren dann nicht nur in ganz Griechenland zu spüren, sondern sie breiteten sich auch nach Osten über die ganze Ägäis und bis ins Reich der Perser aus. Sogar in der weit entfernten Kanzlei des Dareios hatte man davon erfahren.

In Athen kündigte sich die Revolution an, und Krieg in der ganzen Welt.

ATHEN

Erdgeboren

Für die Griechen war eine Stadt keine richtige Stadt, wenn sie nicht irgendeinen seltsamen Gründungsmythos hatte. Die Spartaner waren durchaus nicht die einzigen, die von ihren mythischen Wurzeln besessen waren. Alle Griechen waren unruhige Leute, die immer über ihre Schulter nach Rivalen Ausschau hielten, denen es darum ging, mit anderen gleichzuziehen und sie zu überholen, um ihren Vorrang zu begründen. Überall in den griechischen Städten erzählten die Griechen große Geschichten über ihre Vergangenheit. Manche waren noch unglaublicher als alle anderen. Die Argiver zum Beispiel, die zwar Dorier waren wie die Spartaner und daher auf ähnliche Weise ihre Abstammung von Herakles beanspruchen konnten, hatten kein Interesse, sich mit demselben Stammbaum wie dem ihrer verhaßten Nachbarn zufriedenzugeben. Noch als sie sich auf dem Schlachtfeld den Spartanern bereits wiederholt unterlegen zeigten, wuchsen sich ihre genealogischen Phantasien zunehmend zu phantastischen Übertreibungen aus. Es sei eine Frau aus Argos gewesen, brüsteten sie sich, die jeweils Urmutter der Ägypter, der Araber und zahlreicher anderer Völker gewesen sei. Es gebe in der Tat kaum ein Volk auf der Welt, das nicht über irgendwelche Blutsbande mit Argos verfüge – so wenigstens liebten es die Argiver vorzubringen.

Überspannte Ansprüche dieser Art waren nicht das einzige Mittel, die Spartaner in ihre Schranken zu weisen. Die Bürger von Tegea zum Beispiel, deren Geschichte nur wenige berühmte Namen aufwies, konnten es sich dennoch leisten, über ihre gefürchteten Nachbarn als Emporkömmlinge die Nase zu rümpfen, denn sie hatten, anders als die Dorier, schon immer auf der Peloponnes gelebt. Alte und tiefreichende Wurzeln waren in den Augen der Griechen eine

sichere Quelle des Ansehens. Die Argiver gaben sich nicht mit ihrer Prahlerei über ihre angeblich so großartigen Verbindungen nach Übersee zufrieden, sondern rühmten sich auch, immer in ihrem Land gelebt zu haben und dessen Ureinwohner zu sein. Ihre dorische Abkunft, die diese Unterstellung in manchen Augen vielleicht problematisch hätte erscheinen lassen, blieb einfach unerwähnt. Logik spielte bei den griechischen Gründungsmythen selten eine Rolle. Besonders galt das für die Peloponnes, wo es so viele miteinander wetteifernde Überlieferungen gab, wo Ansprüche mit gegensätzlichen Ansichten aufeinanderprallten und die Vergangenheit leicht den Bedürfnissen des Augenblicks angepaßt werden konnte.

Der großartigste aller denkbaren Ansprüche war natürlich zu behaupten, daß eine ganze Region nie erobert worden sei, sondern ihre Sitten und Gebräuche und ihre Freiheit stets vor Eindringlingen bewahrt habe. »Denn die Freiheit dieses Landes haben sie [unsere Vorfahren], in der Aufeinanderfolge der Nachwachsenden immer die gleichen Bewohner, mit ihrer Kraft bis jetzt weitergegeben.«¹ Dies zu erzählen wurden die Athener im Verlauf ihrer Geschichte nie müde. Bei ihnen gab es keine legendären Berichte von Wanderungen und einem Schmelztiegel. Statt dessen wiesen sie mit einer für die übrigen Griechen nur schwer erträglichen Selbstgefälligkeit auf den heiligen und unverletzlichen Charakter ihrer Grenzen hin. Und sie betonten, daß es keinem Herakliden oder Dorier je gelungen sei, sie gewaltsam zu überschreiten. Wie »der Weizen und die Gerste«, die auf den attischen Feldern wuchsen, und ebenso »die Weinstöcke, Oliven- und die Feigenbäume«² seien sie erdgeboren, aus dem Boden hervorgewachsen, »autochthon«.

Das war nicht bildhaft gemeint und kein ausgedachtes Konzept. Für die Athener war das die einfache und reine Wahrheit. Wenn sie über den Boden ihres Heimatlandes schritten, über die staubigen Straßen gingen, die sich zwischen den Hügeln Attikas oder durch seine Ebenen und felsigen Täler wanden, dann wußten sie, daß sie ebenso Teil dieser Landschaft waren wie die Überfülle von Majoranpflanzen oder von betörend duftendem Thymian oder wie die Wiesen, voll mit leuchtend weißem Asphodill, den die Götter liebten, oder der Marmor, von dem man manchmal eine Spur an den aufsteigenden Felsen der Berghänge erkennen konnte. Darin lag ein sehr viel tieferes Geheimnis als das, worauf die anderen Griechen für sich bestanden, wenn sie legendäre Stammbäume für sich beanspruchten oder sich göttlicher Abkunft rühmten. Für einen Athener wäre es fast eine Gotteslästerung gewesen, so etwas vorzu-

geben. Schließlich war Athene die Göttin, von der sie ihren Namen herleiteten und die sie als ihre Beschützerin verehrten. Sie war die grauäugige Kriegerin und Herrin der Künste, die Tochter der Weisheit und jungfräuliche Göttin. Für sie, die Erhabene und Geheimnisvolle, gab es keine Mühen der Niederkunft. Kein Mann würde sie je besitzen. Am nächsten gekommen war dem ihr Bruder Hephaistos, der lahrende Schmied der Götter, dessen Fähigkeiten als Handwerker genauso groß waren wie seine krummen Beine schwach. Als er so sehr von der Begierde nach seiner Schwester überwältigt wurde, daß er schweißgebadet und rußverschmiert hinter ihr herlief und sie zu umarmen suchte, stieß Athene ihn mit eisiger Verachtung zur Seite, doch nicht rechtzeitig bevor sich Hephaistos in zitternder Erregung über ihren Schenkel ergossen hatte. Die Göttin wischte die Bescherung mit einem Wollknäuel ab und warf es dann, noch ganz feucht, auf den Boden Attikas. Dort befeuchtete der Samen wie schwerer Tau den Leib der Mutter Erde. Aus dieser Befruchtung der »getreidespendenden Felder« ging ein Kind hervor, das die Gestalt einer langen Schlange hatte. Athene nahm es an und nannte es Erechtheus:³ Ihn siedelte sie auf der Akropolis an, »in ihrem fetten Tempel«, und »dort stimmen ihn mit Stieren und Lämmern gnädig die Jünglinge der Athener mit den laufenden Jahren.«⁴

Das war kaum die Art von Geschichte, die ein Heraklide erzählt hätte. Daß die Athener sich damit zufriedengaben, die Ursprünge ihrer Stadt auf das geworfene Bündel einer Schlange zurückzuführen, ist ein bedeutsamer Beleg dafür, wieviel Gewicht der Mythos bei ihnen besaß. Über die Jahrhunderte wurde er immer weiter ausgebaut, aber seine Wurzeln waren alt und zugleich der Hinweis auf eine genauso alte Wahrheit. Die Athener waren in der Tat, ganz so wie sie selbst betonten, ein besonderes Volk. Ob ihre Grenze wirklich so unverletzlich blieb, wie sie es später hinstellten, ist eher unwahrscheinlich. Aber Attika hatte unter allen Regionen Griechenlands mit Sicherheit den Sturm am besten überstanden, der den Palast des Menelaos und viele andere stolze Orte hinweggefegt und in Ruinen verwandelte. In dem Durcheinander und in der Dunkelheit der folgenden Jahrhunderte hatten die verschiedenen Gemeinden Attikas ihr Selbstbewußtsein als aufrechter Volksstamm bewahrt, den Brauchtum, Dialekt und Ursprung miteinander verband. Als sie aus ihren Dunklen Jahrhunderten auftauchten, waren sie noch in der Lage, sich zu erinnern, daß sie nie heimatlos und auf Wanderschaft, sondern »das älteste Volk« Griechenlands waren.⁵

Auch Athen war zwar, wie Sparta, bis zum 7. Jahrhundert v. Chr. wenig mehr

als ein ärmliches Dorf, das sich ruhmlos um die Akropolis zusammendrängte. Auch verstanden sich die Bewohner der anderen Siedlungsplätze damals noch nicht als Athener, oder vielleicht noch nicht einmal als Angehörige eines einzelnen Staats.⁶ Doch die steil aufragende und weitflächige Akropolis diente allen Gemeinden Attikas als ein natürlicher Mittelpunkt des Kults, weil jedes Tal der Region auf sie zuführte. Es gab im übrigen kein anderes Heiligtum in Attika, das es mit ihrer Aura des Geheimnisvollen aufnehmen konnte. Rechteckige Steinblöcke, die so groß und schwer waren, daß ganz offensichtlich nur Riesen sie hatten aufschichten können, bildeten einen gewaltigen Mauerring um ihre hochgelegene Fläche. Ruinen, deren hohes Alter man nicht abschätzen konnte, zeugten von ihrer Besiedlung durch Heroen und Könige in früheren Zeiten.* Als Wohnort der Athene war die Akropolis durch ihre Gegenwart geheiligt, und eine Felserhebung diente als Grabstätte des erdgeborenen Erechtheus. Das waren die Gründe, warum die gesamte Bevölkerung Attikas, und nicht allein die Bewohner des Ortes Athen, ihren Blick auf die Akropolis richten konnten und dabei an den Boden erinnert wurden, aus dem sie hervorgewachsen waren, aber auch an ihr gemeinsames Erbe und die Treue, die sie ihrem Heimatland schuldeten.

Daraus ergab sich eine regionale Identität, wie es sie sonst nirgendwo in Griechenland gab. Daß Athen als die einzige Stadt in ganz Attika eine beherrschende Stellung haben sollte, war nach Ansicht der übrigen Griechen zugleich erstaunlich und abwegig. Das benachbarte Böotien, das eine ungefähr gleich große Fläche bedeckte, war in nicht weniger als zehn untereinander zerstrittene Staaten zersplittert. Argos, die bevölkerungsreichste Stadt der Peloponnes, gebot über eine Ebene, die kaum halb so groß war wie Attika. Nur Sparta unter allen griechischen Mächten verfügte über ein ausgedehnteres Territorium als Athen, aber ihres war durch Eroberung gewonnen und wurde durch die Gewalt des Schwertes beherrscht. Die Athener indes hatten nie einen so energischen Versuch unternommen. Im 7. Jahrhundert v. Chr., als die Spartaner ihre Befriedung Messeniens vollendeten und die Städte in ganz Griechenland von gewalttätigen Strömungen durchgewirbelt wurden, wäre Attika einem Besucher aus Argos oder Korinth wie ein verschlafenes Nest vorgekommen. Die Athener schreckten erkennbar davor zurück, sich in die aktuelle Zeit-

* *Reste eines Palastes aus der Bronzezeit waren angeblich noch im 7. Jahrhundert v. Chr. auf dem Plateau der Akropolis sichtbar.*

strömung einzuklinken. Die militärische und politische Revolution, die das übrige Griechenland ergriff und Sparta zu einer gefährlichen und neuen Macht werden ließ, haben sie nicht vollzogen. Statt sich einem ähnlichen Prozeß zu unterwerfen, zogen sie die Sicherheit des Lokalpatriotismus und der Nostalgie nach den alten Zeiten vor. Im Vergleich mit den Tempeln auch auf den kleinsten Inseln der Ägäis waren ihre eher schäbig und wenig beeindruckend; ihre Bestattungsriten waren bewußt archaisch gehalten; selbst die Keramik, deren Herstellung einem ganzen Stadtviertel Beschäftigung bot und die einst zu den fortschrittlichsten Produkten ihrer Art in Griechenland gehört hatte, war zunehmend altmodisch. Während die übrige griechische Welt ihren Blick auf glänzende neue Horizonte richtete, schienen die Athener fest entschlossen, in die Zeit des Trojanischen Kriegs zurückzukehren.⁷

Die Strukturen ihrer Gesellschaftsordnung schienen tatsächlich diese weit zurückliegende Zeit nie überwunden zu haben. Draußen auf den Feldern und in den Hainen Attikas, eine ganze Tagesreise oder noch mehr von Athen entfernt, konnte ein Mann vielleicht weniger wie ein Bürger, sondern eher wie ein Sklave leben. Häufig war er Pächter, der ein Sechstel seiner gesamten Ernte an einen in weiter Ferne lebenden Grundherrn abgeben mußte. Die Grundeigentümer lebten bequem in der traditionellen Art der Heroen und weit entfernt vom gewöhnlichem Lauf der Dinge. Die Familien heirateten untereinander, sie teilten die städtischen Ämter unter sich auf und begegneten allen anderen mit grober Verachtung. Das Streben mancher aristokratischer Familien nach Exklusivität war so groß, daß sie sogar von dem abwichen, was doch sonst die stolze Prahlerei der Athener war, und sie suchten dann eine exotische fremde Abstammung von den verschiedenen Helden des Trojanischen Kriegs nachzuweisen. Eine dieser Familien, die Peisistratiden, behauptete, sie seien die Nachfahren eines messenischen Königs, während eine andere, die Philaïden, sich von Aias ableitete, dem Krieger, der an Körpergröße alle anderen Helden übertrugte, die auf beiden Seiten vor Troja gekämpft hatten. Er war König von Salamis, der Insel unmittelbar vor der Küste Attikas. Man versteht, daß die athenische Aristokratie sich selbst als »Eupatriden« bezeichnete, »die von guter Abstammung«. Es gab anderswo in Griechenland keine Aristokraten, die so hochnäsiger an der Vergangenheit festhielten.

Aber die Kräfte der Veränderung in der Welt außerhalb Athens konnte man nicht so leicht fernhalten, und um 600 v. Chr. begannen selbst die Eupatriden, sich dieser Bewegung anzuschließen. Ein gewisser Kosmopolitismus war

denen, die ausreichendes Gespür für modische Strömungen hatten, seit langem als vielversprechendes Mittel erschienen, um ihnen Zugang zu einer internationalen Elite zu verschaffen. Diese Leute fanden die wahre Bedeutung ihrer Identität nicht im Kreise ihrer Mitbürger aus den geschundenen Unterschichten, sondern unter ihren vornehmen Standesgenossen aus allen Gegenden der griechischen Welt. »Ich liebe ganz einfach die guten Dinge im Leben«, konnte man sagen hören,⁸ aber sich unmöglich vorstellen, daß eine solche Aussage einem der strengen rauhen Helden über die Lippen gekommen wäre, aber unter denen, die glaubten, daß der Luxus den Göttern einen Spiegel vorhalte, löste sie doch keinerlei Erstaunen aus. Sogar eine Frau konnte, wenn ihr Geschmack hinreichend elegant war, ihr Schmuck aus Gold und ihre Gewänder weich und bunt gefärbt, hoffen, einen Blick auf das Göttliche zu erhaschen und mit ihm ins Gespräch zu kommen. »Ewige Aphrodite auf buntem Throne, listenspinnde Tochter des Zeus, ... komm zu mir, so du jemals von ferne meinen Ruf vernahmst und mein Flehn erhörtest; und du ließest das Haus des Vaters, bestiegst den golden geschirrten Wagen und kamst. Flinke schimmernde Strauße zogen dich über der Erde dunkles Gefilde, hurtig die Schwingen wirbelnd, vom Himmel nieder, ätherdurchquerend.«⁹ Das war ein Gebet, das sich lohnte zum Himmel zu schicken, denn das richtig genossene Vergnügen konnte den Sterblichen tatsächlich die Augen öffnen, und ein Bankett ein besser geordnetes Gebiet sein als jeder Staat. Die Verführungen der guten Gesellschaft in ihrer wohlduftenden Raffinesse übte auf die, die es sich leisten konnten, eine fast geisterhaften Zauber aus. Geschmack und Wohlerzogenheit waren zum Kennzeichen der Elite geworden.

Doch was dieses Leben kennzeichnete, diente auch dazu, es in Gefahr zu bringen. Die Leidenschaft für Luxusgüter, von denen die meisten aus verführerischen Orten jenseits des Meeres herangebracht werden mußten, ließ unweigerlich den Reichtum derer wachsen, die in das Geschäft von Einfuhr und Ausfuhr verwickelt waren. Kapital, das vorher fast ausschließlich an Vermögen und Landbesitz des Adels gebunden war, wurde zunehmend bar verfügbar. Um 600 v. Chr. tauchte in den Städten Ioniens erstmals eine entscheidende Neuheit auf: die Münze. Im Laufe der folgenden Jahrzehnte drang diese Erfindung in die Städte auf der anderen Seite der Ägäis vor und verbreitete sich in Griechenland. Die Aristokratie reagierte darauf, wie man sich vorstellen kann, mit Abscheu und wachsender Beunruhigung. Sie bebten vor Zorn bei dem Gedanken, daß ein Geschäftsmann über genauso viel Vermögen ver-

fügte und ausgeben konnte wie ein Eupatride, und begegneten dem Umstand mit immer aufgebrachtsten Beleidigungen. Sie nannten die Neureichen *kakoí*, die »Schlechtgeborenen« oder einfach die »Schlechten«, die »Unansehnlichen«, die »Betrüger«. Die *kakoí* zuckten aber ihrerseits darüber nur mit den Schultern, was sie sich ja leisten konnten, und fuhren fort, reichlich Geld zu verdienen. Schließlich war es doch so, wie ein Spartaner einmal in den fernen Tagen der sozialen Unruhen in seiner eigenen Stadt hervorgehoben hatte: »Ein Mann ist nichts anderes als die Summe dessen, was er besitzt.« Das war ein passender Satz für eine neue, verwirrende Zeit. »Gold ist das einzige, was jetzt den Vornehmen ausmacht.« So mochte ein zurückgesetzter Adliger sich verächtlich beklagen. »Es gibt keinen anderen Grund für Hochachtung mehr.«¹⁰

Die Spartaner selbst, die von solchen Klagen einst so sehr bewegt waren, hatten natürlich seit langem ihre eigenen Heilmittel gefunden. Vielen muß es im Attika der Jahre um 590 v. Chr. so erschienen sein, als wiederhole sich die Geschichte. Ein weiteres Mal wurde eine ganze Region, wie Sparta 100 Jahre zuvor, von einer Agrarkrise lahmgelegt. Nie war früher der Markt für Landbesitz so sehr in Bewegung geraten. Als verarmte Adlige, die vom Verlust ihres Vermögens bedroht waren, ihren Pächtern die Daumenschrauben anlegten, wurde die soziale Not bis hinunter zu die Ärmsten weitergegeben und reichte von den Häusern der großen Familien bis zu den kahlsten und steinigsten Feldern der Kleinbauern. Kreditgeber markierten die Grenzen von Olivenhainen und Feldern und stellten überall auf dem Land unheilvolle Reihen von Hypothekensteinen auf. Sie hätten genausogut Grabsteine für die ruinierten Bauern errichten können.

Als der Landhunger immer drängender wurde, führte er zu einer unausweichlichen Konsequenz. Jenseits der schmalen Meerenge vor der Südküste Attikas lag die Insel Salamis. Athenische Gelehrte, die umständliche Argumente aus alten Epen ins Feld führten, waren in einer zumindest für sie selbst zufriedenstellenden Weise in der Lage zu zeigen, daß das alte Königreich des Aias den Athenern gehörte. Aber völlig neu war das den Bürgern von Megara, einer kleinen kleinen Stadt auf halbem Wege zwischen Athen und Korinth, die ebenfalls Anspruch auf Salamis erhob und es bereits besiedelt hatte. Die beiden Städte führten also Krieg um die Insel. Athen unterlag und war gezwungen, um Frieden nachzusuchen. Noch ärgerlicher war es für die Besiegten, daß das winzige Megara eigentlich nur als eine drittrangige Macht galt. Duster

betrachteten die Athener die Lage. Während ihre Stadt von einer Krise erschüttert war, konnten sie, von anderen Staaten tief gedemütigt, nicht mehr länger leugnen, daß sie sich kläglich unter Wert verkauften. Es war etwas faul im Staate Athens.

Man begann gespenstische Erscheinungen in den Straßen Athens zu sehen, die den drohenden Ruin anzukündigen schienen. Die Lage war offenbar so verzweifelt, daß die Athener mit der Begeisterung der Griechen für einzelne weise Männer, wie die Erzählungen über Lykurg am deutlichsten belegen, darangingen, nach einem solchen Weisen Umschau zu halten. Zu ihrem Glück war ein geeigneter Mann zur Stelle. Im Jahr 594 v. Chr.¹¹ war Solon zum Archonten, also in das höchste Amt der Stadt, gewählt worden, und man hatte ihm die Aufgabe anvertraut, den Staat zu retten. Von allen als der weiseste Mann in Athen anerkannt galt Solon überdies als einer der sieben weisesten Griechen, die je gelebt hatten. Seine Wahl hatte einstimmigen Beifall gefunden – äußerst bemerkenswert in einer so zersplitterten Gesellschaft wie der Athens. Er war der adlige Abkömmling eines alten attischen Königs, hatte sich auch mit Handel beschäftigt und gab dazu noch gegenüber den Armen seiner Entrüstung über ihre schlimme Lage Ausdruck. Hier war ein Mann, der allen Schichten der Bevölkerung gefallen konnte.

Aber so geschickt Solon darin war, seinen Standpunkt der jeweiligen Zuhörerschaft anzupassen, war er doch kein einfacher Opportunist. Die Art seiner Weisheit war von der besonders energischen Art. Nur ein Jahr vor seiner Wahl zum Archon hatte er die Griechen aufgerufen, Delphi zu verteidigen, als die frevlerische Stadt Krisa versuchte, sich das Heiligtum anzueignen. Die Niederlage seiner eigenen Stadt gegen Megara steigerte seine Entrüstung. »Laßt uns nach Salamis gehen«, hatte er in leidenschaftlichen Versen gefordert, »um die Insel kämpfen und die schwere Schmach und Schande tilgen.«¹² Jetzt stand er an der Spitze des Staates und war in der Lage, mehr zu tun, als nur Parolen auszugeben. Für Solon hatten offensichtlich die beiden großen Krisen, die Athen durchlitt, die agrarische und die militärische, dieselbe Wurzel. Die Verarmung auf dem Lande schwächte die Kraftreserven ganz Attikas; die Bauern gerieten immer tiefer in die Lage einer abhängigen Landbevölkerung. Verarmte Bürger konnten in wirklich verzweifelte Fällen im Ausgleich für ihre Schulden sogar ihre Freiheit verpfänden und wurden am Ende Sklaven in Ketten und Fesseln auf ihrem eigenen Land. Hätte Solon die berechnende Gnadenlosigkeit eines Lykurg an den Tag gelegt, dann hätte er diese Entwicklung ohne weiteres

fördern und die Armen seiner Stadt zu einem ewigen Schicksal als Heloten verurteilen können. Statt dessen beschloß er, sie zu befreien. Selbst die, die als Sklaven ins Ausland verkauft worden waren, selbst die, »deren Zunge schon unattisch ging«, wurden befreit. In Attika selbst ordnete Solon überall dort, wo der Landbesitz mit Hypotheken belastet war, einen allgemeinen Schuldenerlaß an. Draußen auf den Feldern ging man ans Werk, und er befreite »die schwarze Erde, der ich einst die Schuldsteine ausriß.«¹³

Die meisten Pachtherren waren natürlich äußerst aufgebracht, aber Solon spielte seine Rolle als selbstloser Weiser bis zum bitteren Ende und vertrat mit Nachdruck die Meinung, seine Reformen seien auch in ihrem eigenen Interesse. Ohne die Basis einer freien Bauernschaft – welche Hoffnung hätte man da schließlich, Salamis zu erobern, Athen vor einer sozialen Katastrophe zu bewahren oder der Stadt einen Rang zu verschaffen, der ihrer Bedeutung entsprach? Solon hatte zwar versucht, die Leiden der Armen zu lindern, aber er hatte sich auch größte Mühe gegeben, den Reichen ihre Macht zu erhalten. Die Eupatriden hielten sich die Nase zu und ließen sich überreden, ein Bündnis mit den *kakoí* einzugehen. Reichtum, und nicht hohe Geburt, wurde die Voraussetzung, ein Amt zu bekleiden. Den Armen wurde zwar das Recht eingeräumt, Mitglieder der Volksversammlung zu sein, aber nicht das Privileg, dort das Wort zu ergreifen. Die Reform Solons war kein Triumph der Revolution, sondern das Beispiel eines harterkämpften mittleren Wegs. »Soviel Teil an der Macht als genug ist«, betonte Solon, »gab ich dem Volke, nahm von der Würde ihm nichts, legte zuviel nicht hinzu. Doch den Gewaltigen auch und hoch im Reichtum Gestellten gab ich mit klugem Bedacht wider das Schickliche nichts. Stellte mich hin und hielt meinen mächtigen Schild um sie beide, doch ließ gegen das Recht keinem von beiden den Sieg.«¹⁴

Das ist mit anderen Worten das Bekenntnis eines gemäßigten Vertreters eines Mittelwegs. Solons Leitlinie war der traditionelle Begriff *eunomía*. Dabei handelt es sich um den vertrauten Traum einer gerechten und natürlichen Ordnung, in der jeder wußte, wo sein Platz war und wo man »verstand, die Sattheit zu bändigen, was sich bietet wahrzunehmen beim Mahl, fröhlich und fein für sich.«¹⁵ Was war diese Idealvorstellung schließlich anderes als das ureigenste Recht des erdgeborenen athenischen Volkes? Weit entfernt davon, ein neuartiges politisches Experiment zu versuchen, sah Solon sich als Vollstrecker einer Wiederherstellung und Wiedergutmachung. Mit einer Begabung, die Geschichte umzudeuten, die einem Spartaner Ehre gemacht hätte, überzeugte er

seine Stadt, die von ihm entworfene Verfassung sei in Wahrheit ganz dieselbe, die sie in ferner Vergangenheit einmal besessen hätten. Abschriften seiner Gesetze wurden auf Holztafeln aufgezeichnet und an sich drehenden Säulen aufgestellt, die der Unterrichtung aller Schichten der Bürger dienten. Den Armen garantierten sie ihre Freiheit und die Möglichkeit, gegen mißbräuchliche Behandlung durch die Mächtigen einzuschreiten; den Reichen gaben sie das exklusive Recht auf die Ämter und die Regierung der Stadt. Was konnte gerechter, natürlicher und traditionsbewußter sein als dies?

Bevor Solon seine Macht abgab und Athen zu einer zehnjährigen Reise durch das Mittelmeer verließ,* bestimmte er, daß seine Gesetze mindestens 100 Jahre lang in Kraft bleiben sollten. Aber kaum hatte er Segel gesetzt, begannen die üblichen Probleme bereits von neuem ihr häßliches Haupt zu erheben. Die *eunómia* konnte nicht so leicht aufrechterhalten werden, wie der Reisende hatte hoffen wollen. Nachdem der Adel die Macht uneingeschränkt behalten hatte, prahlte und stritt er weiter, so wie er es immer getan hatte. Außerhalb des Zentrums Athen blieb Attika weiter das unzusammenhängende Flickwerk rivalisierender Gefolgschaften und Familien. Der Krieg um Salamis verzeichnete zwar gewisse Erfolge, aber er zog sich weiter in die Länge. Trotz aller Anstrengungen Solons blieb Athen weiterhin der kranke Mann Griechenlands.

Aber seine Reformen hatten dennoch etwas Wichtiges in Gang gesetzt. Solon, der von den Legenden seiner Stadt und dem festen Anspruch auf hohes Alter und die Gunst der Götter motiviert wurde, war davon ausgegangen, daß dies ein Erbe war, auf das jeder Athener ein Anrecht hatte. Voller Entrüstung über den Anblick seiner Landsleute, die in Abhängigkeit und im Staub den Boden bestellten, aus dem ihre Ahnen hervorgewachsen waren, hatte er befohlen, daß man ihnen die Ketten abnahm. Von diesem Zeitpunkt an konnte es keinen Zweifel mehr darüber geben, wer ein Athener war oder nicht. Nichts war natürlich so geeignet, das eigene Selbstbewußtsein zu stärken, wie das Drama des Sklavendaseins eines anderen. Dank der Reformen Solons konnte selbst der ärmste Bauer jetzt auf jeden Sklaven herabsehen und sich dessen bewußt sein, daß er ein freier Mann war, genauso wie der hochmütigste Eupatride. Zugegebenerweise war er nicht ein ebenbürtiger Bürger. Wie konnte er

* Auf dieser Reise bekam Solon bei seinem Aufenthalt in Ägypten nach Platons Darstellung die Geschichte von Atlantis erzählt.

das auch sein, wenn er sich nicht um ein Amt bewerben oder seine Stimme in der Debatte erheben konnte? Doch auch wenn die Reichen die politische Macht noch für sich selbst behielten, konnten sie es sich doch nicht leisten, ihn und seine Standesgenossen völlig zu ignorieren. Die Armen blieben in der Volksversammlung vielleicht stumm, aber sie hatten doch eine Stimme bei den Wahlen und bei der Beschlußfassung. »Denn in ihren Händen lag die Gewalt, die Beamten zu wählen und deren Amtsführung zu beurteilen. Wenn man dem Volk selbst dieses Recht verweigert hätte, dann wären sie wenig mehr als Sklaven gewesen.«¹⁶

Es war deutlich, daß zu dem endlosen Wirbel der Rivalitäten innerhalb der Aristokratie eine interessante neue Gegenströmung hinzugetreten war. Wie man am besten mit ihr umzugehen hatte, war eine Herausforderung, der sich jeder Adlige von nun an stellen mußte. Sicher wurde nicht von ihm erwartet, sich vor den Armen zu verbeugen – das wäre eine ganz und gar lächerliche Vorstellung gewesen! Aber selbst für einen Eupatriden konnte Erfolg oder Scheitern davon abhängen, wenn er seine Karten aufdeckte. Gerber, Tischler, Landarbeiter, Töpfer, Schmiede: All diese Männer konnten in die Volksversammlung kommen und ihre Stimme abgeben. Auch wenn die Angehörigen der Elite weiter Politik in den geschlossenen Räumen ihrer herrschaftlichen Häuser machten, konnten sie doch nicht einfach vergessen, bei wem die Entscheidungsgewalt nun lag. Wie es einer Stadt mit erdgeborenem Ursprung zukam, lag sie nicht allein bei den Eupatriden, auch nicht allein bei den Reichen, sondern bei der Versammlung aller Athener, beim Volk, beim *demos*.

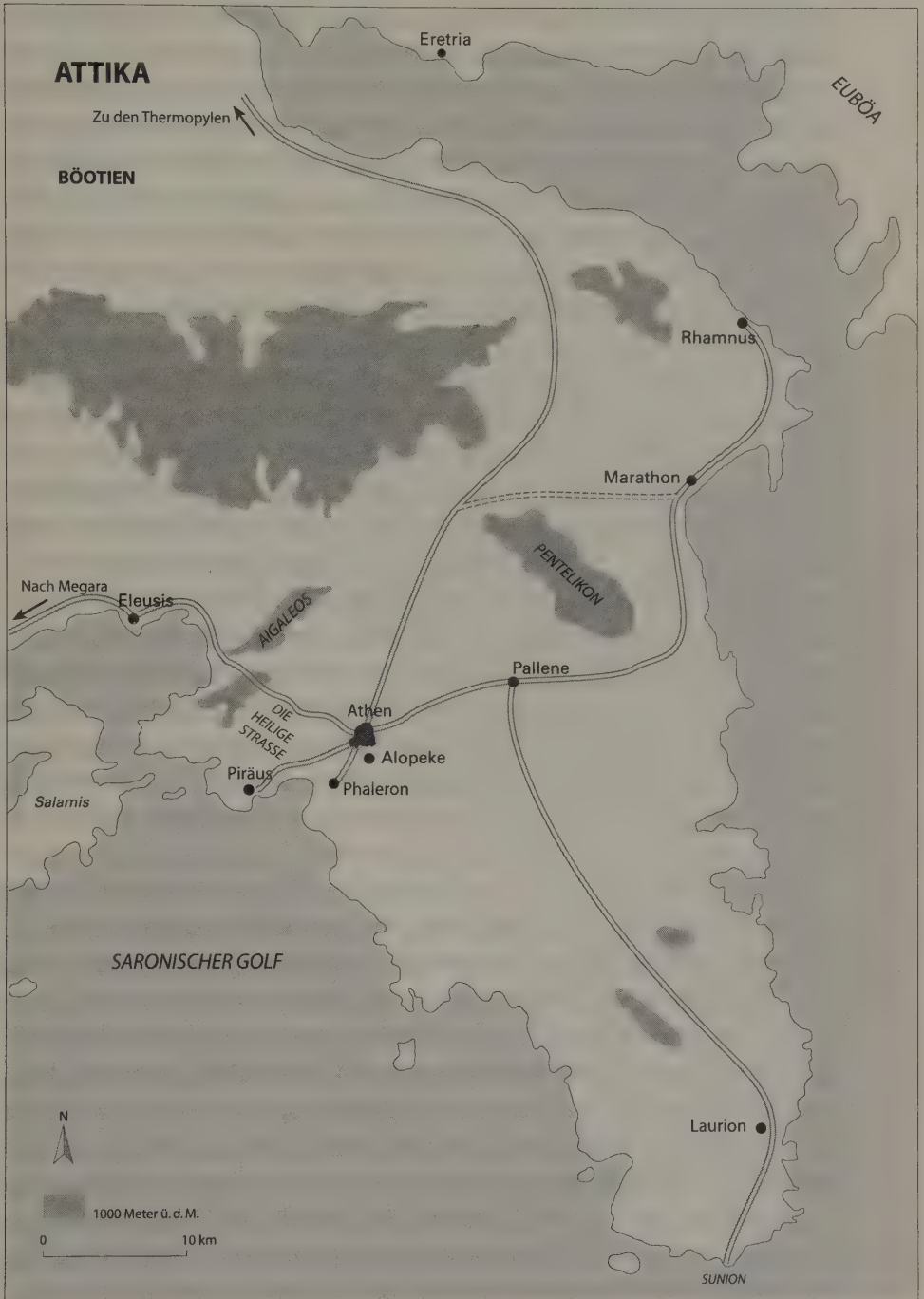
Die Besetzung der Akropolis

Überraschend war es nicht, daß Athene die Akropolis zu ihrem Wohnsitz erwählt hatte. Zuerst war da die Aussicht: 150 Meter hoch über Athen konnte selbst ein gewöhnlicher Sterblicher den Blick meilenweit in die Ferne und in alle Himmelsrichtungen schweifen lassen. Im Süden lag in der Entfernung von einer Stunde Fußmarsch Phaleron, die weit offene Bucht, die den Athenern als Hafen diente. Im Westen verstellte der Berg Aigaleos die Sicht auf die Insel Salamis. Im Nordosten lag ein weiterer Berg, der Pentelikon, wohin sich die Arbeiter aus Athen begaben, um in den Steinbrüchen Marmor zu gewinnen,

wobei sie zusehends weithin sichtbare Kerben in die Hänge trieben. Für eine Göttin, die durch den gleißenden Himmel schweben konnte, stellte der Berg natürlich kein Hindernis dar, aber für die Menschen, die an die Straße gebunden blieben, war er Herausforderung und Barriere zugleich. Zwei Wege führten an diesem Berg vorbei, der eine auf der Nordseite und der andere im Süden. Vor allem Männer aus dem Adel waren unter den häufigsten Benutzern der Wege von Athen her, die in Schleifen um den Berg führten, denn dahinter lag flach und mit Stränden am Rande der geeignetste Platz für eine der bevorzugten sportlichen Betätigungen der Aristokraten. Pferde und Pferdetrainer waren dort in Marathon überall zu finden.

Aber die steile Anhöhe der Akropolis bot noch mehr als nur eine schöne Aussicht. Unterhalb ihrer felsigen Hänge lag die überfüllte, geschäftige Stadt mit ihren engen Gassen, kaum die würdige Heimstatt für eine Göttin. Die Straßen Athens waren ungepflastert und häufig steinig, starteten vor Dreck und verliefen in Kurven und Windungen ohne jeden Plan. Hunde und Hühner, Ziegen und Schweine oder Kühe trugen zum Gestank und zur Verbreitung von Flöhen bei. Karren rumpelten und ächzten in den für sie in den Felsen geschnittenen Spuren und erhöhten den Geräuschpegel. In den Jahren um 560 v. Chr. verharrte Athen schon längst nicht mehr in seiner Rückständigkeit. Überall sah man hoch mit Waren beladene Karren in der Stadt, darunter vor allem die Keramik, denn auf diesem Gebiet waren die athenischen Handwerker jetzt führend in der Welt. Ein ganzes Stadtviertel wurde sogar nach den Töpfern genannt, obwohl der Kerameikos in Wahrheit fast genauso wegen seiner Gräberfelder und für seine billigen Huren berühmt war.

Wie erhaben waren dagegen in jedem Sinne des Wortes die Höhen der Akropolis! Der nackte Fels ließ keinen Zweifel aufkommen: Dies war ein heiliger Bezirk. Dort wuchs zwischen den Steinen der erste heilige Olivenbaum hervor, ein Geschenk der Athene und so alt wie die Stadt selbst. Man behauptete, er sei unsterblich, aber die Athener wollten sicher gehen und natürlich nicht erleben, daß er seiner Blätter beraubt wurde. Deshalb hatten sie beschlossen, Ziegen von diesem Hügel zu verbannen. Das galt für alle Ziegen bis auf eine, die einmal im Jahr auf die Höhe hinaufgeführt und den Göttern als Opfer dargebracht wurde. Sonst war nur einem tierischen Wesen die ständige Anwesenheit auf dem heiligen Felsen erlaubt, und das war eine Schlange. Sie lebte in einem Käfig neben dem Grab des Erechtheus, des schlangenhaften und erdgeborenen frühesten Bürgers von Athen. Priesterinnen sollten sie dort liebevoll mit Honig-



kuchen füttern. Die Menschen flüsterten sich zu, daß die Stadt zum Untergang verurteilt sei, wenn die Schlange verschwand.

Aber daß die Schlange sich überhaupt damit abfand, auf der Akropolis zu wohnen, war mehr als nur ein Wunder. Der Felsen mochte zwar heilig sein, eine stille Stätte dürfte er kaum gewesen sein. Die Akropolis war jahrelang eine Großbaustelle. Um 575 v. Chr. hatte man eine große Rampe aus Stein aufgeschichtet, die zum Eingangstor der alten Festung führte und den Zugang zum Felsplateau auf Dauer erleichterte. Gleich danach waren die Bauarbeiter eingerückt. Während der folgenden Jahre hörte das Hämmern und Klopfen nie auf. Was vorher eine Ansammlung dürftiger Ruinen war, wurde nun in ein Heiligtum verwandelt, das es an Pracht mit allen anderen in Griechenland aufnehmen konnte. Nicht allein Bauwerke, Skulpturen jeder denkbaren Größe drängten sich auf dem Felsplateau. Da waren Statuen junger Männern mit gelocktem Haar und einem spöttischen Lächeln auf den Lippen; man fand Figuren junger Mädchen mit Grübchen und lang herunterhängenden Zöpfen, in ihren weiten Faltengewändern oder eng anliegenden Kleidern; Gorgonenhäupter, mit grellen Farben bemalt; oder Bilder wiehernder Pferde und zähnefletschender Löwen. Mag sein, daß man in solchen Bildern einen kaum wahrnehmbaren Verweis auf den Einfluß des Orients, der märchenhaften, luxuriösen Heimat unvorstellbar reicher und mächtiger Könige finden konnte, aber eine unverwechselbare Anspielung fand man in ihnen allerdings. Die Tage des Provinzialismus waren in Athen also tatsächlich vorüber. Es gab nichts an diesem Heiligtum der Athener, das jetzt noch lächerlich hinterwälderisch aussah.

Aber kein einziges Bauwerk wurde wirklich im Namen aller Athener errichtet. Die Staubwolken auf der Akropolis verkündeten keineswegs den Anbruch einer neuen Zeit der Harmonie zwischen den Bürgern, sondern genau das Gegenteil. Jedes Bauvorhaben war das Geschenk eines anderen Familienclaus. Welches geeignetere Mittel gab es schließlich für einen Eupatriden, Großzügigkeit und Bedeutung zur Schau zu stellen, als das Stadtbild mit einem Bauwerk zu verschönern? Sich auszuzeichnen bedeutete für einen Adligen nicht allein, im politischen Leben zu glänzen, sondern auch das Zeitalter der Helden aufleben zu lassen und den unsterblichen Göttern nachzueifern. Es ging ihm darum, »immer Bester zu sein«.¹⁷ Auch mehrere Jahrhunderte nach Homer war das noch immer eine Haltung, die ein Aristokrat mit der Muttermilch eingesogen hatte. Diese Sentenz war für die jeweilige Oberschicht in ganz Griechen-

land ihr eigentliches Manifest. Das war auch der Grund, warum zu dem Vergnügen an Bankett und Trinkgelage, Kennzeichen der kosmopolitischen Elite, später im Lauf des 7. Jahrhunderts die Begeisterung für sportliche Betätigung als eine weitere aristokratische Vorliebe hinzukam. Festliche Wettkämpfe in Ausdauer und Geschicklichkeit wurden veranstaltet, und die mit glänzendem Öl eingeriebene und durchtrainierte *jeunesse dorée* stritt mit ihren adligen Standesgenossen um öffentlichen Ruhm. Der erste Sieger in den Olympischen Spielen soll zwar ein Koch gewesen sein, und gelegentlich mochte auch noch ein Ziegenhirte einen märchenhaften und überraschenden Sieg für sich erringen, aber im allgemeinen konnten es sich nur die Leute mit Geld und Zeit leisten, das zehnmonatige Körpertraining zu absolvieren, wie es die offiziellen Regeln vorschrieben. In der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts v. Chr. wurden die Spiele in Olympia durch einen vollständigen Zyklus anderer Feste ergänzt, so daß die Wettkämpfer schließlich jedes Jahr von Ort zu Ort ziehen konnten, was sie meist auch taten. Sie formten und bildeten ihren Körper aus und pflegten engen Umgang mit Mitgliedern der exklusivsten Oberschicht im gesamten griechischen Archipel. Im Jahr 566 v. Chr. reihten sich sogar die Athener von selbst in dieses internationale Leben ein, nachdem sie im Jahrhundert zuvor den Olympischen Spielen aufreizend verächtlich gegenübergestanden hatten. Ein großartiges Fest zu Ehren der Athene wurde in Athen eingerichtet, und die Preise bei diesen Großen Panathenäen bestanden abgesehen vom Ruhm aus einer großen Amphore, die mit Olivenöl gefüllt war. Große Bauvorhaben auf der Akropolis wie auch die Trophäen der Wettkämpfer waren beredte Zeugnisse des »süßen« Sieges, der »Triumph des Siegers« und »Ehrung« zugleich war.¹⁸

Doch der Beifall wurde nicht von allen geteilt. Spektakulärer Ruhm und Selbstherrlichkeit mochten in Olympia angehen, war aber nichts für Hopliten, wenn sie zur Schlacht vorrückten. Es war bemerkenswert, daß die Spartaner mit ihrer Erziehung zur Unterwerfung der Einzelpersonlichkeit unter einen kollektiven Verband das einzige Volk in Griechenland waren, das Mannschaftsspiele kannte. Genauso auffällig ist, daß sie gegenüber ihren Wettkämpfern in Olympia eine janusköpfige Haltung einnahmen. Ein Teilnehmer von anderswoher in Griechenland, der einen Ersten Preis bei den Spielen gewann, konnte erwarten, daß man ihm zu Ehren eine Statue errichtete oder daß er eine Belohnung erhielt. Vielleicht ließ man ihn sogar ein Stück der Stadtmauer seiner Heimat einreißen, »um zu zeigen«, wie man berichtete, »daß eine Stadt mit

einem solchen Bürger kaum Befestigungsmauern brauchte«.¹⁹ Bei den Spartanern gab es solche törichten Umstände nicht – auch deshalb, weil sie überhaupt keine Stadtmauern besaßen, die man hätte einreißen können. Natürlich erwartete man, ihr Ansehen stand immerhin auf dem Spiel, daß ihre Athleten in Olympia teilnahmen und siegten, aber Denkmäler für ihre Siege suchte man in Sparta vergeblich. Den zurückkehrenden Siegern wurde keine andere Belohnung zuteil als die höchst unheilvolle Auszeichnung, künftig ganz vorn in der Schlachtreihe direkt vor dem König ihren Platz einzunehmen.

Das Außerordentliche, das Gottgleiche bedeutete immer auch eine Bedrohung. Im Reich der Phänomene gab es eine Stufe der Vollkommenheit, die so hoch war wie der Berg Olymp, auf dem die unsterblichen Götter ihren Sitz hatten, und unten am Fuß des Berges lebten die Menschen, die ewig danach strebten aufzusteigen. Verhängnisvoll aber war es für einen Mann, sich zu weit vorzuwagen. Die Risiken solcher Kühnheit konnten nicht nur den Helden selbst, sondern auch alle, die ihn kannten, oder sogar seine ganze Stadt ins Verderben stürzen. Daß die Athener zum Beispiel in den frühen Tagen ihrer Isolation in ihrem Mißtrauen gegenüber den panhellenischen Wettkämpfen nicht nur einfach provinziell waren, hatte sich deutlich am Beispiel des Kylon gezeigt. Dieser Kylon war ein Eupatride und einer der wenigen athenischen Sieger in Olympia. Bei seiner Rückkehr in die Heimat mit seinem Siegeskranz aus Olivenzweigen war der Wettkämpfer eines Tages so stolzgeschwellt und eitel geworden, daß er es im Jahr 632 v. Chr. wagte, die Akropolis zu besetzen und sich zum Herrscher über Athen zu erklären. Die entrüstete Bevölkerung stürzte sich in Straßenkämpfe; Kylon und seine Anhänger aber hatten sich auf dem Hügel der Akropolis verbarrikadiert und suchten Schutz in einem Tempel. Als der Archon ihnen freies Geleit versprach, traten sie heraus, wurden dennoch sofort gesteinigt und getötet.²⁰ Das war eine heilsame Lektion über die bitteren Früchte der Hybris: Ein Mensch hatte sich zu hoch hinausgewagt.

In anderen Stadtstaaten hingegen, die mehr Schritt mit der Zeit hielten als Athen, hatten sich Männer wie Kylon längst als Avantgarde erwiesen. Überall in der griechischen Welt gab es nur wenige führende Städte, die einem starken ehrsüchtigen Mann nicht irgendwann im Lauf des 7. und 6. Jahrhunderts v. Chr. in die Hand fiel. Sparta war – wie immer – die Ausnahme, die die Regel bestätigte. *Tyrannis* nannten die Griechen diese Regierungsform – »Tyrannenherrschaft«. Für sie hatte diese Bezeichnung nicht im entferntesten die Bedeutung von gewalttätiger und blutiger Herrschaft, wie sie das Wort »Tyrann« für

uns heute vermittelt. Ein griechischer Tyrann mußte in Wirklichkeit fast notgedrungen Kontakt zum Volk halten, andernfalls konnte er nicht hoffen, lange an der Macht zu bleiben. Trompetengeschmetter, Schlagworte und öffentliche Bautätigkeit waren in der Regel seine Mittel, Begeisterung auszulösen. Man hätte auch von ihm erwartet, daß er dem Volk, das vielleicht über Jahrzehnte unter den Kämpfen rivalisierender Gruppen gelitten hatte, zumindest den Rahmen einer stabilen Herrschaft bot. Die meisten leisteten noch viel mehr. Periander zum Beispiel, der gefeierte Tyrann von Korinth, erwies sich als ein so maßvoller Staatsmann, daß er neben Solon als einer der Sieben Weisen der Griechen in Erinnerung blieb.* Natürlich konnte ein Tyrann als Gegenleistung dafür, daß er seinen Mitbürgern die Segnungen von Ordnung und Wohlstand brachte, selbst einige Forderungen stellen. Er konnte verlangen, daß man bestimmte ungesetzliche Maßnahmen und mehrere Sicherheitsvorkehrungen duldete, wie zum Beispiel eine Leibgarde, die Unterdrückung der Redefreiheit, oder daß manchmal um Mitternacht an der Tür geklopft wurde.

Es waren natürlich die eigenen Standesgenossen des Tyrannen, die über diese Demütigungen am lautesten klagten. Man konnte sich nur wenige Dinge vorstellen, die einem Aristokraten größere Pein verursachten, als eine Tyrannis zu erdulden, etwa so, als ob man einem einzigen Wettkämpfer Jahr für Jahr dabei zuschauen müßte, wie er Rennen um Rennen gewann. Es war nicht erstaunlich, daß der Archon Megakles, der die Anhänger Kylons mit List aus ihrem Tempelrefugium in den Tod gelockt hatte, gewillt war, den Makel des Religionsfrevels zu riskieren. Megakles war das Oberhaupt der Alkmeoniden, einer der bedeutendsten aller athenischen Familien, die von einem König abstammte, stolz und hochfahrend war und deren Mitglieder bestimmt keine Sklaven eines anderen werden wollten. Die Strafe, die er mit seiner ganzen Familie dafür erleiden mußte, war allerdings schrecklich. Selbst im Fall der Verteidigung der Freiheit konnte ein Verbrechen wie dieser Frevel des Megakles

* Andere Überlieferungsstränge schildern Periander, wie man einräumen muß, in sehr viel weniger günstigem Licht. Er sei angeblich so wahnsinnig geworden, daß er seine Frau getötet und dann Geschlechtsverkehr mit dem Leichnam gehabt haben soll; er habe 300 junge Männer einer feindlichen Stadt kastrieren lassen; und er habe einem anderen Tyrannen Ratschläge über die Staatsführung gegeben, indem er durch ein Getreidefeld ging und die höchsten Ähren mit einem Stock abschlug. Die Widersprüche in der historischen Überlieferung spiegeln sehr deutlich, wie zwiespältig die Ansichten der Griechen über die Tyrannis waren.

gegen die Götter nicht einfach ungesühnt bleiben. Ganze 30 Jahre lang verhin-
derte die ärgerliche Verschleppungstaktik der Alkmeoniden, daß sie vor Gericht
gestellt wurden. Aber um 600 v. Chr. wurde der ganze Familienclan des
Megakles auf ewig zum Exil verurteilt.²¹ Die Gebeine ihrer Vorfahren wurden
ausgegraben und jenseits der Grenzen der Stadt zum Müll geworfen. Die Fami-
lie der Alkmeoniden stand unter einem Fluch.

Und sogar als sie in Athen gar nicht mehr anwesend waren, warfen sie wei-
ter einen langen, beachtlichen Schatten. Der Fluch, sofern er überhaupt eine
Wirkung zeigte, hatte nur zu ihrem bedrohlichen Naturell beigetragen. Cha-
rakteristisch für die Unverfrorenheit der Alkmeoniden war, daß sie zum Zeit-
punkt ihrer Verbannung ausgerechnet mit den Priestern in Delphi in eine
höchst profitable Beziehung gegenseitiger Gefälligkeiten eingingen. Alkmaion,
der Sohn des Megakles, zeigte eine besondere Begabung zu schamloser Ver-
stellung, als er sich an die Spitze der Strafexpedition gegen die frevelhafte
Stadt Krisa stellte. Er drängte sich anschließend mit Erfolg in die Rolle des Ver-
mittlers zwischen dem dankbaren Orakel und dem lydischen König Kroisos
und strich für diese Dienste märchenhafte Belohnungen ein. Kroisos war so
angetan von der Diplomantentätigkeit seines Vermittlers, daß er ihn einlud, das
königliche Schatzhaus in Sardes zu besuchen und so viel Gold mitzunehmen,
wie er tragen konnte.²² Alkmaion nutzte dieses Angebot so gut er konnte, so
berichtete man, indem er die weite Tunika einer Frau trug und die weitesten
Stiefel, die er finden konnte. Letztere füllte er dann mit Goldstaub. »So verließ
er das Schatzhaus und konnte seine Schuhe kaum schleifen. ... Der Mund war
vollgestopft und alles geschwollen.«²³

Aber der sehnsüchtige Blick der Alkmeoniden richtete sich weiter auf ihre
Heimatstadt, obwohl diese Aussicht im Jahrzehnt vor 560 v. Chr. für sie zuneh-
mend entmutigend wurde. Athen schien in diesen Jahren fest unter der Kon-
trolle eines Eupatriden von grenzenlosem Hochmut zu stehen. Es handelte sich
um Lykurg, das Oberhaupt der Familie der Butaden, die von so untadeliger
Abstammung war, daß sie ihre Herkunft sogar von dem Bruder des Erechtheus
herleiten konnten. Diese Abstammung gab Lykurg beinahe ein Besitzrecht an
der Akropolis. Das war ein hoher Anspruch, den er mit der natürlichen Bega-
bung eines Interessenvertreters bis aufs letzte ausnutzte. Lykurg war mit an
Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit für die Errichtung jener massiven
Rampe verantwortlich, die auf das Felsplateau führte; auch für die Einführung
der Großen Panathenäen als dem neuen und wichtigsten Fest der Stadt. Unbe-

stritten ist, daß er im ehrwürdigsten Tempel auf der ganzen Akropolis als Priester tätig war, also im Tempel der Athena Polias, der »Beschützerin der Stadt«.²⁴ Dieses Heiligtum mag bescheiden und altmodisch gewesen sein, aber in seinen dunklen Räumen beherbergte es einen Gegenstand von unschätzbar heiligem Gepräge. Dort wurde die Statue aufbewahrt, die in fernen Zeiten vom Himmel gefallen war und ein Selbstporträt der Göttin darstellte, das sie aus Olivenholz gefertigt hatte.²⁵ Die Rampe, das Fest, die Kultstatue: Lykurg schien mit all dem etwas zu tun zu haben. Wenn die Großen Panathenäen stattfanden – zum erstenmal im Jahr 566 v. Chr. und danach alle vier Jahre –, zog stets eine große Prozession über die Rampe zum Tempel der Athena hinauf und bekleidete die Statue, die bereits ein goldenes Gorgonenhaupt um den Hals trug, mit einem wunderschön bestickten Gewand, das die vornehmsten Mädchen der Stadt gewebt hatten. Hopliten und Reiter, ehrwürdige Greise und junge Mädchen und sogar die in der Stadt ansässigen Fremden fanden ihren Platz in diesem beeindruckenden Zug. Das war ein Schauspiel, das den Butaden eine Gelegenheit zur Selbstdarstellung gab, für die es sich lohnte zu sterben.

Aber Lykurg war nicht der einzige, der in den Jahren vor 560 v. Chr. Schlagzeilen machte. Inmitten all der Aufregung in Athen um die großen Feste brachte ein Feldherr namens Peisistratos endlich die unendliche Geschichte des Kriegs um Salamis zu einem guten Abschluß. Obwohl es ihm gewiß nicht an Verbindungen fehlte und obwohl man sogar behauptete, er sei der junge Geliebte Solons gewesen, machte er sich keine Illusionen darüber, daß er es in Hinblick auf Hochnäsigkeit mit den Butaden nicht aufnehmen konnte. Am Ende des Jahrzehnts gewann er mit dem Sieg über Megara und der Insel Salamis, die er endlich beständig in athenische Hände überführt hatte, freilich ein großartiges Prestige. Peisistratos war nicht nur ein Kriegsheld, sondern auch ein Demagoge und Taktiker. Geschickt konnte er mit dem Volk umgehen, und er besaß einen seltenen Blick für die Möglichkeiten, die Solons Reformen eröffnet hatten. Nachdem er sich zunächst zum Sprecher der Ärmsten der Armen unter der Landbevölkerung gemacht hatte, täuschte er ein Attentat auf seine Person vor und stellte aus diesem Anlaß in der Volksversammlung den Antrag, eine Leibgarde besitzen zu dürfen. Trotz der verzweifelten Bemühungen Solons, seines inzwischen gealterten früheren Liebhabers, der aus seiner Zurückgezogenheit auftauchte, um mit giftigen Worten vor der drohenden Tyrannei zu warnen, bekam Peisistratos, was er gefordert hatte – und besetzte auf der Stelle gewaltsam die Akropolis.

Die Alkmeoniden waren immer noch in der Verbannung, aber sie hatten ihre Nase im Wind und witterten nun plötzlich eine Chance. Sie streckten ihre Fühler zu den Butaden hin aus. Lykurg wurde durch den Staatsstreich zu einer völlig neuen Bewertung seiner Argumente gegen eine Rückkehr der Alkmeoniden gezwungen und änderte hastig seine Meinung. Bald gab es eine Annäherung zwischen beiden Familien. Gegen einen so gewichtigen Zusammenschluß konnte Peisistratos nur wenig ausrichten. Seine Position wurde von Tag zu Tag schwächer. Statt aussichtslosen Widerstand zu leisten wie einst Kylon, beschloß er, seine Verluste zu begrenzen und sich ins Exil fortzustehlen.

Aber vielleicht sagte sich Peisistratos mitten im Elend seiner gescheiterten Hoffnungen, daß seine Zeit noch kommen sollte. Er muß sich ausgerechnet haben, daß die Alkmeoniden in ihrer Verlogenheit, ihrem Hochmut und mit ihrem schamlosen Reichtum für niemanden ein einfacher Partner waren. Wie immer die Bedingungen ihrer Übereinkunft mit Lykurg im einzelnen aussahen, es war nicht sehr wahrscheinlich, daß sie sich lange damit zufriedengaben, die zweite Geige zu spielen. Und kaum waren die Alkmeoniden nach Athen zurückgekehrt, richteten sie tatsächlich auch schon ihren berechnenden Blick auf die Akropolis, jene natürliche Bühne der Selbstdarstellung, und gingen an ihre lydischen Goldreserven. Wir dürfen annehmen, daß ein gewaltiger Tempel aus Kalkstein, der um diese Zeit errichtet wurde und der erste Bau in dieser Größe auf der Akropolis war, auf die Initiative der Alkmeoniden zurückging.²⁶ Wer sonst hätte über die Mittel verfügt oder Grund gehabt, ein solches Projekt zu fördern? Der Tempel war prachtvoll geschmückt mit Schlangen, Stieren und Löwen, die in hellen Farben bemalt waren, mit Tritonen, die Fischschwänze hatten, und dreileibigen Männern mit gepflegten blauen Bärten, und es hätte kaum ein prachtvolleres und auffälligeres Zeichen der eigentlichen Absicht geben können: Fraglos stellte er das eher schäbige und alte Heiligtum der Athena Polias völlig in den Schatten, und folglich auch die Butaden.

Aber das Neue war in den Augen der Athener nicht notwendigerweise das Beste. Der Tempel der Alkmeoniden war vielleicht aufsehererregend, aber ihm fehlte, was dem älteren Heiligtum seine besondere Heiligkeit verlieh: die Gegenwart der Göttin Athene selbst. Um die Mitte der 550er Jahre, als die Beziehungen zwischen den Alkmeoniden und den Butaden immer schlechter wurden, begannen erstere nach einer neuen Gelegenheit zu suchen, gegen Lykurg aufzutrompfen und ihren Anspruch auf die Gunst der Athene zu dokumentieren. Sie fanden sie in einer gelungenen Demonstration des Opportu-

nismus ausgerechnet im Bunde mit jenem Mann, den sie nur fünf Jahre zuvor ins Exil getrieben hatten, und mit Hilfe eines erstaunlich weit hergeholten Plans. Zunächst wurde Peisistratos verpflichtet, sich von seiner Frau, einer blaublütigen Argiverin namens Timonassa, zu trennen und in die Familie der Alkmeoniden einzuheiraten, um damit eine feste dynastische Bindung herzustellen. Dann begab er sich bei seiner Rückkehr nach Attika in ein Dorf unmittelbar südlich des Pentelikon. Dort lebte eine Blumenverkäuferin, eine stattliche Frau von außerordentlicher Schönheit mit dem passenden Namen Phye, die »Großgewachsene«. Peisistratos schmückte diese Schönheit vom Lande mit dem Helm und der Rüstung Athenes, stellte sie auf einen Wagen und ließ sie so auf der Straße in Richtung Athen fahren. Boten wurden den beiden vorausgeschickt und verkündeten, daß die Göttin ihren größten Günstling eigens auf die Akropolis führen werde. Das war ein riesiger Schwindel, aber irgendwie kam Peisistratos damit durch. Niemand dachte daran, beim Anblick der Prozession laut aufzulachen, sondern alles Volk lief zusammen und starrte sie mit offenen Mündern an. Vielen Athenern, die von dem Schauspiel einer durch die Straßen ihrer Stadt fahrenden Göttin in ehrfürchtiges Staunen versetzt wurden, erschien sie wie eine magische und wundersame Erscheinung, und anderen, die zuschauten, wie der Wagen auf gewundenen Wegen zur Akropolis hinauffuhr, wie ein glanzvolles Theaterstück. Auch Lykurg, selbst Meister des Schauspiels, war nicht darauf verfallen, Athene persönlich auftreten zu lassen, um seinen Tempel aufzuwerten. Den Alkmeoniden war ihr Streich in jeder Hinsicht gelungen.

Nachdem Peisistratos die Akropolis ein zweites Mal eingenommen hatte, war seine Nützlichkeit für sie bereits erschöpft. Sie stießen ihm ganz leise einen Dolch in den Rücken, indem sie schockierende Gerüchte über ihn in Umlauf brachten.²⁷ Peisistratos habe nicht nur, so wurde hinter vorgehaltener Hand geflüstert, seiner Braut die Freuden versagt, die man jeder Braut schuldet, sondern er habe als das Ungeheuer, das er sei, sogar seine Begierden auf abstoßende und unnatürliche Weise an ihrem reinen Körper befriedigt. Die Familienehre verpflichtete die Alkmeoniden entschieden dazu, sich von ihrem ehemaligen Verbündeten abzuwenden, sobald ganz Athen einmal von diesem Skandal erfahren hatte, selbst wenn das bedeutete, daß sie Verbindungen zu ihrem ehemaligen Gegner Lykurg suchen mußten. Peisistratos sah sich von neuem einem Bündnis der beiden mächtigsten Familien Athens gegenüber und zog sich in aller Eile in ein zweites schändliches Exil zurück. Athen befand sich

nun wieder, wie schon zuvor, in den Händen der Alkmeoniden und Butaden. Diesmal konnte es indes keinen Zweifel daran geben, welche der beiden Familien den Vorrang hatte.

Aber die Alkmeoniden hatten mit ihrem Doppelspiel ihren Kontrahenten Peisistratos völlig unterschätzt. Indem sie ihn benutzten und dann so verräterisch fallenließen, erteilten sie ihm in Wahrheit eine für ihn sehr kostbare Lehre in den Tücken der politischen Kunst. Peisistratos stellte in den nächsten zehn Jahren unter Beweis, daß er die Lektion sehr wohl verstanden hatte. Irgendwie überzeugte er die sitzengelassene Timonassa, zu ihm zurückzukehren, und es gelang ihm auch, seine Freundschaft mit ihren Verwandten in Argos wieder zu flicken. Wohlhabende Helfer in Theben wurden auf ähnliche Weise überredet, ihm ihre Unterstützung zu gewähren. So wurde ein Vermögen aufgebracht und ein Angriffsheer angeworben. Im Jahr 546 v. Chr. war Peisistratos wieder bereit. Er landete mit seinen Männern an den flachen Stränden von Marathon. Er war sich hier eines freundlichen Empfangs sicher, denn die Peisistratiden hatten von jeher enge Bindungen zu den Dörfern in der Ebene. Die Alkmeoniden schienen nicht besonders beunruhigt zu sein. Sie nahmen die südliche Straße um den Berg Pentelikon und führten ein Heer planlos bis zum Dorf Pallene. Dort machten sie halt, um ihr Mahl einzunehmen, und gaben dadurch auf deutliche Weise ihre Verachtung für ihren früheren Handlanger zu verstehen, denn Peisistratos näherte sich. Der Kampf endete dann in einer wilden Flucht. Die Athener wurden noch beim Mahl von einem Heer überrascht, zu dem sowohl die thebanische Reiterei als auch die argivischen Hopliten gehörten. Sie machten kehrt und flohen in völliger Auflösung zurück nach Athen. Im Staub von Pallene blieb mindestens ein getöteter Alkmeonide zurück, der in der »vordersten Linie kämpfend« gefallen war.²⁸ Die überlebenden Angehörigen der Familie flohen lieber über die Grenzen Attikas, als mit ihrem geschlagenen Heer nach Athen zurückzukehren und dort die Rache des Peisistratos abzuwarten. Sie waren wieder im Exil.

Peisistratos genoß inzwischen seinen Triumph und setzte seinen Marsch nach Athen fort. Er brauchte diesmal kaum eine Göttin, die ihn als ihren Günstling vorstellte. Noch ein weiteres Mal erklimm er die große Rampe, die auf die Akropolis führte, und nahm von dem Felsen Besitz. Überaus gnädig teilte Peisistratos seinen Mitbürgern dann mit, »sie sollten sich nicht wundern oder ärgern, sondern heimgehen und sich auf ihre Privatangelegenheiten beschränken, für alle gemeinsamen Interessen werde er schon sorgen«.²⁹ Zum Zeichen

der Anerkennung ihrer Unterwerfung drehten die Athener sich um und verfuhrten, wie ihr neuer Herr ihnen befohlen hatte, weil sie sich ausrechneten (und vielleicht sogar erleichtert waren), daß der Tyrann diesmal sicher länger bleiben würde.

Der dramatische Weg aus der Krise

So war es auch. Nun gab es keine erzwungenen Reisen in die Fremde mehr für Peisistratos. Mit samtweicher Rücksichtslosigkeit, die erkennen ließ, daß er jetzt von den verbannten Alkmeoniden nichts mehr zu lernen hatte, drohte und schmeichelte er den übrigen Eupatriden und machte damit seine Standesgenossen in einer vorher nie erreichten Geschicklichkeit gefügsam. Die Kinder seiner angesehensten Rivalen wurden als Geiseln auf die Insel Naxos in der Ägäis geschickt. Sklaven aus der Steppe im Land der Skythen, einer rauen Wildnis weit nördlich von Griechenland, tauchten plötzlich in Athen auf und machten als Polizei in den Straßen ihre Runde, ein beunruhigender Anblick für jeden Bürger, so wie sie mit Pfeil und Bogen bewaffnet waren und ihre fremdartigen spitzen Kapuzen trugen. Der Wettkampf der Bautätigkeit auf der Akropolis kam nun allmählich zum Stillstand, weil jetzt nur noch ein einziger Bewerber in der Stadt Anerkennung suchte. Aber auch wenn Peisistratos die reichsten Pfründen der Stadt sich selbst vorbehielt, achtete er doch darauf, seinen Rivalen gelegentlich einen saftigen Brocken zukommen zu lassen wie etwa ein städtisches Amt oder ein militärisches Kommando in Übersee.

Sogar die bedeutendsten Männer waren zufrieden, in seiner Gunst zu stehen. Miltiades zum Beispiel, Familienoberhaupt der Philaiden, erhielt die Erlaubnis, eine Expedition über die Ägäis zum Hellespont auszurüsten, eine Meerenge, die Europa von Asien trennt, die heutigen Dardanellen. Miltiades war froh, seine Schwingen ausbreiten zu können, und ergriff die Gelegenheit mit Begeisterung beim Schopf. Als er den Hellespont erreichte, ging er auf der Chersones an Land, auf der schmalen Halbinsel, die das europäische Ufer der Meerenge bildet. Von dort aus konnte man den Zugang zum Schwarzen Meer und seinen getreidereichen Küstenstrichen leicht beobachten. Er stürzte sich in einen kurzen, heftigen Krieg zur Befriedung, den er nicht allein gegen die lokale Bevölkerung, sondern auch gegen alle griechischen Siedler führte, die schon dort lebten und ihm vielleicht im Weg stehen konnten. Als er dann seine

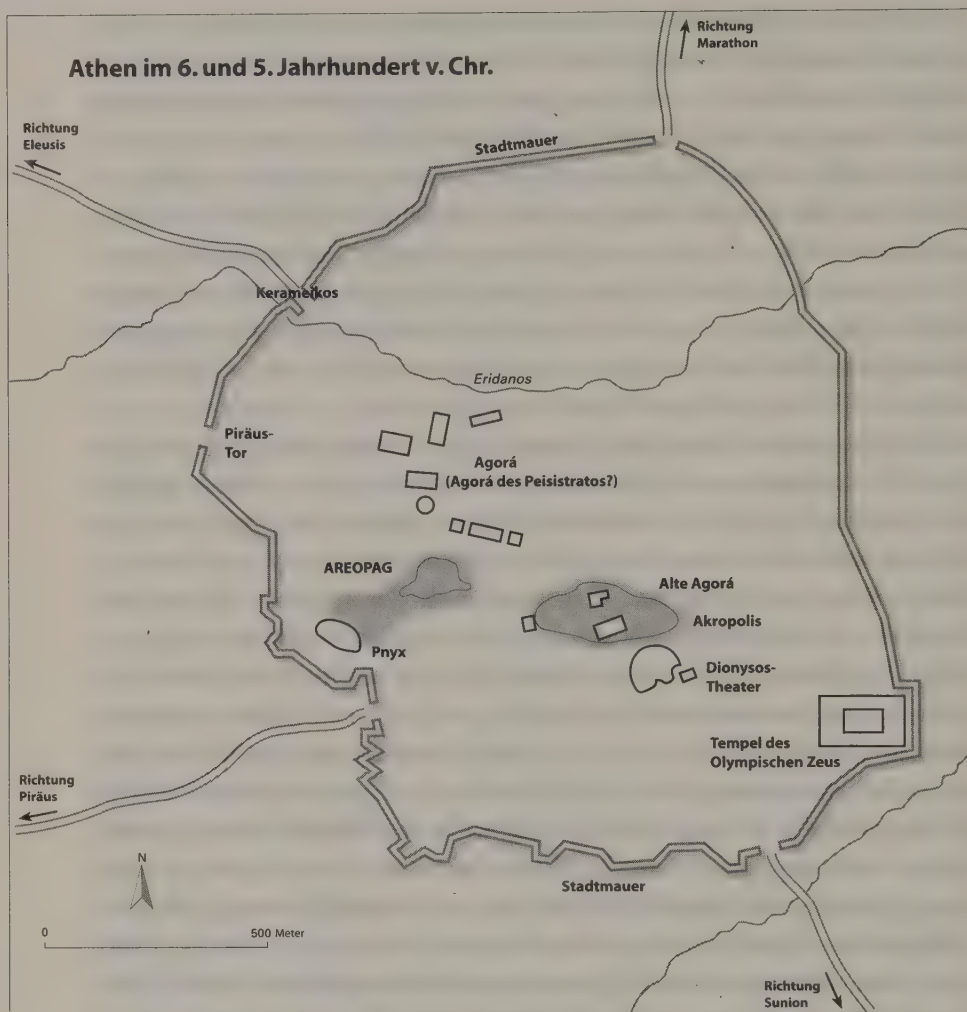
Oberhoheit über die gesamte Halbinsel fest etabliert hatte, ließ er sich mit Einverständnis des Peisistratos dort nieder und errichtete seine eigene Tyrannis. Dabei waren, bis auf die unglücklichen Opfer seiner Kampagne natürlich, alle Beteiligten Gewinner. Keine Neuigkeit wäre gewiß geeigneter gewesen, die Herzen der Athener zu erfreuen. Attika mit seinem mäßig fruchtbaren Boden und seiner stetig wachsenden Bevölkerung war seit langem nicht mehr in der Lage, sich selbst zu versorgen. Auch als Athen in höchster Blüte stand, war die Angst vor einer Hungersnot stets gegenwärtig. Dem Peisistratos, der sich rühmen konnte, Miltiades zur Chersones geschickt und sie dadurch für Athen gesichert zu haben, schuldete man natürlich übergroßen Dank. Der Tyrann, dem es gelungen war, die Versorgung seiner Mitbürger zu gewährleisten, eine lebenswichtige Handelsroute für den athenischen Handel zu sichern und sich eines möglicherweise gefährlichen Rivalen zu entledigen, konnte mit Genugtuung auf eine gelungene Aktion zurückblicken.

Diese Methode, wohlgezielt mehrere Fliegen mit einer Klappe zu schlagen, war eine Spezialität des Peisistratos. Warum sollte er sich eigentlich damit begnügen, die Eupatriden auf seine Seite zu ziehen, wenn da auch noch die Geschäftsleute, die Töpfer und die Bauern waren, die man umwerben konnte? Solon hatte viele Jahre zuvor gewagt, dieselbe Frage zu stellen, aber er war mit Entsetzen vor der Antwort zurückgeschreckt. »Hätte statt meiner sonstwer diesen Lenkerstab ergriffen«, warnte er damals mit grimmiger Selbstzufriedenheit, »schlechten Willens und auf Geld bedacht, er hätte nicht das Volk gebändigt.«³⁰ Er sprach mit der moralischen Autorität eines Mannes, der den Versuchungen der Tyrannis widerstanden hatte. Peisistratos gab ihnen zwar nur zu gern nach, aber er konnte doch mit einigem Recht behaupten, daß er trotzdem nur dem mittleren Weg seines betagten Liebhabers folgte. Auch wenn er mit seiner geschickten Behandlung der aristokratischen Rivalen den Methoden der Alkmeoniden vieles verdankte, richtete er sich in seiner Sorge um den *demos* doch ganz offensichtlich nach Solons Vorbild. Das war der Grund, warum Peisistratos trotz seiner zweifellos selbstherrlichen Art der Volksversammlung besonderen Respekt erwies. Er »führte die Regierungsgeschäfte ... eher mit bürgerlichem Verantwortungsbewußtsein als tyrannisch«,³¹ konnten manche Beobachter sagen. Das war mehr als nur Öffentlichkeitsarbeit. Bei ihm gab es kein Naserümpfen wie bei seinen Standesgenossen, den Eupatriden, wenn sie sich herabließen, um die Gunst übelriechender Arbeiter oder Händler zu buhlen. Peisistratos suchte sehr bewusst die begeisterte Unterstützung des

Volkes für seine Herrschaft. Unermüdlich bereiste er die ländlichen Gebiete, um den bescheidensten Landarbeitern die Hand zu schütteln und Gerechtigkeit in die fernsten Winkel zu den Bewohnern zu bringen, »damit sie nicht in die Stadt kommen und ihre Arbeit vernachlässigen müßten«.³² Dort aber wurden inzwischen Bauarbeiter ans Werk geschickt, um einen prachtvollen neuen Platz am Fuß der Akropolis anzulegen, der bald vom Plätschern fließenden Wassers widerhallen sollte, das aus neun Quellen entsprang, und von gleißendem, frisch poliertem weißen Marmor erglänzte. Wie konnte ein Athener, der in höchster Bewunderung auf diese beispiellose Szenerie starrte, den geringsten Zweifel an der Größe dieses Tyrannen oder seiner Wohltaten hegen? Für Athen schien wirklich ein »Goldenes Zeitalter« angebrochen.³³

Natürlich erntete man wenig Begeisterung für irgendwelches Gerede von Freiheit. Als Peisistratos im Frühjahr 527 v. Chr. friedlich in seinem eigenen Bett entschlief, folgten ihm seine beiden Söhne Hippias und Hipparchos ohne jeden äußeren Widerstand in seiner Friedensherrschaft nach, die 19 lange Jahre währte. Ein Abgesandter des persischen Großkönigs hätte mit dem Auftrag, alle Geschehnisse in einer so randständigen, unwichtigen Stadt zu beobachten, mühelos die Regierungsform benannt, die in Athen vorzuherrschen schien. Ganz ohne Frage waren im Regierungsstil der beiden Brüder einige Elemente der Monarchie zu entdecken. Ihr Geschmack hatte einen sogar nach den Maßstäben ihres Vaters außergewöhnlichen Zug ins Monumentale. Ein Bürger, der daran zweifelte, brauchte nur einen Blick in den Südosten Athens zu werfen, wo er einen weiteren Schauplatz ihrer Bautätigkeit besichtigen konnte, an dem gehämmert und gemeißelt wurde. Da die Peisistratiden mit der kontinuierlichen Verschönerung der prachtvollen Agorá, die ihr Vater angelegt hatte, noch nicht zufrieden waren, begannen sie, ein noch anspruchsvolleres Schaufenster ihrer Macht zu errichten. Sie ließen einen Zeustempel bauen, der so atemberaubend groß war, daß Philosophen, denen noch Jahrhunderte später bei seinem Anblick die Augen übergingen, ihn mit den Pyramiden verglichen.

Aber Hippias und Hipparchos waren keine Pharaonen. So aufsehenerregend ihre Bauvorhaben auch waren, sie hatten selbst eigentlich keinerlei offizielle Funktion innerhalb der Stadt. So wie der Platz, an dem die gewaltigen Säulen ihres Tempels errichtet wurden, ein alter und seit Jahrhunderten dem Zeus geweihter Ort war, so meinten die Peisistratiden angesichts des natürlichen Konservatismus ihrer Mitbürger doch immer, es sei das Beste, ihre Macht im tiefen Grund der Tradition zu verankern. In ihren Augen war es eine Sache,



sich mit Begeisterung der Architektur zuzuwenden, wie man es regelmäßig von aristokratischen Aufsteigern erwartete, aber eine ganz andere, die Grundlage und den wahren Charakter ihrer Macht offen zur Schau zu stellen. Wenn Rivalen sich als zu hartnäckig erwiesen, ließ man sie am besten in aller Stille und ohne Aufsehen umbringen. Was hinter geschlossenen Türen oder in dunklen Kellern vorging, war kaum geeignet, in der Öffentlichkeit damit zu prahlen. Die Peisistratiden mußten ihre Tyrannenherrschaft zugleich verbergen und sichtbar machen.

Mit Anstand verbargen sie daher ihre nackte Vormachtstellung unter dem Schleier der Verfassung Solons. Bewerber aus anderen Familien durften sich weiter um das Archontat bewerben. Die meisten von ihnen waren natürlich Vertrauensmänner der Tyrannen – die meisten, aber durchaus nicht alle. Zwei fielen dann besonders auf, wenn man die Liste der Archonten der Stadt durchging. Der eine war überraschend ein Miltiades, aber nicht der Abenteurer und Zeitgenosse des Peisistratos, sondern dessen Neffe, der gerade kurz zuvor als Oberhaupt der Philaiden hervorgetreten war und selbst gern Tyrann auf der Chersones geworden wäre. Genau vor ihm auf der Liste stand ein Name, der noch mehr überraschen mußte: ein gewisser Kleisthenes, Alkmeonide. Beide waren durch die Gunst der Tyrannen zurück nach Athen gerufen und in das höchste Amt gewählt worden. Wenn man die früheren Verbannten auf der Liste der Archonten sah, wer konnte dann an der Gesetzestreue des Regimes zweifeln, das sie dorthin gebracht hatte? Wer konnte daran zweifeln, daß die Brüder sich weiter in ihrem Amt halten würden, wenn sogar die unversöhnlichsten Feinde der Tyrannis bereit zu sein schienen, sie mit ihrem Namen zu schmücken?

Doch es war auch möglich, die Rückkehr des Kleisthenes in einem ganz anderen Sinn zu deuten. Sollte man wirklich glauben, daß die Alkmeoniden, eingefleischte, tückische Verräter, das Kriegsbeil endgültig begraben hatten? Sich auf ihre Glaubwürdigkeit zu verlassen war mit Sicherheit ein Risiko. Tatsächlich übertrieb Kleisthenes seine Unabhängigkeit bald, nachdem er das Archontenamt bekleidet hatte, und wurde wieder in die Verbannung geschickt.³⁴ Das konnte man für einen Sieg der Peisistratiden halten, aber gerade dieser war besonders unheilvoll. Die Quelle ihrer Legitimation war schließlich ihre Fähigkeit, den Frieden und die Ordnung des Staates zu erhalten. Sobald es Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen Gruppierungen gab, mußte ihnen der feste Zugriff auf die Macht entgleiten. Unruhen im Volk durften sie zwar kaum dulden, aber sie konnten leider auch nicht das Risiko eingehen, zu sehr auf Gewalt zurückzugreifen, um sie zu unterdrücken. Aus dieser Perspektive mochte auch der Zeustempel weniger ein Denkmal ihres eigenen Selbstbewußtseins sein als ein riesiges Täuschungsmanöver.

Solche Selbsttäuschungen waren tatsächlich kennzeichnend für das Regime der Peisistratiden. Von der einen Seite betrachtet mochte Athen als eine Monarchie erscheinen, von der anderen als etwas ganz anderes: Der Bürger, der die Archontenliste studierte, brauchte nur ein wenig nach Osten zu blicken,

und er sah am Rand des freien Platzes Münzen aufblitzen, die von Hand zu Hand gingen, und hörte den geschäftigen Lärm der Markthändler. Dieser Platz, überzeugendes Beispiel der Selbstdarstellung der Peisistratiden, war bereits vom Handel erobert. Händler waren unter der Tyrannis und durch sie reich geworden. Silber lag gehäuft auf den Tischen der Wechsler in der ganzen Stadt, und die Peisistratiden hatten wahrscheinlich selbst die Münzen in Form und Gewicht vereinheitlicht. Auf der Vorderseite war das Bild der Athene in das Metall eingeprägt, auf der Rückseite die Eule, das heilige Tier der Göttin. Diese Währung war aus so reinem Metall, daß sie schon bald zu den verbreitetsten unter den Prägungen aller übrigen Städte zählte. Sie diente sicher zunächst dazu, den Reichen noch mehr Einfluß zu verschaffen, mit dem man stärker rechnen mußte als je zuvor, aber sie erhöhte auch die Bedeutung der Bevölkerungsschichten, auf deren Schultern das große Geschäft ruhte, ob sie nun Töpfer waren oder Bauern, die die Olivenpressen lieferten. Hippias und Hipparchos hofierten sie alle, genauso wie ihr Vater. Jede Schicht in Athen wurde irgendwie umworben und gelobt. So wie die Archonten ermutigt wurden vorzugeben, daß die Verfassung mehr war als nur leerer Schein, so wurde den Athenern eingeredet, daß sie noch unabhängige Bürger seien, erdgeboren und frei. Töpfer und Bauern mochten das am Ende auch glauben, wenn man es ihnen oft genug erzählte. Eine solche Täuschung war den Tyrannen natürlich für ihre eigenen Zwecke sehr nützlich. Schauspieler wirken ja besonders glaubhaft, wenn sie vom Wahrheitsgehalt ihrer Rolle wirklich überzeugt sind.

Unter den vielen Denkmälern, die sich die Tyrannis selbst zu ihrem Ruhm errichtet hatte, war dann vielleicht nicht der Zeustempel oder irgendein anderes großes Projekt das kennzeichnendste, sondern viel eher die Sucht der Athener, Masken vor das Gesicht zu binden, Texte aufzusagen und Theaterrollen zu spielen. Spätere Generationen, die auf die geheimnisvolle Geburt der Tragödie zurückblickten, zögerten nie, den Tyrannen die Initiative zu dem angesehenen neuen Kultfest, den städtischen Dionysien, zuzuschreiben oder sich vorzustellen, was ihre Gründe für eine solche Förderung waren. Als zentraler Teil dieses Festes galt ein Wettbewerb zwischen mehreren Verfassern von Tragödien. »Wenn wir dieses Vergnügen [der Verstellung] so loben und schätzen«, soll Solon warnend gesagt haben, »werden wir es bald in den Staatsverträgen finden.«³⁵ Das war natürlich für die Peisistratiden gerade das Praktische daran.

Aber auch sie waren manchmal verloren in diesem Spiegelkabinett, das sie selbst gebaut hatten, und scheinen ihrerseits nach einer führenden Hand gesucht zu haben. Wie sollte man sich am besten in einer Stadt zurechtfinden, in der die Grenzen zwischen Erfindung und Realität oder Propaganda und Wahrheit sich so sehr verwischt hatten? Das war natürlich eine große Herausforderung. In ihrer Angst vor übermäßigem Vertrauen zu einer beliebigen menschlichen Stütze setzten die beiden Brüder ihren Hoffnungen statt dessen in das Übernatürliche. Hippias, so sagte man, war derjenige, der »die Götterworte der Orakel von allen Menschen am besten kannte«.³⁶ Zusammen mit seinem Bruder ließ er ein gewaltiges Archiv von Prophezeiungen anlegen, das sie sorgfältig auf der Akropolis aufbewahrten. Als Hipparchos entdeckte, daß der Archivar, der ihm nahestand und den Namen Onomakritos trug, sie manipuliert hatte, war der Tyrann so aufgebracht, daß er seinen Freund auf der Stelle verbannte. Die Erkenntnis war schließlich immer nur so gut wie ihre Quelle. Daran dachten die beiden Brüder, wenn sie besonderes Vertrauen in ihre eigenen Träume setzten. Das war so erfolgreich, daß sie ihre Stadt ganze 13 Jahre lang unangefochten regierten.

Dann, in einer unheimlichen Nacht im Sommer 514 v. Chr. am Vorabend der Großen Panathenäen, hatte Hipparchos eine Vision, die er nicht verstand. Ein sehr schöner junger Mann stand an der Seite seines Lagers und sprach zu ihm. Er warnte ihn in der drängenden und rätselhaften Weise der Träume, daß man immer für Verbrechen zahlen müsse. Hipparchos wachte mit einem Schlag auf und hätte sich sicher der Aufgabe gewidmet, das Verbrechen aufzuspüren, das er vielleicht begangen hatte und wiedergutmachen mußte, wenn es nicht gerade der Morgen der Großen Panathenäen gewesen wäre. Er hatte keine Zeit. Statt dessen verließ er das Haus, hastete über den Platz seines Vaters und nahm die Richtung zum Kerameikos. Dort war sein Bruder gerade damit beschäftigt, die große Prozession zu ordnen, die bald hinauf zur Akropolis aufbrechen sollte. Als Hipparchos an einem Tempel am Rand des Platzes vorbeikam, sah er zwei Männer, die er erkannte und die sich einen Weg zu ihm bahnten. Zu diesem Zeitpunkt vielleicht, aber jetzt zu spät, begriff er plötzlich den Sinn seines Traums. Denn die beiden Männer kamen heran, um ihn zu ermorden. Der eine, Harmodios, war der schönste Mann in Athen, »in der vollen Blüte seiner Jugend«,³⁷ und der andere, Aristogeiton, war sein Liebhaber. Hipparchos, der das Auge des Ästheten für Schönheit besaß, hatte versucht, das Paar im Interesse einer eigenen Eroberung auseinanderzutreiben, und damit

beide Männer tödlich beleidigt. In der Furcht vor der Macht des Tyrannen und der Überzeugung, daß es keinen anderen Ausweg für sie gab, hatten die beiden Liebenden ihren Zeitpunkt abgewartet. Sie hatten ein Fest wie die Panathenäen gewählt, an dem jeder ein Schwert trug und sie ihre günstige Gelegenheit bekamen. Jetzt, als sie Hipparchos vor sich sahen und seine Leibwächter durch die Volksmenge abgelenkt waren, stachen sie ihn nieder.

Das war auch schon ihre ganze Verschwörung. Harmodios wurde auf der Stelle getötet. Aristogeiton wurde einige Tage lang gefoltert, aber er machte keinerlei Angaben über einen weitergehenden Plan. Aber konnte Hippias es sich leisten zu glauben, daß die beiden Attentäter allein und aus eigenem Antrieb gehandelt hatten? Hipparchos war schließlich ermordet worden, weil er seine Macht mißbraucht hatte, und auf den Straßen flüsterte man sich zu, daß er nicht das Opfer eines Verbrechens aus Leidenschaft geworden sei, sondern einer heroischen Tat, die man im Namen der Freiheit vollbrachte. Hippias begann an Verfolgungswahn zu leiden. Mit dem Nachlassen seines Selbstvertrauens erschien das Schattenspiel, das er gemeinsam mit seiner Familie so lange gespielt hatte, zunehmend als ein Schwindel. Das Gleichgewicht, das die Brüder immer mit so viel Fingerspitzengefühl gewahrt hatten und das zwischen der wahren Natur ihrer Herrschaft und dem begleitenden Wechselspiel zwischen Drohung und großzügiger Gnade bestand, war nachhaltig gestört. In seiner Verzweiflung begann Hippias, nun ohne seinen Bruder und in Panik geraten, sich zunehmend auf den nackten Terror zu verlegen. Hinrichtungen, die zuvor in Hinterzimmern vollzogen wurden, überspülten die Stadt bald mit Blut. Die Unterdrückung brachte Verschwörungen hervor, und die Verschwörungen führten zu weiterer Unterdrückung. Die Behauptung, daß Athen etwas anderes sei als ein rücksichtsloser Polizeistaat, klang bald wie ein grausamer Witz. Hippias, der bisher immer »leicht zugänglich für jedermann« war,³⁸ versteckte sich jetzt hinter seinen Skythen und seinen übrigen fremden Söldnern, als ob er ein fremder Despot wäre und gar kein Athener mehr.

Aber wer sollte ihn schon verjagen? Erhitzte Diskussionen über eine Revolution in den Salons der Aristokratie oder in den Lokalen des Kerameikos waren sehr interessant, aber irgend jemand mußte schließlich die Führung übernehmen. Alle Augen richteten sich auf Kleisthenes, der auch prompt auftauchte, ein Schakal wie immer schon. Kaum ein Jahr nach dem Tod des Hipparch stand er an der Nordgrenze Attikas. Aber obwohl sich den Athenern nun die Gelegenheit bot, Hippias aus der Stadt hinauszuerwerfen, ergriffen sie diese bezeich-

nenderweise nicht. Sie waren zwar gegenüber der Tyrannis empfindlich geworden, aber sie standen der Möglichkeit, die Alkmeoniden wieder an die Macht zu bringen, kaum mit größerer Begeisterung gegenüber. Nachdem die Angriffstruppe des Kleisthenes von den Söldnern des Hippias geschlagen war, hatte er keine andere Wahl, als sich wieder über die Grenze zurückzuziehen. Auf dem Schlachtfeld ließ er die Leichen jener wenigen Athener zurück, die es gewagt hatten, ihn zu unterstützen. »Gut im Kampf und auch hoch von Geburt; damals bewiesen sie Adel, von Vätern her.«³⁹

Für die Athener hatte sich, wie es schien, eine bittere Wahrheit offenbart: Die einzige Alternative zur Sklaverei war offenbar Verbannung oder Tod.

Alle Macht dem Volke

Kleisthenes indessen war nicht zu entmutigen und gab nicht auf. In Selbstzweifeln zu versinken entsprach dem Charakter der Alkmeoniden wohl eher nicht. Noch während er seine Wunden leckte, hielt er – der gefährlichste Gegner der Tyrannis nach wie vor – bereits wieder Ausschau nach neuen Verbündeten. Er war keineswegs der einzige, und dies wußte er, der Hippias stürzen sehen wollte. Ein zweiter fähiger Intrigant, der bestimmt einen genauso guten Blick für die großen Gelegenheiten besaß wie die Alkmeoniden, aber über sehr viel bedeutendere Mittel verfügte als diese, hatte ebenfalls ein Interesse daran, Athen zu schwächen. Kleomenes, König von Sparta, hatte tatsächlich schon 519 v. Chr., ein Jahr zuvor, auf seinem ersten Feldzug, der ihn vom Isthmus aus nach Norden führte, einen solchen ersten Versuch unternommen. Die Bürger der Kleinstadt Plataiai, die 15 Kilometer südlich von Theben lag, hatten ihn damals um Hilfe gegen ihre anmaßenden Nachbarn gebeten – und maliziös riet Kleomenes ihnen, sich doch lieber um Unterstützung an Athen zu wenden. Die beiden Tyrannenbrüder widerstanden diesem schmeichelhaften Hilferuf nicht, zogen in den Kampf, um die Plataier zu verteidigen, und siegten überwältigend: Dies hatte für die Athener die ewige Dankbarkeit und Treue des kleinen Plataiai zur Folge, ihrer Freundschaft mit dem mächtigen Theben aber versetzte es, wie nicht anders zu erwarten, den Todesstoß. Da diese Verbindung zu den Stützpfeilern der Außenpolitik unter den Peisistratiden spätestens seit dem zweiten Exil ihres Vaters gehört hatte, konnte man dieses Zwischenspiel

für einen fatalen Mißgriff halten; Kleomenes dürfte sich jedoch vor Genugtuung die Hände gerieben haben.

Ob es aber Kleisthenes gelang, als er sechs Jahre später vorsichtige Kontakte knüpfte, die Spartaner zu einer offenen Intervention gegen Hippias zu überreden? Das mochte wie eine überspannte Vision erscheinen. Trotz ihrer Heiratsverbindungen mit Argos hatten die Peisistratiden stets darauf geachtet, sich alle Optionen offenzuhalten, und sie unterhielten auch zu Sparta dauerhaft so gute Beziehungen, daß Hippias offiziell als »ein Freund des spartanischen Volks« galt. Bevor Kleisthenes sich jedoch an ihren König wandte, zog er sicher einige Erkundigungen über sein Gegenüber ein. Er wird gewußt haben, daß Kleomenes mit seiner ausgeprägten Vorliebe für die Einmischung in die Angelegenheiten anderer Städte außerhalb der Peloponnes kaum der Typ eines engstirnigen spartanischen Königs war. Ein Politiker mit Sprachgewalt wie Kleisthenes vertraute wohl darauf, Kleomenes von etwas zu überzeugen, das dieser ohne Zweifel sowieso gern glauben wollte: daß Hippias mit seinen größenwahnsinnigen Bauvorhaben und seiner Verbindung mit Argos eine Gefahr für die Interessen Spartas war. So unorthodox Kleomenes in seinen außenpolitischen Ansichten sein mochte, man konnte jedoch kaum von ihm erwarten, daß er grundlos einen »Freund des spartanischen Volks« angreifen würde. Ohne irgendeinen zurechtgelegten Vorwand wenigstens war es unmöglich. Aber Kleisthenes, nie um einen Ausweg verlegen, schaffte Abhilfe. Nicht umsonst hatten sich die Alkmeoniden in Delphi bis hin zu ihren reichlichen Spenden für den Wiederaufbau nach dem großen Feuer von 548 v. Chr. beliebt gemacht. Jetzt, nach Jahrzehnten hingebungsvoller Unterstützung, war der Zeitpunkt für eine Gegenleistung gekommen. Spartaner, die das Orakel befragten, erhielten eine stets gleichbleibende Aufforderung. Welche Frage sie dem Apollon auch vorlegten, immer erhielten sie dieselbe Antwort: Sie wurden »zur Befreiung Athens« aufgerufen.⁴⁰ Man reagierte bestürzt, als diese verblüffende Neuigkeit nach Sparta gemeldet wurde. Vielleicht war Kleomenes, da er wahrscheinlich durch Kleisthenes die Hintergründe kannte, der einzige, der die allgemeine Überraschung und Beunruhigung nicht teilte.

Für ein so frommes Volk wie die Spartaner stand es außer Frage, daß man den Befehl des Gottes nicht überhören durfte, mochten sie noch so verwirrt darüber sein. »Sie standen den Peisistratiden als Gastfreunde sehr nahe, aber sie hielten doch ihre Pflichten gegen den Gott für höher als gegen die Menschen.«⁴¹ Das erste Heer, das gegen Athen in Marsch gesetzt wurde, war eher

unauffällig, nicht sehr groß, drückte vielleicht auch das stete Unbehagen der Spartaner an dieser gesetzeswidrigen Aktion aus, und Hippias konnte das Heer mit links zurückschlagen. Von überwältigender Stärke war dann das zweite Heer, denn Spartas Ansehen stand nun auf dem Spiel. Im Sommer 510 v. Chr. rückte es unter dem Befehl des Kleomenes vom Isthmos her vor und überschritt die Grenze Attikas. Fast verächtlich schob es diesmal die Söldner des Hippias beiseite. Der Tyrann zog sich hastig nach Athen zurück und verschanzte sich mit seiner Familie auf der Akropolis, wo ihn Kleomenes unverzüglich umzingelte und belagerte. Sorgfältig ließ er alle Schlupflöcher bewachen, so daß die Kinder, als Hippias sie hinausschmuggeln und in Sicherheit bringen lassen wollte, den Spartanern prompt in die Hände fielen. Verzweifelt verhandelte ihr Vater, um ihr Leben zu retten, dem das unerbittliche Ultimatum gestellt wurde, Attika sofort zu verlassen. Von diesem plötzlichen Absturz wie benommen sah Hippias ein, daß er keine andere Wahl hatte, als die harten Bedingungen anzunehmen. Sein einziger Trost war, als er die Stadt verließ, die er so lange Zeit regiert hatte, wohl der Gedanke, daß man das Exil für einen Tyrannen als eine Art Berufsrisiko betrachten konnte. Ihn hielt überdies nichts davon ab, seine Rückkehr zu planen. Sein Vater hatte es ihm ja zur Genüge vorgemacht. Vorerst aber war seine Tyrannis zu Ende, und Athen, dramatisch und völlig unerwartet, plötzlich frei.

Aber was bedeutete diese Freiheit? Die Zwei, deren Machenschaften am meisten dazu beigetragen hatten, sie den Athenern zurückzugeben, vertraten in dieser Hinsicht Meinungen, die verhängnisvoll auseinandergingen. Was immer Kleisthenes dem Kleomenes auch versprochen hatte, als er noch im Exil war, er hegte nicht die geringste Absicht zuzuschauen, wie Athen ein Klientelstaat Spartas wurde. Aber Kleomenes, der das Leben von Spartanern in einem völlig gesetzlosen Angriffskrieg aufs Spiel gesetzt hatte, verlangte seinerseits genau diesen Preis für seinen Einsatz. Selbst wenn er nicht erreichen konnte, daß ein Regime eingeführt wurde, das den Spartanern loyal zuarbeitete, wollte er doch zumindest ein Athen sehen, das so sehr vom Streit der verschiedenen Gruppen geschüttelt wurde, daß es keine Bedrohung für Sparta mehr darstellte. Schon bald begann der Zusammenhalt zwischen den beiden Verschwörern zu bröckeln. In dem darauffolgenden Schattenboxen schien der Vorteil ganz auf der Seite des Kleomenes zu liegen. Das Mißtrauen der Eupatriden gegenüber Kleisthenes blieb so ausgeprägt wie immer, und zahlreiche Aristokraten, die jetzt, nachdem die dürre Hand der Tyrannis von ihnen ge-

nommen war, darauf brannten, zur guten alten Zeit der Komplotte gegen die Alkmeoniden zurückzukehren. Die Opposition gegen Kleisthenes begann sich um einen adligen Rivalen namens Isagoras zu sammeln, einen »Freund der Tyrannen«,⁴² der daraufhin im Jahre 508 v. Chr. zum Archon gewählt wurde. Kleomenes hatte sich inzwischen offen gegen seinen früheren Verbündeten gestellt und ließ aus Sparta die Nachricht übermitteln, daß er völlig einverstanden war. So lebenswichtig war dem Isagoras die Unterstützung des Spartaners erschienen, und so verzweifelt strebte er danach, daß man sich gerüchtereise erzählte, er sei sogar so weit gegangen, Kleomenes mit seiner eigenen Frau zu verkuppeln.

Obwohl Kleisthenes seinerzeit manchen schmutzigen Trick angewandt hatte, war er doch nie so tief gesunken. Ungeachtet seiner Meisterschaft in Verleumdung und Eigenwerbung war er mehr als nur der raffgierige Opportunist, zu dem ihn die Propaganda seiner Feinde machte. Fest entschlossen, Athen nicht auf den Status eines spartanischen Klientelstaats herabwürdigen zu lassen, konnte er auch erkennen, daß Isagoras und seine Anhänger einen Krieg führten, der eigentlich schon vorbei war. Nur wenige Athener mochten sich darüber im klaren sein, aber der Charakter ihrer Stadt hatte sich für immer geändert. Macht und Einfluß hatten sich unter dem Tyrannenregime verflüchtigt; sie waren dem Griff der Elite entglitten, die es so lange fest an sich gebunden hatte. Jetzt, nachdem die Tyrannis ihrerseits vorbei war, war es schwierig auszumachen, wo die Macht eigentlich lag, etwa bei vereinzelter Familien wie den Alkmeoniden selbst oder den Philaiden, die wenigstens noch in der Stadt vertreten waren? Vielleicht war das so, aber Kleisthenes hatte nach seiner Rückkehr selbst erlebt, daß sogar die vornehmsten Eupatriden, die durch das Exil oder die demütigende Kollaboration geschwächt waren, einen gefährlichen Aderlaß ihres Ansehen hinnehmen mußten. Als Kleisthenes durch Isagoras bedroht war, wandte er sich nicht, wie es für einen Mann seiner Herkunft üblich war, um Unterstützung an andere Gruppen innerhalb der Elite mit Vermögen und Stammbaum, sondern an eine völlig andere, neue Hilfsquelle. Kleisthenes sprach in einer Bürgerversammlung und unterbreitete einen Vorschlag, der in Wirklichkeit eine Revolution war.⁴³ Wenn das Volk, wie Hippias, Peisistratos und sogar Solon immer behauptet hatten, tatsächlich der Souverän ist, sagte er, dann solle man ihm doch eine entsprechende Autorität über die Stadt geben. Man solle die Bürger über die Politik debattieren und darüber abstimmen lassen und ihnen dies ohne Ansehen ihres Standes und Vermögens

zugestehen. Man solle die Macht – *kratos* – dem *demos* geben. Mit anderen Worten: Athen solle eine *demokratia* werden.⁴⁴

Das war ein so überraschendes und so gewagt radikales Programm, daß es völlig ohne Beispiel war. Seine Gegner wurden davon völlig überrumpelt und reagierten mit wütendem Geschrei und ungläubigem Staunen. Während Kleisthenes mit seinen Vorschlägen erwartungsgemäß »das Volk für sich gewonnen hatte«,⁴⁵ hielten Isagoras und seine Anhänger die Idee für ein Zeichen erschreckender Verantwortungslosigkeit, die sogar im Vergleich mit den früheren Machenschaften der Alkmeoniden rücksichtslos und zynisch zu nennen war. Doch die ganze Wahrheit war noch viel schlimmer für die Aristokratie, sofern das überhaupt möglich war. Kleisthenes' Maßnahmenkatalog hatte im Schwung dieses ehrgeizigen, umsichtigen Entwurfs nichts von einem Zufallstreffer, der einem bedrängten Spieler gelingt. Ganz im Gegenteil wies er alle Anzeichen eines sorgfältig ausgearbeiteten Plans auf. In seinem bitteren Exil hatte Kleisthenes reichlich Gelegenheit, darüber nachzudenken, wie die maßlose Selbstsucht des Adels und die vielfältigen Ansprüche seines eigenen Familienclans und aller übrigen Eupatriden zu nichts anderem geführt hatten als zu jahrzehntelangen inneren Auseinandersetzungen und einer demütigenden Tyrannis. Der Staat Athen war krank, darüber waren sich alle einig. Welche Hoffnung gab es dann, Heilung für ihn zu finden? Da gab es nur eine, so schienen Kleisthenes und seine Mitstreiter erkannt zu haben. Man mußte einen völlig neuen Rahmen setzen; die Selbstsucht nicht allein der Elite, sondern auch des ganzen athenischen Volks zügeln; seine Kraft nutzen, um eine Zukunft für Athen zu schaffen, die endlich der Fülle seiner Möglichkeiten entsprach. Das war eine gewaltige, atemberaubende Wette auf die Zukunft, und Kleisthenes schien bereit zu sein, alles auf diese Karte zu setzen.

Aber plötzlich verließ ihn der Mut. Im Frühsommer des Jahres 507 v. Chr. kam ein Herold aus Sparta und forderte unter Hinweis auf den alten Fluch die Vertreibung der Alkmeoniden aus der Stadt. Im bösen Spiel der beiden früheren Verbündeten hatte Kleomenes offensichtlich noch manchen Schachzug in Reserve. Kleisthenes bekam offenbar Angst, was als nächstes eintreten könnte, und wandte sich umgehend zur Flucht. Bald darauf erschien Kleomenes höchstpersönlich mit einer kleinen Leibwache von Soldaten übermütig in der Stadt. Schroff befahl er eine weitere Säuberung von antispartanischen Elementen; im ganzen waren es 700 Familien. Dann stolzierte er auf die Akropolis und setzte sich dort mit Isagoras zusammen, um eine neue Verfassungsord-

nung zu diktieren. Natürlich gab es darin keinerlei Platz für irgendwelchen Unsinn über Demokratie. Und natürlich war Isagoras, der Kleomenes bereits seine Frau geliehen hatte, nun gezwungen, auch Athen selbst mit Sparta zu verkuipeln.

Aber während die beiden Männer, der König und der Kollaborateur, miteinander berieten, drang von den Straßen weit unter ihnen ein unheimlicher, gewalttätiger Lärm herauf. Es herrschte Aufruhr. Als Kleomenes von den Mauern herabblickte, erkannte er eine wütende Volksmenge, die sich vor den Toren der Akropolis drängte und ihn mit seinen Soldaten auf der Akropolis einschloß. Das kam, gelinde gesagt, unerwartet. Wer konnte sich denn an die Spitze eines Aufstands gesetzt haben? Kleisthenes war doch ins Exil gegangen. Seine Anhänger waren ebenfalls vertrieben worden. Im Lauf der nächsten Stunden dämmerte ihm allmählich die unangenehme Wahrheit. Das Volk von Athen selbst war in seiner Wut über die Anmaßung des Kleomenes und den Verrat des Isagoras ganz aus eigenem Antrieb zur Verteidigung der versprochenen Freiheit angetreten, und es schien keineswegs in der Stimmung zu sein, sich besänftigen zu lassen. Die Blockade wurde zwei Tage lang aufrechterhalten. Am dritten Tag hatte Kleomenes genug, denn er war »dreckig, ungekämmt und seit langem ungewaschen«.⁴⁶ Man traf eine Vereinbarung, und die Spartaner wurden so weit gedemütigt, daß sie sicheres Geleit bis an die Grenze Attikas akzeptieren mußten. Isagoras, dem es irgendwie gelang, aus der Stadt zu entkommen, ging ins Exil. Die übrigen Kollaborateure wurden unterdessen zusammengetrieben und hingerichtet. Die Demokratie, deren Zukunft zwischen Rauch und Blutvergießen auf dem Spiel stand, hatte den ersten Versuch überstanden, ihr das Licht wieder auszublasen.

Kaum hatte Kleisthenes die Neuigkeit erfahren, eilte er auch schon im Triumph zurück. Der Sieg war aber keineswegs nur sein Verdienst, wie jeder wußte. Auch seine hartnäckigsten Gegner mußten nun einsehen, daß es nach dem Reformprogramm, das er dem athenischen Volk versprochen hatte, keinen Weg zurück mehr gab. Nachdem es die Akropolis gestürmt und Kleomenes in die Flucht geschlagen hatten, war das einfach sein gutes Recht. Die Hinrichtung der Anhänger des Isagoras durch das aufgebrachte Volk war jedem noch lebhaft in Erinnerung, und deshalb verspürte die Oberschicht wohl auch eine gewisse Erleichterung, als Kleisthenes auf die politische Bühne zurückkehrte. Es war besser, ihn und sein sorgfältig geplantes Reformpaket zu akzeptieren, als Ströme von Blut durch die Straßen fließen zu sehen oder die Leichen der

erhängten Eupatriden auf der Akropolis anstarren zu müssen, die in der Hitze verrotteten.

So kam es, daß in der Mitte jenes entscheidenden Jahres 507 v. Chr. ein Alkmeonide und Verwandter des Kleisthenes ohne weitere Schwierigkeiten das Archontat des Isagoras übernahm. Er nahm die Verwandlung Athens in einen Staat wieder auf, wie es ihn sonst in der Geschichte nicht gab. Während *eunomia*, die gute Verteilung und Ordnung, das Schlagwort der älteren griechischen Reformer von Lykurg bis Solon war, lautete sie unter Kleisthenes und seinen Anhängern auf geringfügige, aber doch radikale Art anders. Sie nannten es *isonomia* – gleichmäßige Verteilung, und das bedeutete Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz und gleichmäßige Partizipation an der Regierung des Staates; das war seitdem die Idealvorstellung der Athener. Einige Bürger waren allerdings nach wie vor privilegiert, zum Beispiel konnten sich nur die Angehörigen der Oberschichten um die hohen Ämter bewerben. Aber obwohl sich einige Überreste der alten Ordnung vor dem demokratischen Strom gerettet hatten, waren doch viele andere bald endgültig darin untergegangen. Solon zum Beispiel hätte seine Stadt nach dieser Umwälzung nicht wiedererkannt. In Athen war inzwischen jedem Bürger, so arm und ungebildet er auch war, die Freiheit gegeben, in der Öffentlichkeit zu sprechen.⁴⁷ Die politischen Entscheidungen wurden nicht mehr hinter verschlossenen Türen in den prachtvollen Salons der Aristokraten diskutiert, sondern offen in der Volksversammlung vor »Schmied und Schuster«,⁴⁸ Kaufmann oder Reeder, Reichen und Armen, Aristokraten oder einfachen Leuten. Keine Maßnahme konnte in der Stadt ergriffen und kein Gesetz erlassen werden, wenn das ganze Volk von Athen nicht darüber abgestimmt hatte. Dieses Verfahren war das großangelegte, großzügige Experiment eines Staates, in dem sich ein Bürger zum erstenmal beteiligt fühlen konnte und zugleich als Souverän. Athen und die gesamte griechische Welt standen an der Schwelle zu einer neuen Zeit.

Eben darum ging es Kleisthenes und allen anderen, die ihn unterstützten. Die Verfechter dieser athenischen Revolution waren nicht etwa versponnene Visionäre, die vage Vorstellungen von einer Verbrüderung mit den Armen hegten, sondern ziemlich nüchterne Pragmatiker, die als athenische Adlige Gewinn daraus ziehen wollten, daß sie ihre Stadt stark machten. Diese Absicht und das resultierende gewaltige Vorhaben verfolgten sie allerdings mit geradezu verzweifelter Energie. Die Zeit, das wußten sie ganz genau, arbeitete gegen sie. Nicht nur Kleomenes meinte, »daß die Athener ihn in Wort und Tat verspottet

hatten«,⁴⁹ und sann auf Rache. Kleisthenes befürchtete auch, daß die Stadt, da Hippias wie auch Isagoras ihre Rückkehr planten, jederzeit wieder in rivalisierende Gruppen zerfallen könnte. Dynastische Kämpfe, die Athen bis an den Rand der Katastrophe gebracht hatten, waren einfach zu gefährlich, als daß man sie weiter dulden konnte. Diese Erkenntnis schienen inzwischen, wenn auch zögernd, sogar die großen Familien selbst zu gewinnen.

Aber wie sollte man solche Kämpfe verhindern? Die Lösung des Kleisthenes war zugleich bewundernswert einfach und maßlos ehrgeizig. Er wollte den alten Brauch ganz abschaffen, daß sich ein Bürger mit einer bestimmten Familie, einem Stadtviertel und dem lokalen Oberhaupt der Klientel identifizierte. Da es sich dabei um alte Gefühlsbande handelte, die fast jeder in Attika seit langem für selbstverständlich hielt, erforderte der Plan, sie neu zu mischen und zusammenzufügen, besonders erfindungsreiche und genaue Vorgaben. Mit peinlichster Genauigkeit teilte Kleisthenes das Land mit seiner alten Verteilung von Städten, Gütern und Dörfern in fast 150 einzelne Distrikte auf. Von dieser Einteilung in »Demen« und nicht mehr von Zugehörigkeiten zu Familien leiteten die Bürger der neuen Demokratie seitdem ihren zweiten Namen ab, den sie neben ihrem persönlichen Namen trugen. Dieser Name zeigte auch ihre Identität als Bürger an, denn ein junger Mann, der großjährig wurde, konnte unter den Bestimmungen der Reformen des Kleisthenes nur athenischer Bürger werden, wenn er in einem Demos eingeschrieben wurde. Das galt ganz genauso für die hochmütigsten Eupatriden wie für den bescheidensten Bauern vom Felde, und Leute mit derselben Zugehörigkeit zu einem Demos sollten daher denselben zweiten Namen haben. Natürlich waren nicht alle Eupatriden notwendigerweise von dieser Neuregelung begeistert. Einige und besonders solche, die so bedeutend waren, daß ihnen ein großes Gut oder ein ganzes Dorf und damit ein nach ihrer Familie benannter Demos als Landeigentümer gehörte, machten aus ihrer Unzufriedenheit mit der neuen Ordnung kein Hehl. Die Butaden zum Beispiel, denen es widerstrebt, ihren vornehmen Namen mit hergelaufenem Volk teilen zu müssen, wählten sich demonstrativ einen neuen Namen. Sie nannten sich seitdem die »echten Butaden«.⁵⁰

Aber sie mußten vorsichtig sein. Wenn ein Eteobutade zu betont auf die übrigen Mitglieder des Demos herabschaute, konnte sogar er erleben, daß er vom öffentlichen Leben ausgeschlossen blieb. Kleisthenes hatte mit seiner üblichen weisen Voraussicht angeordnet, daß die Angehörigen der Demen ihre Repräsentanten unter sich auswählen sollten, die nach Athen gehen sollten,

um dort an der Vorbereitung der Tagesordnung für die Volksversammlung teilzunehmen. Welcher Aristokrat, der diese Bezeichnung verdiente, konnte Hochnäsigkeit über eine so prächtige Gelegenheit stellen? Ebenso wie Kleisthenes darauf drängen mußte, daß die Eupatriden sich nicht beleidigt in ihre Zelte zurückzogen, mußte er auf die gegenteilige Gefahr achten, daß ein Adliger seinen Demos als Sprungbrett zur Tyrannis nutzte. Die Erfinder der Demokratie brachten in ihrer üblichen Voraussicht und mit ihrem teuflischen Geschmack daran, alles noch komplizierter zu machen, was sie anrührten, ein ganzes Arsenal von Kontrollmechanismen zusammen. Attika, das bereits in Demen eingeteilt war, wurde mit einem weiteren Netz von Mustern und Stückelungen überzogen. Die Demen wurden zu »Dritteln« oder »Trittyten« zusammengefügt. Wie der Name nahelegt, wurde ein Drittel dann mit zwei anderen vereinigt, um eine »Phyle« zu bilden. Da diese Drittel alle in verschiedenen Gegenden Attikas lagen, also eines im Bergland, ein anderes vielleicht an der Küste und das dritte in der nahegelegenen Stadt Athen selbst, war jede der zehn Phylen geeignet, alte Wurzeln der Zusammengehörigkeit zu sprengen. Statt der ursprünglichen und einfachen Zusammengehörigkeit in einem Clan konnte das athenische Volk sich jetzt sehr viel künstlicherer, aber sehr viel ausgewogenerer Solidaritäten erfreuen. Phylen, Trittyten und Demen bildeten ein so komplexes System, daß es sogar von Aristokraten mit außerordentlich guten Verbindungen nicht ohne weiteres manipuliert werden konnte.

Aber war das Ganze auch handlungsfähig? Da niemand zuvor versucht hatte, eine Demokratie zu gründen, konnte das auch keiner wissen. Als die Nachbarn Athens das Fortschreiten dieser Revolution mit steigender Unruhe verfolgten, konnten sie es sich kaum leisten, von einem Scheitern des Experiments auszugehen. Insbesondere Kleomenes hatte gute Gründe, das Schlimmste zu befürchten. Wenn Kleisthenes und seine Anhänger, die mit höchstem Eifer daran arbeiteten, ihre Reformen umzusetzen, immer ein besorgtes Auge auf die Spartaner warfen, dann galt umgekehrt dasselbe für ihren König. Während er eine Gegenrevolution plante, befürchtete auch er, daß er sich in einem Rennen gegen die Zeit befände. So ungeheuer verwickelt die demokratischen Reformen auch waren, ihr Kraftpotential erschien dem Kleomenes doch erschreckend deutlich und bedrohlich. Wenn die Bürger eines demokratischen Athen nicht mehr untereinander uneins waren, dann konnten sie endlich auch ihren Nachbarn mit einer einheitlichen Front begegnen. Allein schon die Größe Attikas mußte ihnen eine wirklich furchterregende Kampfkraft verleihen. Über

Jahrhunderte ein militärischer Zwerg, schien Athen jetzt auf dem Weg zu sein, fast über Nacht eine Großmacht zu werden.

Am betrüblichsten war für Kleomenes wohl, daß er selbst mit seinem Angriff auf die Peisistratiden als Geburtshelfer dieses Schurkenregimes in Athen gewirkt hatte. Er wußte sehr genau, daß viele seiner Landsleute, die zuvor nicht mit seiner aggressiven Außenpolitik einverstanden waren, hinter vorgehaltener Hand gegen ihn zu intrigieren begannen. Sie murmelten, er sei zu weit gegangen, und klagten, seine Einmischung in die Angelegenheiten Athens habe nur zu einer Katastrophe geführt. Bisher war nur keiner stark genug, um ihn offen herauszufordern. Die Ephoren zögerten noch, ihm auf die Zehen zu steigen, und sein königlicher Kollege Demaratos, Sohn des einst so häßlichen kleinen Mädchens, dem die Erscheinung Helenas Schönheit geschenkt hatte, blieb weiterhin völlig im Hintergrund. Doch je länger die Athener dem König aus Sparta eine lange Nase zeigten, desto größer wurde der Schaden für sein Ansehen und desto mehr mußte er aufpassen, daß ihm niemand in den Rücken fiel. Als er seinen entscheidenden Schlag gegen Kleisthenes vorbereitete, konnte er es sich nicht mehr leisten, irgendein Risiko einzugehen. Diemal gab es keinen Ausflug nach Attika in Begleitung weniger Soldaten als Leibgarde. Als er gemeinsam mit Demaratos endlich im Sommer 506 v. Chr. über den Isthmos vorrückte (mit Isagoras in ihrer Begleitung), standen die beiden Könige an der Spitze einer Streitmacht, die nicht nur aus ihren eigenen gestählten Landsleuten bestand, sondern auch aus Truppen von der ganzen Peloponnes. Außerdem hatten sie noch weitere Verbündete. Die Thebaner waren noch immer tief gekränkt wegen des Bündnisses der Athener mit Plataiai, und sie schlossen sich mit Vergnügen dem Feldzug an, indem sie von Westen her vordrangen. Gleichzeitig bildete ein Heer aus der Stadt Chalkis eine dritte Front, als es den schmalen Meeresarm überquerte, der Attika von der langezogenen Insel Euböa im Nordosten trennt. Jetzt kam heraus, daß es sich um einen ausgezeichnet abgestimmten Angriff handelte. Kleomenes hatte seine Vorbereitungen sehr gut getroffen. Athen war tatsächlich eingekreist. Die junge Demokratie schien dem sicheren Tod entgegenzugehen, ja, noch in ihrer Wiege erdrosselt zu werden.

Doch während die Athener den Entschluß faßten, als erstes ihrem gefährlichsten Feind entgegenzutreten, und sich anschickten, nach Süden zu marschieren, um gegen die beiden spartanischen Könige zu kämpfen, fanden sie vielleicht ein Zeichen der Hoffnung auf dem vor ihnen liegenden Weg. Diese

Straße war nicht irgendeine. Jährlich im September wurde sie von einer großen Prozession des athenischen Volkes begangen. Alle waren mit Myrten geschmückt und ganz in Weiß gekleidet, und im Fortschreiten stimmten sie den Ruf *iakché* an, einen Kultgesang, der Freude und Triumph bedeutete. Die Straße war mit gutem Grund als »heilige Straße« bekannt, denn sie führte über eine Strecke von etwa 20 Kilometern von Athen bis zum Heiligtum von Eleusis, wo man in die Großen Mysterien eingeführt wurde. Sie lehrten, daß aus dem Tod neues Leben aufsteigen könne und aus der dunkelsten Verzweiflung das Licht der Hoffnung. Man konnte sich kaum einen vorteilhafteren Platz für die Verteidigung der Freiheit der Stadt vorstellen, und tatsächlich entdeckten die Athener, als sie in Eleusis eintrafen, daß wirklich ein Wunder geschehen war. Die Spartaner und das ganze gewaltige Heer, das sie begleitet hatte, waren verschwunden. Man sagte, Demaratos habe aus Eifersucht auf seinen Kollegen im Königsamt und voll Mißtrauen gegenüber seinen Abenteuern in der Fremde Zwietracht gesät. Viele Verbündete von der Peloponnes, allen voran Korinth, hatten daraufhin das Heer verlassen. Kleomenes stand plötzlich ohne sein großes Heer da und sah sich in ohnmächtiger Wut gezwungen, die Invasion abubrechen. Die Athener waren so erstaunt über das schiere Ausmaß ihrer Rettung, daß sie nur glauben konnten, die Götter seien ihnen zu Hilfe gekommen. Dennoch mögen einige, die an die frühere Begabung des Kleisthenes für Tiefschläge dachten, überlegt haben, ob sie vielleicht nicht genausoviel dem Gold der Alkmeoniden verdanken.

Aber die Thebaner konnte man bei diesem Haß auf die Athener nicht bestechen. Diese wandten sich rasch nach Norden, um den zweiten Gegner zu bekämpfen, und dort sah sich die neue Armee der Demokratie ihrer ersten wirklichen Bewährungsprobe ausgesetzt. Kleisthenes und jeder andere, der so unermüdlich mit ihm an seinen Reformen gearbeitet hatte, bangten um den Ausgang dieser Schlacht. Eine Frage insbesondere war zu beantworten: Konnte der Durchschnittsathener, der bisher gewöhnt war, im Gefolge eines großen Aristokraten zu kämpfen, jetzt genügend Solidarität für eine neuartige und ganz künstliche Einheit aufbringen, für seine Phyle? Würde er ohne zu wanken in der Kampflinie stehen und seinem Nachbarn aus demselben Demos die Flanke decken? Würde er statt für das Oberhaupt seines Clans für ein Ideal kämpfen, für die Freiheit, für Athen selbst? Die Antwort auf diese Fragen war ein widerhallendes, triumphierendes Ja. Das thebanische Invasionsheer wurde völlig vernichtet. Noch am selben Tag setzten die Athener nach Euböa über und

zwangen Chalkis zu einem demütigenden Frieden. Es mußte auf einem Landstrich, der zu seinem eigenen Gebiet gehörte, eine große Gruppe von 4000 athenischen Siedlern aufnehmen.

Die Athener waren stark geworden. Das bürgerliche Recht des freien Wortes für alle ist eben in jeder Hinsicht, wie es sich zeigt, etwas Wertvolles. Denn als die Athener von Tyrannen beherrscht wurden, waren sie keinem einzigen ihrer Nachbarn im Kriege überlegen; jetzt aber, wo sie frei von Tyrannen waren, standen sie weitaus an der Spitze. Daraus ersieht man, daß sie als Untertanen, wo sie sich für ihren Gebieter mühten, sich absichtlich feige und träge zeigten, während jetzt nach ihrer Befreiung ein jeder eifrig für sich selbst schaffte.⁵¹

Offenbar war die Demokratie doch sehr geeignet, etwas zu bewirken.

Das war eine stolze Schlußfolgerung, die Athen nun freudig vor aller Welt verkündete. Als die Athener in ihre Stadt zurückkehrten, gaben sie im allgemeinen Jubel über ihre Befreiung ein gewaltiges Siegesdenkmal in Auftrag. Es war ein von vier Pferden gezogener Kampfwagen ganz aus Bronze, den sie direkt hinter den Toren zur Akropolis aufstellten. Dort stand die beeindruckende Skulptur an derselben Stelle, die früher das bevorzugte Schaufenster übertriebener aristokratischer Geltungssucht war, und glänzte hell in der Sonne. Jeder sollte sie als erstes zu Gesicht bekommen, wenn er auf die Akropolis stieg, und sie war ein Denkmal, das nicht zu Ehren irgendeines einzelnen errichtet war, sondern für die »Söhne der Athener«⁵² und das ganze Volk. Auch an anderen Stellen in der ganzen Stadt war der erneute Lärm von Hammer und Meißel ein deutlicher Beleg, daß auch die Demokratie für eine Ausschmückung der Stadt begeistert eintrat. Steinmetze, die vorher an dem riesenhaften Tempel des Olympischen Zeus gearbeitet hatten, konnte man jetzt an dem westlich der Akropolis gelegenen sanft ansteigenden Hügel, der Pnyx finden. Sie trieben dort die Bänke eines großen neuen Versammlungsortes für die Volksversammlung in den Felsen, der Platz für bis zu 5000 Teilnehmer gleichzeitig bot. Das war ein erstes und angemessenes Monument für die Regierung durch das Volk. Unterdessen waren andere Bauarbeiter dabei, alle Spuren des Peisistratos auf dem großen Platz zu tilgen, der sich nördlich der Pnyx und der Akropolis erstreckte. Der Tyrann hatte ihn zu seinen eigenen Ehren ausgebaut. Der halbfertige Zeustempel konnte als Zeichen des Größenwahns der Tyran-

nen so stehenbleiben, aber der ausgedehnte öffentliche Raum im Herzen der Stadt, den Peisistratos geschaffen hatte, konnte nicht ohne weiteres aufgegeben werden, nicht zuletzt, weil die Bürger der neuen Demokratie einen solchen Platz für ihre Versammlungen brauchten. Sie gewöhnten sich daran, diesen Ort »Agorá« zu nennen. Dieses Wort verwendeten die Griechen für den in jeder Stadt vorhandenen offenen Platz, wo das Volk zwanglos zusammenkommen konnte. An der alten *agorá* Athens im Nordosten der Akropolis wurden die altherwürdigen öffentlichen Gebäude durch neue ersetzt, während der neue Platz, der an Größe und Schönheit im ganzen der Würde des Volkes mehr entsprach, in der Folgezeit als der symbolische Mittelpunkt der Demokratie zu einer Art heiligem Raum ausgebaut wurde.⁵³

Durch ein mächtiges Bronzestandbild der beiden Tyrannenmörder mitten auf dem Platz wurde ein deutliches Zeichen gesetzt: Harmodios und Aristogeiton waren mit gezogenem Schwert, mit ernst angespannter Miene und in unwahrscheinlicher, heroischer Nacktheit dargestellt, als die gemeinsamen Retter Athens und Begründer seiner Freiheit. Wenn man bedachte, daß es sonst in ganz Athen keine anderen offiziellen Porträts gab, war die beherrschende Position dieser Statuen auf der Agorá einigermaßen überraschend, aber noch überraschender natürlich, weil Harmodios und Aristogeiton sich keineswegs für die Freiheit geopfert hatten, sondern den Tyrannen Hipparchos in Wahrheit wegen einer erbärmlichen Auseinandersetzung zwischen Liebhabern niederstachen. Wenn es überhaupt jemand verdient hätte, wirklich als Befreier der Stadt gerühmt zu werden, dann wäre das vermutlich der König von Sparta gewesen. Aber darüber wagten die Athener natürlich gar nicht nachzudenken. Deshalb legten sie so großen Wert auf die Tyrannenmörder. Wie jeder andere Staat auf der Welt, der eine Revolution durchlitten hat, zeigte das Regime des Kleisthenes ein starkes Bedürfnis nach Heroen. Harmodios und Aristogeiton, sehr passend blutrünstig und ebenso passend tot, wurden deshalb zu den ersten Märtyrern der Demokratie gemacht.

Diese Übertreibung diente auch noch einem weiteren, tieferen Zweck. Kleisthenes verstand seine Landsleute gut, und er wußte daher auch, daß die Athener sich zwar ziemlich überraschend als echte Revolutionäre erwiesen hatten, aber in ihrem Herzen immer noch Traditionalisten blieben. Sie waren weit entfernt davon, sich des neuartigen Charakters ihrer Demokratie zu brüsten, sondern sehnten sich nach einer Zusicherung, daß sie in ihrer Geschichte verankert war. Kleisthenes, verständnisvoll wie er war, achtete stets darauf,

auch seine kühnsten Experimente mit einem Schwulst von Traditionen zu verbrämen. Die Phylen zum Beispiel erhielten ausnahmslos die Namen von sehr alten Heroen, als seien sie nicht dem fruchtbaren Gehirn des Kleisthenes entsprungen, sondern wie die Athener selbst dem Erdboden. Sogar die Demokratie, so gaben ihre Gründer zu verstehen, sei keineswegs etwas Neues, sondern das älteste und rechtmäßige Erbe aller Völkerschaften Attikas. Es sei ihnen ursprünglich in früher, sagenumwobener Zeit von dem gefeierten Helden Theseus hinterlassen worden, der den Minotauros tötete. Was waren in diesem Lichte gesehen die Tyrannentöter anderes als die Mörder eines Ungeheuers und selbstlose Patrioten, die gestorben waren, damit die Demokratie in Athen wiederhergestellt werden konnte? Das war natürlich alles Schall und Rauch, und wurde nicht im geringsten dem gerecht, was man Kleisthenes und seinen Mitstreitern schuldete. Aber es ist vielleicht der überzeugendste Beweis ihrer wirklichen Bedeutung, daß sogar Kleisthenes als Sprößling einer Familie, die selten für ihre Bescheidenheit berühmt war, sehr wohl erkannt hatte, wie wichtig es war, daß das ganze Ausmaß des von ihm Erreichten hinter einem solchen Schleier verborgen blieb. Indem er die Demokratie begründete, erfand er die Zukunft seiner Stadt, aber er rückte auch ihre Vergangenheit zurecht. Das war genauso entscheidend.

Es gab also keine Statue des Kleisthenes auf der Agorá. Und er hatte auch keinen Platz in den Herzen seiner Landsleute als Gründervater der Demokratie. Gleich nach seinem Tod vergaßen die Athener vielmehr in einem außerordentlichen Anfall von Gedächtnisschwund, daß sie je eine Revolution erlebt hatten.* Ihre neue Form der Verfassung erschien ihnen offenbar schon so selbstverständlich und so tief im attischen Boden verwurzelt, daß ein zu den Tatsachen passendes Verständnis ihrer Ursprünge sehr schnell zu verblassen schien. Das entsprach ganz dem, was Kleisthenes vorausberechnet hatte. Daraus ergab sich für ihn ein bittersüßer Widerspruch. In der Konstruktion einer falschen Erinnerung, die auch den Kleisthenes ins Dunkel des Vergessens verbannte, lag der beste Beweis für seinen verblüffenden Erfolg. Er lag nicht allein darin, daß er seine Heimat vor dem Bürgerkrieg bewahrte, sondern auch darin, daß er sie auf eine dauerhafte Grundlage stellte. Unter den Zeitgenossen des

* Es ist vielleicht kennzeichnend für das Vergessen, dem Kleisthenes anheimfiel, daß wir noch nicht einmal sein genaues Todesdatum kennen. Am wahrscheinlichsten ist noch, daß er um 500 v. Chr. starb.

Kleisthenes war es allein Dareios, der sich mit ihm vergleichen konnte. Man könnte zwar meinen, daß zwischen dem persischen Weltherrscher und dem athenischen Volksfreund nur wenige offensichtliche Übereinstimmungen bestanden; aber in der Größe ihrer Errungenschaften und ihrer Bedeutung für die Zukunft ähnelten sich die beiden Männer in Wahrheit doch sehr. Beide waren aus einem regelrechten Blutbad zur Macht aufgestiegen und hatten ihren Ländern Frieden gebracht; beide gestalteten damit gleichzeitig eine radikal neue Zukunft für ihre Völker, und sie beschlossen, ihr eigenes Werk hinter den Resten der Vergangenheit zu verstecken. Beide schufen, was am folgenreichsten war, etwas Unruhiges, beunruhigend Gefährliches und Neues.

Aber auch wenn Athen am entfernten Rand der Welt lag und in natürliches Dunkel getaucht war, blieb Dareios doch inzwischen nicht mehr ganz ohne jede Kenntnis über die Stadt wie zuvor. Berichte über die neue Verfassung Athens waren nach Persepolis gelangt. Im Jahr 507 v. Chr. brachten die Athener eine Gesandtschaft nach Sardes auf den Weg. Das war zu dem Zeitpunkt, als sie mit großer Anspannung auf den spartanischen Angriff warteten und mit Beunruhigung feststellten, daß Hippias auf der Südseite des Hellespont in einem zu Persien gehörenden Gebiet Zuflucht gefunden hatte. In Sardes residierte Artaphernes, der Bruder des Königs der Könige, ein brutaler, schlauer Mensch. Als die athenischen Gesandten an seinem Hof ankamen und ihn baten, mit ihnen ein Bündnis gegen Sparta einzugehen, entsprach Artaphernes gnädig ihrer Bitte. Aber natürlich stellte er seinerseits eine Bedingung: das übliche Geschenk von Erde und Wasser. Die athenischen Gesandten zuckten mit den Schultern und nahmen seine Bedingung an. Als sie bei ihrer Rückkehr nach Athen von dieser neuartigen Unterwerfung gegenüber Artaphernes berichtet hatten, »machte man ihnen deswegen schwere Vorwürfe«. ⁵⁴ Das gab der Demokratie sicher die Möglichkeit, sich besser zu fühlen. Aber am Ende widerriefen die Athener weder ihr Bündnis mit Persien noch ihre Unterwerfung. Sicherheit war besser als Bedauern. Selbst nach den großen Siegen von 506 v. Chr. konnte doch niemand wissen, wann Kleomenes wieder anrückte. Eine Politik, die Sicherheit gegen die Spartaner bot, war keine schlechte Sache, selbst wenn sie eine symbolische Erniedrigung gekostet hatte. Und was war schließlich das Geschenk von Erde und Wasser? Das war eine Geste, sonst nichts.

Oder das wollten sich die Athener zumindest gern einreden.

MILET UND MARATHON

Das große Spiel

Überreich wurde Artaphernes von seinem königlichen Bruder für den Streich entlohnt, mit dem er Bardiya niedergestreckt hatte. Sardes war in jeder Hinsicht eine große, angemessene Belohnung. Diese Hauptstadt des Westens galt den Persern als einer der vier Endpunkte ihres Reichs und war so märchenhaft reich, daß sogar ihre Flüsse voller Gold waren. Wenn Kroisos nicht gerade das delphische Orakel beschenkte oder von den Alkmeoniden um ein Vermögen gebracht wurde, nutzte er seine Reserven, um die ersten Goldmünzen der Welt zu prägen, eine Erfindung, die ihn reicher denn je zuvor machte. Noch 40 Jahre später und lange nach dem Tod des Kroisos konnten die persischen Eroberer die Früchte seines verschwenderischen Aufwands genießen.

Sogar Babylon-Kenner taten Sardes keineswegs so ohne weiteres ab. Die größte Sehenswürdigkeit der Stadt war ein prachtvoller Tempel der Kybele. Diese Muttergottheit, so alt wie die Berge, konnte bei ihren Anbetern eine geradezu ekstatische Verehrung auslösen. Sie tanzten schließlich auf einem Berghang, drehten und wanden sich wie im Rausch, oder sie entmannten sich, wenn die Rituale einen wahnhaften Höhepunkt erreichten. Hinter dem Tempel erhoben sich die berühmten Mauern, drohend und in mehreren Ringen wie in Ekbatana. Der innerste Mauerring, der die Akropolis von Sardes umgab, war so gewaltig, daß Kroisos zu dem tödlichen Irrtum verleitet wurde, er sei uneinnehmbar. Diese Akropolis war ein roter Felsen, der jäh aus der Flußebene aufragte, und wirkte schon allein mit ihren gewaltigen Trümmern des ehemaligen königlichen Palastes ziemlich abschreckend. Dort stand jetzt schwer auf allem lastend die Festung der persischen Macht. Wenn Artaphernes von diesem Sitz

auf die ausgedehnte Unterstadt hinunterschaute oder weiter westlich auf die weiten Ebenen voller Weizen und Gerste und die Straße, die in drei Tagesreisen bis zum »Großen Bittersee« führte, konnte er sich fraglos mit jedem beliebigen König gleichrangig fühlen.

Das galt für alle außer einem, natürlich. Er mochte der Herr des Westens sein, aber Artaphernes – »der treue Artaphernes« – konnte und durfte keinen Moment vergessen, daß er nur der Vasall seines Bruders war, sein Diener, sein *bandaka*. Obwohl er seine Hofhaltung nach dem Vorbild des Dareios gestaltete, um der ansässigen Bevölkerung einen Begriff von der Erhabenheit der Perser zu vermitteln, herrschte er doch nicht selbst als König, sondern nur als der »Wächter der Macht des Königs« oder Satrap.* Nachdem Dareios seinen Thron in einer Hölle von Aufruhr und Gewalt erobert hatte, wollte er auf keinen Fall dulden, daß allzu mächtige Untertanen je wieder seine eigene Größe oder das persische Reich in Gefahr brachten. Auf den einfachen Befehl seiner Kanzlei hin sollte daher ein Satrap verpflichtet sein, unverzüglich Folge zu leisten. Ein gewichtiges, häufig beunruhigendes Ereignis trug sich in der Hauptstadt einer Satrapie immer dann zu, wenn ein Königsbrief eintraf. Manche Satrapen gingen sogar, sobald sie einen Brief vom Großkönig in Empfang nahmen, so weit, sich davor niederzuwerfen und unterwürfig den Boden zu küssen.

War das schon Übereifer oder nur vernünftige Einsicht ins Unumgängliche? Wer gerade im Hintergrund stand, jede Bewegung überwachte und alles notierte, wußte niemand. Einige Quellen behaupten, daß der König besondere Spione aussandte, die im ganzen Reich ihre Streifzüge unternahmen und als allessehende Beamte kurzerhand »die Augen des Königs« genannt wurden. Andere argwöhnten, die Wahrheit sei noch viel schlimmer:

»Die Untertanen des Königs waren also auf der Hut vor jedem Aufseher, von dem sie wußten, daß er sein ›Auge‹ sei. In Wahrheit verhält es sich genau umgekehrt, denn der König hörte jedem aufmerksam zu, der irgend etwas Unziemliches gesehen oder gehört hatte. Daher sagt man, er habe tausend Augen und tausend Ohren.«¹

Man kann es nur als kollektiven Verfolgungswahn bezeichnen. Wo immer sich seine Untertanen in seinem schier unvorstellbaren Großreich befanden, mußten sie darauf gefaßt sein, daß Dareios alles mithörte, was sie sagten.

* Das griechische Wort *satrapes* war eine Übernahme des persischen *sachapava*.

Für einen Diener des Königs, mochte er sich auch in einer noch so aussichtsreichen Stellung wie Artaphernes befinden, genügte es noch längst nicht, gerade einmal seine Pflicht gegenüber seinem Herrn zu erfüllen. Dareios war ein meisterhafter Buchhalter und forderte unersättlich Tribut; von seinen Satrapen verlangte er jedoch mehr als nur Einkünfte. »Durch die Gnade Ahura Mazdas«, erinnerte er alle, die in seinen Diensten standen, »bin ich durch mein Wesen ein Mensch, der ein Freund des Rechts ist und alles Falsche zurückweist, der nicht zu sehen wünscht, daß die Schwachen durch die Starken unterdrückt werden.«² Dareios sprach als Quelle des für die ganze Welt gültigen Rechts, wie es sein Privileg war, aber er bezog sich zugleich auch auf das Selbstverständnis der Perser. Kein Volk hatte größeres Vertrauen in seine eigene moralische Vortrefflichkeit. Diese Forderung nach Gerechtigkeit, so wollten die Perser gern glauben, war so unverrückbar, daß sie sogar die Grenzen von Stand und Geburt sprengen konnte. Ein Bauer, dessen aufrechter Charakter vom unfehlbaren Auge des Großkönigs entdeckt wurde, konnte auf die Richterbank befördert werden. Wenn er dort Platz nahm, konnte es sein, daß er auf dünnen Streifen trocknender Haut saß, die man seinem bestechlichen Vorgänger bei lebendigem Leibe abgezogen hatte. An erbaulichen wie entsetzenerregenden Anekdoten ergötzen sich die Perser jederzeit. Das leuchtet ein, denn die Geschichte war dazu angetan, alle ihre liebsten Vorurteile zu belegen. Auf der ganzen Welt gab es kein Volk, stellten sie selbstzufrieden fest, das in bezug auf Gerechtigkeitssinn und Herrscherbegabung mit den Vorzügen der Perser auch nur im entferntesten konkurrieren konnte. Welch ein großes Glück für niedrigere Völker, daß sie zu guter Letzt alle Sklaven des persischen Königs geworden waren!

Selbstverständlich war das eine Rechtfertigung für die Eroberung des ganzen Erdkreises, die der persische König schnell verinnerlicht hatte. Aber an die Satrapen des Dareios, die weit entfernt von der Gegenwart des Königs an den Rändern seines Reichs herrschten, stellte sie doch besondere Anforderungen. Es war keine ganz leichte Aufgabe, den Bewohnern der Provinz Gerechtigkeit zu verschaffen, die man zugleich ausplündern mußte. Wie weit das manchmal ging, konnte man bei einem Besuch der königlichen Münze in Sardes beobachten. Wie in den Tagen des Kroisos wurden dort nach wie vor Münzen geprägt, trugen aber jetzt das Konterfei des Dareios als Bogenschützen. Auf den Bogen als Symbol der königlichen Macht, auf den Kriegshelden der Wahrheit und der Gerechtigkeit sowie den Bevollmächtigten der Arta, der rechten Ordnung,

wurde dadurch hingewiesen. Die klingenden, glänzenden Goldmünzen wurden nach der Prägung verpackt und nach Susa gesandt.

Vielleicht war nun einmal grausame Heuchelei das Kennzeichen aller erfolgreichen Satrapen. Die lauthals verkündete *pax Persica* verhöhnten sie dabei nicht zwangsläufig. Denn wenn Artaphernes auch unmißverständlich auf regelmäßige Tributlieferungen aus Sardes bedacht war, seine Provinz völlig auszubluten vermied er freilich. Damit hätte er riskiert, die Gans zu schlachten, die dem König so wunderbare goldene Eier legte. Wie einst unter Kroisos konnte sich Lydien auch unter Artaphernes einer größeren Gruppe außerordentlich reicher Bewohner rühmen, darunter ein Bergwerksbesitzer namens Pythios; er war so erfolgreich im Umgang mit seinem Vermögen, daß vor ihm angeblich nur Dareios selbst auf der Liste der Superreichen stand. Einem Lyder wie Pythios hatte die persische Herrschaft globale Horizonte eröffnet, und deshalb zeigte er auch nicht das mindeste Interesse, für Unabhängigkeit einzutreten. Artaphernes, in diesen Dingen genauso geschickt wie sein Bruder, ermutigte eine solche Zusammenarbeit, wo und wie er konnte, und das nicht allein unter den Reichen. Lydische Beamte verwalteten die Provinz weiter ebenso treu und pflichtbewußt für ihre neuen Herren, wie sie es zuvor unter Kroisos getan hatten. Ihre Sprache, ihre Bräuche und ihre Götter wurden alle aufs peinlichste respektiert. Nur in Tempeln, die in besonderer Verbindung mit Kroisos und seiner Dynastie standen, wurden Symbole der alten Herrschaft entfernt oder in Feuertäle umgewandelt. Aber selbst dann wurde kein Versuch unternommen, unwillige Lyder zur Verehrung Ahura Mazdas zu zwingen. Tatsächlich war eher das Gegenteil der Fall: Die Eroberer übernahmen lokale Bräuche. Den verblüffendsten Beleg dafür konnte man etwa 12 Kilometer nördlich von Sardes betrachten. Vom Palast des Artaphernes aus sichtbar lag dort ein Wunder, das aus dunklen Haufen aus Stein und Gras bestand. Sie ragten aus den Kornfeldern wie Wellen, die aus einem goldenen Meer auftauchen. Drei dieser Hügel waren die Gräber berühmter lydischer Könige, aber daneben füllten jüngere, kleinere Gräber die Nekropole, Ruhestätten sowohl reicher Lyder als auch ihrer persischen Machthaber.³ Selbst auf einem staubigen, stillen Feld der Toten war Sardes unter Artaphernes noch ein Ort der unbefangenen Begegnung fremder Völker.

Die Toleranz der Perser gegenüber Fremden und ihren besonderen Gewohnheiten bedeutete aber nicht, daß sie auch Respekt vor ihnen hatten. So wie einst Kyros bei der Eroberung Babylons ganz ohne Bedenken die Gunst zahlrei-

cher Götter eben deshalb für sich in Anspruch nahm, weil er an keine dieser Gottheiten glaubte, so zeigte Artaphernes, indem er sich lydische Traditionen aneignete und für seine eigenen Zwecke umgestaltete, daß er eine einfache, grausame Tatsache verstanden hatte: Traditionen, die ein Volk ausmachen, an denen es sich festklammert und die es liebt, konnten ja auch dazu dienen, es zu versklaven, wenn ein Eroberer sie geschickt zu nutzen verstand. Diese Maxime leitete die Perser in den unermesslichen Weiten ihrer zahlreichen Satrapien. Sie gehörte zum Kanon ihrer Herrscherideologie. Nirgends gab es eine Elite, so glaubten sie von Herzen gern, die nicht irgendwie dazu verführt werden könnte, sich zu unterwerfen.

Und wenn es gar keine Elite gab, dann konnte man sie immer von anderswo heranbringen. Während Kyros den Babyloniern mit der Aufmerksamkeit schmeichelte, die er ihrem Gott Marduk entgegenbrachte, blieben ihm doch zugleich die Sehnsüchte der Deportierten in der Stadt nicht verborgen. Darunter befanden sich zum Beispiel zahlreiche Judäer, die man Jahrzehnte zuvor nach Babylonien verschleppt hatte. Die Perser erkannten rasch, daß sie aus diesen elenden Gefangenen und ihrem Heimweh großen Nutzen ziehen konnten. Judäa war die schmale Landbrücke zwischen Mesopotamien und Ägypten, ein Gebiet von so großer strategischer Bedeutung, daß es eine kleine Investition sicher lohnte. Kyros gestattete den Judäern nicht nur, zu den grasüberwucherten Trümmerhaufen ihrer Heimat zurückzukehren, sondern bezahlte sogar für den Wiederaufbau Jerusalems und seines völlig zerstörten Tempels. Jahwe, der Gott der Judäer, pries angeblich den persischen König aus Dankbarkeit als seinen »Gesalbten« oder »Christos«⁴ und versicherte, daß für den Messias seines erwählten Volkes nur die Erde selbst sich als Grenze erweisen werde. »Ich zertrümmere die bronzenen Tore und zerschlage die eisernen Riegel. Ich gebe dir verborgene Schätze und Reichtümer, die im Dunkel versteckt sind. So sollst du erkennen, daß ich der Herr bin, der dich bei deinem Namen ruft, ich, der Gott Israels.«⁵

Die eher komische Geschichte, daß Kyros seine ganze Größe irgendwie dem prahlerischen Gott der Judäer verdanken solle, waren die Perser aber trotz allem bereit zu dulden, denn sie verstanden sehr wohl, daß ein Sklave sich danach sehnte und glauben wollte, der Liebling seines Herrn zu sein. Ein unterworfenen Volk macht nichts selbstzufriedener, und es gibt zugleich keinen schlagenderen Beweis seiner fortgesetzten Knechtschaft als die Vorstellung, durch eine besondere Beziehung zum König ausgezeichnet zu sein. So war es

immer gewesen. Auch die Perser blieben in den längst vergangenen Tagen ihrer Bedeutungslosigkeit als Nomaden gegenüber dem Glanz und der Pracht Mesopotamiens keineswegs gleichgültig. Jetzt waren sie die Herren der Welt, aber sie konnten sich noch erinnern, wie es war, als sie im Bann dieses Reichtums und dieser Macht standen.

Schon lange vor der Ankunft der Perser faszinierte die griechische Elite der Goldglanz der Königreiche Asiens. Sportliche Wettkämpfe und Festgelage waren nicht die einzige Leidenschaft der feinen Leute. Wie der Schmuck auf der Akropolis reichlich bezeugt, begeisterten sie sich auch für alles, was nach Orient aussah. Wenn das sogar an einem entlegenen Platz wie Athen offen zutage trat, wieviel mehr mußte das dann für die die Ionier jenseits der Ägäis im Küstengebiet Kleinasiens gelten, die seit langem Geschmack am Exotischen entwickelt hatten. »Sie schritten zur Versammlung mit ganz purpurnen Gewändern..., vornehm tuend, prahlend mit ihren wohlgezierten Locken, triefend von Duft durch künstlich bereitete Salben.«⁶ Aber die Ionier blieben ihren persischen Herren trotz allem ein Rätsel und waren eine Herausforderung für sie. Das einzige, so schien es ihnen, was sie je taten, waren Streitereien untereinander. Diese ewige Fehde war zwar ausgesprochen hilfreich, als es darum ging, ihre Städte zu erobern, aber sie machte diese Ionier auch zu einem Volk, das sehr mühsam zu regieren war. Während die Lyder ihre Verwalter hatten und die Judäer ihre Priester, schienen die Griechen nur aus treulosen und stets wechselnden feindlichen Gruppen zu bestehen.

Selbst mit ihrer Fähigkeit, sich in die Mentalität anderer Völker hineinzuversetzen, hatten die Perser Mühe, ihre ionischen Untertanen zum Gehorsam zu zwingen. Einige Berater in Sardes setzten große Hoffnungen in die Priester des Apollon, die bei den Griechen, wie sie glaubten, ihrer eigenen Lobby der Mager am nächsten kamen. Deshalb empfahlen sie, die Heiligtümer Apollons großzügig zu unterstützen, als einen möglichen Weg, das Herz der Ionier zu erobern. Die Begeisterung für eine solche Politik reichte bis an die Regierungsspitze; Dareios selbst konnte einen scharfen Tadel aussprechen, wenn ihm berichtet wurde, seine Beamten hätten die Privilegien Apollons angetastet. Aber der König wurde bitter enttäuscht, wenn er hoffte, auf diese Weise den griechischen Gott des Lichts in die heiligen Ziele der »Arta« einzuspannen. Es paßte ganz einfach nicht zum Charakter Apollons, seinen Verehrern Lektionen über die Wahrheit zu erteilen. Genauso wie in Delphi zog er es auch in seinem großen Orakel von Didyma an der Südküste der Ägäis vor, sich in ärgerlichen mit-

zuteilen, was immerhin noch besser war als die Einstellung einer anderen Göttin und Gefährtin auf dem Olymp; Athene hatte offensichtlich Freude daran, Menschen zu fördern, die ein Talent für Lügen besaßen.

Was konnten die Perser mit solchen Göttern anfangen? Wirklich nichts konnte ihre Gefühle mehr verletzen, außer vielleicht die verbreitete Neigung unter der fortschrittlicheren ionischen Elite, einen göttlichen Plan für das Universum im Ganzen zu leugnen. Die ersten Philosophen mochten in den ionischen Städten und damit innerhalb des persischen Reichs gelebt haben, aber man konnte kaum von ihnen behaupten, sie hätten die Ansprüche oder Ideale des Großkönigs in irgendeiner Weise gefördert. Wo Dareios den Aufstieg seines Volks zur Macht für den sicheren Beweis für die belebende Gunst Ahura Mazdas hielt, konnte ein Ionier sich vielleicht erdreisten, nur das Wirken der Naturgesetze zu sehen. Auch das Wesen dieser Naturgesetze war Gegenstand einer hitzigen Debatte. Einer dieser ionischen Gelehrten behauptete etwa, die Welt bestehe aus nichts als Luft und das persische Reich mit all seinen Taten und Errungenschaften lasse sich auf ein bloßes Zusammenspiel von Verdichtung oder Verdünnung zurückführen. Ein anderer postulierte das genaue Gegenteil zugunsten des Elements Feuer, das dem Zoroaster heilig war; er aber erkannte darin keinen Ausdruck der Wahrheit, Gerechtigkeit oder Rechtschaffenheit, sondern nur unaufhörliche Veränderung. Für einen so gearteten Philosophen war die Vorstellung oder gar die Überzeugung irgendeiner höheren Ordnung schlicht und ergreifend dummes Zeug. »Aus Feuer bestehen alle Dinge, und in das Feuer lösen sie sich wieder auf.«⁷ Der zuständige Leiter des Propaganda-Ministeriums am Hof eines Satrapen konnte so etwas sicher nicht verwenden.

Artaphernes verließ sich für die Verwaltung der ionischen Städte auf Tyrannen weil er keinerlei Alternative hatte. Seine Entscheidung trug nicht gerade dazu bei, die persische Macht felsenfest zu verankern, sondern stärkte viel mehr die äußerst beliebte Theorie der Philosophie, die auf der scheinbar einfachen Beobachtung beruhte, alles in der Welt bestehe aus Widerstreit und Spannung. Ionische Aristokraten waren genausowenig darauf aus, sich einer Tyrannis zu unterwerfen, wie ihre Standesgenossen jenseits der Ägäis. Durch Begünstigen der einen oder anderen Fraktion wurden die Perser zwangsläufig in die endlosen Konflikte der ionischen Aristokratie hineingezogen. Während sie ihre Verwaltung in Sardes auf eine leistungsfähige und ergebene Bürokratie gründen konnten, mußten sie sich in Ionien auf Intrigen, Streitsucht und Spio-

nage stützen. Ein Repräsentant der Perser mußte sich dort als genauso fähig in Hinterlist zeigen wie jeder Grieche. Für Artaphernes selbst blieb nur die Aufgabe, auf Sieger in diesem innergriechischen Kampf zu setzen, sie an der Macht zu halten, bis sie nicht mehr nützlich waren, und sich ihrer dann mit so wenig Aufsehen wie möglich zu entledigen.

Seine Schützlinge waren sich natürlich der Rolle bestens bewußt, die man ihnen in der vom Satrapen entworfenen Ordnung der Dinge zugedacht hatte. Sie fühlten daher einen unendlich stärkeren Druck auf sich lasten als ihre Standesgenossen in den Städten Griechenlands. Obwohl sie die Unterstützung der Perser selbstverständlich dringend brauchten, hatte sie einen gefährlichen Preis. Ein Tyrann in Ionien hatte sich nicht allein der Eifersucht seiner Konkurrenten zu erwehren, sondern er mußte sich auch vor den Verdächtigungen einer aufrührerischen, fremdenfeindlichen Unterschicht hüten. Während die Aristokratien mit ihrer modischen Begeisterung für orientalische Eleganz sich von Natur aus als Kollaborateure der entsprechenden Schichten aus dem Osten bewiesen hatten, behielten ihre übrigen Landsleute eine unüberwindliche Verachtung für jede Art von Fremden. Thales zum Beispiel, von den Ioniern als der klügste ihrer Weisen angesehen und tatsächlich auch der erste unter ihren Naturphilosophen, soll eine überzeugende Probe seiner Weisheit gegeben haben, als er bekannte, wie dankbar er dem Schicksal für drei Dinge war. »Erstens, daß ich nicht ein Tier bin, sondern ein Mensch; zweitens nicht eine Frau, sondern ein Mann; und drittens nicht ein Fremder, sondern ein Grieche.«⁸ Die Ionier nannten ihre Nachbarn gern »Barbaren«, also Menschen, deren Sprache ein Kauderwelsch war und von der man nur »bar-bar-bar« verstand. Verbreitet meinte man auch, daß dieser offensichtlich verachtenswerte Mangel, nicht griechisch zu sprechen, noch andere, schlimmere Fehler verdeckte. Das ionische Mißtrauen gegenüber fremden Gewohnheiten bestand lange vor der demütigenden Eroberung durch den persischen König. Dieselben Lyder zum Beispiel, früher in den Tagen des Kroisos von der aufsteigenden griechischen Aristokratie so sehr bewundert, wurden jetzt von der überwältigenden Mehrheit der Ionier, die sich Purpurmäntel, Parfum oder prachtvolles goldenes Geschirr nicht leisten konnten, weitgehend verachtet. Mit Begeisterung erzählte man sich damals skandalöse Geschichten, bei denen es besonders um die Vorgänger des Kroisos ging. Einer, sagte man, habe die weibliche Beschneidung erfunden, um an Eunuchen zu sparen; ein anderer habe die Gewohnheit gehabt, seine nackte Königin den Blicken von Voyeuren auszuset-

zen; und wieder ein anderer sei der Menschenfresserei verfallen und eines Morgens nach einer durchzechten Nacht aufgewacht, während ihm die Hand seiner Frau aus dem Mund ragte.

Wer unter den Griechen würde sich je entschließen, solchen Ungeheuern nachzueifern? Bestimmt nur, wer selbst pervers und entartet war, wie Kritiker des Adels gern betonten. Morbid und profitsüchtig war Lydien, ganz so wie seine sprichwörtlich berühmt-berüchtigten Huren. Wer sich ihren Umarmungen hingab, verdiente auf Gedeih und Verderb den Schaden, den er davontrug. Hätte man nämlich von all diesen barbarischen Genüssen, wie sie die Aristokraten so sehr schätzten – die sanfte Erotik, die Raffinesse, die Zurschaustellung des Reichtums –, den Schleier zurückgezogen, so wäre eine unfassbar obszöne Wirklichkeit zum Vorschein gekommen. Der Hof in Sardes konnte passend als eine »lydisch sprechende« Prostituierte beschrieben werden, die in einer dunklen Nebenstraße kniete und die Hoden ihres Kunden knetete, während sie ihm ihre Finger in den After steckte. »Die Hinterstraße stank. Scharen von Mistkäfern folgten schwirrend dem üblen Geruch.«⁹ Abscheulich und schockierend beschrieben passte gerade diese plastische Verbildlichung auf eine ebenso abscheuliche wie schockierende Wahrheit. Die Aristokraten waten im Dreck, und die schlimmsten Verbrecher, die Tyrannen, steckten darin bis zum Hals.

Die Tyrannen standen vor einem äußerst beneidenswerten Dilemma: entweder als Kollaborateure zu regieren, oder sich von der wütenden Menge in Stücke reißen zu lassen. Wenn sie je die Gelegenheit bekämen, einen vernichtenden Schlag gegen ihre Schutzherren zu führen oder selbst dem König der Könige den Garaus zu machen, was wäre dann? Eine in jeder Beziehung phantastische Vorstellung, die aber im Jahr 513 v. Chr. mit einem Schlag ganz konkret und dringlich wurde.¹⁰ Dareios, eben erst von seinem triumphalen Sieg in Indien zurückgekehrt, zog mit einer gewaltigen Armee in Sardes ein. Danach setzte er von Asien nach Europa über und verschwand zu einem großen Angriff auf die Skythen im Norden in einer Region der heutigen Ukraine. Verschiedenen Tyrannen griechischer Städte hatte man befohlen, ihren Beitrag zu den Kriegsanstrengungen der Perser zu leisten, und sie mit ihren Truppenkontingenten ans Schwarze Meer beordert. Sie sollten dort eine Pontonbrücke über die Donaumündung errichten und die Rückkehr ihres königlichen Herrn erwarten. Unter ihnen befand sich auch der Philaïde Miltiades, Tyrann der Chersones, die erst kürzlich unter das persische Joch geraten und darüber

nicht besonders glücklich war. Während er die Wochen zählte und beobachtete, wie der Himmel immer bleierner und eisiger wurde, entwickelte er einen kühnen Plan. Was wäre, wenn die Griechen die Brücke zerstörten und Dareios samt seinem Heer am eisigen Nordufer der Donau sitzen ließen? Zum Überwintern war das Land der Skythen sicher nicht geeignet. Dort tobten verheerende Schneestürme, und die Einheimischen tranken ohne Zaudern menschliches Blut. Vielleicht, aber nur vielleicht stand es in der Macht der Ionier, den gesamten Feldzug des Königs scheitern zu lassen. Ein gefährlicher und verführerischer Gedanke – und im Spätherbst, als die persische Vorhut nur noch einige Tagesreisen entfernt war, duldete eine Entscheidung keinen Aufschub mehr. Aus diesem Grund wurde eine Konferenz der Tyrannen einberufen. Miltiades verteidigte seinen Vorschlag. Für den Rausch einer Sekunde ließen sich die Griechen von der Begeisterung fortreißen, ehe die ruhmlose, aber sachlich-nüchterne Vernunft dann doch wieder die Oberhand gewann. Jedem ionischen Tyrannen war in jeder Hinsicht klar, worauf einer von ihnen hinwies: »Sie alle hätten doch nur mit Hilfe des Dareios die Tyrannis über ihre Städte«.¹¹ Also beschlossen sie, dem Großkönig treu zu bleiben und die Brücke nicht zu zerstören. Äußerst diskret vermieden die versammelten Tyrannen jede weitere Erwähnung des Verrats, den sie erwogen hatten, und hießen – auch Miltiades – ihren Herrn bei seiner Rückkehr willkommen. Die Aussicht auf Freiheit war zwar verlockend, aber doch unerfreulicher, wenn man sie gegen die wirklichen Machtverhältnisse abwog.

Speziell für einen Griechen, der genauso empfänglich war für die Möglichkeiten, die ihm die persische Herrschaft bot, wie irgendein Lyder oder Meder, war diese Macht besonders kostbar. Histiaios, Hauptgegner der hochfliegenden Pläne des Miltiades an der Donau, erhob seine Stimme als Tyrann von Milet, der einzigen Weltstadt an der ägäischen Küste, bekannt als »die Perle Ioniens«¹², Geburtsstadt des Thales wie der Philosophie überhaupt und ein Dreh- und Angelpunkt der Wirtschaft und Kultur. In vier großartigen Hafenbecken drängte sich ein Wald von Schiffsmasten: Kornfrachter von der Krim, Handelsschiffe aus Syrien, Ägypten und Italien, und auch schlanke, bedrohliche Kriegsschiffe aus der königlichen Flotte. Dieser Hafen bot einen reichen und belebten Anblick wie sonst nirgends in der griechischen Welt. Milet war bei den Persern als Handels- und Marinehafen so beliebt, daß es verglichen mit den übrigen ionischen Städten Sonderrechte erhielt und dadurch fast den Rang eines Verbündeten für sich in Anspruch nehmen durfte. Obwohl

Histiaios dieser Status nie zu Kopf stieg, schätzte er in der Tat die Vorteile gegenüber den anderen Tyrannen. Vor allem bot ihm seine Stellung die Gelegenheit, eine persönliche Beziehung mit dem mächtigsten Mann der Welt zu unterhalten.

Der Großkönig ließ auch Histiaios bei seiner Rückkehr aus Skythien für seine treue Hilfe beim persischen Feldzug die verdiente Belohnung zukommen. Er rief ihn nach Sardes und erfragte in seiner Gnade von dem milesischen *bandaka*, ob es irgendein Geschenk gebe, auf das Histiaios sein Auge geworfen habe. Die Armee, die Dareios in Europa zurückgelassen hatte, war zu genau diesem Zeitpunkt im Begriff, von der Chersones her nach Westen gegen Thrakien zu marschieren. Sie eroberte mit entschiedener Gründlichkeit die Nordküste der Ägäis und das Landesinnere. Histiaios erwiderte ausgesprochen kühn, er habe überlegt, ob er vielleicht einen Teil dieser blühenden neuen Satrapien zum Geschenk erhalten könne. Der Großkönig nickte und hatte damit der Bitte entsprochen. Histiaios fand sich als Besitzer einer Gegend Thrakiens namens Myrkinos, eine nicht unbeträchtliche Belohnung: Das Geschenk des Dareios, nicht weit von der neuen Grenze des Reichs zum Königreich Makedonien an einem breiten Fluß gelegen, umfaßte Silberminen und Wälder, ausgezeichnetes Rohmaterial für den Bau von Flotten. Histiaios war, wie nicht anders zu erwarten, begeistert. Nun, nachdem er nicht mehr auf Ionien beschränkt war, dachte er an eine größere Zukunft.

Aber schon als er nach Thrakien eilte, um auf seinem neuen Besitz eine Stadt zu gründen, begannen persische Militärführer, die Stirn zu runzeln. Nach einigem nervösen Hüsteln wurden dem König mit äußerstem Respekt mehrere Bemerkungen hinterbracht. Man trug Dareios vor, den Griechen ganz allgemein und besonders solchen, die so geschickt und ehrgeizig waren wie Histiaios, sollte ganz einfach nicht zu viel Macht anvertraut werden. Dem Großkönig war es natürlich ganz und gar unmöglich, seine Belohnung für Histiaios wieder zurückzufordern, geschweige denn einzugestehen, vielleicht einen Fehler gemacht zu haben. Statt dessen rief er den Milesier nach Sardes und verkündete ihm, er, Histiaios, solle mit noch größeren Zeichen der Hochschätzung des Königs geehrt werden. Histiaios erhielt den wohlklingenden Titel eines »Tischgenossen des Königs« und die offizielle Funktion als Berater des Königs in griechischen Angelegenheiten. Da Dareios Sardes bald verlassen werde, genieße Histiaios von nun an die allerhöchste Ehre, seinen Herrn auf allen Reisen zu begleiten. Zweifellos dürfte das Lächeln auf Histiaios Lippen erstarrt

sein, denn im Jahr 511 v. Chr. war er gezwungen, seine Koffer zu packen, seiner Heimat den Rücken zu kehren und nach Susa abzureisen.

Aber sogar während er im goldenen Käfig des königlichen Hofes schmachtete, gab er nicht alle Hoffnung auf, die persische Dominanz zur Errichtung einer agäischen Machtbasis für seine Dynastie zu nutzen. Daheim in Milet zeigte sich sein Neffe Aristagoras, der stellvertretend für Histiaios als Tyrann amtierte, als Mann von altem Schrot und Korn und eifriger Schüler der Methoden seines Onkels. Im Jahre 500 v. Chr. schlug er Artaphernes einen Plan vor, von dem er meinte, er werde beiden Vorteile bringen. Warum solle man nicht, schlug Aristagoras dem Satrapen einschmeichelnd vor, einen Angriff gegen die Insel Naxos führen? Mit ihrer Lage in der Ägäis auf halbem Weg nach Griechenland verspreche sie reiche Ernte und diese sei reif, eingefahren zu werden. Die Insel war vom Parteienkampf erschüttert; ein Bürgerkrieg drohte; die Aristokratie hatte ausdrücklich um eine Intervention der Perser gebeten. Sardes könne die notwendige Flotte stellen, Aristagoras wollte seinerseits die Verbindung zur unzufriedenen Aristokratie in Naxos herstellen. Jeder würde einen Gewinn davontragen.

Artaphernes stimmte nach Beratungen mit seinem königlichen Bruder diesem Plan zu, was Aristagoras unendlich erleichterte, auch wenn er es nicht eingestand. Denn der Satrap durfte das nicht einmal ahnen, denn Aristagoras fand es zusehends schwieriger, das empfindliche Gleichgewicht zwischen den gegensätzlichen Forderungen seiner persischen Herren und seiner eigenen Bevölkerung auszubalancieren. Milet war selbst nach den Begriffen der übrigen ionischen Städte schon immer besonders für seine ungezügelten Streitereien in der Bevölkerung berüchtigt, seit kurzem allerdings drohten sie noch gewalttätiger zu werden. Die Revolution in Athen, das den Anspruch erhob, in nebulöser ferner Vergangenheit die ersten Siedler nach Ionien entsandt zu haben, wurde in Milet mit genauso großer Begeisterung verfolgt wie auf den ägäischen Inseln. Rufe nach einer vergleichbaren Demokratie, dem Sturz der Tyrannis und dem Ende der Herrschaft der Barbaren wurden immer bedenklicher in den Straßen Milets laut. Aristagoras wußte, als er sich mit der persischen Angriffstruppe nach Naxos einschiffte, daß er wirklich um einen sehr hohen Einsatz spielte. Die Folgen eines Scheiterns waren nicht auszudenken.

Schon bald sah er sich indes genau mit diesen Folgen konfrontiert. Alles, was bei diesem Kriegszug schiefgehen konnte, ging schief. Der Versuch, Naxos



zu erobern, geriet zum völligen Mißerfolg, und um das Maß der Katastrophe voll zu machen, verwickelte sich Aristagoras in einen heftigen Streit mit dem persischen Befehlshaber der Expedition, der zufällig auch noch ein Vetter des Artaphernes war. Als die Nachricht von all diesen Vorkommnissen nach Sardes gelangte, entschied der Satrap mit dem Tatendrang, der ihm gewöhnlich bei der Verwaltung ionischer Angelegenheiten zu eigen war, daß Aristagoras ersetzt werden müsse. Der Erlaß in diesem Sinne war bereits unterzeichnet, als Aristagoras, der nun nichts mehr zu verlieren und die starke Unterstützung seines Onkels im fernen Susa hatte, auf seine Entlassung seinerseits mit einer erstaunlichen, um nicht zu sagen akrobatischen Kehrtwendung konterte. Indem er nämlich seine Tyrannis niederlegte, bevor man sie ihm nehmen konnte, erklärte er sich plötzlich zu einem leidenschaftlichen Anhänger der Demokratie. Seine Leidenschaft sei so groß, fügte er hinzu, daß er die Demokratie überall in den Städten Ioniens errichten wolle. Das bedeutete natürlich, eine brennende Lunte in ein Pulverfaß zu werfen. Überall in Ionien flammte die Revolution auf, überall wurden Tyrannen gestürzt, überall Demokratien an ihrer Statt ausgerufen. Alle Tyrannen, denen es gelungen war, dem Tod durch Steinigung zu entkommen, flohen zu Artaphernes.

Die Wut des Artaphernes war unbeschreiblich. Die Ionier, die jetzt das Banner der Demokratie schwenkten, hatten einen folgeschweren, gefährlichen Schritt gewagt. Sie hatten sich den Befehlen des Satrapen, den Dareios ernannt hatte, widersetzt, die von ihm eingesetzten Regierungen verjagt und damit dem König der Könige in Wirklichkeit den Krieg erklärt. In dem ersten leichtsinnigen Rausch ihrer Freiheit schien das die meisten von ihnen kaum zu kümmern. Aber Aristagoras sah klarer. Zumindest machte er sich keine Illusionen über das wahre Ausmaß der Konsequenzen, die seine Landsleute zu erwarten hatten. Eine Supermacht wie Persien durfte man nicht so fahrlässig herausfordern. Die Rache des Artaphernes würde mit Sicherheit schnell und zerstörerisch kommen. Wenn die aufständischen Städte und ihre Träume nicht völlig untergehen sollten, brauchten sie als erstes nicht nur eine einheitliche Front, sondern auch eine kampfkraftige Flotte und Verbündete.

Aber woher eine Flotte nehmen, wie Verbündete bekommen? Einfallsreich wie er war, ersann Aristagoras bereits hoffnungsvolle Pläne aller Arten. Der erste war besonders gewagt. Einer seiner Untergebenen gab vor, ein dem Artaphernes treuer Offizier zu sein, und fuhr in den Hafen einige Kilometer nördlich von Milet ein, wo die persische Flotte ankerte. Er versammelte alle Ionier,

die dort als Admiräle dienten, und segelte dann mit der Flotte nach Milet.¹³ Diese aufsehenerregende und waghalsige Siegestat ermutigte Aristagoras, sich selbst auf eine geheime Mission zu begeben. Im Winter des Jahres 499 v. Chr. ging er an Bord eines Kriegsschiffes und segelte klammheimlich aus den großen Häfen seiner Stadt. Auf der anderen Seite der Bucht nördlich von Milet konnte er den großen Bergrücken sehen, den Berg Mykale, der sich hoch aus dem Meer erhob. Das war der Ort, wo die Griechen Kleinasiens in glücklicheren Zeiten gewöhnlich zusammenkamen, um dort ihre gemeinsamen Bande in einem Heiligtum zu feiern, das sie »Panionion« nannten, das »Heiligtum aller Ionier«. Mochte es später vielleicht noch genug Gelegenheit geben, sich dort zum Kriegsrat, zu Versammlungen von Militärführern oder zur Entwicklung von Strategien zu treffen – dafür war jetzt nicht der richtige Zeitpunkt. Aristagoras hatte andere, dringendere Aufgaben zu erledigen. Er segelte weiter. Der Berg Mykale und dann die Insel Samos, die gleich hinter dessen Westspitze lag, verschwanden rasch am Horizont. Vor ihm lagen das offene Meer und die Route, die nach Griechenland führte.

Ein bedrückendes Jahrzehnt der Unaufrichtigkeit

Es war im Winter des Jahres 499 v. Chr. in Lakedaimon. Unmittelbar vor der Küste bei dem kleinen Ort Gythion, der den Spartanern als Kriegshafen diente, lag die windgepeitschte, verlassene winzige Insel Kranai. Und doch rief sie bei jedem, der auf sie starrte, unausweichlich den Gedanken an sommerliche Hitze und helleuchtende Sterne hervor. Dort hatten Paris und Helena unter sternenklaarem Himmel in einem Rausch leidenschaftlicher Umarmung ihre erste Nacht miteinander verbracht. Dieses Ereignis führte in kürzester Zeit zu einem Konflikt, der Ost und West in einen Strudel zog, und Kriegsschiffe aus Sparta befuhren das Meer vor Troja. War das ein günstiges Vorzeichen? Aristagoras, der wie gebannt auf die berühmte Insel blickte, als sein Schiff nach Gythion einfuhr, hat sich das fraglos herbeigesehnt. Seine Mission war keine geringere, als Sparta für einen zweiten großen Krieg in Asien zu gewinnen.

Als er die 50 Kilometer auf der Straße zurücklegte, die zur Stadt der Spartaner führte, wiederholte er in Gedanken, welche Anreize und Vorteile er seinen Gastgebern in Aussicht stellen wollte. Die Perser waren reicher, als selbst die

kühnsten Träume der Habgier es ersinnen konnten; sie waren parfümiert und verweichlicht; ja, sie »ziehen in Hosen ... in den Kampf«,¹⁴ Keinem anderen Feind könne man wohl den Vorzug geben! Außerdem hatten die Spartaner doch mit einem ihrer Könige einen militärischen Führer mit besonderer Vorliebe für Präventivschläge. Kleomenes war trotz der peinlichen Niederlage von Eleusis noch immer unumstritten der starke Mann in Sparta. Demaratos, seinen Kollegen im Amt, dessen aufgeregtes Eingreifen so viel dazu beitrug, daß der Kriegszug gegen Athen abgebrochen wurde, hatte man energisch in seine Schranken verwiesen. Nach der Rückkehr aus Attika klagte Kleomenes seinen Mitkönig offen der Sabotage bei den Kriegsanstrengungen an und drängte die Volksversammlung, ein Gesetz zu verabschieden und zu verbieten, daß je wieder beide Könige an ein und demselben Feldzug teilnahmen. Sein Rivale stand praktisch unter Hausarrest in der Kaserne. Der bedauernswerte Demaratos war tatsächlich so sehr in den Hintergrund gedrängt worden, daß er verzweifelt am Wagenrennen bei den Spielen in Olympia teilnahm. Schlimmer noch war, daß er sich, als er gewann, erdreistete, mit seinem Sieg zu prahlen. Bei jedem beliebigen Spartaner galt dies als schlechtes Benehmen, für einen König war es ganz und gar unerhört.

Aber auch Kleomenes trug noch deutliche Narben von dem gescheiterten athenischen Abenteuer. Als er mit Aristagoras zusammentraf, um über die Krise in Ionien zu diskutieren, überraschte der spartanische Oberkommandierende seinen Gast durch eine entschiedene Ablehnung seines Hilfeersuchens. In der Annahme, daß Kleomenes auf eine Bestechungssumme aus war, begleitete Aristagoras ihn auf seinem Weg nach Hause und bot ihm dabei immer höhere Summen an. Noch nicht einmal die Gegenwart der acht Jahre alten Tochter des Königs, Gorgo, vermochte ihn daran zu hindern. Das war sehr unvorsichtig, weil sich spartanische Mädchen von zartestem Alter an recht altklug aufführten. »Vater«, sagte die helläugige Gorgo plötzlich mit ihrer Kinderstimme, »der Fremde wird dich bestechen. Laß ihn einfach stehen!«¹⁵ Damit stellte sie eine frühreife Rechtschaffenheit zur Schau, die das Herz ihres Vaters höher schlagen ließ. Aber selbst wenn die Tochter des Kleomenes nicht dabei gewesen wäre, um ihn an den rechten Weg zu erinnern, hätte er Aristagoras mit Sicherheit auch davongejagt. Der Nachgeschmack des Desasters vor Athen lag ihm noch zu bitter auf der Zunge. Außerdem hatte man Berichte aus dem Norden erhalten, daß die Argiver, die alten Feinde der Spartaner, sich neu formierten und eine weitere Kraftprobe planten. Die Spartaner würden all ihre

Reserven an Truppen brauchen, um mit der Gefahr von dieser Seite fertig zu werden. Kleomenes hatte nicht die geringste Absicht, auch nur einen einzigen Hopliten nach Übersee zu entsenden.

Dabei unterschätzte er die Bedrohung durch die Perser keineswegs. Kleomenes war in der Zwischenzeit ein erfahrener Stratege geworden, und er konnte bestimmt in den wachsenden Ambitionen des Großkönigs eine Bedrohung für Sparta erkennen, aber nicht für Sparta allein oder sogar hauptsächlich für Sparta. Als Kleomenes zuschaute, wie der enttäuschte Aristagoras Lakedaimon wieder verließ, mochte er in seiner hinterlistigen Art geahnt haben, welcher Hafen das nächste Ziel des Bittstellers war. Die Ionier waren in diesem Winter nicht die einzigen, die den Aufstand gegen den Großkönig probten. Eine Stadt in Griechenland hatte sich auch aufgelehnt: Die Athener, die damals im Jahr 507 v. Chr. die Unterstützung der Perser gegen Kleomenes suchten, hatten inzwischen ihr Geschenk von Erde und Wasser bitter bereut. In einer Geste, die Kleomenes nur als einen höchst poetischen Ausdruck der Gerechtigkeit verstehen konnte, befahl Artaphernes, der von Natur aus ein Helfer der Tyrannen war, den Athenern, den verbannten Peisistratiden Hippias wieder aufzunehmen. Die Athener lehnten das natürlich ab. Demzufolge befanden sie sich von diesem Zeitpunkt an in jeder Hinsicht im Kriegszustand mit Persien. Warum sollte ausgerechnet Kleomenes den Athenern aus dieser Lage heraushelfen? Wenn sie dem Hilfersuchen des Aristagoras stattgaben, was sie nach seiner Meinung sicher taten, und militärische Unterstützung nach Ionien schickten, gingen sie ein hohes Risiko ein, und Verluste waren zu erwarten. Und so mußten sie außerdem, stellvertretend für den spartanischen Nachrichtendienst, die Kampfkraft der Perser auf die Probe stellen.

Die berechnenderen Athener hatten dies alles sehr wohl begriffen. Kluge Köpfe unter den Aristokraten, die vor der weit überlegenen persischen Macht auf der Hut waren und ihre Erfahrungen in Realpolitik hatten, hörten Aristagoras und seine Kriegstreiberei mit Entsetzen an. Aber die Aristokraten hatten jetzt nicht mehr das Sagen in der Volksversammlung. Das Volk von Athen brannte darauf, Artaphernes heimzuzahlen, daß er die Geste der Unterwerfung entgegengenommen hatte, und zeigte sich hochzufrieden bei dem Gedanken, mit den Verwandten jenseits des Meeres gemeinsame Sache zu machen. Berauscht von der Aussicht auf reiche Beute stimmte es begeistert dafür, eine Flotte von 20 Schiffen zu entsenden, die sich dem Angriff auf Persien anschließen sollten. Das Kriegsfieber war, wie Aristagoras gutgelaunt bemerkte, ein

Rausch, dem Demokratien sich besonders bereitwillig hinzugeben schienen. »Offensichtlich ist es leichter, viele zu täuschen, als einen. Bei dem einen Kleomenes in Sparta war es ihm nicht gelungen, bei 30 000 Athenern hatte er damit Erfolg.«¹⁶

Was für ein Pech für ihn und die Ionier, daß keine weitere Demokratie vorhanden war! Abgesehen von Eretria, einem Handelshafen auf der Insel Euböa, das seit langem den Eindruck gewonnen haben mußte, seine Interessen würden von Persien bedroht, blieb Athen in der Tat die einzige Stadt in ganz Griechenland, die bereitwillig den Sprüchen Aristagoras' glaubte. So ernüchternd diese Auswertung auch sein mochte, veranlaßte dieser Umstand die Bürger keineswegs, nochmals darüber nachzudenken, vielmehr verstärkte sich ihre längst auffällige Gesinnung für ihre Sonderstellung und ihre Mission. Im Frühjahr 498 v. Chr. stach die erste Angriffsflotte in der Geschichte der Demokratie von der Reede von Phaleron aus in See. Als sie in südöstlicher Richtung an der Küste Attikas entlangsteuerte, stießen bald von Norden her fünf Schiffe aus Eretria dazu; kühn nahmen sie Kurs auf Ionien und verschwanden aus der Sichtweite der Athener. Ihren Gedanken aber entschwanden sie nicht: Wo immer die Athener in jenem Frühsommer zusammenkamen, ob in den Tavernen im Stadtteil Kerameikos, auf der Agorá oder am Meer in Phaleron, warteten sie mit brennender Ungeduld auf Neuigkeiten. Die Wochen vergingen. Endlich sickerten Nachrichten durch. Die Soldaten der Demokratie hätten einen ruhmreichen Erfolg errungen, wurde berichtet. Sie hatten es abgelehnt, sich an der ionischen Küste zu verkriechen und zu verstecken, sondern statt dessen gewagt, das Machtzentrum des Artaphernes direkt anzugreifen. Als sie mit ihren ionischen und eretrischen Verbündeten über die Berge marschierten, die Sardes schützten, folgten sie geheimen, gewundenen Pfaden. Hierauf überwältigten sie die Perser, eilten in die Ebene hinunter, drängten eilends Artaphernes in seinen Palast zurück, steckten die Unterstadt in Brand, und ein gegen Milet entsandtes Angriffsheer wurde zur Umkehr gezwungen. Athen hatte seine Pflicht getan. Dank seiner heroischen Bemühungen waren die Ionier nun gewiß für immer befreit und frei.

War die Mission erfüllt? So mag es ausgesehen haben. Aber es dauerte nicht lange, bis die zuvor sonnigen Nachrichten aus Ionien immer düsterer wurden. Artaphernes hatte sich zwar in seinem Palast verschanzt, aber die Griechen, die nur wenige Truppen mitbrachten und keine Belagerungsmaschinen hatten,

waren erbärmlich dabei gescheitert, die gewaltigen Mauern zu erstürmen. Sie waren auch nicht in der Lage, während des großen Brandes in der Unterstadt den Tempel der Kybele vor der Feuersbrunst zu retten. Das war ein so furchtbarer Frevel, daß die Griechen, die bereits entmutigt waren, weil es ihnen nicht gelungen war, Artaphernes gefangenzunehmen, sich sofort in die Berge zurückzogen. Als sie erschöpft zurück zum Meer stolperten, bemerkten sie Abteilungen der persischen Reiterei, die sie beschatteten. Noch kaum einen Kilometer von ihren Schiffen entfernt wurden sie gezwungen, kehrtzumachen und sich dem Kampf zu stellen. Als »leicht zu besiegen«¹⁷ hatte Aristagoras die Perser während seiner diplomatischen Rundreise wiederholt beschrieben. Jetzt entdeckten die Athener die schreckliche Wahrheit, als sie unter dem Hagel der Pfeile erlahmten und an den Staubwolken erstickten, die die unermüdliche Reiterei der Perser aufwirbelte. Die griechische Schlachtreihe, so bronzebewehrt sie auch war, begann einzubrechen. Der Befehlshaber der Eretrier, der versuchte, sie zusammenzuhalten, wurde getötet. Die überlebenden Athener, abgeschnitten vom Hauptteil des griechischen Heeres, kämpften sich zu ihren Schiffen durch, setzten Segel und flohen.

Als die Bürger Athens ihre geschlagene Flotte bei ihrer Rückkehr mit Beunruhigung und Entsetzen begrüßten, begriffen sie endlich, welchen Unsinn Aristagoras ihnen erzählt hatte. Seine Behauptung, die Perser seien weibisch und schwach, war nun als Wunschdenken entlarvt. Die athenische Volksversammlung wandte sich abrupt von der Kriegshetze ab und lehnte in blanker Furcht jedes weitere Hilfsgesuch vom Kriegsschauplatz ab, so verzweifelt drängelnd und bitter vorwurfsvoll die Anfragen auch waren. Nachdem Aristagoras den Athenern einst falsche Aussichten vermittelt hatte, konnte er jetzt sogar einige wirkliche Erfolge vorweisen. Obwohl die Feuersbrunst von Sardes in den Augen der Athener eine Katastrophe war, machte die Neuigkeit der persischen Demütigung doch weit und breit die Runde. Von Zypern bis zur Chersones ließen die Funken der Rebellion überall Flammen auflodern, und Artaphernes, dessen Ansehen stark gelitten hatte, mußte sich der fast aussichtslosen Aufgabe widmen, sie auszutreten.

Doch die Athener beharrten hartnäckig auf ihrem wiederentdeckten Isolationismus und ließen sich auch weiterhin nicht beeindrucken. Nach dem kurzen Blick auf die Macht der Perser, den ihr Kriegszug ihnen erlaubt hatte, hielten sie es nun für offenkundig, daß alle Pläne und ehrgeizigen Vorhaben des Aristagoras nur Luftschlösser waren. Am unheilvollsten war dabei, wie sie am

eigenen Leib erfahren hatten, daß die ionischen Hopliten einfach keine Antwort auf die Reichweite und Geschwindigkeit der persischen Reiterei wußten. So wenig waren die Ionier ihr gewachsen, daß im Sommer 497 v. Chr. nach nur zweijährigem Widerstand fast alle Rebellen ins Meer getrieben waren. Nur Milet, von wo der Aufstand seinen Ausgang genommen hatte, hielt noch stand. Obwohl die ionische Flotte nicht besiegt war, konnte sie doch keinen Proviant oder neue Rekruten aus den Wellen fischen. Die Lage schien so verzweifelt, daß Aristagoras, der nicht mehr auf die Hilfe der Athener hoffte, sich ein Beispiel an seinem Onkel nahm und beschloß, nach Myrkinos abzureisen, dem privaten Lehen des Histaios in Thrakien, um dort frisches Holz für die Flotte und Silber für die Söldner zu besorgen. Die dortigen Bewohner zeigten sich aber noch weniger geneigt, seine Kriegsanstrengungen zu unterstützen, als die Athener. Sie empfingen ihren Lehnsherrn keineswegs mit offenen Armen, sondern zogen es statt dessen vor, für ihre eigene Freiheit zu sorgen – und erstachen Aristagoras. So erbärmlich und ruhmlos ging dieser Mann zugrunde, der Anführer des großen Aufstands gegen den König der Könige. Er allein hätte doch die Revolte wirklich führen und ihr eine Richtung geben können.

Die Hoffnung der Ionier auf einen Sieg, die schon vorher verblaßt war, schien nun fast ganz zu erlöschen. Es kostete die Perser noch weitere drei Jahre harte Anstrengung, bis sie die Flotte, die man ihnen zu Beginn des Aufstands gestohlen hatte, ersetzen konnten. Erst dann fühlten sie sich gerüstet, um den Rebellen die Herrschaft über das Meer streitig zu machen. Da aber Aristagoras nun tot war und niemand sich bereit fand, ihn zu ersetzen, schienen die Kriegsgelüste der Ionier fast völlig zu erlahmen, als wären sie schreckerstarrt vor einer Katastrophe, von der sie sicher wußten, daß sie näherkam. In inneren Konflikten bekämpften sich die Regierenden, die verschiedenen Bevölkerungsteile und die Städte gegenseitig. Persisches Gold, noch tödlicher in seiner Wirkung als unzählige Reiterabteilungen, begann seine Wirkung zu zeigen. Unheilspropheten und andere, die sich ergeben wollten, begannen sich abzusetzen. Noch ankerte die ionische Flotte mit ihrer furchterregenden Zahl von 250 Kriegsschiffen bei den Inseln vor der Küste Kleinasiens und hielt dort die Stellung vor dem umkämpften Milet. Aber als die Schiffe dort in den Winterstürmen verrotteten oder in der Sommerhitze kochten, begannen sie nach Furcht und Verzweiflung zu riechen. Dieser unangenehme Geruch, der drohend in der Luft lag, drang bis ins ferne, aufgeregte Athen.

Auch die Athener waren in Angst und Schrecken versetzt, denn sie hatten

die doppelte Erkenntnis gewonnen, daß das Bollwerk, das die Ionier für sie hätten sein können, mit Sicherheit dem Untergang geweiht war und daß das weitblickende und unerbittliche Auge des Königs der Könige sich bald starr auf ihre Stadt richten mußte. Die Wogen des Selbstvertrauens, die die Demokratie zu ihren ersten berausgenden Siegen getragen hatten, flachten schnell ab. Die Niederlage in Ionien war nicht die einzige Blessur, die sich die Athener in der letzten Zeit geholt hatten. Ein ganzes Jahrzehnt lang waren sie nun schon in einen lästigen Krieg mit der kleinen, aber quälend tatkräftigen Insel Ägina verwickelt, in den Augen der Athener ein Nest von Piraten und Wegelagerern, und sie lag zu ihrer grenzenlosen Wut nur 20 Kilometer südlich von Salamis im Zentrum des Saronischen Golfs und direkt an den Schiffahrtswegen. Da Athens Politiker tief im Boden verwurzelte Landbesitzer waren und von Natur aus Landratten, hatte zuvor niemand daran gedacht, eine Kriegsflotte zu bauen. Trotz der ständigen Belästigung durch Freibeuter aus Ägina dachte man auch jetzt nicht daran. Wer sollte das schließlich finanzieren? Die Armen natürlich nicht, aber sicher auch nicht die Reichen, die davon ausgingen, daß sie mit Schild und Lanze bewaffnet auf trockenem Boden ihren Mann stehen und kämpfen sollten. Das hatten Männer ihres Standes, die sich eine anständige Ausrüstung leisten konnten, zu allen Zeiten getan. Diese Verachtung gegenüber Seestreitkräften half zwar, die Klasse der Hopliten vor der Demütigung zu bewahren, an einem Ruder ächzen und schwitzen zu müssen, aber zu den Kriegsbemühungen gegen Ägina trug sie nicht besonders viel bei. Vielmehr war die Ohnmacht der Athener gegenüber diesem Feind so groß, daß sie eines Tages sogar hilflos mitansehen mußten, wie ihr ganzer Hafen in Flammen aufging. Die weite Bucht von Phaleron war gewiß nicht leicht zu verteidigen, und die Piraten aus Ägina waren ihrerseits nicht im geringsten in der Lage, Athen zu Lande entgegenzutreten. Der Krieg war eher ein lästiger Zustand als eine tödliche Gefahr, verminderte aber das plötzlich auftauchende Gefühl der jungen Demokratie nicht, bedrängt zu werden und getrieben zu sein. Eine Frage beunruhigte die Wähler ganz besonders. Wenn sie nicht einmal in der Lage waren, ein winziges Eiland direkt vor ihrer Küste mit seinen lästigen Nadelstichen zu besiegen, welche Hoffnung blieb dann noch, sich gegen die berechnete Wut einer Großmacht wehren zu können?

Als die Sturmwolken scheinbarer Unbesiegbarkeit der Perser dunkel und drohend über Ionien standen, suchten auch seltsame Schatten der Vergan-

genheit Athen von neuem heim. Im Sommer des Jahres 496 v. Chr. wählte das Volk von Athen einen Mann an die Spitze seines Staats, dessen Name allein schon ein Hinweis auf einen bevorstehenden Niedergang der Freiheit zu sein schien. Hipparchos war nicht allein der Sohn eines prominenten Anhängers der Peisistratiden, sondern er hatte sogar seine Schwester an den verbannten Tyrannen Hippias verheiratet. Er war vielleicht der geeignetste Kandidat, um seinem Schwager den Weg zu ebnen, günstige Bedingungen mit Artaphernes auszuhandeln und vom Großkönig Vergebung für die Brandschatzung von Sardes zu erbitten. Die Demokratie blieb standhaft, trotz schlechter Nachrichten von der ionischen Front. Hipparchos leistete sein Amtsjahr ab, ohne aktiv zu kollaborieren. Die Versuchung, doch noch zu kapitulieren, bereitete den Athenern Kopfzerbrechen, zumal sie von den Tauen ungeniert als Realpolitik bezeichnet wurde. Gerüchte über Verrat zugunsten der Perser, von »Medismos«, schwirrten durch die Stadt. Unvermeidlich hefteten sie sich an die Fersen jener meisterlichen Opportunisten, der Alkmeoniden, wie das schon ein ganzes Jahrhundert lang geschehen war. Kleisthenes mochte der Begründer der Demokratie gewesen sein, aber wenige hegten irgendeinen Zweifel daran, daß sein Familienclan dazu bereit sein könnte, sie zu verraten und zu verkaufen, wenn man seinen Angehörigen nur genügend Anreiz dafür bot. Daß man ihnen nie etwas beweisen konnte, verstärkte nur den Demokratiewahn. Das Gold des Großkönigs floß bestimmt durch irgendwelche Kanäle nach Athen. Wenn es nicht an die Alkmeoniden ging, dann war es jemand anders. Jeder Politiker spähte mißtrauisch auf die anderen, verfolgte die Nachrichten aus Ionien mit zunehmend düsteren Vorahnungen und ging in Stellung, um später im Vorteil zu sein.

Selbstverständlich war das für die Eupatriden ein nur allzu bekanntes Spiel, denn ihre Bereitschaft nachzugeben und eine Politik des Appeasement zu betreiben gehörte zu ihrer Natur. Wie in Ionien so auch in Athen hatte die Aristokratie seit langem sonderbar und affektiert für den Orient geschwärmt. Der Gedanke, den Untergang ihrer Stadt zu riskieren, statt eine Vereinbarung mit dem allmächtigen König der Könige zu erzielen, billigten sie erwartungsgemäß überhaupt nicht. Begeisterte Anhänger der neuen Ordnung, die das erkannten und die schwarze Rauchsäule über Ionien aufsteigen sahen, mißtrauten jedoch dieser alten Elite immer mehr und zweifelten an ihrer Loyalität. Gewiß, alle Eupatriden konnte man nicht für zukünftige Kollaborateure halten: Miltiades, der Größte der Großen, um nur ein Beispiel zu nennen, hatte seit Beginn des

großen Ionischen Aufstands auf der Chersones leidenschaftlich die Freiheit verteidigt. Und dennoch – auch er regierte als Tyrann sein Territorium, keine besonders gute Empfehlung an die Bürger von Athen, die jetzt Tag für Tag um ihre Demokratie fürchteten.

Wo nach dem besten Oberkommando Ausschau halten, wie jetzt die richtige Führung zusammenstellen? Vielleicht war sie bei einer neuen Generation und einer neuen Art von Politikern zu finden? Gab es vielleicht Leute, die durch das Wort von der Macht des Volkes nicht zu verunsichern waren wie die Sprößlinge der großen Familien, sondern sich statt dessen davon anregen ließen? Begabten Aufsteigern unter den Bürgern bot die Revolution, die die Elite der Eupatriden in so große Unruhe versetzte, selten günstige Gelegenheiten. Der junge Themistokles zum Beispiel konnte nur ein Jahrzehnt nach Einführung der Demokratie in gutem Glauben nach dem höchsten Amt des Archonten streben, obwohl er aus keiner Familie mit klar ersichtlicher politischer Erfahrung stammte. Von Geburt war er Aristokrat, sein Vater jedoch hatte nie das geringste Interesse an einem öffentlichen Amt gezeigt; seine Mutter stammte zum allgemeinen Schrecken noch nicht einmal aus Athen. In einer vorangegangenen und strengeren Zeit hätte ein Makel dieser Art genügt, Themistokles das Bürgerrecht überhaupt zu verweigern. Nur die Reformen des Kleisthenes und die Notwendigkeit, die zehn Phylen mit einer reichlichen Zahl von kräftigen Männern aufzufüllen, ließen die Gesetzesänderung möglich werden. Aus diesem Grund war das Bewußtsein des Themistokles, der neuen Ordnung verpflichtet zu sein, von besonderer und persönlicher Art, und er strebte nach öffentlichen Ämtern eher so, wie ein Mann im Rausch nach einem Heilmittel sucht. Mit dem ausgeprägten Zynismus, der die Geschichte seiner Leidenschaft für den Ruhm stets begleitete, hatte Themistokles erkannt, daß es in einem vom Volk regierten Staat nur einen sicheren Gradmesser der Berühmtheit geben konnte. »Wie könnt ihr mich einschätzen«, fragte er später er seine Freunde, »wenn ich noch niemanden eifersüchtig gemacht habe?«¹⁸ Der von der neuen Ordnung eröffnete Horizont flimmerte vor seinen Augen wie eine Art von Entscheidungskampf.

Im Jahr 494 v. Chr. feierte dieser hochintelligente und ehrgeizige junge Mann seinen 30. Geburtstag und erreichte damit nach jahrelangem Warten das Alter, um sich bei der Wahl zum Archontenamt zu bewerben. Im folgenden Jahr, so beschloß er, müsse er es versuchen, mit guter Aussicht auf Erfolg. Mag sein, daß er unerfahren im öffentlichen Leben und von bescheidener Abstam-

mung war, aber er hatte doch alle Qualitäten, die ein zukünftiger Star der Politik brauchte. Mit seinem Stiernacken und den kurzgeschnittenen Haaren, einem kräftigen Körper und dem groben Gesicht hatte Themistokles, wie die Nachwelt urteilen sollte, das Aussehen »eines wirklichen Helden«.¹⁹ Er erschien unbezwingbar, unzerstörbar, voll unbändiger Kraft. Hochintelligent war er alles andere als ein Muskelprotz. Grenzenlos verwunderten – und beunruhigten – die Einfälle seines unendlich beweglichen und vielseitigen Verstandes seine Mitbürger. In keiner schwarzen Kunst der Machenschaften, die ein Politiker unter der neuen Regierungsform brauchte, war Themistokles unbewandert, ja, überall ein Meister. Im politischen Nahkampf geübt, ein geschickter Netzwerker und PR-Manager, selbstredend in eigener Sache. Denn das Allerwichtigste konnte er aus dem Effeff: wie man sich immer gut und für alle sichtbar an die Bühnenrampe in der Öffentlichkeit drängt. Statt auf den Gütern seiner Familie auf dem Lande zu leben, zog er es vor, am Rand des Kerameikos in der Nähe des »Henkertors« zu wohnen, wo die Leichen der erhängten Verbrecher und der Selbstmörder achtlos hingeworfen wurden. Ein ungesunder Wohnort, gewiß, jedoch war von hier aus die Agorá in wenigen Minuten zu Fuß zu erreichen, und das gab für Themistokles den Ausschlag. Da er sich Sorgen machte, die wichtigen und vornehmen Leute würden durch diesen unheilvollen Ort von einem Besuch abgehalten, begann er berühmte Musiker einzuladen, in seinem Haus zu üben. Um Freunde und öffentlichen Einfluß zu gewinnen, wurde er als Anwalt tätig. Er war der erste Kandidat in der Geschichte der attischen Demokratie, der sich durch die Beschäftigung mit dem Rechtswesen auf das politische Leben vorbereitete. Vor allem aber umwarb er mit seiner Leutseligkeit und Geselligkeit arme Bürger. Sie waren nicht gewohnt, daß man ihnen den Hof machte, und vergötterten ihn ihrerseits dafür. Er machte die Runde in den Tavernen, den Märkten, den Hafenplätzen und warb um jede Stimme an Orten, wo kein Politiker je zuvor daran gedacht hätte, sich zu zeigen. Themistokles, der alles daransetzte, niemals den Namen eines Wählers zu vergessen, hatte sein Augenmerk auf eine völlig neue Wählerschaft gerichtet.

Ehrgeiz war aber nicht sein einziger Beweggrund. Was Themistokles tat, war zwar nie völlig ohne Eigeninteresse, aber er sah doch in den armen Bürgern nicht nur Wähler, sondern auch die künftige Kraftreserve seiner Stadt. Eine überraschende Erkenntnis war für seine Standesgenossen, daß er »ein unfehlbarer Erkenner des rechten Augenblicks und auf weiteste Sicht der beste

Berechner der Zukunft« war, denn »das Bessere und das Schlechtere konnte er im noch Ungewissen am ehesten voraussehen.«²⁰ Deutlicher als alle älteren Politiker erkannte der Anfänger Themistokles, daß die beste Überlebenschance für seine Stadt nicht auf dem Land, sondern auf dem Wasser lag und daß jedes Kriegsschiff in seiner Kampfkraft von der vereinten Muskelkraft seiner Ruderer abhing. Keine sehr überzeugende Zukunftsprognose, konnte man meinen, wo Athen doch kaum über einen richtigen Hafen und schon gar nicht über eine Kriegsflotte verfügte. Visionär blickte Themistokles in die fernere Zukunft und ließ sich nicht beirren. Er verkündete sein Programm und begann für die sofortige Zurückstufung der augenblicklichen Liegeplätze und ihre Ersetzung durch einen neuen Hafen am Piräus einzutreten. So hieß das felsige Vorgebirge direkt im Norden des Strandes von Phaleron. Die Beschaffenheit des Ufers erlaube dort die Anlage nicht nur eines, sondern dreier natürlicher Häfen, die für eine Flotte jeder Größe genügten und leicht zu befestigen seien. Gewiß liege der Platz 3 Kilometer weiter von der Stadt entfernt als Phaleron, aber, so argumentierte Themistokles leidenschaftlich, das sei ein geringer Preis für die gewaltigen Vorteile, die ein Hafen im Piräus mit sich brächte. Dort werde ein sicherer Hafen für die stetig wachsende athenische Handelsflotte entstehen; er werde sich zu einem Umschlagplatz entwickeln, der es mit Korinth und Ägina aufnehmen könne; und er böte Schutz vor den aiginetischen Freibeutern. Dazu könne man dann bald, wenn man das Geld dafür auftrieb und die Umstände es zu fordern schienen, vielleicht sogar den Bau eines Flottenstützpunktes erwägen...

Themistokles hatte keineswegs den Wunsch, den landbesitzenden Adel durch wildes Gerede von Seestreitkräften zu beunruhigen, und er zog es vor, den letzten Punkt nicht weiter auszuführen. Doch die Umriss dieses Programms waren in jenem Frühjahr 494 v. Chr. überall in Athen bereits bekannt. Aus dem Osten kamen neue, zunehmend schlimmere Nachrichten. Die persische Flotte war endlich in See gestochen. Die Anführer der Ionier, so wurde berichtet, waren an die Küste zum Fuß des Bergs Mykale entwichen. Dann seien sie an seinen Hängen bergan geschlichen wie Flüchtlinge in ihrem eigenen Land, um sich in ihrem lange nicht besuchten gemeinsamen Heiligtum Panionion zu versammeln. Nachdem sie dort das Unkraut entfernt hatten, beschlossen sie, den Persern die Stirn zu bieten und ihre Zukunft in einem einzigen verzweifelten Angriff aufs Spiel zu setzen. Der Erfolg des Aufstands stand jetzt, wie die Anführer sich vollkommen bewußt waren, auf Messers

Schneide. »Entweder werden wir frei sein oder Sklaven werden, und dazu noch entlaufene.«²¹ Die Ionier hatten keine andere Wahl mehr, als jedes Kriegsschiff, das sie besaßen, zu bemannen und ihre gesamten letzten Reserven in die Bresche zu werfen. Sie segelten um das Kap Mykale herum südwärts in Richtung auf Milet und die kleine Insel Lade. Dort, 3 Kilometer vor dem Hafen der großen Stadt, wählten sie ihren Ankerplatz. Vor ihnen lagen die 600 Kriegsschiffe des Feindes und die Aussicht auf eine entscheidende Schlacht. Doch noch nach Tagen hatte sich keiner der beiden Gegner gerührt, als seien sie vor dem ungeheuerlichen Ausmaß des drohenden Kampfes überwältigt und gelähmt. Die Nerven waren zum Zerreißen gespannt, in ganz Ionien, in Athen und überall in der gesamten griechischen Welt. Aber der Stillstand dauerte weiter an, und immer noch warteten die Menschen in den Häfen ungeduldig auf Neuigkeiten.

Dann gegen Sommer trafen endlich Nachrichten ein, sie waren düster und zugleich von den Flammen der Feuer beleuchtet, wie man immer befürchtet hatte. Die Ionier, fast verhungert auf ihrem Stützpunkt der kleinen Insel, wurden für die geheimen Agenten der Feinde zur leichten Beute. Als ihre Flotte vorrückte, um einem plötzlichen persischen Angriff zu begegnen, und in die Bucht von Milet hinaussegelte, brach ihre Verteidigungslinie sogleich zusammen. Einige Kapitäne aus Samos, der Insel gegenüber von Kap Mykale, hatten eine private Vereinbarung mit den Persern getroffen, nicht einfach, um ihre eigene Haut zu retten, sondern um die Stadt zu vernichten, in deren Schatten als Handelsmacht sie so lange gestanden hatten. Als ganze Flottenkontingente dem Beispiel der Verräter folgten und umzudrehen begannen, war die Niederlage für die übrigen Ionier unvermeidlich und die Position Milets unhaltbar geworden. Als Leichen in ihre Häfen trieben, Krankheiten in ihren Straßen wüteten und jede Hoffnung auf Sieg nun in den Gewässern vor Lade untergegangen war, erlagen die Milesier bald dem Angriff der persischen Belagerungsmaschinen. Artaphernes, der von der Stadt Besitz ergriff, verhängte eine schreckliche, fast assyrisch anmutende Rache über sie. Die Perle der Ägäis und einst bevorzugte Verbündete des persischen Königs wurde vollkommen den Flammen überlassen. Die männlichen Bewohner wurden abgeschlachtet, ihre Söhne kastriert, ihre Töchter zu Sklavinnen gemacht. Als die erbärmlichen Überlebenden hilflos in Ketten der Kolonne von Wagen folgten, auf denen sich die Kostbarkeiten ihrer heiligsten Tempel türmten, und sich schlurfend auf ihren langen Marsch in die Arbeitslager oder einen Harem Persiens begaben,

begegneten sie Siedlern, die sich in die andere Richtung bewegten. Das waren persertreue Leute, denen Artaphernes ihr Land zugeteilt hatte. Dieses Schicksal sollte nach dem Schwur des Großkönigs allen widerfahren, die gegen seine Macht rebellierten. Und wie es der Großkönig geschworen hatte, so trat es auch ein.

Wohin würde er als nächstes seinen Blick richten? Kannte seine Wut überhaupt eine Grenze? Während die Nachricht von der Auslöschung Milets in Athen und Eretria nackte Angst und Schrecken auslöste, durchlief auch ihre Nachbarn ein spürbarer Schauer der Furcht. Obgleich sie wie immer mit ihren eigenen kleinen Streitereien beschäftigt waren, mußten jetzt auch die tiefsten Provinznester unter den griechischen Städten endlich hellhörig werden und in der persischen Macht einen neuen, erstaunlich wichtigen Faktor erblicken. Aber welche Wirkung hatte das? Es gab viele Möglichkeiten, sich zu verhalten, und nicht alle waren wirklich ruhmreich. Die Argiver zum Beispiel, deren Begeisterung für die Freiheit erst an zweiter Stelle und lange nach ihrem Haß auf die Spartaner eine Rolle spielte, hatten sich schon einige Zeit vor dem Fall Milets ihre Meinung gebildet.²² Mit einer jener phantasievollen Genealogien im Gepäck, die schon immer ein Markenzeichen ihrer Außenpolitik waren, reisten Gesandte aus Argos nach Sardes und setzten dort die verdutzten Perser davon in Kenntnis, daß sie in Wahrheit – Trommelwirbel – von einem alten König von Argos abstammten. Eine ziemlich weit hergeholte Theorie, hätte man meinen können. Aber der angebliche Ahn, den die Argiver ausgegraben hatten, war ein Held, Gorgonentöter und Retter von Prinzessinnen namens Perseus. Das klang doch ganz so, als hätte er ein Stammvater der Perser gewesen sein können. Aus all dem hatte sich ein trüber Pakt ergeben, denn Perser wie Argiver hatten sehr gute Gründe, die phantastische Erfindung ihrer angeblichen Verwandtschaft aufrechtzuerhalten. Die Perser konnten auf einen Vorposten auf der Peloponnes hoffen, und die Argiver konnten sich die Hände reiben und von einem Sparta träumen, das von ihrem entfernten Vetter, dem König der Könige, dem Erdboden gleichgemacht wurde.

Die Spartaner hatten sich seit langem damit zufriedengegeben, trotz ihrer Feindseligkeit gegenüber den Persern, die noch aus der Zeit der mangelnden Anerkennung durch Kyros stammte, die Ansprüche der Argiver auf Verwandtschaft mit den Barbaren eher als einen pathetischen Witz und nicht als eine Bedrohung zu verstehen. Aber das änderte sich schnell, als die ersten schlechten Nachrichten aus Ionien eintrafen. Ein siegreiches Persien und ein Argos,

das auf Vergeltung sann – das war der Vorschein aus den dunkelsten Alpträumen der Spartaner. Kleomenes, der ursprünglich die Gelegenheit verschmäht hatte, in Ionien gegen die Barbaren zu kämpfen, suchte nun, sie in einer sehr viel überlegteren Weise zu treffen, um damit die Herzen seiner Landsleute ein wenig zu erfreuen. Er überfiel Argos. Im Sommer 494 v. Chr., als die Perser noch damit befaßt waren, die Truppen der Rebellen in Ionien aufzureiben, führte Kleomenes seine Landsleute auf ihrer ganz eigenen Mission der Vernichtung nach Norden. Nichts durfte sich ihnen in den Weg stellen. Als er von den Sehern in Kenntnis gesetzt wurde, daß ein argivischer Flußgott die Spartaner dem Untergang weihen werde, falls sie seine Fluten überquerten, schnaubte Kleomenes nur, es sei sehr achtenswert, daß der Fluß »seine Landsleute nicht verraten wolle«²³ – und nahm dann voller Verachtung einen anderen Weg. Nachdem er das Heer der Argiver in einer großen Schlacht bei dem Dorf Sepeia besiegt und die Überlebenden bis zu einem heiligen Hain verfolgt hatte, rief er als nächstes einzelnen Argivern zu, für sie sei ein Lösegeld gezahlt worden. Als sie aus dem Heiligtum herauskamen, ließ sie Kleomenes einen nach dem anderen hinrichten. Als die Geflohenen, die noch lebten, endlich diesen Betrug begriffen, befahl Kleomenes kaltblütig, den Hain in Brand zu stecken.

Das war natürlich auf seine Weise ein genauso schweres Verbrechen wie die Zerstörung und Plünderung Milets, und um so schockierender, als es ein Grieche angeordnet hatte. Kleomenes hatte zwar Heloten angewiesen, den Hain anzuzünden, um sich vom Makel des Götterfrevels reinzuhalten, aber der schwarze Rauch, der von diesem Massenmord aufstieg und fettig und schwer von verbranntem Menschenfleisch in der Luft lag, war für die übrigen Städte ein grauenhaftes Signal, wie weit Sparta zu gehen gewillt war. Keine Bedrohung Lakedaimons werde man dulden. Eine ganze Generation argivischer Männer war ausgelöscht, das Gebiet war aufgeteilt, es war sogar so schwach, daß das winzige Mykene in der Lage war, sich aus seinem Griff zu befreien, und es stand nun als ein verstümmeltes Mahnmal dafür da, was geschehen konnte, wenn man Sparta herausforderte. Auch die Perser konnten sich als Adressaten dieser Warnung betrachten. Jeder Angriff würde mit unnachgiebigem Widerstand beantwortet werden. Sparta war entschlossen, sich zu verteidigen und zu kämpfen, was immer auch geschah.

Es sah also ganz danach aus, als müßte sich Athen am Ende doch nicht allein dem rachsüchtigen König der Könige widersetzen. Doch die Athener schie-

nen ihrerseits in jenem Winter 494 v. Chr. von derselben Unentschlossenheit gelähmt zu sein, die ihre ionischen Vettern mit so tödlichen Folgen befallen hatte. Vielleicht waren sie von den trostlosen Nachrichten wie benommen, die unaufhörlich von der anderen Seite der Ägäis eintrafen. Ionien, das einst so wohlhabend und glücklich, so leuchtend und hell war, glich nun nach den Berichten einem Ödland. In den Spuren der persischen Vergeltungskommandos wuchs Unkraut; Flüchtlinge, die sich in die Berge zurückgezogen hatten, wurden von Hunden gehetzt und mit Netzen gefangen. Die wenigen Milesier, die nicht deportiert wurden, saßen zitternd und frierend zwischen den rauchschwarzen Ruinen der Geburtsstätte der Philosophie. Die Aussicht, sie könnten ein ähnliches Schicksal erleiden, war fast zu viel für die Athener wie auch der Umstand, sich dies immer wieder anhören zu müssen. Als im Frühjahr 403 v. Chr. bei den Feierlichkeiten der Dionysien in Athen eine Tragödie aufgeführt wurde, deren Stoff nicht der Mythologie entnommen war, wie das Publikum es erwartete, sondern sich direkt auf die Einnahme Milets bezog, »weinten alle Zuschauer im Theater«. ²⁴ Die Tragödie wurde sofort verboten, und der Tragödiendichter, der Agitation betrieben und die Bürgerschaft so sehr in Aufregung versetzt hatte, wurde dafür mit einer schweren Strafe belegt. Die Reaktion der Athener auf die Bedrohung durch die Perser schien darin zu bestehen, daß sie ihre Köpfe tief in den Sand steckten.

Aber so, wie sie im Innersten ganz genau wußten, daß die Angriffsstruppen des Großkönigs irgendwann einmarschierten, wußten sie auch, daß ihnen diese Invasion nur zwei einfache Möglichkeiten ließ. Sie konnten entweder kollaborieren und sich ergeben oder kämpfen. Die Entscheidung war nicht mehr sehr lange aufzuschieben. Belege dafür gab es überall. Kaum hatten sich die Theaterbesucher ihre Tränen abgewischt, da traf ein anderer lebender Beweis für die Sturmwolken, die sich im Osten zusammenballten, im Hafen von Phaleron ein. Miltiades kam auf Schwingen des Kriege ruhs, denn er hatte sehr viel heroischer gegen die Barbaren gekämpft als irgendein anderer Athener. Er war der Rache der persischen Flotte um Haaresbreite entkommen und hatte eine Flottenabteilung an der Nase herumgeführt, die speziell zu dem Zweck, ihn abzufangen, ausgesandt war. Bis nach Athen wurde er während der ganzen Fahrt verfolgt. Aber er hatte auch näher an der Heimat viele Feinde. Verhaßt bei seinen Standesgenossen, gefürchtet vom Volk, schien sein persönliches Charisma für eine kämpferische Demokratie wenig geeignet. Kaum war er an Land gegangen, standen seine Feinde schon bereit, »die ihn vor Gericht

zogen und als Tyrannen der Chersones anklagten«.²⁵ Der Prozeß wurde für einen späteren Zeitpunkt im Jahr anberaumt.

Von dem Urteil würde sehr viel mehr abhängen als nur das Schicksal des Miltiades. Ob die Athener den Mut aufbrachten, einen Mann freizusprechen, den sie zuvor lange Zeit als möglichen Tyrannen fürchteten, der aber in seiner Rolle als Kampfgegner der Perser andererseits so wichtig war wie kein zweiter? Oder gaben sie sich statt dessen sofort wieder dem traditionellen Vergnügen des Parteienkampfes hin? Jeder Bürger hatte zwangsläufig eine Meinung zu dieser Frage, aber der Mann mit dem größten Einfluß auf die Entscheidung sollte der wichtigste der Archonten sein, der jedes Jahr jeweils an der Spitze des Staates stand. Das war ein hinreichender Grund, um den Wahlen des Jahres 493 v. Chr. ein besonderes Gewicht zu geben. Der Kandidat der Gruppe siegte, die entschieden gegen eine Annäherung an die Perser stimmte, und Miltiades atmete ohne Zweifel erleichtert auf. Themistokles hatte zwar einen starken Hang zum Neid, und die Versuchung, den Ruin eines charismatischen Rivalen zu arrangieren, muß beträchtlich gewesen sein. Aber er widerstand dieser Versuchung. Miltiades wurde vor Gericht gestellt und freigesprochen. Kurz danach wurde er zum militärischen Führer seiner Phyle gewählt und gehörte damit zu den zehn Strategen, die als Generäle die Aufgabe hatten, den Oberkommandierenden der Athener, den Archon Polemarchos, also den »Kriegsführer«, zu beraten und zu unterstützen. Das muß den persischen Spionen, ähnlich dem Brand des heiligen Hains in Sepeia, wie eine herausfordernde Absichtserklärung erschienen sein. Mit Sicherheit erhielt Miltiades durch die Wahl zum Strategen entscheidenden Einfluß auf die festzulegende Verteidigungspolitik seiner Stadt. Endlich hatte die Demokratie, wie es schien, ihren Entschluß gefaßt: Die Athener waren wie die Spartaner zum Kampf bereit.

Unterwegs nach Marathon

Niemand in Athen bezweifelte auch nur im geringsten, daß es dem Großkönig persönlich darum ging, die Demokratie zu zerstören. Es wird berichtet, daß Dareios, als er die Nachricht empfang, daß Sardes brannte, nach seinem Bogen verlangte, diesem furchtbaren Totem königlicher Gewalt, und einen Pfeil hoch hinauf in die Luft schoß, und er begleitete seinen Schuß mit einem Gebet an

Ahura Mazda, es möge ihm gewährt sein, die Athener so zu bestrafen, wie sie es verdienten. Sein Zorn war derart gewaltig, daß gemunkelt wurde, der königliche Appetit habe sich von diesem Schock nie wieder ganz erholt. Jeden Tag, so heißt es, Jahr für Jahr, mußte ein Sklave dem Dareios, wenn er sich zum Essen niederließ, leise ins Ohr flüstern: »Herr, denk an die Athener.«²⁶

Für ein zuvor völlig unbekanntes Volk am Rand der Welt war es natürlich eine beachtliche Leistung, jeden Tag im Allerheiligsten von Persepolis Erwähnung zu finden. Den Athenern graute zwar bei der Vorstellung, zu einem so einzigartigen Objekt der königlichen Rache auserwählt zu sein, doch überlief sie bei dieser Idee auch ein leiser Schauer verzweifelten Stolzes. Offensichtlich war es Dareios nicht gelungen, quer durch Asien zu eilen, um sie direkt im Kampf zu stellen; ein Umstand, der sie womöglich sogar bewog, sich selbst auf die Schulter zu klopfen. Natürlich konnten sich die meisten Griechen die wahren Ausmaße des großköniglichen Herrschaftsbereiches sowie die Vielfalt an Problemen, die seine Aufmerksamkeit forderten, auch nicht annähernd vorstellen. Als Kleomenes im Verlauf seiner erfolglosen Unterredung mit Aristagoras davon in Kenntnis gesetzt wurde, daß Susa mehr als drei Monatsreisen entfernt jenseits des Meeres liege, sprang er in ungläubigem Staunen auf; und dabei mußte man ja östlich von Susa noch einmal drei Monate reisen, um die Herrschaftsgebiete des Großkönigs zur Gänze zu durchqueren. Nicht daß es die Athener nun, da sie ihrer Schicksalsstunde entgegensahen, besonders getröstet hätte – doch es war weder die einzige Sorge des Dareios und noch auch nur seine vordringlichste, die Athener Mores zu lehren.

Aber es ließ ihn auch nicht völlig unberührt. Das Gedächtnis des Großkönigs war umfassend und sein Einfluß global. Es gab keine Krise an irgendeiner weit entfernten Grenze, über die er nicht ständig informiert wurde. Die Entfernungen in seinem Reich waren zwar immens, doch immens war auch die Virtuosität, mit der seine Knechte an der Überwindung dieser Entfernung arbeiteten. Die Geschwindigkeit, mit der persische Nachrichten übermittelt wurden, erregte allgemeines Erstaunen. Leuchtfeuer, die von einem Aussichts-Wachpunkt zum nächsten übersprangen, konnten den Großkönig von jedem beunruhigenden Zwischenfall, praktisch unmittelbar nachdem er sich zugetragen hatte, in Kenntnis setzen. In den Gebirgsregionen des Reiches und vor allem in Persien selbst mit seinen Tälern und deren exzellenter Akustik konnten detailliertere Informationen durch mündliche Weitergabe übermittelt werden. Die Perser, geübt »in der Kunst der Atemkontrolle und im effektiven Einsatz ihrer

Lunge«,²⁷ hatten bekanntermaßen die lautesten Stimmen in der Welt; so manche Botschaft, die von felsigen Abhängen und über Schluchten hinweg weitergegeben wurde, durchquerte innerhalb eines Tages eine Entfernung, die ein Mann zu Fuß in einem Monat nicht hätte durchqueren können. Die Perser hatten in einem bislang nicht dagewesenen Ausmaß begriffen, daß Information gleichbedeutend ist mit Herrschaft. Wer die Informationsübermittlung im Griff hat, hat die Welt im Griff.

So war also die eigentliche Grundlage der Größe Persiens nicht seine Bürokratie und auch nicht sein Heer, sondern seine Straßen. Diese kostbaren Stränge aus Staub und festgetretener Erde bildeten das Nervensystem des riesig ausgedehnten Reichskörpers, in dem ununterbrochen Neuigkeiten unterwegs waren, von Synapse zu Synapse, zum Gehirn hin und von diesem weg. Die Entfernungen, die Kleomenes in so großen Schrecken versetzt hatten, wurden durch die königlichen Kuriere Tag für Tag zunichte gemacht. Allabendlich erreichte ein solcher Bote nach den Strapazen eines Tages im Sattel eine Poststation, die ihn erwartete, wo ein Bett für ihn bereitstand, Verpflegung und für den nächsten Tag ein anderes, ausgeruhtes Pferd. Eine sehr dringende Nachricht, die in ununterbrochenem Galopp, auch nachts und durch Unwetter hindurch, transportiert wurde, konnte Persepolis von der Ägäis aus durchaus in weniger als zwei Wochen erreichen. Das war unglaublich schnell und grenzte schon fast an Magie. Nie zuvor hatte es dergleichen gegeben. Es war kein Wunder, daß ein solches Instrument – die Urform aller Daten-Autobahnen – in der Hand des Großkönigs seine Untertanen einschüchterte und für sie den repräsentativsten Maßstab, die nachdrücklichste Manifestation persischer Macht darstellte.

Der Zugang zu diesem Instrument war strengstens begrenzt. Keiner durfte die Straßen des Königs ohne einen Paß, ein *viyataka* betreten. Da jedes dieser Reisedokumente entweder direkt in Persepolis oder durch das Büro einer Satrapie ausgegeben wurde, bedeutete schon allein sein Besitz einen Zugewinn an Prestige. Man kann geradezu sagen, daß im *viyataka* die beiden miteinander verschwisterten Leidenschaften des persischen Imperialismus – das Hantieren mit Formularen und die rigide gesellschaftliche Gliederung – zusammentrafen, miteinander verschmolzen und ihren perfekten Ausdruck fanden. Es gab für einen Beamten keine wirkungsvollere Methode, seinen genauen Platz in der imperialen Hackordnung zu bestimmen, als abends an einer Poststation anzukommen, dem Vorsteher sein *viyataka* auszuhändigen und die Rationen



Die sogenannte Chigi-Kanne zeigt zwei Hoplitengruppen in der Schlachtordnung der Phalanx im Augenblick des Zusammenstoßes auf dem Schlachtfeld. Mitte 7. Jh. v. Chr.



Dieser als »Miltiades-Helm« bekannte Kopfschutz in korinthischer Form wurde in den 1940er Jahren im Stadion von Olympia gefunden und erlangte große Berühmtheit. Er trägt eine Weihinschrift, die lautet: »Miltiades weihte (ihn/mich) dem Zeus«.



Dieser persische Bronzehelm, gefunden in Olympia, entstammt der Kriegsbeute aus der Schlacht von Marathon 490 v. Chr. Die griechische Weihinschrift lautet: »Die Athener für Zeus als Siegesbeute von den Medern«. Der Helm ist das einzige originale Beutestück aus den Kriegen zwischen Griechen und Persern.



Zu den Waffenweihungen zu Ehren des Zeus gehörten auch Brustpanzer. Dieses Exemplar weist ornamentale Modellierungen der Brust- und Bauchmuskeln sowie Rautenmuster und Flächenmäander an den Armlöchern auf.
1. Hälfte des 6. Jh. v. Chr.



Auch dieses Fundstück war ein Weihgeschenk, wie eine Inschrift bezeugt. Es handelt sich um eine reich verzierte Beinschiene. Diese Schienen wurden maßgefertigt und benötigten keine Schnüre oder ähnliches zur Befestigung.
Spätes 6. Jh. v. Chr.



Der Großkönig, gleichsam auf den Schultern seiner Soldaten. Wandrelief aus Persepolis. Gezeigt wird Xerxes I. (gest. 465 v. Chr.) zusammen mit den 28 Völkern unter persischer Herrschaft im 5. Jh. v. Chr.



*Relief aus dem Hundertsäulensaal, Persepolis.
Reihen schreitender Löwen und Stiere
zwischen Rosettenfriesen.*

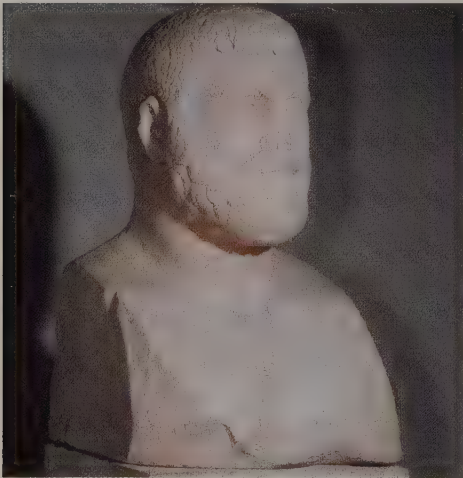


*Persische Bogenschützen. Glasziegelrelief
aus dem Palast von Susa, um 515 v. Chr.*

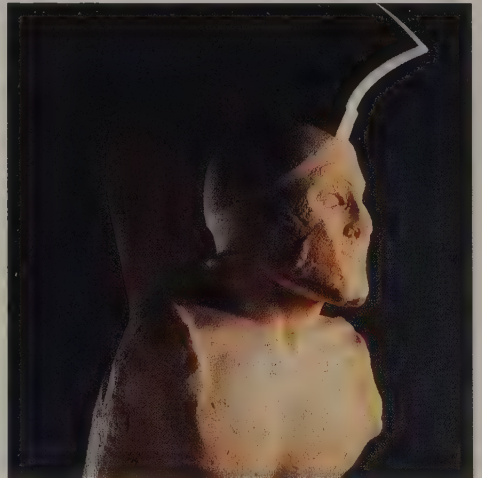


Phönizische Silbermünze mit der Darstellung eines phönizischen Schiffes und eines Hippokamps (eines Fabelwesens).

Im Athen des 5. Jh. v. Chr. spielte Persien als gegnerische Macht eine immer größere Rolle, was auch mit wachsender Furcht einherging. Auf diesem Ostrakon, einer Tonscherbe zur Abstimmung, ist der Name des Kallias, Sohn des Kratios, vermerkt sowie auf der Rückseite die Karikatur eines persischen Bogenschützen. Der Abstimmende äußerte somit seine Ablehnung des Kallias, verbunden mit dem Vorwurf, dieser sei ein Perserfreund.



Portraitbüste des Themistokles, athenischer Feldherr und Politiker (ca. 525–460 v. Chr.).



Sogenannter Leonidas, König von Sparta; gefallen 480 v. Chr. bei den Thermopylen. Entstanden im 5. Jh. v. Chr.



Steinrelief im Audienzsaal Dareios' I. bzw. Xerxes' I., Persepolis. Der Löwe und der Stier verkörpern den Beginn des Frühlingsäquinoktiums. 1. Hälfte des 5. Jh. v. Chr.



Die Pnyx, der theaterähnlich angelegte Tagungsort der Volksversammlung im antiken Athen. Im Hintergrund ist die Akropolis zu sehen.



Zweikampf zwischen griechischem und persischem Krieger.

zu taxieren, die ihm daraufhin zugeteilt wurden. War er einer der Größten im Königreich – vielleicht eines der sechs Mitglieder des engsten Planungsstabes von Dareios –, dann würden er und sein Gefolge bis zu 100 Quart Wein bekommen. Wenn er in der Nahrungskette ganz unten rangierte, dann mußte er sich blamablerweise mit einer geringeren Weinration zufriedengeben, als sie einem besonders hoch geschätzten Pferd zustand. Die Perser waren so eingenommen von der Möglichkeit, mithilfe der *viyataka* die Welt zu sortieren, daß nicht nur Beamte und Soldaten, sondern auch Frauen und Kinder, ja sogar Vögel ihren festen Platz in der königlichen schematischen Zuordnung der Untertanen zu Zuteilungs-Zetteln hatten. Wenn etwa eine Ente für die königliche Tafel gemästet werden sollte, durfte sie täglich ein Quart Wein kippen. Ein junges Mädchen dagegen mußte sich mit einem Quart pro Woche begnügen.

Männer, Frauen, Kinder, Pferde, Wasservögel: Niemand entkam der akribischen Beschreibung der königlichen Bürokraten. Nicht nur an den Höfen der Satrapien hatte der Großkönig seine »Augen«, die ständig wachten, prüften, verfolgten. Jeder Vorgang in einer Poststation bedurfte eines Formulars, das sowohl vom Stationsvorsteher als auch vom Empfänger signiert werden mußte und dann in ein zentrales Archiv nach Persepolis weitergereicht wurde. Die Wege der Menschen, die auf den königlichen Straßen unterwegs waren, wurden so genau überwacht, daß säumige Reisende, die es nicht schafften, zu einer vereinbarten Zeit am angegebenen Ort einzutreffen, damit rechnen mußten, daß es für diese Nacht weder Kost noch Logis gab. Wer ohne *viyataka* auf den Straßen unterwegs war, bekam nicht nur von vornherein keine Verpflegung, sondern wurde sehr schnell gestellt und getötet. Auch Botschaften, die nicht auf den Befehl des Königs oder eines Satrapen unterwegs waren, wurden vernichtet. Nur sehr durchtriebene Individuen konnten hoffen, den Highway-Sheriffs zu entgehen. Als Histiaios zum Beispiel damals im Jahr 499 v. Chr. wegen seiner Umsturz-Pläne unbedingt mit seinem Neffen im fernen Milet Kontakt aufnehmen mußte, rasierte er seinem zuverlässigsten Sklaven den Kopf, tätowierte ihm eine Nachricht auf den glänzenden Schädel und wartete geduldig ab, bis das Haar wieder nachgewachsen war. »Sobald das Haar wieder gewachsen war, schickte sein Herr ihn nach Milet mit dem Befehl, nichts weiter zu tun, als Aristagoras zu bitten, ihm die Haare abzuschneiden und zur Kenntnis zu nehmen, was dann zum Vorschein kam.«²⁸ So viel Gewitztheit brauchten Leute, die ohne *viyataka* unterwegs waren.

Wie sollten nun die Feinde des Großkönigs jemals gegen all diese unge-

heuerlichen Informationskanäle antreten können? Die Antwort war: Ihre Chancen waren nur sehr gering. Die ionischen Rebellen zum Beispiel, ansässig am äußersten Rand Asiens, hatten immer nur ganz verschwommene Vorstellungen von den Bewegungen der persischen Truppen und ihrer Absichten – ein Manko, das in bestürzendem Kontrast zu der unglaublichen Fähigkeit des Dareios stand, aus 2000 Kilometern Entfernung vom Kriegsschauplatz den Gang der Ereignisse so zu verfolgen, als befände er sich in unmittelbarer Nähe. So war er es auch höchstpersönlich, der in den ersten Wochen des Jahres 494 v. Chr. die Pläne für die letzte Offensive entwarf, die wenige Monate später zum großen persischen Sieg bei Lade und zur Einnahme Milets führten. Die Informationen, die Dareios in diesem Zusammenhang vorlagen, waren ganz besonders präzise und detailliert, denn der General Datis, ein führender Militärfachmann für griechische Fragen, war von Ionien direkt per Express-Beförderung angereist, um ihn vom aktuellen Stand der Dinge an der Front zu unterrichten. Nichts konnte die oberste Priorität, die Dareios der Informationsübermittlung einräumte, besser vermitteln als der Umstand, daß ein Mann von der Bedeutung des Datis die lange Reise nach Persepolis selbst unternahm. Datis war wie Harpagos, der eigentliche Eroberer Ioniens, ein Meder, aber ansonsten im Vergleichsraster von Rationsscheinen und Sicherheitspässen ein fast ebenso gewichtiger Akteur wie andere persische Granden. Seine tägliche Weinration betrug 70 Quart: eine Zuteilung, über die auch eine Schwester des Königs sich nicht hätte beklagen dürfen; der gerechte Lohn für außergewöhnliche militärische Fähigkeiten und Leistungen.

Zugegebenermaßen lief auch für den persischen Geheimdienst nicht immer alles nach Wunsch, und selbst das Auge des Dareios war nicht unbedingt unfehlbar, wenn es um die Auswahl von Talenten ging. Eines der ärgsten Debakel ereignete sich einige Jahre bevor Datis nach Persepolis kam, als der Großkönig in einer bestürzenden Demonstration krasser Fehleinschätzung Histiaios als seinen persönlichen Vertreter nach Sardes entsandte. Artaphernes war zwar etwas schockiert, den schmierigen Mileter in seinem Hauptquartier empfangen zu müssen, doch wollte er seinen Bruder nicht vor den Kopf stoßen und enthüllte Histiaios also in allen Details die ganze Bandbreite seiner Verdächtigungen, in der Hoffnung, seinen unwillkommenen Gast damit so einzuschüchtern, daß dieser sich offen zur feindlichen Seite bekannte. »Wir wollen nicht um den heißen Brei herumreden«, drohte der Satrap. »Aristagoras trug den Schuh, aber Ihr seid derjenige, der ihn gemacht hat.«²⁹ Histiaios erbleichte, die

Nachricht war angekommen, doch die Flucht von Sardes noch in derselben Nacht hatte seine Kapazitäten als Übeltäter durchaus noch nicht erschöpft. Mit beträchtlichem Geschick fischte er in den trüben Gewässern diverser Agentenkreise, bot sich erst der einen, dann der anderen Seite als Doppelagent an und bemühte sich, die reichlich hinterhältigen Methoden des Artaphernes gegen ihren Verursacher selbst zu wenden, was so weit ging, daß er sogar am Hof des Satrapen selbst eine Rebellion anzettelte. Offenbar waren die Griechen nicht die einzigen, die sich gegeneinander aufhetzen ließen: Die Krise nahm zeitweise derart bedrohliche Formen an, daß Artaphernes im verzweifelten Versuch, seine Autorität aufrechtzuerhalten, sich gezwungen sah, eine umfassende Säuberungsaktion unter seinen Landsleuten zu veranlassen. Mit dieser Radikalität konnte der Satrap glücklicherweise in letzter Minute eine völlige Auflösung des persischen Provinz-Kommandos verhindern – und natürlich war Histiaios von diesem Zeitpunkt an persona non grata. Keine Episode in der Niederwerfung der ionischen Revolte wird wahrscheinlich dem Artaphernes größeres Vergnügen bereitet haben, als ein Jahr nach dem Sieg bei Lade den heimtückischen früheren Favoriten seines Bruders zu ergreifen. Histiaios wurde in Ketten nach Sardes befördert, wo er mit frecher Ungerührtheit darauf bestand, dem Großkönig selbst ausgeliefert zu werden – eine Aufforderung, der Artaphernes insofern nachkam, als er ihn pfählen ließ und anschließend seinen abgetrennten Kopf, gepökelt und in Salz verpackt, per Expresßboten nach Susa schickte.

Die Hinrichtung des Histiaios und die gleichzeitige Flucht des Miltiades nach Athen markierten das definitive Ende des ionischen Widerstands, nicht jedoch der Probleme des Arthaphernes. Er hatte den Krieg gewonnen, und jetzt war es seine nicht minder mühsame Aufgabe, den Frieden zu erringen. Ionien war nach sechs Sommern verheerender Kriegshandlungen völlig am Boden zerstört. Die Felder waren nicht bestellt, Schiffe verrotteten in ungenutzten Häfen, Straßen waren von Unkraut überwuchert, und von Dörfern, ja ganzen Städten waren nur noch ausgestorbene, schwarze Ruinen übrig. Die Ionier hungerten, daher fingen sie notgedrungen an, sich verzweifelt um die wenigen Felder zu streiten, die nicht völlig mit Nessel und Dornengestrüpp überwuchert waren; und obwohl ihnen kaum noch Energie und Arbeitskraft blieb, griffen sie erneut zu den Waffen. Arthaphernes, der von der ganzen Sache jetzt endgültig genug hatte, schritt umgehend ein. Vertreter der einzelnen ionischen Städte wurden nach Sardes zitiert und barsch aufgefordert, einen Eid auf

immerwährende Freundschaft abzulegen. Ab sofort sollten alle Grenzstreitigkeiten nicht durch das unter den Griechen übliche bewaffnete Hickhack beigelegt werden, sondern durch ein Schlichtungsverfahren, das durch Einbeziehung persischer Polizei gesichert werden sollte. Sogar die Ionier mußten zugeben, daß diese Entwicklung »ihnen sehr zum Vorteil gereichte«.³⁰ Die Untertanen vor ihren finstersten Instinkten zu schützen, Stabilität zu gewährleisten und einen regelmäßigen Eingang der Tribute zu erleichtern war und blieb die politische Leitlinie des Satrapen. Nachdem der Terror seinen Zweck erreicht hatte, konnte Artaphernes nun mit einem erleichterten Seufzen zu seinem Vorhaben zurückkehren, die Herzen und Köpfe seiner Untertanen zu gewinnen. Den Haß der Ionier auf jede Form von Tyrannis hatte er nur zu genau kennengelernt, daher konnte er es sich sogar vorstellen, unter bestimmten Umständen ihrer Vorliebe für die Demokratie mit Nachsicht zu begegnen. Schließlich war es doch gleichgültig, wie die Griechen sich selbst regieren wollten, solange der königliche Friede nicht gebrochen wurde.

Diese Nachgiebigkeit erstreckte sich natürlich nicht auf Gegner, die ihre Waffen nicht niederlegen wollten. Artaphernes verschaffte dem blutenden Ionien zwar die Labsal einer Konfliktregelung, welche noch lange als beispielhaft fair und gerecht im Gedächtnis blieb, doch der ungebrochene Trotz der Athener blieb eine offene Wunde – und dazuhin noch eine anhaltende Bedrohung. Je länger die Bestrafung der Athener hinausgezögert wurde, desto größer war das Risiko, daß sich überall in den wilden gebirgigen, unzugänglichen Regionen Griechenlands Terroristenstaaten gleich einem Geschwür ausbreiteten: eine grauenhafte Vorstellung für jeden persischen Strategen. Doch war die geopolitische Vernunft durchaus nicht die einzige Stimme in den Gedanken des Großkönigs. Schließlich hatte Ahura Mazda nicht ohne Grund ausgerechnet ihm die Welt in die Hand gegeben. Seine heiligste Pflicht war es, die Hochburgen der Lüge zu stürmen, wo immer sie, Eiterbeulen gleich, zutage traten. Athen war natürlich ein Rebellen-Nest, doch vor allem hatte sich die Stadt, was viel schlimmer war, als eine Heimstatt von Dämonen entpuppt, von *daiva*, falschen Göttern, die sich für den Irrweg der Rebellion gegen den großen Ahura Mazda entschieden hatten: »Sie folgten dem Weg des Zorns und zersetzten das Leben der Menschen.«³¹ Nur Feuer von der Art, wie es schon die heiligen Stätten der Ionier gereinigt und geläutert hatte, war in der Lage, Athen und seine Tempel von der Lüge zu befreien. Um das gesamte Universum spirituell zu heilen und um die Stabilität Ioniens auch in Zukunft zu erhalten, mußte die

gesamte Ägäis in einen innerpersischen See verwandelt werden – und das umgehend. Wichtige Etappe in einer aufregenden neuen Phase imperialer Expansion und heiliger Krieg: Ein brennendes Athen versprach beides zu sein.

Aber wie war das am besten zu bewerkstelligen? Zwei Strategien boten sich an: abschließende, vollständige Eroberung der Landzugänge entlang der nord-ägäischen Küste und gleichzeitig Einschüchterung der griechischen Städte, um sie zur Kapitulation zu zwingen. Für das erste Ziel wurden im Frühling des Jahres 492 v. Chr. eine Flotte und ein neues Heer mit dem Auftrag nach Thrakien entsandt, die persische Herrschaft noch weiter Richtung Westen auszudehnen, nach Makedonien und gegebenenfalls darüber hinaus. Ihr Anführer, ein schneidiger junger Adliger namens Mardonios, war bereits von einer goldenen Aura natürlichen Charismas umgeben, als er an der Westfront eintraf: Er war der Sohn von Gobryas, dem engsten Freund des Dareios unter den Sieben, und seine enge Verbindung zur Herrscherfamilie wurde durch die Vermählung mit der Tochter des Großkönigs noch bestätigt. Doch hatte Mardonios nicht nur außerordentlich wertvolle Beziehungen, er war außerdem ein Feldherr mit urwüchsigem Elan und großer Ausstrahlung. Alexander I., König von Makedonien, beugte sich dem Unausweichlichen schnell: Sein Land wurde offiziell in das Herrschaftsgebiet des Großkönigs aufgenommen, das sich damit bis zum Fuß des Olymp erstreckte. Der Glanz dieses Sieges wurde zwar dadurch etwas eingetrübt, daß die gesamte Flotte unter Mardonios in einem Sturm am Berg Athos Schiffbruch erlitt und Mardonios selbst, der sich auf einen übereifrigen Angriff gegen einen widerspenstigen Gebirgsstamm eingelassen hatte, schwer verwundet wurde – doch diese Rückschläge waren wenig geeignet, das Ansehen Persiens zu untergraben. Makedonien blieb dem Großkönig unverbrüchlich ergeben; Alexander hatte bereits langjährige Erfahrung als Wetterfahne und wußte daher genau, woher der Wind wehte.

Die Schlüsselfrage der persischen Strategen lautete nun, ob sich die Griechen südlich Makedoniens ähnlich sensibel für die politische Großwetterlage zeigen würden. Im Jahr 491 v. Chr., ein Jahr nach der Eroberung Makedoniens, wurden Unterhändler auf eine Erkundungstour nach Griechenland geschickt, die nach Erde und Wasser fragen sollten. Dankenswerterweise überschlugen sich die meisten Städte fast in ihrem Entgegenkommen – einige allerdings auch nicht. Zwei vor allem demonstrierten in ganz unverhüllter Schamlosigkeit, daß sie der finsternen Lüge und den *daiva*, dieser »Ausgeburt des Bösen« verfallen waren.³² In Athen wurden die Anfragen des Großkönigs nicht

nur umgehend verworfen, sondern die Gesandten wurden in bestürzender Mißachtung des internationalen Rechts von der Volksversammlung vor Gericht gestellt, verurteilt und getötet. Athen war nachgewiesenermaßen ein Terror-Staat, und der Mann, der die Hinrichtung der Diplomaten veranlaßte, war Miltiades, bekanntermaßen auf der Flucht vor der großköniglichen Justiz – also stellte das Verhalten der Athener vielleicht keine allzu große Überraschung dar. Schockierender, aber auch beunruhigender in seinen Folgen war, daß die Spartaner sich mit einem noch ärgeren Sakrileg in Mißkredit brachten. Es gab für die Gesandten des Großkönigs in Sparta nicht einmal eine Gerichtsverhandlung: Statt dessen warf man sie in einen Brunnen, und bevor sie ertranken, rief man ihnen noch hinterher, »wenn sie Erde und Wasser suchten, könnten sie es dort finden«.³³

In ihrem unverhüllten Trotz, ihrem wilden Witz und ihrer ungenierten Mißachtung jeglicher religiösen Konvention war diese Aktion ein Schurkenstück, das von oben bis unten die Handschrift des Kleomenes trug. Der Demokratie in Athen war offenbar eine Einigung mit dem König von Sparta gelungen, der zweimal versucht hatte, sie zu vernichten. Als die Athener entdeckten, daß Ägina dem Großkönig Erde und Wasser zusicherte, und dies nach Sparta meldeten, machte Kleomenes höchstselbst sich auf den Weg, um den Überläufern den Kopf zu waschen. Die vom internationalen Handel abhängigen Großkaufleute von Ägina aber waren wenig geneigt, es sich mit der Supermacht im Osten zu verderben – schon gar nicht, wenn ein spartanischer König sie dazu aufforderte. Sie versuchten, Kleomenes zu überlisten, und wandten sich deshalb an Demaratos, seinen Mitkönig. Demaratos war dankbar für jede Gelegenheit, seinem verhaßten Rivalen in den Rücken zu fallen, und bot gern seine Hilfe an. Die Ägineten wurden ermutigt, hart zu bleiben. Kleomenes erhielt eine Abfuhr.

Bei diesem Geschäft war Demaratos zwar nicht offiziell in Erscheinung getreten, dennoch blieb es seinem Amtskollegen nicht verborgen, wer da seine Finger im Spiel hatte. Kleomenes' Gegenschlag sofort nach seiner Rückkehr nach Sparta war von durchtriebener Zielgenauigkeit und Brutalität. Kleomenes, finster entschlossen, seinen unerträglichen Kollegen ein für allemal zu erledigen, nahm mit dem Vetter von Demaratos – Leotychidas – Kontakt auf, einem gemeinen Nobody. Er versprach Leotychidas den Thron, wenn er ihm helfen würde, seinen Verwandten zu Fall zu bringen. Wie nicht anders zu erwarten, ließ er sich diese Gelegenheit nicht entgehen. Seine Feinde wußten

sehr wohl, daß es um Demaratos schon seit langem ein peinliches Familiengeheimnis gab, das nur darauf wartete, aufgedeckt zu werden. Die Umstände der Geburt von Kleomenes waren zwar verworren gewesen, aber das traf bei seinem Kollegen nicht minder zu. Demaratos' Mutter, das früher unscheinbare Mädchen, dem die Gabe der Anmut von einer Erscheinung der Helena selbst verliehen worden sein soll, war zu einer so hinreißenden Schönheit herangewachsen, daß der damalige König von Sparta, überwältigt von ihren Reizen, seinen königlichen Muskel spielen ließ, um sie ihrem Gatten abspenstig zu machen. Sieben Monate später brachte die neue Königin einen Sohn zur Welt. Aber war das nun ein Königs- oder ein Bürgersohn? Diese Frage war, so sollte man meinen, schon lang durch den Umstand erledigt, daß der Sohn der Königin – eben Demaratos – im Jahr 491 v. Chr. bereits seit 24 Jahren auf dem Thron saß. Auch für Kleomenes spielte diese Frage keine Rolle, bis Leotychidas, nachdem er das Problem der Legitimität des Demaratos wieder ausgegraben hatte, vorschlug, den Fall in Delphi zur Begutachtung vorzulegen. Zuvor war durch gezielte Bestechungsgelder bei den Priestern auch schon Apollons Mitarbeit sichergestellt worden.

Das Orakel sprach sich wie bestellt gegen Demaratos aus. Zurück in Sparta, wurde dieser offiziell von den Ephoren seines Amtes enthoben, und der gefügige, käufliche Leotychidas nahm seinen Platz ein. In Begleitung seines neuen Kollegen machte sich Kleomenes umgehend auf den Weg zu einer Wiederaufnahme des Gesprächs mit den Ägineten. Diese wollten es lieber nicht mit zwei spartanischen Königen auf einmal aufnehmen und gaben auf der Stelle nach. Sie erklärten sich sogar auf Drängen des Kleomenes bereit, den Athenern, ihren schlimmsten Feinden, als Unterpfand ihres guten Willens Geiseln zu überlassen. Es sollte keiner persischen Streitmacht, die sich vor Attika sehen ließ, mehr gelingen, Ägina als Stützpunkt zu benutzen. Kleomenes, der von seinen Nachbarn immer wieder äußerst harsche Kritik hatte einstecken müssen, sah sich nun plötzlich für seine selbstlosen Bemühungen »um das Wohl ganz Griechenlands« gerühmt und gepriesen.³⁴ Persische Agenten fühlten sich in ihrer Einschätzung bestätigt, daß der König von Sparta ihr gefährlichster und fähigster Gegner war und für die Westerweiterungs-Pläne des Großkönigs das Haupthindernis darstellte.

Doch es war noch längst nicht alles verloren. Die Perser hatten schon wesentlich mehr als einmal davon profitiert, daß keine griechische Front so einheitlich war, daß sie sich nicht jeden Moment auflösen konnte. Gerade als es so

aussah, als habe Kleomenes seine Position ein für allemal konsolidiert, fing man plötzlich an, über Bestechungen in Delphi zu munkeln. Der Skandal erschütterte ganz Sparta, die Entrüstung kannte keine Grenzen. Kleomenes, praktisch auf frischer Tat ertappt, mußte in Ungnade aus der Stadt fliehen. Natürlich war er nicht bereit, das Schicksal des Exils tatenlos hinzunehmen. Da es ihm aufs äußerste widerstrebte, seine Mitbürger um die Erlaubnis zur Rückkehr zu bitten, tat er statt dessen alles, um sie einzuschüchtern. Schon immer hatte Kleomenes ein Talent, die Katze mitten unter den Tauben zu plazieren – jetzt trieb ihn dieses Talent zu unverhohlenem Verrat. Er stellte die Devise vom Teilen und Herrschen auf den Kopf, nach der er als Herrscher so lang und erfolgreich gehandelt hatte, und bemühte sich, die nördlichen Peloponnesier geschlossen hinter sich zu bringen; das tat er mit derartigem Erfolg, daß seine kopfscheuen Landsleute die Nerven verloren und ihn einluden, schleunigst zurückzukehren. Doch taten sie das wohl kaum in der Absicht, ihm irgend etwas zu vergeben; und so besiegelte Kleomenes, als er nach Sparta zurückkehrte, in Wahrheit seinen Untergang. Es kam das Gerücht auf, er habe den Verstand verloren. Die Spartaner gaben dem Alkohol die Schuld. Die Argiver sahen im Verfall des Kleomenes eher einen sicheren Hinweis auf den Zorn der Götter. Was auch immer der Grund sein mochte – keiner hatte Zweifel daran, daß der König, der noch im Jahr zuvor als das Bollwerk Griechenlands gepriesen wurde, offensichtlich wahnsinnig war. Kaum jemand hatte etwas dagegen, als seine beiden überlebenden Halbbrüder Leonidas und Kleombrotos ihn gegen Ende des Jahres 491 v. Chr. für unzurechnungsfähig erklären und einsperren ließen. Und es löste auch kein größeres Erstaunen aus, als am darauffolgenden Morgen seine Leiche gefunden wurde: Das Fleisch war ihm scheibenweise von Beinen, Hüften und Bauch geschnitten, ein bluttriefendes Messer lag neben ihm im Dreck. Das Gutachten über die Todesursache, das jeglicher Plausibilität entbehrte, jedoch allgemein akzeptiert wurde: Selbstmord.

So ging der mächtigste Gegner des Großkönigs in Griechenland zugrunde. Mit ihm verschwand auch eine bestimmte Form von Führungsstil – skrupellos zwar, doch entschlußfreudig und handlungsorientiert –, den die von Natur aus vorsichtigen Spartaner immer als tendenziell unheimlich empfunden hatten. Die erbärmlichen Umstände des Ablebens von Kleomenes trugen das Ihrige dazu bei, den spartanischen Argwohn gegen starke Führer insgesamt zu bestätigen. Es stimmte zwar, daß Leonidas, der neue König, in mehr als einer Hinsicht ganz der Nachfolger seines Bruders war, denn er war – mit dem Segen

ihres Vaters – mit dem einzigen Kind des Kleomenes, Gorgo, verheiratet, als Erbin ebenso wohlhabend, wie sie als Kind vorlaut gewesen war. Trotzdem stellte Leonidas als neuer Mann auf dem Thron und womöglich mit dem Blut seines Bruders an den Händen zunächst eine unbekannte Größe dar: Es würde eine Weile dauern, bis er seinen Rhythmus gefunden hatte. Wen gab es sonst, der sich in dieser Situation, wo ein persischer Überfall drohte, an die Spitze setzen konnte? Leotychidas? Er war zu beschäftigt damit, sich angesichts der erbärmlichen Lage des Demaratos die Hände zu reiben. Die Gerusie? Oder das Ephorat? Bei beiden handelte es sich um traditionell konservative Institutionen, die dem Gedanken eines vorsorglichen Angriffs entschieden weniger zugeneigt waren als Kleomenes zuvor. Persische Spione, die in jenem Winter Informationen nach Sardes überbrachten, hatten also viel Gutes aus Sparta zu berichten. Der Aufruhr in der Stadt, die internen Streitigkeiten, die für die Strategen des Dareios einen weiteren Beleg für griechische Unverbesserlichkeit darstellten, lieferten ihnen offenbar eine perfekte Eröffnung: die Möglichkeit, Athen anzugreifen und zu besiegen, solange die Stadt nicht mit Unterstützung rechnen konnte.

Das war eine Chance, die man sich nicht entgehen lassen durfte. In den ersten Wochen des Jahres 490 v. Chr. wurde der lang erwartete Invasionsbefehl endlich erteilt. Ein großes Heer, »mächtig und wohlgerüstet«, insgesamt wohl um die 25 000 Mann, setzte sich von Susa aus in Bewegung.³⁵ Mardonios mußte sich immer noch von seinen Verletzungen erholen, darum war der Oberbefehl über den Feldzug zwei anderen Generälen mit genauen Kenntnissen von der Westfront anvertraut: Artaphernes, der gleichnamige Sohn des Satrapen von Sardes; und als eigentlicher Heerführer Datis der Meder, der 70-Quartapro-Tag-Veteran der ionischen Revolte, außerdem ein Mann, der – was für Mitglieder der herrschenden Elite alles andere als üblich war – eine so intime Kenntnis des Feindes hatte, daß er sogar ein wenig, wenn auch gebrochen, Griechisch sprach. Die Strategie, der diese beiden Befehlshaber zu folgen hatten, stammte vom Großkönig selbst: Überquert die Ägäis mit einer riesigen Armada, bringt sämtlichen Inseln den Segen persischer Herrschaft und persischen Friedens, und dann, wenn ihr dieses Planziel erreicht habt, »macht Athener und Eretrier zu Sklaven und bringt sie vor den König«.³⁶ Die Eroberung des restlichen Griechenland inklusive Sparta und Peloponnes mußte warten; auch so, in dem Ausmaß, wie Dareios es plante, war der bevorstehende Feldzug eine ambitionierte Angelegenheit. Mit Sicherheit versprach er als

amphibische Operation ein Ausmaß anzunehmen, wie man es seit der Invasion in Ägypten 35 Jahre zuvor nicht mehr erlebt hatte. Als Krönung von allem diente der Plan, sich nicht an der Küste entlangzubewegen, sondern per Inselhopping Griechenland direkt anzusteuern, eine Strategie, wie sie so kühn und innovativ vor Dareios nie eronnen wurde.

Doch ihren sicheren Erfolg werden Datis und Artaphernes trotzdem keine Sekunde in Frage gestellt haben. Jeder Tag ihres Vormarschs westwärts lieferte ihnen neue Beweise für den kaum faßbaren Umfang der großköniglichen Ressourcen: Baukolonnen mühten sich damit ab, die Straßen instand zu setzen – teilweise waren es ganze Völkerschaften, die man von den entferntesten Enden der Erde hierher verbracht hatte; neben jeder Brücke, jedem Ponton und jedem Gebirgspass waren Wachen stationiert; und hinter ihnen marschierten die Truppen, die sich nicht nur aus Persern und Medern zusammensetzten, sondern aus Männern, die aus den Gegenden weiter östlich rekrutiert waren: Baktrer, Sogdier und die axtschwingenden Saken. Was war Athen im Vergleich mit diesen Heerscharen? Noch nicht einmal ein Name. Doch weiter marschierten sie, gelenkt vom Willen ihres weit entfernten, alles sehenden Königs; und an jedem Abend, ganz gleich, wo sie Rast machten, wurden diese Männer aus den Steppen, den Bergen und den Dörfern des Iran aus monströsen Vorratsmengen versorgt; pünktlich erhielten sie ihre gefüllten Weinkrüge, ihre Brotlaibe und Gerste für die Pferde. Als sie dann schließlich die Syrischen Tore hinter sich hatten und in die Ebene von Kilikien an der südöstlichen Küste der heutigen Türkei abstiegen, erwartete sie dort eine riesige Schiffsflotte, zusammengesetzt aus Kriegsschiffen und Transportschiffen für die Pferde. Über die Landeplanken bestiegen sie die Schiffe, die Männer ebenso wie die Pferde; Datis gab den Befehl zum Auslaufen; und die Armada segelte los.

Die Nachricht von ihrem Näherrücken breitete sich bald in ganz Griechenland aus. Keiner war sonderlich alarmiert davon. Die riesige Flotte hielt zwar klar Kurs in Richtung Ägäis, doch selbst die nervösen Athener empfanden sie nicht als unmittelbare Bedrohung. Schließlich hatte man schon zahlreiche persische Flotten vor Ionien kreuzen sehen – und immer hatten sie sich in nördlicher Richtung bewegt, entlang der Küste, in Richtung Hellespont. Warum sollte man bei dieser Flotte von einem anderen Kurs ausgehen? Die Armada segelte weiter, vorbei an den zerstörten Häfen von Milet, auf die Meerenge zwischen dem Mykale-Gebirge und der Insel Samos zu – zumindest sah es so aus. Doch dann, ganz in der Nähe von Samos, geschah etwas völlig Unerwartetes: Die

Flotte änderte plötzlich ihren Kurs. Ungläubiges Schaudern ergriff alle, die vom Ufer aus zuschauten. Die Perser segelten nicht weiter in Richtung Norden, sondern sie bogen ab nach Westen! Dafür konnte es nur eine Erklärung geben: Datis und seine Streitmacht zielten auf das offene Meer, auf Griechenland – auf Attika.

Mit diesem Ausschwärmen der persischen Flotte in die Ägäis erteilte ihr Befehlshaber eine Fortgeschrittenen-Lektion in der Kunst des Herrschaftsaufbaus. Erstens: Furcht und Zittern. Er lief in den Hafen eines völlig überrumpelten Naxos ein und nahm späte Rache für einen zehn Jahre zurückliegenden gescheiterten Feldzug, indem er die Stadt in Brand setzte, die Bewohner als Sklaven zusammentrieb und in Ketten auf seine Schiffe schleppen ließ, während ihre Häuser und Tempel von den Flammen verzehrt wurden. Zweitens: Mach dich beliebt. Nach der Ankunft in seinem nächsten Anlaufhafen, der Insel Delos, als Geburtsort der Artemis und Apollons ein Heiligtum für die gesamte griechische Welt, reagierte Datis auf die Nachricht, daß die Bevölkerung von Delos vor ihm geflohen war, mit einer Miene gekränkter Unschuld: »Ihr Leute, die ihr erleuchtet seid von den Heiligen«, protestierte er, »was müßt ihr für eine merkwürdige Vorstellung von mir haben, daß ihr auf diese Weise vor mir flieht!«³⁷ Wenn das nicht nach Krokodilstränen aussah – hatten die Perser doch nach dem Fall Milets keine Probleme damit gehabt, das heilige Orakel von Didyma abzuräumen und die große Bronzestatue des Apollon nach Ekbatana zu transportieren. Doch waren die Bewohner von Delos in einem betrüblichen Irrtum befangen, wenn sie annahmen, daß dieses erbarmungslose Vorgehen gegen das Heiligtum der Rebellen auch nur im mindesten auf Respektlosigkeit gegenüber dem großen Apollon selbst hindeutete! Schließlich waren es doch die Rebellen, die dem Gott des Lichtes nicht den gebührenden Respekt entgegenbrachten, indem sie sich der Lüge zuwandten und sein heiliges Orakel den unreinen Nachtgeburten der *daiva* anheimgaben. Datis war entschlossen, mit dieser theologischen Spitzfindigkeit gegenüber sämtlichen Griechen nicht hinter dem Berg zu halten, und führte daher pflichtschuldigst eine spektakuläre Demonstration seiner Verehrung für den großen Herrn Apollon auf, indem er sich vor dem Altar des Gottes aufstellte und zu seinen Ehren ganze Wagenladungen von Weihrauch verbrannte. Nachdem er seine Haltung mit so viel Aufwand zum Ausdruck gebracht hatte, kehrte er zu seiner Flotte zurück, um seine Runde zu den Inseln fortzusetzen. Er empfing ihre Unterwerfung, nahm Geiseln und preßte Rekruten. Keiner dachte an Widerstand. Die Zwillings-

säulen aus Rauch – die eine schwarz aus den Flammen des brennenden Naxos emporquellend; die andere weiß und wohlriechend, direkt aufsteigend zur Nase von Apollon selbst – hatten ihre Wirkung nicht verfehlt. Als die Armada ihren Weg in Richtung Eretria und Athen fortsetzte, schien es, als segelte sie noch immer im Schatten dieser Rauchsäulen – und als würde sich dieser Schatten unerbittlich westwärts bewegen, um ganz Griechenland in seiner Dunkelheit zu begraben.

Und tatsächlich erreichte Datis Ende Juli die östliche Spitze von Euböa.³⁸ Nun war Attika in Sicht. Athen aber mußte noch warten; Datis wollte nicht gleich das Festland ansteuern, sondern sich erst dem kleineren, weniger prestigeträchtigen der beiden Ziele auf der Prioritätenliste des Dareios widmen. Die persische Flotte segelte 60 Kilometer weit die sich immer mehr verengende Wasserstraße hinauf, die Attika von Euböa trennt, bis schließlich ein ganzes Stück landeinwärts und gerahmt von einer imposanten Gebirgskulisse die Rebellenstadt Eretria in Sicht kam, mit ihrer Akropolis, die auf einem zerklüfteten Berg lag, inmitten einer eng begrenzten Ebene aus Feldern und Olivenhainen. Nervös ließ Datis seinen Blick über die Küste schweifen und atmete dann erleichtert auf, denn die Eretreier hatten beschlossen, seine Truppen nicht an den Landstellen anzugreifen, wo sie am verwundbarsten gewesen wären, sondern sich statt dessen hinter ihre Stadtmauern zurückzuziehen. Sogleich begannen die Perser mit ihrem Angriff. Fünf lange Tage dauerte der blutige, verzweifelte Kampf; am sechsten fiel die Stadt durch Verrat an die Belagerer. Zwei Angehörige der fünften Kolonne öffneten die Tore. Beide stammten, womit Datis schon gerechnet hatte, aus den Kreisen des Adels – ja sie waren »die geachtetsten Männer von ganz Eretria«.³⁹ Schüchtere die Massen ein und geh der Elite um den Bart: Wieder einmal hatte eine Methode der Perser ihre Tauglichkeit triumphal unter Beweis gestellt. Wie in Ionien, so bezeugten jetzt auch in Euböa ausgebrannte Ruinen das Talent der Griechen für Verrat und inneren Unfrieden.

Ein Mann aber dürfte, als er dem Anblick des lodernden Eretria den Rücken kehrte und den gruppenweise aneinandergefesselten Sklaven hinterher schaute, die für die Deportation vorbereitet wurden, in all dem eine Vorahnung des Schicksals seiner eigenen Stadt und seines eigenen Volkes erkannt haben, falls sie nicht zur Vernunft gebracht werden konnten, ihre Tore öffneten und ihn wieder in ihrer Mitte aufnahmen. Hippias, Athens verbannter Tyrann, war nun schon über 80 Jahre alt. Seit zwei Jahrzehnten hatte er seine Heimat nicht

wiedergesehen. Und dennoch glaubte er fest daran, daß er selbst die letzte und schönste Hoffnung der Athener war. Er allein war in der Lage, den gerechten Zorn des Großkönigs von ihnen abzulenken; er allein hatte Grund zu der Hoffnung, daß ihm die Rückführung seiner heruntergekommenen Stadt in den Strahlenglanz der Gunst des Dareios gelingen würde.

Daher war der greise Peisistratide auch völlig frei von Schuldbewußtsein, ja im Gegenteil erfüllt von Patriotismus und dem festen Glauben an seine Bestimmung, als er ein persisches Schiff bestieg und die Flotte des Datis auf dem Weg zurückführte, der sie nach Eretria gebracht hatte. Jenseits der Meerenge, an der anderen Seite des Golfs von Euböa, erhob sich die zerklüftete Steilküste Attikas aus dem Wasser. An dieser Nordküste war eine Landung ausgeschlossen. Wenn man allerdings um die Landzunge herumsegelte, erwartete einen auf der anderen Seite eine für die Landung perfekt geeignete Stelle: eine säbelförmige Bucht, breit und windgeschützt, mit Stränden, auf der eine ganze Schiffsflotte Platz fand, dahinter eine Ebene, ideal geeignet für die persische Kavallerie, und zwei Straßen, die beide um den Pentelikon herum nach Athen führten. Hippias erinnerte sich aus gutem Grund an diesen Ort. Vor über 50 Jahren waren er und sein Bruder hier mit ihrem Vater Peisistratos angekommen, als der Möchtegern-Tyrann es bei seinem dritten Versuch doch noch geschafft hatte, seine Herrschaft in Athen endgültig zu etablieren. Jetzt, mit der persischen Flotte zu genau diesem Anlegeplatz unterwegs, war Hippias überzeugt, daß die Geschichte kurz davor war, sich zu wiederholen. Wie damals seinen Bruder hatten auch ihn verführerische Visionen von zukünftigen Geschehnissen heimgesucht. In der Nacht zuvor träumte er, daß er mit seiner Mutter schlief; als sich nun der Bug seines Schiffes auf den nassen Sand schob, war der alte Mann bereit, das Schiff zu verlassen, sein Heimatland zu umarmen, das Omen wahr zu machen. Er war endlich zu Hause.

Währenddessen wurde um ihn herum der Golf schwarz von Schiffen, die Männer gingen von Bord und wateten den algenübersäten Strand hinauf, Tausende und Abertausende von ihnen, ein bewaffnetes Gewimmel von einer Größenordnung, wie Griechenland sie nie zuvor erlebt hatte; und weit und breit stieg schon, aufgewühlt von den persischen Reitern, der Staub auf über der Ebene von Marathon.

Freiheit für Griechenland

Der tödlichste Feind des Hopliten im Kampf war Panik. Es genügte ein einziger Mann, der nicht mehr an den Sieg glaubte, seinen Platz in der Reihe verließ, seinen Schild fallenließ und seine Kameraden beiseitestieß im verzweifelten Bemühen, sich nach hinten durchzuwühlen – ein Schauer des Entsetzens erfaßte dann die gesamte Phalanx, und innerhalb kürzester Zeit wurde aus der Panik eines einzigen die Flucht einer ganzen Truppe. Ein beunruhigendes Phänomen – und eines, das die Griechen nicht gern auf sterbliche Fehlbarkeit zurückführten, sondern lieber auf irgendein verrücktes, übernatürliches Ereignis, vielleicht den Anhauch eines Gottes, der ein Erschauern durch die Reihen schickt, oder die plötzliche Erscheinung eines verärgerten Helden, der aus seiner Grabesruhe aufgeschreckt über das Schlachtfeld irrt. Doch selbst mit dieser Theorie, so sehr sie auch den verletzten Stolz eines in die Flucht geschlagenen Heeres zu besänftigen vermag, war eine verstörende Einsicht nicht aus der Welt geschafft: Der Kampf in Phalanx-Formation machte die Kämpfer prinzipiell durch die Hasenherzigkeit einiger weniger verletzlich. »Männer tragen Helme und Brustharnische zu ihrem eigenen Schutz – doch die Schilde haben sie zum Wohl von allen, die die Reihe bilden.«⁴⁰ Ein Hoplit, der vor einer Schlacht nicht vollkommenes Vertrauen in die Courage seines Nebenmannes hatte, mochte leicht den Eindruck gewinnen, er renne geradewegs in sein Verderben.

Als nun die Männer in Athen beim Blick von ihren Stadtmauern in Richtung Pentelikon dort die Lohe eines mächtigen Signalfeuers aufflammen sahen, das ihnen die persische Landung ankündigte, wußten sie, daß der Augenblick gekommen war, vor dem ihnen seit vielen Jahren graute. Die Ansichten, wie man der Gefahr am besten begegnen konnte, gingen weit auseinander. Sensationsberichte über die Größe der asiatischen Horden kursierten bereits in der Stadt, und selbst den kühnsten Strategen in Athen mußte klar sein, daß jedes Heer, das die Demokratie ins Feld schicken konnte, hoffnungslos unterbesetzt sein würde. Nahm man noch die überwältigende Überlegenheit der Eindringlinge im Hinblick auf die Kavallerie dazu, außerdem das lähmende Bewußtsein, daß es in 50 Jahren nicht einem einzigen griechischen Heer gelungen war, die Perser in offener Schlacht zu besiegen, dann gewannen die Argumente für ein Verbleiben an Ort und Stelle mit einer drohenden Belagerung einen geradezu unwiderstehlichen Charakter.

Doch war die Entscheidung, von der Stadt wegzumarschieren und die Eindringlinge zu stellen, in Wirklichkeit schon gefallen. Kaum hatte sich bestätigt, daß die Perser bei Marathon gelandet waren, bereiteten sich die Hopliten der Demokratie, alle Bürger, die sich Bewaffnung leisten konnten – es mögen so um die 10 000 insgesamt gewesen sein –, darauf vor, »Proviand einzupacken und sich in Marsch zu setzen«.⁴¹ Sie marschierten unter dem Befehl des Kriegsarchonten Kallimachos – die Strategie jedoch stammte von Miltiades, sie war nach Tagen harter Auseinandersetzungen in der Volksversammlung als offizielle Entschließung des Volks von Athen durchgegangen. Das Urteil des bedeutendsten Streiters gegen die Meder konnte nicht einfach ignoriert werden, und Miltiades hatte den Argumenten all derer, die für eine defensive Haltung eintraten, einen überzeugenden eigenen Plan vorgestellt. Ja, die Eindringlinge waren in bedrückender Überzahl gelandet; ja, sie hatten ihr gefürchtetes Reiterheer mitgebracht; doch das waren auch genau die Gründe, weshalb man sie angreifen mußte. Zwei Straßen führten von Marathon aus um den Berg Pentelikon herum nach Athen: Wenn die Perser erst eine der beiden Straßen unter Kontrolle hatten, dann stand ihren Reitern ganz Attika in einem einzigen Rundumschlag zur Verfügung. Wenn nun aber die Athener rasch vorankamen und die beiden Ausgänge aus der Ebene sicherten, hatten sie die Chance, das obere Ende des von den Persern besetzten Strandes unter ihre Kontrolle zu bringen. Sicher, sie mußten sich dann mit großer Wahrscheinlichkeit auf eine Schlacht einlassen – doch nicht nur in einer Hopliten-Phalanx konnten flatternde Nerven unheilvolle Auswirkungen haben. Um die Tore von Eretria zu öffnen, waren ja zuvor nur zwei Verräter nötig. In Athen grassierten seit einem Jahrzehnt Gerüchte von Verrat, von Überläufern und von Stroh Männern im Sold des Großkönigs – hatte eine solche Stadt auch nur die geringste Aussicht, einer Belagerung standzuhalten? Das war mehr als unwahrscheinlich. Und wenn es ganz schlimm kommen sollte, dann war es immer noch besser, im offenen Kampf zu sterben, als hinterrücks einen schmähhchen Dolchstoß zu erleiden.

Nun hatten die Athener zwar für die Angriffsstrategie des Miltiades gestimmt, doch vor dem Gedanken, daß sie sich den furchteinflößenden Eindringlingen allein zu stellen hatten, schreckten sie nach wie vor zurück. Als das Heer der Demokratie mit dem Marschziel Marathon aus den Augen der Zurückbleibenden in Athen verschwand, verließ ein einzelner Bürger die Stadt in die entgegengesetzte Richtung, nach Süden, zur Peloponnes. Philippides, ein Athlet, galt als der beste Läufer seiner Stadt und meisterte ausgesprochene Wun-

der an Ausdauer und Tempo. Die unglaubliche Distanz von über 200 Kilometern bewältigte er in weniger als zwei Tagen und stieg am Abend des zweiten Tages seines monumentalen Laufs von den felsigen nördlichen Bergen Lakadaimons in das Eurotastal ab. Als die Sonne hinter dem Taygetos-Gebirge sank, kam Philippides in Sparta an, dieser ganz unbefestigten Ansammlung von Kasernen und Tempeln.

Die Szenen, die ihn hier erwarteten, konnten zu der Katastrophenstimmung, die er in Athen erlebt hatte, in keinem schärferen Kontrast stehen. Ganz Lakadaimon feierte. Philippides' Ankunft fiel mitten in eine der heiligsten Festzeiten Spartas, die Karneia, und in der ganzen Stadt ruhten sich junge Männer von einem Tag härtester Laufwettkämpfe aus, während die Älteren in Zelten feierten, die in Anordnung und Aufstellung absichtsvoll einem kriegerischen Feldlager nachgebildet waren. Diese Nachbildung des gängigen spartanischen Feldlager-Stils sollte nun aber nicht dazu dienen, die spartanische Kampfbereitschaft zu signalisieren, sondern deutete auf das genaue Gegenteil hin: Die Karneia war eine Friedensperiode. Die Spartaner klärten Philippides bedauernd darüber auf, es käme überhaupt nicht in Frage, eine so hochheilige Zeit des Friedens zu unterbrechen. Erst wenn der Mond, zur Gänze gerundet, im Augushimmel aufgehen würde, stünde es ihnen frei, nach Marathon zu marschieren. An dem Abend, als Philippides in Sparta ankam, war dies erst in einer ganzen Woche zu erwarten. Überschlug man die Zeit, die die Spartaner unterwegs sein würden, dann konnten die Athener mit den Spartanern erst zehn Tage später rechnen. Kleomenes, der unerbittliche Feind der Perser und so leichtfertige Tabubrecher, hätte sicher einen sofortigen Aufbruch angeordnet – doch er war tot, und Sparta befand sich nach dem gewalttätigen Ende dieses Königs noch immer im Schockzustand. Hinzu kamen die internen Streitigkeiten. Das angespannte Verhältnis zwischen Leotychidas und Demaratos vor allem vergiftete nach wie vor das öffentliche Leben; bei jeder sich bietenden Gelegenheit schmähte der neue König seinen Vorgänger als gemeinen Mann. Da die Spartaner nun schon in solche Querelen verwickelt waren, empfahl es sich überhaupt nicht, den Zorn der Götter noch weiter herauszufordern – obwohl, wie Philippides es formulierte, »die Athener euch bitten, ihnen zu Hilfe zu kommen und nicht tatenlos zuzuschauen, wie die altehrwürdigste Stadt von ganz Griechenland vernichtet wird; sie bitten euch, nicht zuzulassen, daß Athen von Kauderwelsch redenden Eindringlingen versklavt wird.«⁴²

Aber auch wenn zehn Tage dem verzweifelten Läufer als verhängnisvoll

lange Wartezeit für die Athener erschienen sein mögen, mit ganz leeren Händen mußte er nicht von seiner Mission zurückkehren.⁴³ Während seines Laufs zurück nach Athen wurde er oberhalb von Tegea von einer Gestalt mit Ziegenbeinen, zwei beachtlichen Hörnern und einem enormen Phallus mit seinem eigenen Namen angesprochen und begrüßt. Vielleicht war es eine Halluzination, die aus seiner Verzweiflung, Erschöpfung oder einem Hitzschlag entstand – Philippides selbst hatte jedenfalls keinen Zweifel, daß er von einem Gott angesprochen wurde, und zwar von einem potentiell ziemlich abartigen Gott, denn Pan hatte einen überdrehten Sinn für Humor, er kannte beispielsweise keinerlei Hemmung, wenn er einer Stadt grollte, sämtlichen Bürgern innerhalb der Stadtmauer eine heftige Erektion zu verpassen. Nun aber, als er dem Philippides erschien, äußerte er sich ausschließlich ermutigend, er versicherte dem Läufer, er sei den Athenern zugetan, und versprach, ihnen sehr bald von großem Nutzen zu sein. Pan hielt sich nicht mit Einzelheiten auf, doch er war, wie der Name es schon zeigte, der Gott der Panik, dessen Erscheinung auf dem Schlachtfeld einen Schreckensschauer durch das eine Heer schicken und das andere mit gewaltigem Mut erfüllen konnte: Seine Worte werden für Philippides sehr vielversprechend und hoffnungsvoll geklungen haben.

Dieser Eindruck wird sich noch verstärkt haben, als er bei seiner Rückkehr nicht auf rauchende Trümmer stieß, wie er es wahrscheinlich befürchtete, sondern auf eine Stadt, die alles andere als kopfscheu wirkte. Die Nachrichten von der Front klangen geradezu vielversprechend: Die athenischen Hoplitzen waren mit solcher Geschwindigkeit nach Marathon marschiert, daß sie beide Straßen nach Athen sichern konnten: Umgehend hatten sie sich verschanzt, bevor die Invasoren aus der Ebene ausbrechen konnten. Und zur Krönung des Ganzen waren ihnen um die 800 Mann aus Plataiai zu Hilfe geeilt: Jeder Hoplit der kleinen Stadt konnte entsandt werden. Das war im Grunde keine substantielle Verstärkung, aber eine so kühne Geste der Dankbarkeit und ein so anrührender Freundschaftsbeweis, daß sich die Athener gewaltig ermutigt fühlten. Vielleicht begannen sie nun, da sie die Nachrichten vernahmen, die Philippides überbrachte, zu hoffen, daß die Pattsituation in Marathon aufrechtzuerhalten war, bis die spartanische Verstärkungstruppe eintraf. Unter Umständen gelang es ja sogar, ihrer Stadt den persischen Feuersturm zu ersparen.

Natürlich konnte der Optimismus in einer Stadtbevölkerung, die ohne wehrfähige Männer dand, nicht gänzlich ungetrübt sein. Angsterfüllte Vorstellungen und Fragen geisterten unentwegt durch die unruhigen Straßen. Was

würde geschehen, wenn die persische Flotte, während die Hopliten Athens noch in Marathon festsäßen, an der attischen Küste entlangsegelten und plötzlich in Phaleron anlegte? Wenn es nun Verräter gab, die direkten Kontakt zu Hippias unterhielten? Wenn sie Pläne hatten, die Tore zu öffnen? Die finstersten Verdächtigungen richteten sich natürlich gegen die Alkmeoniden. Doch nichts konnte ihnen nachgewiesen werden; und es gab auch trotz vieler Gerüchte keinen Beweis für offenen Verrat oder Defätismus von anderer Seite. Die Stadttore blieben verriegelt. Philippides konnte, nachdem er Marathon erreicht hatte, den Feldherren nicht nur vom Stand der Dinge in Sparta und von seiner Begegnung mit dem Gott Pan berichten, sondern auch, daß die Durchhaltemorale in Athen ungebrochen war.

Doch als der Läufer im Lager der Athener eintraf und zum ersten Mal erblickte, womit seine Mitbürger es hier zu tun hatten, geriet vielleicht seine Entschlossenheit doch etwas ins Wanken. Die Szenerie der Ebene von Marathon war wohl geeignet, dem Betrachter das Blut in den Adern gefrieren zu lassen; womöglich ähnlich erschreckend wie der Anblick, der sich den Verteidigern auf den Mauern Trojas bot. Denn wann hatte es seit diesen lang vergangenen Tagen eine Invasion gegeben, die mit der des persischen Feldherrn wie Datis vergleichbar war? Am fernen Ende der Bucht, geschützt durch ein langes Kap, das die hiesigen Bewohner ›Hundeschwanz‹ nannten, hatten die Perser ihre Schiffe auf den Sand gezogen, und dort erstreckte sich ihre Front nun entlang der gebogenen Strandlinie auf Kilometer hinaus. Die asiatischen Truppen, unfassbare Menschenmassen, gekleidet in ihre fremdartigen, grellfarbigen Trachten und über die ganze Ebene ausschwärmend, zertrampelten mit ihren Barbarenfüßen die Ernte, die aus dem Schweiß der athenischen Bauern und der heiligen attischen Erde erwachsen war. Ihre Reiter rückten auf die Reihen der Athener vor, kamen immer näher, zogen sich zurück, näherten sich erneut, zogen sich wieder zurück, und verhöhnten ihre Gegner, die über keine Bogenschützen verfügten, mit schnell davonziehenden Staubwolken.

Die Front der Athener zu überschreiten wagten sie noch nicht – denn die Athener hatten ihr Lager auf erhöhtem Grund, und direkt hinter ihnen begann noch steileres Gelände; auch ein dem Herakles geweihter Hain schirmte sie vor einer Annäherung der persischen Kavallerie ab, sie hatten also insgesamt eine großartige Verteidigungsstellung ausgewählt. Als nun Philippides ihren Stützpunkt erreicht hatte, konnten sie genau abschätzen, wie lange sie noch ausharren mußten, bis die Spartaner eintrafen: eine einzige Woche. Nach Meinung

der meisten athenischen Generäle war das ohne weiteres zu bewältigen. Als andere die Neuigkeiten von Philippides hörten, waren sie allerdings der Meinung, daß damit vielleicht auch eine verhängnisvolle Stunde der Abrechnung näherrückte. Vor allem Miltiades wußte genau, daß die Perser Meister in der perfiden Kunst des Ausspionierens waren: Mit größter Wahrscheinlichkeit bezog Datis bereits den kapriziösen spartanischen Zeitplan in seine eigenen Berechnungen mit ein; ebenso wahrscheinlich war ihm durchaus bewußt, daß die Zeit drängte. Da das athenische Heer, das die Straßen besetzt hielt, bis jetzt wider Erwarten immun gegen Auflösung durch Verrat und Zwietracht gewesen war, mußten sich die persischen Befehlshaber bald eine andere Strategie ausdenken – und Miltiades jedenfalls scheint nur wenig Zweifel gehabt zu haben, wie diese Strategie dann aussah. Da die Athener die beiden Straßen in den Süden blockierten, gab es für Datis nur eine Möglichkeit, Athen niederzuzwingen, bevor die Spartaner eintrafen: auf dem Seeweg. Falls – und wenn – die Invasoren begannen, in See zu stechen, hatte das athenische Heer eine schwere Wahl zu treffen: die Stellung zu halten und zu riskieren, daß die übers Meer transportierte feindliche Kavallerie von Spionen und Überläufern in Athen begrüßt wurde; oder sich auf die Ebene hinunterzubegeben und die Perser zum Kampf herauszufordern. Beide Alternativen waren hoch riskant, doch nur mit der letzteren konnte man sich, so Miltiades, wenigstens gewisse Hoffnungen auf einen Sieg machen.

Ein Tag verging, ein zweiter und noch ein dritter. Vier Tage waren es noch, bis die Spartaner eintreffen sollten, und noch immer bewegte sich in der Sackgasse nichts. Die persischen Schiffe blieben, wo sie waren, bedrohlich, aber unbewegt, hochgezogen auf den Strand. Die Sonne sank hinter den Bergen rund um die Ebene von Marathon. Im fernen Lakedaimon würden sich die Spartaner soeben marschbereit machen. Und im persischen Lager? Mag sein, daß die Ebene in geisterhaft silbernes Licht getaucht war, es dürfte jedoch kaum möglich gewesen sein, meilenweit entfernt von den Schiffen der Invasoren genau auszumachen, was im Schatten des ›Hundeschwanzes‹ vor sich ging. Irgend etwas geschah dort, so viel stand fest: Ein großer Tumult war zu hören, Tausende und Abertausende von marschierenden Füßen, erst weiter weg, dann immer näher bei den Reihen der Athener. Es schien, als würden sich die Angreifer endlich in großer Zahl vorwärtsbewegen. Aber war das nun ein regelrechter Angriff oder ein Ablenkungsmanöver? Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Datis war nicht der einzige Befehlshaber, der um die vitale Bedeutung

des Geheimdienstes wußte. Irgend jemand – vermutlich Miltiades, der seine Erfahrungen hatte mit den persischen Kriegskünsten – hatte aus den feindlichen Linien Spione rekrutiert. In dieser Vollmondnacht schlichen einige ionische Soldaten über die Ebene und krochen in das Gehölz, das dem athenischen Lager Deckung gab. Sie brachten Nachrichten von höchster Dringlichkeit. Umgehend wurden diese dem Kallimachos und den Befehlshabern der zehn Phylen überbracht, die gemeinsam das athenische Oberkommando bildeten. »Die Reiter sind fort!«⁴⁴

Das war der Augenblick, auf den Miltiades gewartet hatte. Wenn es stimmte, was seine Spione berichteten, dann war die persische Streitmacht aufgeteilt worden, mit einem Trupp, der die Stellung halten und die Aufmerksamkeit der Athener ablenken sollte, derweil die Reiterei weit im Hintergrund heimlich eingeschifft wurde.⁴⁵ In aller Eile wurde ein Kriegsrat einberufen; Miltiades flehte die anderen Kommandanten an, für einen sofortigen Kampfbeginn zu stimmen. Drängend malte er ihnen aus, daß es keine bessere Chance auf einen Sieg mehr gab: Das Heer der Invasoren war geteilt und die Kavallerie bis auf einen kleinen Restbestand abgezogen. Vier der übrigen neun Generäle stimmten Miltiades zu; fünf lehnten ab, entsetzt von der Perspektive, die Perser im offenen Feld, ohne Bogenschützen und ohne Kavallerie, und nach wie vor mit deutlich weniger Männern anzugreifen. Die ausschlaggebende Stimme war nun die des Archonten Kallimachos, der immer wieder erkennen ließ, daß er es nicht für ehrenrührig hielt, sich auf die überlegene Erfahrung von Athens berühmtestem Kämpfer gegen die Meder zu verlassen. Nun tat er das wieder und stellte sich auf die Seite von Miltiades. Der Befehl wurde erteilt. Der Kampf sollte bei Tagesanbruch beginnen.

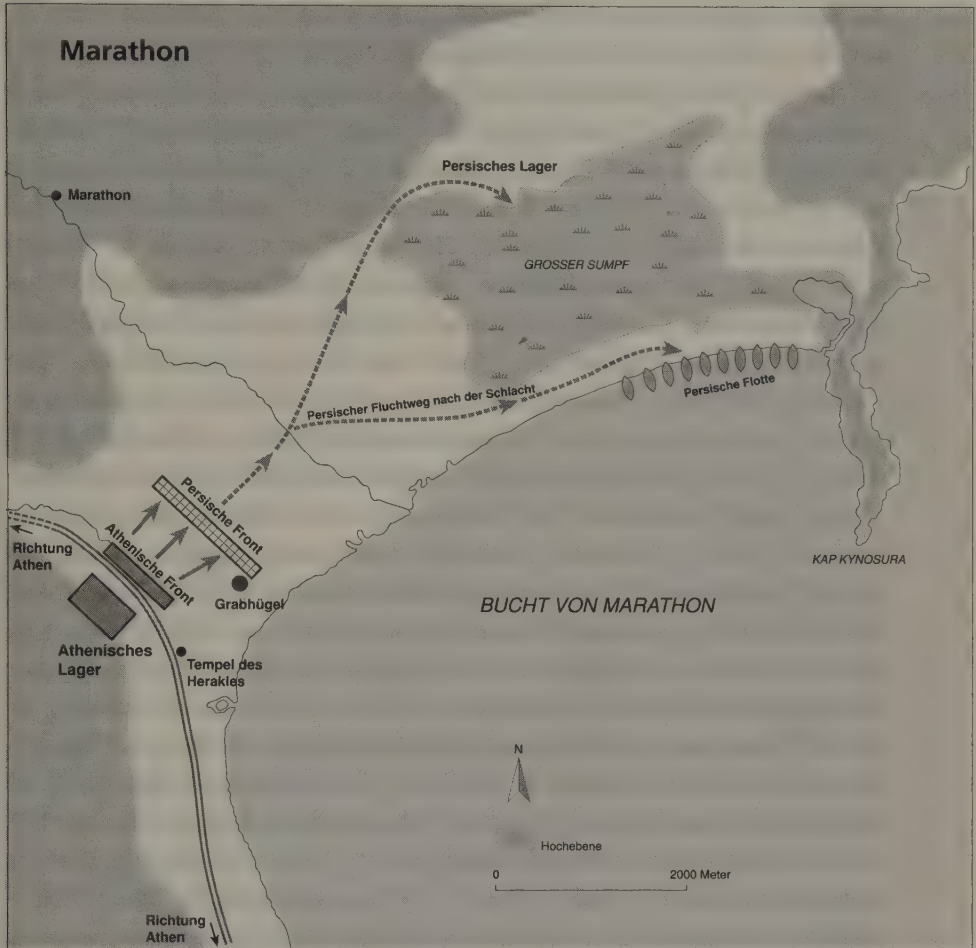
Im ganzen athenischen Lager wurden die Männer mit der Nachricht geweckt, daß keine Stunde mehr vergehen würde, bis sie gegen einen Feind vorrücken mußten, der in offener Schlacht nie zuvor von einem Hopliten-Heer besiegt wurde »und von dem allein schon die Erwähnung des Namens genügte, daß sich jedem Griechen vor Schreck die Haare sträubten«.⁴⁶ Wenn es jedoch überhaupt eine Chance gab, daß die Hopliten durch Mobilisieren auch noch der letzten Reserve an körperlicher und moralischer Stärke und mit ihrem ganzen Mut zu ultimativer Schlagkraft ihren eigenen Untergang und den ihrer Familien und ihrer Stadt abwenden konnten – wenn diese Chance bestand, dann war für die Hopliten Athens genau jetzt der Augenblick gekommen, diese Chance zu ergreifen. Die Sklaven, denen die Pflege der kostbaren Ausrüstung

oblag, holten auf den Befehl hin die polierten Rüstungen heraus. Die nackten Athener wurden in furchteinflößende Bronze-Roboter verwandelt. Dann, eingezwängt in ihre Brustpanzer und Beinschienen, Schild und Speer in den Händen, die Helme auf dem Kopf zurückgeschoben, nahmen die Hopliten ihre Plätze in der Schlachtreihe ein, stellten sich neben ihren Kameraden aus ihrem Stadtviertel, von ihrer Trittye, aus ihrer Phyle auf. Gewöhnlich staffelten die Athener ihre Phalanx in acht Reihen, doch Miltiades befürchtete, von der mobileren leichten Infanterie der Perser oder von der zurückgelassenen Kavallerie von der Seite angegriffen zu werden, und ließ den mittleren Abschnitt der Phalanx ausdünnen, so daß die athenische Schlachtlinie genau so lang war wie bei den Persern, die sich jetzt in der frühen Morgendämmerung immer deutlicher abzeichnete. Als die ersten Sonnenstrahlen die fernen grauen euböischen Bergspitzen berührten, wurden den Göttern Opfer dargebracht; die Vorzeichen waren günstig, woraufhin die Befehlshaber ihre Stellungen in der vordersten Reihe einnahmen. Dem Brauch gemäß übernahm Kallimachos als Kriegs-Archon den Befehl über den rechten Flügel; die Plataier erhielten ihren Platz auf der linken Seite; Themistokles und ein weiterer aufsteigender Star der Demokratie, Aristides, führten ihre Truppen in der Mitte der Phalanx an, in der gefährlich ausgedünnten Mitte.⁴⁷ Miltiades selbst, dem für diesen Tag das Oberkommando zugeteilt war, stand an einer Stelle, wo alle ihn sehen konnten, und schließlich hob er den Arm, wies auf die Perser und brüllte mit weithin hallender Stimme: »Auf sie!«⁴⁸

Ein metallisches Blitzen schwirrte über die Reihen der Hopliten, als sie ihre Helme schlossen, ihre Schilde hoben und ihre Speere schulterten. Hier war er nun, der point of no return. Der Kopf des Hopliten war nun fast vollständig von Metall umschlossen, jedes einzelne Mitglied der Phalanx war auf unheimliche Weise abgeschnitten von sämtlichen visuellen und akustischen Informationen vom Schlachtfeld, kaum konnte man den Feind vor sich sehen, kaum das Schmettern der Trompeten hören, das Signal für die Athener, mit dem Angriff zu beginnen. Nur die plötzliche Bewegung seiner Kameraden zu beiden Seiten und das anbrandende Gewicht der Männer hinter ihm schienen real. Hinunter in die Weite der Ebene trampelte die Phalanx in perfekter Beibehaltung ihrer Formation, die an keiner Stelle aufzubrechen drohte. Alle waren erfaßt und getragen vom Schrecken und vom Rausch des Augenblicks – denn es traf zwar zu, daß hinter einem Wall von Schilden die Verzagtheit einiger weniger sich fatal auf alle auswirken konnte, doch es galt auch das Gegenteil: daß selbst ein

Hoplit, der vor Angst in die Hosen machte, sich als stark erfuhr, weil er eins war mit seinen Freunden und Verwandten, eins mit einem einzigen mächtigen Körper aus bewaffneten, freigeborenen Männern. Wie hätte es denn ohne ein solches Selbstbewußtsein sonst irgendein einzelner Athener wagen können, was alle in der Phalanx am Morgen dieses Augusttages taten: gegen einen Feind anzustürmen, der weithin als unbesiegbar galt; ein Gebiet zu überqueren, das viele als Todesebene fürchteten?

Später wurden ungeheuerliche Geschichten von diesem Vorstoß erzählt. Es hieß, die Athener seien den ganzen langen Weg von 2 Kilometern gerannt, als müßten Männer, die so kühn sind, erstmals auf die Perser loszugehen, irgendwie übermenschliche Qualitäten haben. In Wahrheit wird kein Mann, der eine vollständige Hoplitenrüstung trägt, das heißt 35 Kilogramm Bronze, Holz und Leder am Leib hat, eine solche Entfernung rennend zurücklegen und dann noch Kraft genug haben, um im Kampf wirklich zuschlagen zu können. Schon in der relativen Kühle des frühen Morgens mischte sich schnell der Schweiß mit dem Staub, den 10 000 Fußpaare aufwirbelten, und vernebelte die Sicht der marschierenden Hopliten, stach ihnen in die blinzelnden Augen, so daß die Sicht auf den Feind vor ihnen – auf die Bogenschützen in ihrer fremden Tracht, die nach ihren Pfeilen griffen, die Steinschleuderer, die ihre Schlinge vorbereiteten, den Ausdruck von hämischer Freude und ungläubigem Staunen in den Reihen der Perser – noch undeutlicher wurde. Bald, als die Athener tiefer ins Niemandsland vorstießen, regneten die ersten Pfeile auf sie herab; und jetzt hoben die Hopliten das immense Gewicht ihrer Schilde hoch, um ihre Brust zu schützen, und fingen tatsächlich an zu rennen. Gleichzeitig, als wäre die Phalanx »eine wilde, in die Enge getriebene Kreatur, die sich, ihre Stacheln sträubend, dem Feind zuwendet«, ⁴⁹ senkten die Männer in den ersten drei Reihen in Vorbereitung auf den Zusammenstoß ihre Speere und richteten sie aus. Nun, da noch knapp 150 Meter zu bewältigen waren, brach eine Sturmwolke aus Pfeilen und Wurfgeschossen über sie herein, sie polterten auf ihre Schilde, prallten von den Helmen ab, vereinzelt wurde auch ein Hoplit am Oberschenkel oder am Hals getroffen, doch die Athener hielten dem schwarzen Regen stand, ja erhöhten sogar noch ihre Geschwindigkeit. Die Feinde, die direkt in der Richtung standen, welche die Phalanx nahm, versuchten noch einen Verteidigungszaun zu errichten, doch dann bemerkten sie zu ihrem Entsetzen, daß die Mauer aus Schilden und eisernen Speerspitzen ganz und gar keine so leichte Beute für ihre Bogenschützen gewesen war, wie sie sich das vorgestellt hatten, sondern



im Gegenteil unaufhaltsam auf sie zugerollt kam. Hundert Meter – fünfzig – zwanzig – zehn. Und nun erhob sich das Kriegsgeschrei der Athener, ein markerschütterndes Geheule, es übertönte das Donnern ihrer Füße auf der trockenen Erde, die Kakophonie von schepperndem Metall und dem wilden, panischen Schreien der Feinde, und die Phalanx krachte in die persischen Reihen.

Der Aufprall war verheerend. Ihre Art der Kriegsführung hatten die Athener in Kämpfen mit anderen Phalangen trainiert und vervollkommen, wo dann hölzerne Schilde auf hölzerne Schilde knallten und eiserne Speerspitzen auf bronzene Brustpanzer trafen. Nun aber, in den ersten grauenhaften Sekunden

des Zusammenstoßes, geschah lediglich ein vernichtender Schlag von Metall auf Fleisch und Knochen; dann rollte die athenische Flut über Männer hinweg, die im besten Fall Steppjacken als Schutz trugen und womöglich als Waffen nur Bogen oder Wurfschlingen hatten. Die Speere aus Eschenholz zerbrachen hier nicht, wie das unweigerlich geschah, wenn eine Phalanx auf die andere traf, sie konnten im Gegenteil wieder und wieder zustechen, und die feindlichen Männer, die dem furchtbaren Stechen entkamen, wurden womöglich zu Tode getrampelt von dem schieren Gewicht der sich vorwärtsarbeitenden Bronzestaturen. Es dauerte nicht lang, und Männer brachen in panischem Entsetzen aus den Flügeln der persischen Armee aus, strömten über die Ebene zurück, während die Athener stoßend und hackend ihr tödliches Geschäft fortsetzten. Nur in der Mitte, wo die Phalanx mit wesentlich weniger Nachdruck vorgehen konnte, behielten die Invasoren die Oberhand, hielten dem Zusammenprall stand und trieben die Hopliten allmählich zurück. Hier waren die besten Truppen der Invasoren aufgestellt: die Perser selbst, besser gerüstet als die meisten der übrigen Rekruten, und die Saken, diese brutalen Kämpfer aus den weit entfernten östlichen Steppen, die mit ihren Äxten keine Probleme hatten, den Helm eines Hopliten oder seinen Brustpanzer zu spalten. Doch schon bewegten sich die beiden Seitenflügel des athenischen Heeres nach innen, griffen die Perser über ihre Flanken an und eilten den hart bedrängten Männern von Aristides und Themistokles zu Hilfe, so daß bald auch das persische Zentrum einknickte und das Gemetzel noch blutiger wurde. Nun schlossen sich die wenigen noch lebenden Perser und Saken der allgemeinen Fluchtbewegung an und eilten, taumelnd und stolpernd, kilometerweit über die sandige Ebene zurück zu ihren Schiffen. Die triumphierenden Athener, die ihren Sieg noch gar nicht fassen konnten, verfolgten sie, wie betäubt von der Art und Weise, wie der Gott Pan Wort gehalten hatte.

Nun war zwar die Schlacht gewonnen, doch stand der Sieg damit noch ganz und gar nicht fest. Die beiden athenischen Flügel mußten dabei helfen, die Schlacht im Zentrum zu beenden, was den Seeleuten der persischen Flotte ausreichend Zeit ließ, ihre Schiffe klar zum Auslaufen zu machen und die panischen Rekruten an Bord zu nehmen, die am Ufer entlang hasteten. Viele ihrer Kameraden waren zwar bei der panikartigen Flucht zu Tode getrampelt worden oder irrten verzweifelt in dem großen Sumpfgebiet herum, das sich nordwärts von der Anlegestelle der persischen Schiffe erstreckte, wo so viele von ihnen umkamen, daß man später annahm, dies sei »der Ort des schlimmsten

Gemetzels gewesen«.⁵⁰ Doch solange Datis und Artaphernes noch ihre Flotte befehligten, blieben sie eine Bedrohung; und Miltiades und seine Männer, die den bereits ausgelaufenen Schiffen nichts mehr anhaben konnten, bemühten sich natürlich nach Kräften, jedes Schiff, das noch am Ufer lag, zu kapern oder in Schutt und Asche zu legen. Dieser Kampf am Ufer stand der vorherigen Schlacht an Brutalität in nichts nach und war auch für die Athener ähnlich fatal: Einem Hopliten, der nach oben langte, um sich am Heck eines Schiffes festzuhalten, wurde mit einer Axt die Hand abgehackt, und Blut spritzte aus der tödlichen Wunde, als er zu Boden stürzte; Kallimachos, der Kriegs-Archon, wurde ebenfalls getötet; außerdem einer der Phylen-Befehlshaber. Sieben Schiffe konnten gekapert werden, doch der ganze Rest schaffte den Aufbruch. Die Straße nach Athen war den Persern versperrt – nicht aber der Seeweg.

Und wo befanden sich die Schiffe mit der Reiterei, die vor der Schlacht ausgelaufen waren? Eine quälende Frage für das athenische Oberkommando. Schon als sie an den Leichen, die von den Wellen auf und ab bewegt wurden, vorbei durch die Untiefen am Ufer zurückwateten und ihre Blicke über die Ebene Richtung Athen schweifen ließen, sahen die besorgten Hopliten, wie vom Hang des Pentelikon aus eine glänzend polierte Fläche aufblitzte, die offenbar so ausgerichtet war, daß sie die Strahlen der Morgensonne einfing.⁵¹ Das war eindeutig ein vereinbartes Signal, und zwar eines, das nur an die persische Flotte gerichtet sein konnte, die irgendwo draußen im Meer kreuzte. Seine genaue Bedeutung war unmöglich zu erschließen – aber jeder Athener konnte unschwer erkennen, daß das Signal auf Verrat hinwies.

Betroffenheit breitete sich unter den Hopliten aus. Gut 40 Kilometer entfernt waren ihre Familien und ihre Häuser immer noch schutzlos. Erschöpft, schweißgebadet und blutüberströmt wie sie waren, blieb ihnen nichts anderes übrig, als sofort nach Athen zurückzueilen, »so schnell sie ihre Beine trugen«.⁵² Es war noch nicht einmal 10 Uhr am Morgen, als sie das Schlachtfeld verließen; am späten Nachmittag kamen sie, ein erstaunlicher Beweis ihrer Kraft und Ausdauer, in ihrer Stadt an*. Und sie kamen gerade noch zur rechten Zeit,

* Das war der Lauf, der den französischen Pädagogen Michel Bréal bewog, einen »Marathon-Wettkampf« für die Olympischen Spiele von 1896 vorzuschlagen, auf genau der Strecke, die die Athener vom Schlachtfeld her nach Athen nahmen. Die Legende, daß Philippides die Nachricht vom Sieg brachte und daß er noch keuchend: »Wir haben gewonnen!« ausstieß, bevor er verblich, ist zwar poetisch und äußerst passend, doch tut das der Tatsache, daß sie nur gut erfunden ist, leider keinen Abbruch.

denn bald darauf segelten die ersten Schiffe der persischen Flotte auf Phaleron zu. Ein paar Stunden lang lagen sie am Hafeneingang vor Anker, dann, als die Sonne schließlich hinter diesem langen, schicksalhaften Tag unterging, zogen sie ihre Anker wieder ein, wendeten und segelten ostwärts in die Nacht. Die drohende Invasion war abgewendet.

So kam es, daß Athen dem furchtbaren Schicksal Milets und Eretrias entging und sich, wie Miltiades es so schön formulierte, als »die Stadt« erwies, »die mit Recht die größte in ganz Griechenland werden kann.«⁵³ In Marathon hatten die Bürger der Stadt ihrem schlimmsten Alptraum direkt ins Gesicht geschaut: nicht nur, daß sie alle womöglich verschleppt werden könnten, weit weg von der uralten Erde, die sie hervorgebracht hatte, weg von ihren Häusern, ihren Feldern, ihren Stadtvierteln, sondern schlimmer noch, daß ihre Geschlechter im Zusammenhang mit scheußlichen Verstümmelungs-Szenarien ausgelöscht würden. Jeder Hoplit, der an diesem Tag kämpfte, war sich gewiß darüber im klaren, daß der Großkönig in seiner Verbitterung über den Eidbruch der Athener über sie »den furchtbarsten aller möglichen Racheakte« verhängt hatte:⁵⁴ die Kastration ihrer Söhne. Hatten die Athener in ihren finstersten Vorstellungen womöglich befürchtet, daß die Götter selbst diesen gräßlichen Urteilsspruch bestätigen könnten? Athen hatte ja tatsächlich seine Loyalitätszusagen gegenüber Dareios nicht eingehalten; und unter den Griechen gab es die Gewohnheit, wenn sie einen Schwur ablegten, daß sie auf die abgetrennten Hoden eines Opfertieres traten und dazu ein Gebet sprachen, daß ihre Nachkommenschaft genauso zermalmt werden sollte, wenn sie ihr Wort brachen. Indem die Athener den Feind bei Marathon angriffen, hatten sie sich im Endeffekt auch dafür gewappnet, diese ärgste ihrer Ängste auf den Prüfstand zu stellen – und sie waren bravourös damit fertig geworden.

Und noch viel mehr hatten sie bewältigt. Wer auch immer es war, der den Persern vom Pentelikon aus das Signal gab – jetzt hielt er den Mund. Als bekannt wurde, daß Hippias vor Enttäuschung, weil all seine Hoffnungen nun zunichte waren, auf dem Rückweg ins Exil das Zeitliche gesegnet hatte, bestätigte das nur eine Tatsache, über die sich alle im klaren waren: Kein Athener sollte sich mehr Hoffnungen auf die Wiedereinführung der Tyrannis machen. Jeder war jetzt für die Herrschaft des Volkes – oder besser gesagt, für die Herrschaft des Volkes, das den grandiosen Sieg errungen hatte: die Bauern, der Landadel, die Männer, die über eine Rüstung verfügten. 192 dieser Männer, so hatte sich herausgestellt, waren in der Schlacht gefallen – und diesen Helden

der Freiheit Athens wurde eine einmalige Ehre erwiesen. Sie fanden ihre letzte Ruhestätte nicht in Gräbern in Kerameikos; statt dessen wurden diese Toten zum ersten und einzigen Mal in der Geschichte ihrer Stadt »als Unterpfand für ihren Mut«⁵⁵ auf dem Feld beigesetzt, wo sie gefallen waren. Ein über 15 Meter hohes Grabmal wurde über ihren Leichen errichtet, und Marmorplatten, in die alle Namen der Gefallenen gemeißelt waren, wurden an seinen Seiten aufgestellt. Nicht einmal der elitärste Aristokrat konnte mit etwas Ähnlichem aufwarten. In ebendem Staub, für dessen Verteidigung sie sich so heldenhaft eingesetzt hatten, wurden sie gemeinsam bestattet, ohne irgendwelche Unterscheidung nach Familien- oder Stand. Sie waren Bürger – nicht mehr und nicht weniger. Gab es einen stolzeren Titel, als einfach Athener zu sein? Athen selbst bedeutete alles.

Als die Spartaner nach ihrem strapaziösen Drei-Tages-Marsch in Marathon ankamen, betrachteten auch sie die Männer, die die Meder ganz allein besiegt hatten, mit neuem, neidlosem Respekt. Sie marschierten weiter, um das Schlachtfeld zu inspizieren, und stießen dort auf genügend Indizien für das Ausmaß der so glorios abgewehrten Bedrohung – Leichen, die im Staub verrotteten oder schon halb verschlungen waren von sumpfigem Schlamm. 6400 Männer lagen dort und mästeten die Fliegen – und das war nur ein Bruchteil der Streitmacht, die Datis angeführt hatte. Wie viele wimmelnde Millionen mehr unter der Herrschaft des Großkönigs standen, die scharenweise das unermeßliche Hinterland Asiens bevölkerten – über diese Frage nachzudenken hatten weder die Athener noch die Spartaner große Lust. Jeder Grieche, der die toten Perser da liegen sah und sich über den großen Sieg freute, muß aber doch den kalten Hauch einer dunklen Ahnung gespürt haben. Die Spartaner, die das Schlachtfeld methodisch inspizierten, die Leichen umdrehten und sich Notizen machten, werden jedoch auch einiges entdeckt haben, das sie beruhigte. Hier bot sich ihnen zum ersten Mal die Gelegenheit, Rüstung und Waffen der sagenhaften östlichen Kampfmeister zu studieren; und was sie sahen, rief allenfalls ein Achselzucken hervor. Datis hatte vielleicht ein riesiges Heer nach Marathon geführt – aber durchaus keines, das die Spartaner als ebenbürtig ansahen.

Während die Spartaner ihren Inspektionsrundgang fortsetzten, wurde am südlichen Rand des Sumpfes ein riesiger Graben ausgehoben. In diese provisorische Müllgrube wurden ohne viel Aufhebens die Leichen der Invasoren gekippt. Keine Gedenkveranstaltung für die abgeschlachteten persischen Rot-

ten*. Eine stumme, ruhmlose Grabstätte – aber hatten Männer, die zu Lebzeiten weder die enge Verbindung mit einer Stadt, noch die Freiheit von königlicher Zwangsherrschaft noch die Disziplin einer Phalanx gekannt hatten; die vielmehr nur wie willenloses Vieh vor sich hintrotteten und sinnlose, verrückte Laute von sich gaben, die wie tierisches Geblöke klangen – hatten solche Männer etwas anderes verdient? Die Ionier hatten die Perser mit dem Begriff ›Barbaren‹ abqualifiziert; jetzt, als Reaktion auf ihren großen Sieg, übernahmen die Athener diesen Ausdruck. In diesem Wort drückte sich perfekt ihre Furcht vor dem aus, was sie an jenem frühen Morgen auf der Ebene von Marathon gesehen hatten: ein wimmelndes, fremdes Heer, das plappernd in sein Verderben rannte, regelrechte ›Kauderwelsch-Quatscher‹. Aber der Begriff ›barbarisch‹ konnte, vor allem wenn ein Veteran der sagenhaften Schlacht ihn in den Mund nahm, auch mehr umfassen: einen Unterton von Spott, von Überlegenheit, ja von Verachtung – eine Haltung, die sich vor dem schicksalhaften Augustmorgen nur wenige Griechen angemessen hätten.

Marathon hatte nicht nur Athen, sondern ganz Griechenland eine gewaltige Lektion gelehrt: Es mußte durchaus nicht sein, daß man sich durch die Hände einer Supermacht in die Knie zwingen ließ. Die Athener hatten gezeigt – und sie würden niemals mehr müde werden, jeden daran zu erinnern –, daß die Horden des Großkönigs besiegt werden konnten. Der Koloß stand auf tönernen Füßen.

Die Freiheit mußte schließlich verteidigt werden.

* Erst als ein deutscher Landvermesser im 19. Jahrhundert auf einen riesigen Haufen von Knochen in diesem Gebiet stieß, konnte die Stelle des persischen Massengrabs identifiziert werden.

HERAUFZIEHENDER STURM

Den Paradiesgarten bestellen

Marathon, von den Athenern als der größte Sieg aller Zeiten herausposaunt, besaß in den Augen des Königs der Könige verständlicherweise einen anderen Stellenwert. Die persischen Hofberichterstatte waren sowieso nicht sonderlich geübt darin, die Rückschläge ihres Herrn ins Zentrum der Aufmerksamkeit zu rücken, doch stellte es letztlich auch kein größeres Problem für sie dar, die Schlacht als unbedeutendes Grenz-Scharmützel abzutun. Es war zwar bedauerlich, daß die abgefeimten Athener sich ihrer Bestrafung hatten entziehen können, doch schmälerte die Tatsache, daß ihre Stadt nicht eingenommen werden konnte, den Glanz eines ansonsten höchst erfolgreichen Feldzuges nur unwesentlich. Wer das bezweifelte, mußte nur einen Blick auf die Gefangenen aus Eretria werfen, die als erniedrigte Verlierer durch die Straßen von Susa geführt wurden. Dareios in seiner überreichen Güte reagierte auf die Zurschaustellung des Elends seiner Gefangenen mit dem Befehl, ihre Ketten zu zerschlagen und sie im Norden des heutigen Basra anzusiedeln. Diese Gegend war weithin berühmt für die geheimnisvolle schwarze Flüssigkeit, die aus ihrem Untergrund durch den Sand heraufquoll, und der Geruch dieser Substanz, von den Persern *rhadinake* genannt, hing schwer in der Luft – ein fernes Echo des salzigen Tangs der Ägäis. Wie einst die Israeliten an den Flüssen von Babylon saßen und weinten, so verzehrten sich jetzt, mitten in den Ölquellen des südlichen Irak, die Eretreier nach ihrer Heimat. »Leb wohl, herrliches Eretria, unser Land existiert nicht mehr. Leb wohl, Athen, einst unser Nachbar jenseits der Meerenge. Leb wohl, geliebtes Meer.«¹ Ihr Exil war für sie – Dareios hatte das völlig richtig eingeschätzt – Bestrafung genug.

Solche Großherzigkeit konnte natürlich lediglich im Zusammenhang mit

dem gerechten Zorn des Großkönigs richtig verstanden werden: als Sonne nach dem Sturm. Das Todesurteil gegen Athen, diese verstockte Hochburg von *daivas* und Verlogenheit, stand unverrückbar fest. Doch richtete es sich nicht nur gegen Athen. Der Frevel, den die Spartaner begangen hatten, indem sie die Gesandten des Großkönigs ermordeten, war weder vergessen noch vergeben, und Dareios, der die strategische Vorgehensweise bezüglich seiner westlichen Gegner in der Folge der Ereignisse von Marathon neu strukturierte, hatte entschieden, daß Sparta genauso zerstört werden sollte wie Athen. Glückliche Umstände hatten es seinen Spionagechefs, die in der militärischen Planung des Großkönigs eine prominente Rolle spielten, erst kürzlich erlaubt, einen besonders spektakulären Coup zu landen: Sie konnten keinen Geringeren als einen früheren König dieser verschlossenen, mysteriösen Stadt als Agenten für sich gewinnen. Demaratos war vor den Augen des gesamten spartanischen Volkes von Leotychidas öffentlich beleidigt worden, was das Faß zum Überlaufen brachte: Erst heimlich, dann unverhohlen flüchtete er sich an den Hof von Susa, wo er mit verschwenderischen Gunsterweisen in Empfang genommen – und gierig nach Informationen ausgehört wurde.² Der Überläufer, den schon nach kurzer Zeit Heimweh nach seiner Stadt plagte, lieferte den Fragenden mit großzügigem, bitterem Genuß die gebührenden Antworten.

Demaratos rannte zwar offene Türen ein, als er seine Schutzherrn ermutigte, eine Invasion der Peloponnes vorzubereiten, doch konnten die Eroberungspläne des Dareios nicht so ohne weiteres beschleunigt werden. Der Feldzug des Datis war nicht viel mehr als eine hochgejubelte Razzia gewesen; die umfassende Befriedung eines so abgelegenen und bergzerklüfteten Landes wie Griechenland stellte im Vergleich dazu vor Probleme einer ganz anderen Komplexitätsstufe. Die Räder der persischen Bürokratie drehen sich nicht nur langsam, sondern sind auch ziemlich klein. Im Juni 486 v.Chr., drei Jahre nachdem Dareios die ersten Befehle zur Mobilmachung seines Reiches gegeben hatte, erhob sich unvermittelt plötzlich in Ägypten ein Aufstand unter der Bevölkerung, die unter den ununterbrochenen Forderungen ihrer Herren nach Getreide und Steuern ächzte. Der Blick des Großkönigs wandte sich umgehend von Athen in Richtung Süden ab. Das reiche, fruchtbare, goldene Ägypten war ein zu großer Schatz, den man unter keinen Umständen für die unfruchtbare griechische Wildnis aufs Spiel setzen wollte. Ein Sonderkommando, das ursprünglich für Athen bestimmt gewesen war, wurde umgehend instruiert, sich statt dessen für einen Angriff auf das Land am Nil vorzubereiten. Als der Sommer in

die wohlthuende Kühle des Herbsts übergang, wurden Vorbereitungen getroffen für den Aufbruch der Truppe von Persien. Der König der Könige hatte die Absicht, höchstselbst an der Spitze des Heeres zu reiten.

Bei Hof wurde das von allen als unheilswangerer Augenblick wahrgenommen. Dareios war schon zu zahlreichen Feldzügen aufgebrochen, doch mit seinen 65 Jahren war er kein junger Mann mehr, und es grassierten Gerüchte von nachlassender Kraft. Es gab Höflinge, die sich mit Unbehagen an das vorige Mal erinnerten, als ein persischer König sich nach Ägypten aufmachte, und sie munkelten bereits vom Ende einer Ära: eine grauenenerregende Perspektive. Dabei hatte Kambyzes, als er in Ägypten kämpfte, in Persien lediglich einen Bruder hinterlassen; Dareios dagegen, mit mehreren Frauen und einer zahlreichen Nachkommenschaft gesegnet, hatte auch eine ganze Reihe von ehrgeizigen Söhnen hervorgebracht. Krieg in den Provinzen und absehbare Kämpfe um die Nachfolge: Wenn aus der Vergangenheit irgendwelche Lehren gezogen werden konnten, dann barg diese Kombination erheblichen Sprengstoff. Brudermord und seine heimtückischen Folgen, die an den Grundfesten der persischen Herrschaft rüttelten, hatten schon einmal eine Dynastie ausgelöscht – wer konnte garantieren, daß so etwas nicht wieder geschah?

Der betagte Dareios selbst jedoch, der sich während seiner gesamten Regentschaft darum bemüht hatte, die Welt in den Genuß der Früchte von Wahrheit und Ordnung zu bringen, war kaum der Mann, sich die Unkenrufe über den Untergang seiner Bemühungen nach seinem Tod mit Gleichmut anzuhören. Er gab sich lieber der Überzeugung hin, daß ein stattlicher Vorrat an fähigen Söhnen sein Reich nicht bedrohen, sondern im Gegenteil höchst effektiv zu stützen vermöchte. Das persische Volk solle sich durch seine Fruchtbarkeit nicht in Angst versetzen lassen, sondern dürfe sich in Sicherheit wiegen. Nicht umsonst gehörte es immer zu den Prinzipien der Perser, daß »das sicherste Anzeichen für Männlichkeit neben dem Mut in der Schlacht darin besteht, Vater einer großen Zahl von Kindern zu sein«.³ Dareios, stets in allen Dingen höchst gewissenhaft, hatte sicherlich die Erziehung seiner Söhne nicht vernachlässigt. Verhättseln entsprach nicht dem persischen Naturell. Sogar die Griechen, die sich gern darüber mokierten, daß ein Volk, welches Hosen als Nationaltracht trug, hoffnungslos verweichlicht sein mußte, konnten nicht umhin, das zuzugestehen. Seine in grell leuchtende Farben gehüllten Beine waren vielleicht gewöhnungsbedürftig, doch seine Erziehung hatte ihm gewiß all die Zähigkeit und Stärke vermittelt, die einen echten Mann auszeichnete.

Gut, die ersten Jahre seines Lebens mochte er in der seidenweichen Bequemlichkeit der Frauengemächer verbracht haben, doch geschah das nur, damit die Eunuchen einen größeren Einfluß auf ihn hatten, damit sie »seine kindliche Schönheit formten, seine kleinen Gliedmaßen gestalteten, sein Rückgrat aufrichteten«.⁴ Mit dem Erreichen des fünften Lebensjahres begann für ihn die Ausbildung in Anlehnung an einen Lehr- und Erziehungsplan, der an Strenge dem spartanischen in nichts nachstand: Schon vor Sonnenaufgang wurde der junge Prinz von Trompetenschmettern geweckt, er startete mit einem 8000-Meter-Lauf in seinen Tag, um anschließend eine zermürbende Abfolge von Unterrichtsstunden zu absolvieren wie Stimmtraining, Kampfübungen und Tauchbäder in eisigen Stromschnellen. Um seine Führungsqualitäten zu schulen, gab man ihm den Befehl über eine Gruppe von 50 Jungen. Um wahrhaft königliche Beherrschung von Lanze und Bogen zu erlernen, ging er mit seinem Vater auf die Jagd. Die Prinzipien des Rechts, der ruhmreichen persischen Geschichte und der Verehrung Ahura Mazdas wurden ihm in Unterrichtsstunden bei den Priestern vermittelt. Aufgrund seiner Geburt schien er dazu bestimmt, im Luxus zu schwelgen, doch war der Luxus lediglich dazu da, die Augen der Untertanen zu blenden, nicht aber die stählerne Härte der Elite aufzuweichen. Eine Prinzessin besaß möglicherweise ganze Städte, deren einzige Funktion darin bestand, das exquisite Schuhwerk zu garantieren, das sie trug, doch auch von ihr wurde erwartet, daß sie nicht in eitlem Müßiggang herumfaulenzte, sondern sich vielmehr unter der Anleitung ihrer Hauslehrerinnen ernsthaften Studien unterzog, daß sie sich im Reiten vervollkommnete und sich vielleicht sogar wie ihre Brüder als »kundig im Umgang mit Bogen und Lanze zeigte«.⁵ Man setzte hohe Erwartungen in die Kinder des Königs der Könige. Ihr königlicher Stand verschaffte ihnen unglaubliche, glänzende Vorteile jenseits des Vorstellbaren, doch unvorstellbar und genauso furchteinflößend waren die Verpflichtungen, die er mit sich brachte. Das Erbe der Nachkommen des Dareios bestand ja in nichts Geringerem als der Weltherrschaft. Es gab keine Kinder in der Geschichte der Menschheit, die mit derart goldenen Löffeln im Mund das Licht der Welt erblickten. Das Reich war unter der kunden und berechnenden Herrschaft des Dareios zu einer Familienangelegenheit geworden – und es konnte nicht im Interesse seiner Sprößlinge sein, um diese glänzende Hinterlassenschaft in Streit zu geraten. Wenn sie sich der Gunst ihres Vaters als würdig erwiesen, dann war ihnen die Herrschaft über alte Königreiche, mächtige Satrapien, schlagkräftige Heere sicher. Je besser sie sich

bewährten, desto üppiger war natürlich der Gewinn, auf den sie hoffen durften – und der Hauptpreis, die Königsherrschaft des Dareios selbst, ging selbstverständlich an den bewährtesten unter ihnen.

Dareios hatte die Entscheidung, wer ihm auf dem Thron nachfolgen sollte, schon Jahre zuvor getroffen.⁶ Einer seiner Söhne zeichnete sich vor allen anderen aus: Xerxes war nicht der älteste der königlichen Prinzen, doch schon lange war es offensichtlich, daß er der gekürte Erbe des Großkönigs war. Viele Umstände kamen bei dieser Erwählung zusammen. Möglicherweise spielte die größte Rolle, daß in den Adern des Xerxes, im Gegensatz zu vielen seiner Halbbrüder, die richtige Mischung von Blut floß – denn seine Mutter war die Fürstin Atossa, die Frau mit den besten Verbindungen im ganzen Königreich, Witwe sowohl des Kambyses als auch Bardiyas, und die Tochter von Kyros dem Großen. Dieser Stammbaum war zwar sicherlich von Vorteil, doch hätte er kaum ausgereicht, um gerade auf Xerxes die Gunst seines Vaters zu lenken, hätte er nicht noch zahlreiche weitere hervorragende Eigenschaften besessen. Er hatte die exklusivste Erziehung der Welt genossen und tat sich daher sicherlich als exzellenter Reiter, als äußerst geschickt im Umgang mit Waffen und als gelehrter Schüler der Weisen hervor – »denn kein Mann konnte König von Persien werden, der in diesen Disziplinen nicht genügend ausgebildet war«⁷. Auch bei der Jagd und in der Schlacht wird er in zahlreichen schwierigen Situationen seine Tapferkeit unter Beweis gestellt haben. Letztlich ausschlaggebend aber war vielleicht doch die Tatsache, daß der große, attraktive Xerxes wie ein König *aussah*. Das Aussehen spielte eine entscheidende Rolle: Die Perser waren so besessen von der körperlichen Erscheinung, daß jeder Adlige einen Visagisten im Gefolge hatte; keiner, der bei Hofe auftrat, kam ohne Plateau-Schuhe aus; und falsche Kinn- und Oberlippenbärte waren so beliebt, daß der Finanzminister sie in der Rubrik der besteuerten Gegenstände aufführte. Nicht einmal der Vater des Xerxes konnte es mit dem Prinzen in Bezug auf die äußere Erscheinung aufnehmen: Dareios galt zwar im allgemeinen als außerordentlich gutaussehend, hatte jedoch Arme wie ein Gibbon, »die bis zu seinen Knien herunterreichten«.⁸ Bei Xerxes gab es solche körperlichen Auffälligkeiten nicht: »Sowohl in seiner Gestalt als auch in der Vornehmheit seines Auftretens gab es offensichtlich keinen, der besser geeignet war für die Ausübung großer Macht.«⁹

So kam es denn, daß Xerxes die Weltherrschaft widerspruchlos übernehmen konnte, als der kränkelnde König der Könige im Spätherbst des Jahres

486 v. Chr., noch bevor er sich nach Ägypten auf den Weg machen konnte, schließlich »vom Thron wegging«,¹⁰ wie die Perser es euphemistisch formulierten. Vielleicht ist ja nichts so bezeichnend für die Herrschaft des Dareios wie sein Abschied: Der Kontrast zwischen der gewalttätigen Widerrechtlichkeit seines eigenen Beginns und der problemlosen Geschmeidigkeit, mit der sein Sohn ihn ablöste, legt beredtes Zeugnis ab von der Ordnung, die er in seinem ausgedehnten Herrschaftsgebiet zu etablieren vermocht hatte: Mit Wachs bedeckt, gebettet auf einen herrlich geschmückten Triumphwagen, der von Pferden mit kurz geschorenen Mähnen gezogen wurde, verließ der Leichnam des Königs, begleitet vom lauten Weinen seiner Untertanen, Persepolis. Xerxes selbst führte den Trauerzug an, und die gesamte Stadtbevölkerung folgte der Bahre, man heulte, raufte sich die Haare und wankte in ostentativer Trauer auf die in einiger Entfernung sich abzeichnenden schroffen Kalkklippen zu, wo hoch oben, auf dem Plateau der Felsen, das königliche Grab ausgehoben worden war. Dort wurde der Großkönig zur letzten Ruhe gebettet; und in ganz Persepolis und Persien und in jeder Satrapie des Reiches, an jedem Ort, den die Segnungen der Arta erreicht hatten, wurden die heiligen Feuer, die während der 36jährigen Herrschaft des Dareios ständig gebrannt hatten, feierlich ausgelöscht, und die glühende Asche löste sich in Staub auf.

Die Altäre sollten nicht zu neuem, flammendem Leben erweckt werden; die Herrschaft des neuen Königs sollte nicht offiziell beginnen, bevor Xerxes, der sich in den Norden, nach Pasargadai begab, in bestimmte Geheimnisse eingeführt war, die nur die Weisesten der Weisen und der König selbst kennen durften. Teil dieser Initiation war, daß Xerxes »sich seiner eigenen Kleider entledigen und ein Gewand anlegen mußte, das Kyros getragen hatte, bevor er König wurde«;¹¹ anschließend hatte er verschiedene übelriechende Tränke hinunterzuwürgen, die die Weisen für ihn zubereitet hatten, nekromantisches Gebräu aus geronnener Milch und heiligen Kräutern. Ein Szepter wurde ihm in die rechte Hand gelegt; die *kidaris*, die geriffelte Tiara des Herrschers, auf sein Haupt gesetzt. Dann wurde Xerxes hinausgeführt in die strahlende Helle des persischen Tags. Die Satrapen, die hohen Beamten, die wartende, wimmelnde Menge, alle, die sich in Pasargadai eingefunden hatten, um genau diesen Augenblick zu erleben, verneigten sich nun, warfen sich zu Boden, wie es ihre Pflicht und ihre Ehre war, wann immer sie der Gegenwart ihres Königs gewürdigt wurden. Der Erbe des Kyros, der Erwählte von Ahura Mazda: Strahlend stand Xerxes vor dem persischen Volk.

Lang hielt er sich nicht damit auf, den Jubel seiner Untertanen entgegenzunehmen. Dringende Geschäfte erwarteten ihn. Er übernahm die Zügel des Oberbefehls von Dareios und brach bald von seiner immer noch feiernden Hauptstadt in Richtung Ägypten auf. Die Art, wie er über die Rebellen herfiel, zeigte mit aller Deutlichkeit, daß er ganz der Vater war, genau wie es dieser sich erhofft hatte: Die Revolte wurde nicht nur rasch und effektiv niedergeschlagen, sondern Xerxes setzte dort als Satrapen einen seiner zahlreichen Brüder ein und zeigte damit ein Gespür für denselben konstruktiven Nepotismus, den sein Vater immer mit großem Gewinn praktiziert hatte. Der Großkönig selbst sah – aggressiver, als es die Art seines Vaters gewesen war – in seinem Triumph nicht nur einen Sieg über sterbliche Gegner, sondern vor allem über die weitaus heimtückischeren Kräfte des kosmisch Bösen. Die Länder, in denen *daivas* verehrt wurden, gehörten angegriffen und unterworfen; ihre Heiligtümer mußten geschleift und ihre Gebiete, die einst zum Reich der Lüge gehört hatten, in einem erneuernden Weiheakt der Sache der Wahrheit zurückgegeben werden: Das war für die gesamte Regierungszeit des Xerxes das Grundsatzzprogramm und Leitbild des persischen Volks. Für den Fall, daß daran irgendwelche Zweifel aufkommen sollten, wurden in Persepolis Inschriften erstellt, die der Welt diese Wahrheit mit allem Nachdruck verkündeten und die Untertanen des Xerxes daran erinnerten, daß es keinen Pfad der Rechtschaffenheit gab außer dem, der von ihrem König vorgegeben wurde: »Der Mann, der das Gesetz achtet, das von Ahura Mazda gegeben ist, der Ahura Mazda und Arta verehrt mit der Ehrfurcht, die ihnen gebührt, der wird in diesem Leben glücklich sein und nach seinem Tod eins werden mit den Gesegneten.«¹² Er war zwar König der Könige, »König von Persien, König der Länder«, doch Xerxes vergaß nie, daß all seine beispiellose Macht ihm zu einem heiligen, bedeutsamen Zweck verliehen worden war. Die Verpflichtungen, die auf seinen breiten Schultern lagen, gehörten schwerlich zu der Art, die man leichtfertig abschüttelt. Diejenigen, die ihn dazu auserwählt hatten, ihre schwere Last zu tragen, durften nicht enttäuscht werden. »Dareios hatte genug Söhne«, bekannte Xerxes freimütig, »doch Dareios, mein Vater, hat mich zum Größten nach sich selbst gemacht.« Und das geschah seinerseits als Ausdruck eines noch höheren Ziels: »Denn alles vollzog sich in Übereinstimmung mit den Wünschen von Ahura Mazda.«¹³

Als dann Ägypten erfolgreich befriedet war, stand natürlich fest, daß man die anderen großen Aufgaben nicht vernachlässigen durfte, die durch den Tod

des Dareios nicht hatten vollendet werden können. Kaum war Xerxes nach Persien zurückgekehrt, da forderten schon alle möglichen unterschiedlichen Interessengruppen lautstark nach der Aufmerksamkeit des Königs und drängten ihn, einen neuen Feldzug in Bewegung zu setzen, um tiefer nach Europa vorzudringen, um Athen zu bestrafen, um Griechenland zu erobern. Der beharrlichste unter den Höflingen, die um des Königs Aufmerksamkeit ersuchten, war Mardonios, der Vetter des Xerxes. Die Wunde, die man ihm in Thrakien beigebracht hatte, war längst verheilt, und er lechzte danach, in die Ägäis zurückzukehren, wo er, wie er meinte, seine Qualitäten unter Beweis stellen konnte. Und er war nicht der einzige, der nach Ruhm gierte: Einer der Brüder war jetzt vielleicht im Palast eines Pharaos untergebracht, doch gab es immer noch jede Menge Verwandte des Großkönigs, die begierig darauf waren, eine gute Figur zu machen, zu zeigen, was in ihnen steckte, und den Glanz eines ruhmreichen Kommandos zu genießen. Schließlich bestand darin die Bestimmung des wahren Persers: weit entfernte *anairya* zu besiegen.

Xerxes bat die Leiter seines Geheimdienstes um Informationen über die Lage an der Westfront und freute sich, von ihnen zu hören, daß alles zum Besten stand. Zwar beharrten Athen und Sparta unerbittlich auf ihrem gegnerischen Standpunkt, doch der Adel in anderen Gegenden Griechenlands – zu denen nicht zuletzt das bedeutende Gebiet von Thessalien gehörte, genau im Norden von Böotien und Theben – würde nach Auskunft der Geheimdienstler jedwede persische Invasion mit offenen Armen empfangen. Wenn Thessalien einmal eingenommen war, würde Theben und einigen anderen Städten weiter im Süden nichts anderes übrig bleiben als zu kollaborieren. Sogar Sparta und Athen mußten vielleicht nicht ganz aufgegeben werden – immerhin konnten Demaratos, der sich in Susa komfortabel eingerichtet hatte, und die Peisistratiden, die jetzt schon seit über 20 Jahren auf der persischen Gehaltsliste standen, die Unterstützung einiger weiterer Kandidaten garantieren. Die Söhne des Hippias gingen in bemerkenswerter Eigeninitiative sogar so weit, dem Großkönig die Unterstützung des Himmels selbst zu unterbreiten – sie »berichteten Xerxes, daß es göttliche Vorbestimmung war, daß ein Mann aus dem Land der Perser den Hellespont überschreiten sollte; und malten in allen Details die Triumphszenarien aus, die darauf folgen sollten«.¹⁴ Die Quelle dieser vertraulichen Zusicherungen war kein Geringerer als Onomakritos, der nämliche Scharlatan, der damals ein Vertrauter der Tyrannen war, bis er ihre Huld wegen des Verdachts verlor, Prophezeiungen gefälscht zu haben. Viel-

leicht war er nicht gerade die zuverlässigste Informationsquelle – doch die Peisistratiden litten am trostlosen Heimweh der Exilierten, und so waren die Bedauernswerten in ihrer Verzweiflung wieder darauf verfallen, ihm jedes Wort zu glauben.

Man mag in Frage stellen, ob das Oberkommando der Perser dem Onomakritos im gleichen Ausmaß Glauben schenkte, doch spielte das keine große Rolle mehr. Nur wenige Monate waren nach der Rückkehr des Xerxes aus Ägypten vergangen, als der Kriegs-Sog schon nicht mehr aufzuhalten war. Die wenigen Tauben, die sich der Invasion widersetzen, waren demgegenüber machtlos. Wenn sie das Thema zur Sprache brachten, wurden sie als Feiglinge beschimpft. Ihre Warnungen konnten allerdings trotz des ungeduldigen Schnaubens der Kriegspartei nicht so einfach beiseite gewischt werden. Die Athener hatten bei Marathon bewiesen, daß sie keine Schwächlinge waren; sogar für die erfahrenen Bürokraten der Perser würde die Versorgung der Kampftruppen nicht einfach sein; die griechische Gebirgslandschaft war berüchtigt für ihre Unwirtlichkeit – solche Feststellungen konnten schwerlich als Panikmache abgetan werden. Doch selbst die Tücken der Unternehmung, die gelegentliche Anflüge von Zweifel in Xerxes wecken sollten, dienten letztendlich nur dazu, die königliche Entschlossenheit zu bestätigen. Vor dem Risiko zurückzuschrecken, zuzugeben, die persische Macht könnte an Grenzen stoßen, Athen und den Kontinent, der sich jenseits von Athen erstreckte, für immer der Herrschaft der Lüge zu überlassen – das wäre ein elender Verrat an den Zielen des Dareios gewesen und, noch viel unverzeihlicher, des großen Gottes Ahura Mazda. Sicher, die Invasionspläne waren gespickt mit Unwägbarkeiten – doch wenn sie das nicht gewesen wären, hätten sie für den König der Könige kaum eine würdige Herausforderung darstellen können.

Wie ging man am besten mit den Risiken um? Tief im Allerheiligsten von Persepolis – jenseits der funkelnden Eingangshallen mit den in Stein gemeißelten kolossalen Stieren mit menschlichen Köpfen und Adlerschwingen, jenseits der leuchtend bemalten Hofwachen, die sich aus beflissenen Eunuchen zusammensetzten, und sogar noch jenseits der 1000 Leibwächter, die rund um die Uhr vor der Tür ihres königlichen Herrn Wache hielten, gekleidet in edelsteinbesetzte Roben, der Schaft ihrer Speere verziert mit kunstvoll geformten Äpfeln aus Gold – tief in diesem Allerheiligsten hatten sich die zuverlässigsten Ratgeber des Xerxes vor dem königlichen Thron versammelt, um dem König ihre Auffassungen vorzutragen. Sie hatten sich zwar ins Nervenzentrum der per-

sischen Macht zurückgezogen, doch was dort gesprochen wurde, sollte zu gegebener Zeit an die Öffentlichkeit gebracht werden; dank geschickt lancierter Gerüchte und durch den weiteren Verlauf der Ereignisse.¹⁵ Nachdem die Entscheidung gefallen war, daß der Krieg stattfinden sollte, stand natürlich eine einzige Frage im Zentrum des Interesses: Wie sollte die Kampfgruppe beschaffen sein, die für die Invasion und Eroberung Griechenlands aufgestellt wurde?

Offenbar drang Mardonios darauf, daß nur Elitekämpfer – Perser, Meder, Saken und Ost-Iraner – einberufen werden sollten. Ein solcher Stoßtrupp, so argumentierte er, könne sich schnell wie der Blitz vorwärtsbewegen, jeden Feind weit hinter sich lassen und die schwerfällige feindliche Infanterie mit derselben atemberaubenden Geschwindigkeit überfallen, die sich für die ioni-schen Griechen schon immer als tödlich erwiesen hatte.¹⁶ Doch diese Strategie hatte, obwohl sie auf ein ruhmreiches Vorbild zurückging, einen großen, ja unüberwindlichen Nachteil. Die Zeiten hatten sich geändert: Wie konnte eine Armee, die sich nur aus so wenigen Satrapien zusammensetzte, die Würde des Mannes repräsentieren, der sie anführte? Was für Kyros in den Tagen seiner Wegelagerei in den griechischen Bergen einst angemessen war, entsprach kaum dem Ruhm seines Enkels, der die Welt regierte. Xerxes als Eroberer des Westens wollte nicht nur als König von Persien auftreten, sondern ebenso als König sämtlicher Territorien, die jenseits von Persien lagen. Alle von ihm beherrschten Völker, auch die, die an den äußersten, obskursten Grenzen seines Herrschaftsbereichs siedelten, hatten die heilige Pflicht, ihm ihre Söhne als Tribut zur Verfügung zu stellen. Und in ihrem Gehorsam würde der unvergleichliche Ruhm ihres Herrn, des Königs der Könige, offenbar werden.

So wurde es beschlossen. Und vielleicht war jenseits der Debatte der königlichen Heerführer aus dem großen Hof vor dem Audienzsaal des Königs Xerxes das leise Meißeln der Skulpteure zu vernehmen, die einen Treppenaufgang in der Nähe verzierten.¹⁷ Wie die Stufen selbst, die sich graziös aufwärtsschwangen und nicht sehr hoch waren, so daß die Edelleute in ihren Prunkgewändern sie ohne Einbuße an Würde hinaufschreiten konnten, so sollte auch ihre Arbeit von äußerster Delikatesse sein – die Handwerker hatten nämlich den Auftrag, in einer fein ziselierten Reihe nach der anderen die unterworfenen Völker darzustellen, die dem König ihre Schätze darboten. Diese Darstellungen waren bis dato alles, was Xerxes von vielen seiner Untergebenen kannte, denn die meisten von ihnen siedelten, in fremder Wildheit, weit entfernt von Persien; jetzt

aber, da sich seine Boten anschickten, jeden Winkel seines Königreichs aufzusuchen, um die Satrapien zu alarmieren und sie zur Schlacht zu versammeln – jetzt konnte er sich darauf freuen, die märchenhafte Vielfalt der ihm untergebenen Völker, gerüstet zum Krieg, in Augenschein nehmen zu können. Inder in ihren Dhotis aus Baumwolle, mit ihren großen Bögen aus Rohr; Äthiopier, gehüllt in Leopardenfelle, bewaffnet mit steinspitzenbewehrten Pfeilen; Moscher aus dem Kaukasus mit hölzernen Helmen; Thraker, die ein Fuchsfell um ihren Kopf trugen; Kissier vom unteren Tigris in Turbanen; Assyrer in Leinengewändern, die ihre Keulen schwangen. Alle sollten sich, als würden sie in Fleisch und Blut aus der Steinmauer von Persepolis hervortreten, vor ihrem Herrn versammeln und mit ihm gen Westen ziehen.

Freilich verursachte diese enorme Erweiterung seines Heeres durch eine unüberschaubare Vielzahl nur kärglich bewaffneter Untertanen den geplagten königlichen Beamten gewaltige Kopfschmerzen. Eine Armee von der Größe, wie Xerxes sie sich vorstellte, zu Schiff zu transportieren kam selbstverständlich überhaupt nicht in Frage: Der einzige Weg nach Athen war der Landweg. Das aber würde ebenfalls immense Vorbereitungen erfordern: Der Hellespont mußte irgendwie überbrückt werden; durch die Wildnis Thrakiens und Makedoniens mußten Wege gebahnt werden; es mußten Vorräte angepflanzt, geerntet und eingelagert werden. Belastende Forderungen für die Teams, die mit den Plänen befaßt waren – für den Großkönig selbst aber eine ebenso glorreiche Manifestation seiner Macht wie jede nur denkbare Anzahl an Siegen in der Schlacht. Die Wildnis zu zähmen, aus lebendiger Erde Bilder der Ordnung und reifender Fülle zu beschwören – war ein vollkommeneres Symbol seiner globalen Mission vorstellbar? Für die Perser, die von allen Seiten von Bergen und unfruchtbaren Gebieten umgeben waren, war schon immer die Fähigkeit, eine Wüste zum Blühen zu bringen, das zuverlässigste Merkmal für die Eignung eines Mannes zum Politiker gewesen. Der Satrap, der dem Großkönig zu dessen Zufriedenheit demonstrieren konnte, »daß er die Landwirtschaft seiner Provinz gefördert hatte, daß er Bäume angepflanzt und Felder angelegt hatte«,¹⁸ blieb unweigerlich als Senkrechtstarter im Gedächtnis. Wenn Sie dem König ein preisgekröntes Gemüse präsentierten, dann konnten Sie ein noch so bescheidener Gärtner sein – dieser Umstand beförderte Sie umgehend auf die Überholspur. Einer der Nachkommen des Xerxes soll gesagt haben, als ihm ein riesenhafter Granatapfel überreicht wurde: »Für jemanden, der eine Frucht von dieser Größe zu ernten vermag, scheint es mir auch

ein Leichtes zu sein, aus einer kleinen Stadt etwas vergleichbar Großes zu machen.«¹⁹

Sogar der Großkönig selbst rühmte sich seines grünen Daumens. Und das mit Recht – denn der junge Xerxes hatte, wenn er sich nicht im Bogenschießen vervollkommnete oder durch eisige Furten schwamm, unbeschwerte Nachmittage im Garten verbracht, er hatte »Bäume gepflanzt und heilsame Wurzeln ausgegraben und gesammelt«.²⁰ Wahrscheinlich konnte es bei Hof tatsächlich nur die Jagd mit der Leidenschaft für das Gärtnern aufnehmen. Beides zu vereinen bedeutete für einen Perser wahre Erfüllung. Es gab kaum eine Satrapie ohne eine Hauptstadt, die nicht eigene Parks gehabt hätte; diese verfügten über einen eigenen Wildbestand, aber zwischen Seen und murmelnden Bächen waren auch liebevoll gepflegte Rasenflächen angelegt, Pavillons lokkerten das Ensemble auf, alle erdenklichen Arten von Pflanzen gab es, Kräutergärten und Blumenbeete, Pfirsich- und Apfelbäume, Pinien und Zypressen, und exotischer Blütenduft erfüllte die Luft. Eine regelrechte Manie für Botanik prägte – nicht zum letzten Mal – das Reich. Dareios hatte sich immer, auch mitten in den Strapazen, die von einem gewissenhaften Weltherrscher erwartet werden konnten, auf dem Laufenden gehalten, was die neuesten gartenbaulichen Entwicklungen anging, und er wurde nicht müde, seine Satrapen zu Experimenten im Veredeln von Bäumen und zum Sammeln seltener Setzlinge zu ermutigen. Es hieß, daß Mardonios, um die Kriegslust bei seinem Vetter anzustacheln, diesem versicherte, Europa sei ein einziges riesiges Gartengebiet, »die Wiege jeglicher Art von Bäumen«.²¹ Als sich in Persepolis die Nachricht zu verbreiten begann, daß die Invasion Griechenlands unmittelbar bevorstand, werden sich die königlichen Gärtner wohl mit ebensolcher Vorfreude die Hände gerieben haben wie jeder Gartenbesitzer, der sieht, daß sich reiche Erträge abzeichnen.

Die Perser nannten ihre erlesen schönen Parks *Paradaida*, ein Wort, das von den Griechen als *paradeisos* – Paradies – übernommen wurde.²² Wenn der Großkönig einen solchen Park betrat, an einem kühlen, kristallklaren Bach entlangschritt, seinen Blick über die Naturwunder schweifen ließ, die aus jedem Winkel seines Reiches hier zusammengetragen wurden – seltene Tiere, seltene Bäume, seltene Blumen –, mag es ihm in der Tat so vorgekommen sein, als befände er sich im Himmel. Dabei bot ihm ein solches Paradies mehr als nur einen Freiraum, einen Rückzugsort aus dem Elend und der Banalität der Sterblichkeit. All das, woran er sich ergötzte, »die Schönheit der Bäume, die voll-

kommene Präzision, mit der sie gepflanzt waren, die Geradlinigkeit der Baumreihen, das Regelmaß ihrer Winkel, die Vielfalt der erlesenen Düfte, die sich miteinander mischten und die Luft erfüllten«,²³ all das war auf seinen persönlichen Genuß geordnet und abgestimmt. In gleicher Weise könnte er, der die Welt in der Hand hielt, befehlen, daß die Natur an jedem beliebigen Ort geordnet und gegliedert wurde – denn er war ja der König der Könige.

Und genauso, wie er mit einem Wink seiner Hand seinen Gärtnern vermitteln konnte, wie eine Reihe Zypressen gepflanzt werden sollte, genauso konnte er, indem er einen Finger auf die Landkarte legte, eine Küstenlinie umgestalten. Wo die Fluten des Hellespont strömten, sollte Holz und festgestampfte Erde, ausgebreitet über einen riesenhaften Ponton, Asien und Europa verbinden; ebenso sollte weiter im Westen, an der ägäischen Küste, ein großer Kanal, der aus dem Isthmus unterhalb des Berges Athos herausgehauen wurde, der persischen Flotte den Weg um die tückische Halbinsel herum ersparen, aus der sich der Berg erhob. An dieser Stelle hatte zwei Jahre vor der Schlacht von Marathon Mardonios seine Flotte verloren, eine Katastrophe, deren Schrecken angeblich noch durch seltsame Naturwunder gesteigert wurde: Es wurde berichtet, daß Meerungeheuer, die sich in den aufgewühlten Wellen wälzten, die ertrinkenden Seeleute verschlungen hätten, während weiße Tauben sich aus der Gischt erhoben und über dem Gemetzel schwebten, »und es war das erste Mal, daß diese Vögel in Griechenland auftauchten, nie zuvor hatte man sie dort gesehen«.²⁴ Solche grotesken Szenarien würde man nicht mehr dulden: So sicher, wie ein eingesperrter Panther in einem Paradies keine Gefahr darstellt für Leute, die ihn durch die goldenen Stäbe seines Käfigs anschauen, so sollten auch die geifernden Meerungeheuer unterhalb des Athos vergeblich auf Beute lauern, ungeachtet der Anzahl persischer Schiffe, die diese Gegend auf ihrem Feldzug in Richtung Athen passierten.

Und ganz Griechenland würde erzittern. Einen Kanal zu bauen, der breit genug war, daß zwei Kriegsschiffe nebeneinander hindurchpaßten; tief genug, daß ihr Rumpf nicht auf Grund lief, und eineinhalb Seemeilen lang – das war ein Auftrag, der die Fähigkeit eines jeden sterblichen Mannes bei weitem überstieg – nur ein einziger ausgenommen. Als die Arbeitskolonnen sich ans Werk begaben, waren ihre Hammerschläge weit über den Berg Athos hinaus zu vernehmen, sie verkündeten dröhnend eine Botschaft von nachdrücklichem, lärmendem Terror. Ganz Asien war in Bewegung. Der Großkönig war im Anmarsch.

Klar Schiff machen

Die Vorstellung, daß irgend jemand nur in die Hände klatschen mußte, damit ein Kanal gegraben, eine Brücke gebaut oder ein ganzer Kontinent in waffenstarrende Kampfbereitschaft versetzt wurde, befremdete die Athener ebenso, wie es sie alarmierte. Die staubumwirbelten Säulen des großen Zeustempels, den die Peisistratiden aufgegeben und zurückgelassen hatten, als sie ins Exil gezwungen wurden, ragte auf als ernüchterndes Denkmal für den Widerwillen der Stadt gegen jegliche Art von Führerkult. Wenn die athenische Aristokratie mit einer leuchtenden Mohnblume konfrontiert wurde, griff sie reflexartig zur Sense. »Denn die Menschen finden es nicht angenehm, einen anderen zu verehren: Sie haben dann den Eindruck, es würde ihnen selbst etwas weggenommen.«²⁵ Dieses Gefühl war den Griechen schon immer und überall gemein gewesen. Demokratie hatte daran nur wenig verändert. Es wird berichtet, daß Themistokles' Vater, in der Hoffnung, seinen Sohn von einer politischen Laufbahn abzubringen, ihn an die verfaulenden Wracks von Kriegsschiffen erinnerte, die man bei Phaleron an Land gezogen hatte, und ihn davor warnte, daß dies das Schicksal aller ehrgeizigen Politiker sei. »Denn genauso werden in Athen die Anführer behandelt, wenn sie nicht mehr von Nutzen sind.«²⁶

Ganz sicher hatten die Rivalitäten innerhalb der Elite nichts von ihrer zerfleischenden Unerbittlichkeit verloren, die schon für die Zeit vor der Einführung der Demokratie typisch war. Selbst die überragende Gestalt eines Miltiades wurde mit atemberaubender Geschwindigkeit demontiert. 489, kaum ein Jahr nachdem er seine Stadt vor dem Untergang bewahrt hatte, war er während eines Feldzugs gegen eine Stadt von Kollaborateuren in der Ägäis am Oberschenkel verwundet worden und sah sich daher gezwungen, nach Athen zurückzukehren, was seinen Ruhm im Handumdrehen ruinierte. Wie gewohnt hatten die Alkmeoniden mit bebenden Nüstern Blut gerochen. Sie stachelten die Talente eines jungen ehrgeizigen Politikers namens Xanthippos an, den sie bereits mit der Nichte des Kleisthenes verheiratet hatten, und setzten ein gerichtliches Verfahren gegen Miltiades in Gang, in dem sie ihn mit der üblichen Unverschämtheit der »Täuschung des athenischen Volkes« anklagten. Der verwundete Miltiades, der vor der johlenden Versammlung hereingetragen wurde, wurde wie erwartet verurteilt, und man hätte ihn von seiner Tragbahre gezerrt, durch das »Henkerstor« geschleift und in eine Grube geworfen,

wenn es nicht den Richtern Unbehagen bereitet hätte, mit dem Sieger von Marathon genauso zu verfahren, wie sie es zuvor mit den Gesandten des Großkönigs getan hatten; sie plädierten statt dessen für eine immense Geldstrafe. Schlimmer als die Höhe der Forderung war jedoch der Wundbrand, der das Bein des gestürzten Helden befallen hatte und ihn wenige Wochen nach dem Urteil dahinraffte. Sein Sohn Kimon, der irgendwie das Geld zusammenbekam, mit dem er die Strafe seines Vaters bezahlen konnte, hatte pflichtschuldig die Führung des Clans der Philäiden als Erbe übernommen und damit selbstredend auch den schwelenden Konflikt mit den Alkmeoniden.

Einerseits schreckte das Volk von Athen zwar vor jeder Situation zurück, »in der ein Mann in die Lage versetzt wird, unverhältnismäßige Macht über seine Mitmenschen auszuüben«,²⁷ und wohnte daher mit Genugtuung der Erniedrigung des großen Miltiades bei, allerdings bedeutete das nicht automatisch Beifall für seine Rivalen. Wer genau waren die Drahtzieher bei der Verfolgung gewesen, die Xanthippos dann in Gang brachte: die Wahlberechtigten in der Volksversammlung oder die Alkmeoniden? Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Zwei Jahre nach Miltiades' Tod strömten die Bürger auf der Agorá zusammen, wo ein großer Wahlbereich extra für diesen Tag abgesperrt worden war, an dessen Zugängen Beamte sorgfältig alle Personen durchsuchten, die hindurchgingen, um sicherzustellen, daß keiner zweimal wählte. An den zehn Eingängen – einem Eingang pro Phyle – lagen große Haufen von zusammengeschichteten Tonscherben. Jeder Athener wußte, wenn er sich bückte, um eine Scherbe zu nehmen, daß er ein gefürchtetes, furchterregendes Recht in Anspruch nahm. Früher, in der Zeit vor der Demokratie, war das Exil ein Schicksal, das allein von den Launen der Mächtigen abhing und unter Androhung von Waffengewalt durchgesetzt wurde, eine brutale Sitte, die nicht selten den Ruin des Betroffenen nach sich zog; jetzt sollte es zum erstenmal als ausgewogener Schiedsspruch des souveränen Volkes verhängt werden. Jeder Bürger war verpflichtet, den Namen eines prominenten Politikers zu wählen, den er auf die Rückseite einer Tonscherbe schrieb. Am Ende des Tages würden alle Scherben – *ostraka* in der griechischen Bezeichnung – nach Namen sortiert und ausgezählt. Der am häufigsten genannte Bürger hatte dann zehn Tage Zeit, um Attika zu verlassen. Er verlor nicht, wie das früher üblich war, all seine Besitztümer und seine bürgerlichen Rechte, doch für zehn Jahre sollte es ihm verboten sein zurückzukehren. Er war ein Geächteter, Opfer der Prozedur des »Scherbengerichts«.

Dieses Verfahren, eine tödliche Waffe gegen die Ambitionen jeder übermächtigen Familie, hatte bislang, seit Kleisthenes 20 Jahre zuvor die Grundlagen dafür geschaffen hatte, ungenutzt im Arsenal der Demokratie geschlummert.²⁸ Daß die Athener beschlossen hatten, es als Reaktion auf den Sturz des Miltiades zu erneuern, macht deutlich, wie wenig sie geneigt waren, sich zu Marionetten verfeindeter Sippen machen zu lassen. Ein Volk, das den Großkönig verjagt hatte, empfand verständlicherweise wenig Neigung, im Schatten streitsüchtiger Aristokraten zu leben. Der erste, der vertrieben wurde, war Hipparchos, notorischer Anhänger der Peisistratiden, der während seiner Amtszeit als Archon in der vergangenen Dekade von vielen verdächtigt wurde, mit Hippias und Artaphernes gemeinsame Sache zu machen. Im folgenden Jahr war, was für keinen überraschend kam, ein Alkmeonide an der Reihe, ausgestoßen zu werden. Zwei Jahre später erntete Xanthippos den gerechten Lohn für seinen Aufstieg zum Ruhm und wurde seinerseits abgeschoben. Philaïden, Peisistratiden, Alkmeoniden: All diese Gruppen wurden in den Jahren nach Marathon faktisch enthauptet. Wenn die Gründung der Demokratie eine samtene Revolution gewesen war, dann war das Scherbengericht eine Guillotine, die Köpfe abschlug, ohne Blut zu vergießen.

Und natürlich, wie in allen Revolutionen, schuf die Beseitigung einer Elite einflußreicher Politiker Raum für ihre wendigeren, anpassungsfähigeren, opportunistischeren Rivalen. Die Alkmeoniden waren nicht die einzigen Bürger, die sich durch den Glanz des Siegers von Marathon gekränkt fühlten; und es waren auch nicht nur die politischen Granden, die sich nach einem Platz an der Sonne, in der Gunst der Volksversammlung sehnten. Vor allem ein Mann, für den der Ruhm des Miltiades eine besondere Kränkung bedeutete, der deshalb schlaflose Nächte hatte und dem schon alle Lebenslust vergällt war, hatte sich bereits darangemacht, klugen Vorteil aus den politischen Säuberungen zu ziehen. Themistokles, der sich über einen Mangel an Feinden selbst nicht beklagen konnte, spürte, daß er seinen eigenen Untergang riskierte, wenn er seine politischen Ambitionen in derselben Weise weiterverfolgte wie bisher. Doch obwohl er schon seit dem ersten Scherbengericht jedes Jahr ein beliebter Kandidat für das Exil war und die Hügel von Scherben, die seinen Namen trugen, zu jeweils recht beträchtlicher Größe anwuchsen, hatte er einen entscheidenden Vorteil. Die Schmähungen, die gern den Namen anderer Exils-Kandidaten hinzugefügt wurden – wie etwa »Verräter« oder »Geliebter des Datis« oder sogar, mit wenigen Strichen in die Scherbe geritzt, die Gestalt eines

Bogenschützen mit einer medischen Kopfbedeckung –, konnten gegen Themistokles nicht verwendet werden. Im Unterschied zu den meisten Opfern des Scherbengerichts war er seiner Grundhaltung, der Opposition gegen den König der Könige, immer treu geblieben. Der große Hafenkomplex von Piräus, den man in der Zeit zu bauen begann, als Themistokles das Amt des Archonten bekleidete, und der jetzt, fast ein Jahrzehnt später, der größte und am besten befestigte Hafen Griechenlands war, legte dafür beredtes Zeugnis ab. Das einzige, was jetzt zum Aufstieg Athens zu einer Seemacht der Spitzenklasse noch fehlte – seit kurzem wurde Themistokles nicht müde, das öffentlich zu verkünden –, war eine Flotte.

Für die ärmeren Leute mochte das eine verlockende Perspektive sein, doch kaum für die Landbesitzer und Bauern, die sich erst kürzlich in Marathon so triumphal geschlagen hatten. Themistokles drängte auf den Bau von rund 200 Schiffen: Die Besatzung, die für eine so riesige Kriegsflotte benötigt wurde, hätte kaum Bürger übriggelassen, die zu Land, auf die traditionelle Weise, mit Schild und Speer kämpfen konnten. Wurde von den Hoplitern im Ernst verlangt, daß sie in einer Wahl für ihre eigene Auflösung stimmten? Und – eine vielleicht noch vordringlichere Frage – wer würde das extravagante Flottenprojekt des Themistokles finanzieren? Kriegsschiffe waren eine teure Angelegenheit: Eine ganze Flotte davon war wohl das teuerste Statussymbol, das eine Stadt anstreben konnte. Wenn die Reichen den Anträgen des Themistokles zuhörten, konnten sie sich unschwer ausmalen, wer wohl für die Rechnung tief in die Tasche greifen mußte. Nachdem die traditionellen Vertreter der Reaktion, die Häupter der großen Familien, eliminiert waren, konnte es also niemanden wundern, daß die Oberklasse sich verzweifelt nach einem alternativen Favoriten umsah. Sie brauchte nicht lange zu suchen. In der Mitte der 480er Jahre hatte sich Aristides, der Feldherr, der im geschwächten Zentrum des Heeres von Marathon Seite an Seite mit Themistokles kämpfte, zu dessen erbittertstem Rivalen und einem äußerst erfolgreichen Gegner entwickelt. Schon von ihrem Charakter her waren die beiden Männer die geborenen Konkurrenten. Themistokles war bekannt als Opportunist, ein Mann der Doppelzüngigkeit und Gerissenheit, während Aristides von seinen Anhängern zur Verkörperung aufrichtiger, schlichter Rechtschaffenheit hochgejubelt wurde. Während man wußte, daß die Taschen des Themistokles immer offen für Bestechungsgelder waren, stand sein Rivale im Ruf einer unbestechlichen, grundehrlichen Bedürfnislosigkeit. Sein untadeliger Ruf war der Grund, warum man damals, nach Marathon, als

das Heer der Athener zu seinem verzweifelten Fußmarsch in Richtung Phaleron aufgebrochen war, Aristides auf dem Schlachtfeld zurückließ und ihm die Kriegsbeute anvertraute. »Der Gerechte« pflegten seine Anhänger ihn zu nennen: ein Beiname, den sich der große Mann, ohne rot zu werden, gern zu eigen gemacht hatte.²⁹

Denn diesem offensichtlichen Muster an Tugend war eine bedeutende, folgeschwere Erkenntnis aufgegangen: daß das Bild, das sich andere von einem machen, einen Politiker in einer Demokratie genauso weit bringen kann wie sein wahrer Charakter. Ungeachtet seines Beinamens war Aristides in Wahrheit nicht weniger bewandert im politischen Intrigenspiel als Themistokles. Er gab zwar vor, »die Fallstricke der Interessengruppen zu meiden und unbeirrbar seinen eigenen Weg zu gehen«,³⁰ doch in Wahrheit war er ein Strippenzieher von beachtlicher Geschicklichkeit. Während Themistokles sich beispielsweise in seiner politischen Erziehung auf dubiose Emporkömmlinge hatte stützen müssen, zielte Aristides gleich auf die Spitze und erarbeitete sich das Vertrauen des Kleisthenes. Auch seine Pose unbestechlicher Armut, derer er sich zu bedienen liebte, war nicht viel mehr als Blendwerk: Vielleicht war er nicht ganz so scharf auf Schmiergelder wie Themistokles, doch als Besitzer eines großen Landguts bei Phaleron und mit einer engen Beziehung zu einem der reichsten Männer von Athen hatte er das ja auch gar nicht nötig.

Wie war dann der auffällige Einfluß des Aristides auf die Wählerschaft zu erklären? Seine Gegner liebten das Wortspiel, das sich aus der Herkunft des Aristides aus der südlich von Athen gelegenen Stadt Alopeke ergab: *alópex* ist das griechische Wort für »Fuchs«. Doch ein solcher Vorwurf des Betrugs war vielleicht übertrieben. Man könnte ja geradezu die These aufstellen, daß Heuchelei der Lebenssaft der Demokratie war. Denn natürlich hatte der zunehmend radikaler werdende Egalitarismus der Stadt wenig dafür getan, das traditionelle elitäre Standesbewusstsein abzuschwächen. Aristides, in dem sich Wohlstand und Sparsamkeit verbanden, Ehrgeiz und Verantwortung für die Öffentlichkeit, die Privilegien der Herkunft mit der Entschlossenheit, dem Willen des Volkes zu vertrauen, bot den Athenern eine höchst bequeme Bestätigung: daß die Ideale ihrer Vergangenheit mit ihrer neuen Regierungsform vereinbar waren. Er schien zu versprechen, daß die alten Gewißheiten, die aus der attischen Erde gewachsen und so tief in ihr verwurzelt waren wie der heilige Olivenbaum, der auf der Akropolis wuchs; daß diese Gewißheiten beibehalten werden durften und daß sie das Volk von Athen weiterhin durch alle Gefahren

und Unwägbarkeiten, die vor ihm lagen, führen und leiten würden. Wenn man sie mit den beruhigenden Hopliten-Tugenden des Gerechten verglich, konnte es kaum überraschen, daß die Propaganda-Show, die Themistokles einsetzte, um die Athener zum Aufbau einer Kriegsflotte zu bewegen, vielen Bürgern so unathenisch wie die Meeresbrandung selbst vorkam.

Doch das bedeutete möglicherweise doch eine Verkenntung des Schicksals, das der Stadt Athen vorherbestimmt war. Hoch oben auf der Akropolis, ganz in der Nähe des von Athene gestifteten Olivenbaums, befand sich eine Zisterne, die mit Salzwasser gefüllt war. Wer neben ihr niederkniete, konnte aus ihren Tiefen »ein Seufzen« hören wie das »von Wellen, wenn der Südwind weht«; und ein Blick auf den Felsen zeigte »ein Zeichen in Form eines Dreizacks«, ³¹ das hier in ferner Vorzeit von Poseidon, dem Meeresgott, eingebrannt worden war. Es hieß, daß er sich einst mit Athene um die Herrschaft über die Stadt gestritten habe; Poseidon wurde zwar von der Göttin besiegt, doch hatte er die Quelle als Zeichen seines weiterwirkenden Schutzes im Felsen des größten Heiligtums in Athen hinterlassen. ³² Und die Akropolis war nicht der einzige Ort, an dem die Athener den Gott um seinen Beistand bitten konnten. Auf dem »heiligen Sunion, dem Vorgebirge Athens«, ³³ das jedes Schiff umrunden mußte, wenn es Attika verließ, um das offene Meer zu erreichen, war kürzlich am Rande der Klippe ein Tempel für Poseidon errichtet worden. Datis, der seinen Pferde-Transport auf dem trostlosen Treck nach Phaleron führte, wird die mächtigen Säulen über sich gesehen haben, als er die schwerbeladene Flotte um die Landzunge herummanövierte. Vielleicht hatte Poseidon mit der Spitze seines Dreizacks an diesem schicksalsträchtigen Tag die Strömung berührt und so das Fortkommen der persischen Schiffe auf ihrem Weg nach Athen verlangsamt? Es gab sicher keinen Gott, der die Pläne des Themistokles zur Rettung seiner Stadt vor einem zweiten Ansturm der Barbaren mit mehr Wohlwollen unterstützen würde als dieser Herr des Meeres. Themistokles selbst stammte aus einem Demos, der nur 12 Kilometer nördlich vom Kap Sunion lag; der Felsen war also für ihn leicht zu erreichen, und vielleicht hielt er sich ja des öfteren dort auf. Im Schatten des Poseidon-Tempels hinter ihm, zu seinen Füßen die Meeresdünen, war dies sicher für ihn der ideale Ort, den Gott um ein Wunder anzuflehen.

Und wenn es um die Verwirklichung dieses Wunders ging, war der dafür geeignetste Ort, wie Themistokles sicher wußte, von Poseidons Tempel aus zu Fuß leicht zu erreichen. Die Klippen am äußersten Rand des Vorgebir-

ges waren nicht sehr ausgedehnt. Nördlich von Sunion erstreckten sich die öden, verdorrten Ebenen um Laurion, die von den Meeresbrisen abgeschnitten waren, die am Kap die Luft erfrischten. In diesem Küstenstrich war die Luft glühend heiß und ätzend von giftigen Dämpfen verunreinigt, und dennoch lebten hier Tausende Menschen, Frauen und Kinder ebenso wie Männer, in ärmlichen Hütten, die nur notdürftig um große Werkstattkomplexe herum zusammengenagelt waren. Diese Menschen waren keine Bürger, sondern Sklaven, Unglückliche, dazu verdammt, sich mitten in dem Staub und der Verschmutzung abzuplagen, damit die Demokratie sich ihres Reichtums erfreuen konnte. An den vernarbten Böschungen, die sich aus dem Meer erhoben, und dem unaufhörlichen Klopfen von Hacken war zu erkennen, daß es in der Gegend von Laurion reiche Silbervorkommen gab, die so ergiebig waren, daß in den Felsen immer wieder neue Adern gefunden wurden, obwohl der Abbau bis in Zeiten vor dem Trojanischen Krieg zurückreichte. In den letzten Jahrzehnten war der Abbau in den Minen entscheidend verbessert worden: Aus der felsigen Oberfläche hatte man Steinwannen ausgehoben, in denen das gewonnene Silbererz gewaschen wurde, damit die große Vielzahl fremder Bestandteile vor dem Schmelzprozess ausgeschlämmt wurde. Diese einfache Neuerung machte es möglich, daß Silber in einer bisher nicht gekannten Reinheit gewonnen werden konnte. Und es wurde dadurch eine verlockende Perspektive eröffnet: Wenn eine neue, reiche Ader gefunden wurde, dann wäre sie ergiebiger als jede andere in der bisherigen Geschichte von Laurion. Man brauchte also nichts weiter als einen einzigen Glückstreffer. Und im Jahr 483 v. Chr. wurde dieser Treffer dann auch tatsächlich erzielt.

»Eine Quelle von Silber, ein Speicher, angefüllt mit Schätzen, ist in der Erde vergraben.«³⁴ Dieses Bild rief die Silberader bei den geblendeten Athenern hervor. Und was war mit diesem Reichtum, der ihnen so unerwartet in den Schoß gefallen war, nun zu tun? Kaum hatte Themistokles die Neuigkeit erfahren, erschien er auch schon vor der Volksversammlung und plädierte für die Aufstellung einer Flotte. Sein Vorschlag wurde mit Schreien der Entrüstung quittiert. Aristides in seiner wie immer unnachahmlichen Mischung aus Konservatismus und Demagogie erhob sich, um spontan seine Ablehnung zu formulieren. In wohlgesetzten Worten wies er auf den Brauch hin, daß unerwartet große Erträge aus den Minen unter allen Athenern gerecht verteilt wurden: ein unverfrorener Appell an das Eigeninteresse der Wähler, der geschickt in behäbiges Traditionsbewußtsein verpackt war. Themistokles ergriff den

Stier bei den Hörnern, doch entschied er sich nicht für eine Strategie der Panikmache; er erwähnte die persische Bedrohung nicht einmal. Statt dessen benutzte er einen Feind, der den Athenern viel näher war als der Großkönig und direkt vor der Schwelle Athens hockte: »Er peitschte den Haß und den Neid der Wähler auf Ägina hoch.«³⁵ Die Versammlung, hin- und hergerissen zwischen Egoismus und Hurra-Patriotismus, einigte sich schließlich auf einen Kompromiß. Die Erträge von Laurion sollten für den Bau von Kriegsschiffen verwendet werden, allerdings nur für 100 Schiffe. Themistokles, der sich für 200 Schiffe eingesetzt hatte, weigerte sich, seine Ansprüche zurückzuschrauben; auch Aristides wich nicht von seinen Forderungen ab. Keiner der beiden Männer konnte sich durchsetzen. Der Herbst ging zu Ende, der Winter kam, und die Demokratie, durch diesen Streit zerrissen, befand sich in einem Zustand völliger Lähmung. Im Januar, als die Versammlung zusammenkam, um darüber zu entscheiden, ob im folgenden Jahr ein Scherbengericht stattfinden sollte, war das Ergebnis absehbar. Die Blockade mußte durchbrochen werden: Entweder Themistokles oder Aristides mußte das Feld räumen. Man beschloß, das Gericht im beginnenden Frühjahr abzuhalten.

Es wurde zwar nicht als solches formuliert, doch fand mit dem Scherbengericht von 482 v. Chr. effektiv das erste Referendum in der Geschichte statt. Und möglicherweise war es auch das folgenreichste: Denn von seinem Ergebnis hing nicht nur die Zukunft Athens ab, sondern auch die eines unabhängigen Griechenlands und noch wesentlich weiter reichender Fragen. Als der Termin für das Gericht näherrückte, scheint den Athenern selbst leise gedämert zu haben, um was es eigentlich ging. Die Gerüchte um ein enormes Bauprojekt an der Halbinsel Athos erhärteten sich zunehmend zu bedrohlichen Tatsachen, und die Diskussionen über die Kriegsvorbereitungen des Großkönigs, die hinter vorgehaltener Hand in angstvollem Ton geführt wurden, breiteten sich sicherlich zunehmend in den unruhigen Straßen aus. Daß die Feinde des Themistokles selbst in ihrer Opposition gegen die Errichtung einer Flotte ihren Helden Aristides immer noch als »den Gerechten« rühmten, ging den Leuten offenbar zunehmend auf die Nerven – wie Aristides selbst nur zu bald erfahren sollte. Am Tag des Scherbengerichts stand er im Wahlbezirk, als ein Bauer zu ihm kam, der nicht schreiben konnte. Er hatte den großen Mann nicht erkannt, gab ihm eine Scherbe und bat ihn, »Aristides« darauf zu schreiben. Aristides fragte den Bauern, unangenehm überrascht, warum. »Weil«, so wurde ihm geantwortet, »ich es satt habe, daß er ständig als ›der Gerechte«

bezeichnet wird.« Und Aristides, als er das hörte, antwortete nicht, sondern nahm lediglich die Scherbe, schrieb seinen Namen darauf und gab sie dem Bauern zurück.³⁶ Eine inspirierende Geschichte – dazu eine, die naturgemäß nur von dem Gerechten selbst stammen kann. Als solche besaß sie einen merklichen Hauch von Schadensbegrenzung. Sogar während Aristides zuschaute, wie der Scherbenhaufen gegen ihn immer größer wurde, bemühte er sich, aus seiner Niederlage noch irgendeinen Profit zu schlagen. Vielleicht hatte er ja sogar gesehen, was auf einigen Scherben als Zusatz stand: »Bruder des Datis«. Bestimmt war sich Aristides in dem Augenblick, da das Ergebnis bestätigt und verkündet wurde, daß er sich auf den Weg ins Exil machen mußte, über eines im klaren: Was auch immer er sonst zurücklassen mußte, er hatte dafür zu sorgen, daß sein ehrenhafter Ruf keinen Schaden litt. Es kam möglicherweise die Zeit, da er ihn noch einmal brauchen konnte. Aristides war vielleicht geächtet, doch bereits bevor er aufbrach, legte er den Grundstein für seine Rückkehr.

Jedenfalls hatte mittlerweile die Wahl ihren Zweck erfüllt. Die Unklarheiten waren beseitigt, und Themistokles hatte triumphiert. Athen würde seine 200 Schiffe bekommen. Ja, es sollten sogar mehr als 200 werden – denn die Athener schienen nach dem ganzen Theater, das sie veranstaltet hatten, plötzlich im Gegenteil von einem nervösen Tatendrang beseelt; als hätten sie, nachdem sie nun endlich in den sauren Apfel gebissen hatten, Angst, zu spät zu wenig zu unternehmen. Händler, ausgestattet mit Silber aus Laurion, schwärmten in dringlicher Mission in die Ägäis aus, um Bauholz zu kaufen, wo immer sie es bekamen. Tag und Nacht hallten die Werften von Piräus vom Getöse der Sägen und Hämmer wider. Schon seit der Wahl im zurückliegenden Sommer waren fertige Kriegsschiffe vom Stapel gelaufen, doch jetzt geschah das in der erstaunlichen Menge von zwei Schiffen pro Woche. Man wünschte nur das beste, das gefährlichste und modernste Modell, die Triere, eine schlanke, mit einem Rammbock bewehrte Killermaschine, die mit drei gestaffelt angeordneten Reihen von Rudern ausgestattet war und eine höchst disziplinierte Besatzung erforderte. Der praktisch veranlagte Themistokles selbst hatte darauf bestanden, ein neues Design zu erproben, um »Geschwindigkeit und Wendigkeit«³⁷ zu erhöhen: Es kam zwar einerseits auf hohe Produktivität an, doch andererseits auch auf Qualität. »Ein Schrecken für ihre Feinde, ein Grund der Freude für ihre Freunde: Das war der Maßstab für jede Triere, die die Demokratie vom Stapel ließ.«³⁸

Ernüchternd war allerdings, daß die Herausforderungen, eine Flotte aufzubauen, eine Kleinigkeit waren im Vergleich damit, sie zu befehligen und zu manövrieren. Es war allgemein bekannt, daß die richtige Handhabung des Ruders auf einer Triere eine schwer zu erlernende Fertigkeit ist. »Die Arbeit des Seemanns ist ebenso wie viele andere Berufe eine Kunst. Es hat keinen Sinn, sich nur in seiner Freizeit darin zu versuchen. Im Gegenteil: Sie läßt Freizeit überhaupt nicht mehr zu.«³⁹ Vor allem, da die Zeit überhaupt immer knapper wurde. Die gesamte Bevölkerung von Attika mußte dringend darauf abgerichtet werden, auf der Ruderbank zu funktionieren – doch Themistokles hatte die Sorge, daß es möglicherweise gar nicht genug Bürger gab, um die wachsende Flotte zu bemannen. Tag um Tag, als der Sommer des Jahres 482 v. Chr. zur Neige ging und der dunkle Winter sich einstellte, trafen Bauern aus den entferntesten Olivenwäldern ein; und Töpfer, die vielleicht nie zuvor ihre Werkstatt verlassen hatten, »standhafte Männer aus der Klasse der Hopliten«⁴⁰, die ihre Rüstung in ihren Ställen zurückließen, wo sie Staub und Spinnweben ansetzten – all diese Männer trainierten und trainierten und trainierten, sie ertrugen die Blasen, die chronische Übermüdung, die Schmerzen in Muskeln, von deren Existenz sie bisher nichts geahnt hatten, nur um ihr Ruderkitzen zu nehmen, es auf ihre Bank zu legen und weiterzutrainieren. Es war ein brutaler Crash-Kurs, aber man hatte keine andere Wahl. Als der Frühling des Jahres 481 v. Chr. anbrach, gab es unter den Athenern immer noch ein paar vereinzelte Männer, die glaubten, daß der Feind, gegen den man anzutreten gedachte und dem die ganze Vorbereitung galt, die Flotte von Ägina war. Aus allen Richtungen strömten Gerüchte nach Athen über das, was der Großkönig mit ihrer Stadt vorhatte. Man hatte sogar schon die Schreckensnachricht gehört, daß Xerxes und sein Heer sich darauf vorbereiteten, von Susa in diesem Frühjahr aufzubrechen. Böse Vorahnungen erfaßten die Athener – und das Bedürfnis, inmitten all der Unsicherheit und Konfusion endlich das Schlimmste zu erfahren. Dann schließlich, aus einer Richtung, aus der keiner es erwartet hatte, erfuhr man Genaueres.

Es waren die Spartaner, die die Nachricht erhalten hatten: ein paar unbeschriebene Schreiftafeln. Diese rätselhafte Sendung hatte große Ratlosigkeit ausgelöst, bis Gorgo, die für ihren Scharfsinn bekannte Gemahlin des Königs Leonidas, vorschlug, das Wachs von den Tafeln zu entfernen – und man stieß auf eine Botschaft, die in das Holz geritzt war, das unter dem Wachs lag. Verfaßt hatte sie Demaratos: eine Warnung vor den Plänen des Königs der Könige.

Die Spartaner bekannten, daß sie nicht wußten, ob dieser Hinweis ein Zeichen »wohlwollender Sorge um sein Volk oder hämischer Schadenfreude« war;⁴¹ dabei – wie befremdlich war es, und wie alarmierend, daß es nur bezüglich der Motivation des Überläufers irgendwelche Meinungsverschiedenheiten gab. Eine Nachricht, die es mysteriöserweise durch jeden Kontrollpunkt der königlichen Straßen geschafft hatte; die darauf zielte, ihren Adressaten das Blut in den Adern gefrieren zu lassen; die das Ansehen des Marionettenkönigs im War-testand in ungeahnte Höhen trieb: All das trug doch überdeutlich die Fingerabdrücke des persischen Hinterhältigkeits-Departments an sich. Die Spartaner teilten zwar nicht den athenischen Enthusiasmus für das Breittreten ihrer Differenzen in aller Öffentlichkeit, doch auch sie hatten ihre internen Streitigkeiten. Die Botschaft des Demaratos konnte nur mit der Absicht verfaßt worden sein, daß sie verbreitet wurde: zwischen den Falken, die fest auf den Sieg gegen jeden Feind vertrauten, der es wagte, sie herauszufordern; und den pessimistischeren Spartanern, denen, die in gefaßter Verzweiflung überzeugt waren, daß die Götter ihren Untergang beschlossen hatten und daß die Stunde ihres Verderbens unmittelbar bevorstand.

Sowohl Demaratos als auch seine Aufseher beim persischen Geheimdienst werden sich darüber im klaren gewesen sein, daß die letztere Gruppe in Sparta keine kleine Minderheit darstellte. Man fürchtete allgemein die Geister der Boten des Dareios, die Kleomenes ein Jahrzehnt zuvor ermorden ließ: daß sie Sparta heimsuchten und bei den Göttern um Rache flehten, was natürlich ihr gutes Recht war. Einige Spartaner waren von ihrem Gewissen derart gemartert, daß zwei bekannte Herakliden sich, um das Sakrileg ihrer Stadt zu sühnen, reuetrunken auf den Weg nach Susa machten und sich selbst dem König der Könige als Sühneopfer anboten. Xerxes war kluger Staatsmann genug, dieses spektakuläre Angebot nicht anzunehmen, und verschonte sie gnädig – denn warum sollte er sich dazu herablassen, die Spartaner von der erniedrigenden Bürde ihrer Schuld zu befreien?

Die Nachricht des Demaratos bewirkte – genau, wie es beabsichtigt gewesen war – lediglich, daß sich die dunklen Befürchtungen der Spartaner noch mehr verdüsterten. Die meisten verfluchten den Verräter: Sie gruben alte Skandale wieder aus, sagten ihm nach, der Bastard eines Heloten zu sein, seine Mutter habe es mit einem stinkenden Pferdeknecht getrieben, er sei nicht viel mehr als ein asiatischer Sklave. Doch es gab auch andere, die nur zu genau wußten, daß unter Umständen Demaratos der einzige Mann war, der zwischen ihnen und

dem Untergang stand, der alle und alles mit sich reißen würde, sie erinnerten daran, wie er sich bei jeder nur denkbaren Gelegenheit dem Kleomenes und seinen lasterhaften Exzessen widersetzt hatte, und brachten flüsternd andere Versionen seiner Herkunft in Umlauf: Sie nannten ihn den Sohn nicht eines Sklaven, sein Vater sei vielmehr das Phantom eines legendären Helden gewesen, fast schon ein Gott.⁴²

Es verstand sich natürlich von selbst, daß die Spartaner, wenn der Großkönig tatsächlich die Peloponnes angriff, sich ihm in den Weg stellen würden. Doch wenn selbst sie, die tapfersten Krieger der Welt, von Selbstzweifeln geplagt wurden, wie sollte es dann den Männern schwächerer Staaten gelingen, ihre Nerven zu stählen? Als der Frühling in den Sommer überging, war jede Stadt in Griechenland gezwungen, sich zu entscheiden: Widerstand oder Appeasement. Die Vision einer persischen Invasion konnte nicht länger als Panikmache ehrgeiziger Politiker wie Themistokles abgetan werden. Nun mußte selbst den verstocktesten Skeptikern klar sein, daß all die Gerüchte über den Aufbruch des Xerxes aus Susa der Wahrheit entsprachen: Er zog tatsächlich westwärts. Im Frühherbst, so hörte man aus Ionien, hatte er Sardes erreicht – und noch immer leerten sich auf sein Kommando hin die immensen Landstriche seines Herrschaftsbereichs, noch immer strömten seine Untertanen unter seinem Banner zusammen. Der Großkönig und seine Horden kamen näher. Im Frühjahr des kommenden Jahres würde es geschehen: der Vormarsch des größten Heeres, das je versammelt worden war, über den Hellespont nach Europa, und dann südwärts, wie der Wolf, der in eine Herde einbricht, nach Griechenland. Die Menschen, die dort – möglicherweise in einem letzten Winter der Freiheit – lebten, mußten sich jetzt die bange Frage stellen, wo der Großkönig wohl zuerst zuschlagen werde.

Und das persische Oberkommando, das an Raffinesse in psychologischer Kriegsführung nichts eingebüßt hatte, ließ keine Gelegenheit aus, die Daumenschrauben fester zu ziehen. Gesandte durchstreiften Griechenland, wie sie es bereits zehn Jahre zuvor, vor dem Marathon-Feldzug, getan hatten, und forderten Erde und Wasser. Jede Stadt wurde besucht, mit zwei Ausnahmen: Athen und Sparta. Das Einschüchterungssignal an das übrige Griechenland konnte deutlicher nicht sein. In panischem, vorauseilendem Gehorsam, um nicht in gleicher Weise zur Zerstörung aussortiert zu werden, stimmten viele Städte eilfertig den Forderungen der königlichen Abgesandten zu. Auch die Städte, die öffentlich die Anfrage nach Erde und Wasser abschlägig beschie-

den, hatten ihre pro-persischen Fraktionen oder äußerten sich nur undeutlich. Es schien in diesem trostlosen, von banger Sorge überschatteten Herbst durchaus nicht ausgeschlossen, daß ganz Griechenland dem Großkönig wie eine überreife Frucht in den Schoß fallen würde.

Das war natürlich für die Spartaner und die Athener, denen gar nichts anderes übrig blieb als zu kämpfen, der ultimative Alptraum. In der Hoffnung, die Sehnen und alle Kräfte zu anzuspannen, sandten auch sie eilig Gesandte aus und riefen die befreundeten Griechen zu den Waffen sowie zu einer Kriegskonferenz, die in Sparta stattfinden sollte. Vielleicht bot sich dieser Ort folgerichtig an, denn es war der Peloponnesische Bund, der ein verbündetes Heer mit Muskelkraft unterstützen würde; dennoch legten die Spartaner in der Sorge, Städte zu vergraulen, die nicht zum Bund gehörten, und mit ungewohnter Rücksicht auf deren Empfindlichkeiten Wert darauf, daß der Konferenzort »Hellenion« genannt wurde – »das Gebäude der vereinten Nationen von Griechenland«. ⁴³ Und das war durchaus nicht nur eine leere Geste. Viele Städte, die beschlossen hatten, Delegierte nach Sparta zu entsenden, befanden sich noch untereinander im Krieg, doch als vorgeschlagen wurde, diese Differenzen zurückzustellen, stimmte erstaunlicherweise jeder auf der Stelle zu. Ägina beispielsweise hatte diesmal beschlossen, sich von Anfang an dem Bündnis gegen die Eindringlinge anzuschließen, man begrub also das Kriegsbeil mit Athen, und es eröffnete sich die sehr reale Perspektive, daß die Schiffe Äginas mit denen ihres einstigen Erzfeindes zu einer einzigen Flotte vereinigt würden.

Natürlich hatte auch dieser neue Geist harmonischer Einigkeit seine Grenzen. Als Themistokles mit dem Hinweis auf den unverhältnismäßig großen Beitrag seiner Stadt zu einer wie auch immer gearteten Bündnisflotte den Oberbefehl für sich reklamierte, scharten die Männer aus Ägina Delegierte anderer Städte mit ehrwürdigen Traditionen in der Seefahrt wie etwa Korinth und Euböa um sich und brüllten den vorlauten Emporkömmling nieder. Heroisch und wie immer ganz der Pragmatiker, gelang es dem Admiral aus Athen, seinen Stolz hinunterzuschlucken. Seine Eitelkeit war wohl immens, doch seine Entschlossenheit, zum Retter Athens zu werden, war noch größer. Themistokles hatte es nie zugelassen, daß seine Intelligenz oder seine unheimliche Fähigkeit, sich in andere Leute hineinzusetzen, von seinem Ego vernebelt wurde. Mit dem Scharfsinn, der sich im Lauf der Zeit bei einem geborenen Machtmenschen von allein entwickelt, erkannte er, daß die Griechen nur eine

einzigste Chance hatten: »ihren Zwistigkeiten ein Ende zu setzen, die einzelnen Städte miteinander zu versöhnen und sie zu überreden, sich im Namen der Abwehr der Perser zusammenzuschließen.«⁴⁴ Da er die Gefahr erkannte, daß die Flotte der einen Stadt keinesfalls Befehle vom Admiral einer anderen Stadt entgegennehmen würde, machte er den genialen Vorschlag, daß der Oberbefehl über die Flotte der Verbündeten einem Volk übertragen werden sollte, das keinen Tropfen Seefahrerblut in den Adern hatte. So kam es, daß den Spartanern, die bereits von Rechts wegen auf das Land-Kommando Anspruch erhoben hatten, auch der Befehl über die Flotte zugesprochen wurde. Eine bittere Pille für Athen – doch Themistokles wußte sehr gut, daß verletzte Eitelkeit für eine Stadt noch zu den vergleichsweise harmlosen Blessuren gehört.

Mit dieser wenn auch noch sehr unscharf umrissenen Befehlsstruktur konnten die Verbündeten nun darangehen, eine Strategie zu entwickeln. Es gab zwei Hauptschwierigkeiten. Die eine, die allen Teilnehmern im Hellenion klar war, betraf die Notwendigkeit, zahlenmäßig gewaltig aufzustocken. Von den etwas mehr als 700 Städten auf dem griechischen Festland hatten knapp 30 Städte Delegierte nach Sparta gesandt. Abwesende, um deren Einstellung man wußte, wie etwa die Männer von Argos, würde man irgendwie dazu bringen müssen, der gemeinsamen Sache beizutreten; die dem Bund zuneigenden Truppen in den Städten, die noch keinen Entschluß gefaßt hatten – dazu gehörte unter anderem Theben –, würde man zusätzlich motivieren müssen. Die Lösung, für die man sich schließlich entschied, war eine Zuckerbrot-und-Peitsche-Variante. Einerseits wurde beschlossen, daß Botschafter nach Argos geschickt werden sollten und in alle anderen Städte, die sich bislang gegenüber der Allianz reserviert gezeigt hatten; andererseits warnte eine Proklamation alle potentiellen Überläufer, daß sie als Strafe für ihren Verrat eine zehnpromzentige Strafsteuer zu zahlen hätten. Schließlich einigte man sich noch auf den frommen Entschluß, daß alle Erträge dieser Steuer, da die Verbündeten bei dem, was ihnen bevorstand, zweifellos die Hilfe der Götter genauso dringend wie die der Sterblichen brauchten, »dem Gott in Delphi« gegeben werden sollten.⁴⁵

Die verzweifelte Hoffnung, daß Apollon bestochen werden konnte, und sein Orakel mit ihm, hatte ganz und gar nichts mit Naivität zu tun. Vielmehr sprach sich darin eine der am meisten begründeten Befürchtungen der Alliierten aus. Alle waren sie abgebrühte Kämpfer. Sie wußten, daß sich überall persische Spione herumtrieben, die hier ein Goldgeschenk hinterließen, dort von Gunst-

erweisen des Großkönigs flüsterten, unermüdlich darauf bedacht, die Entschlossenheit der Griechen heimlich von innen auszuhöhlen. Irgendwie mußten die verbündeten Griechen angesichts dieser Unterwanderungskampagne eine Möglichkeit finden, zurückzuschlagen. Und das war die andere Hauptschwierigkeit, mit der sie sich konfrontiert sahen: das Lager des Königs der Könige zu unterwandern.

Denn die Griechen hatten bis jetzt trotz all der wilden Gerüchte kaum eine Vorstellung von den wahren Dimensionen dessen, was ihnen bevorstand. Nur auf harten Fakten konnten sie ihre Strategie aufbauen – und dafür würden sie Undercover-Agenten brauchen. Es wurden also drei Spione ausgesucht, und sie erhielten den Auftrag, sich nach Sardes zu begeben und alles zu notieren, was sie dort sahen. Wenn sie nicht geschnappt wurden, dann konnten sie den Alliierten einen wesentlich präziseren Eindruck von ihren Möglichkeiten vermitteln, damit sie im kommenden Frühjahr, wenn sie sich wieder treffen wollten, entsprechend realistisch planen konnten.

Die Konferenz wurde beendet, die Delegierten tauschten Abschiedsgrüße aus und brachen in ihre Heimatstädte auf. Die drei Agenten begaben sich zum nächstgelegenen Hafen und bestiegen ein Schiff in Richtung Ionien. Es blieben noch mehrere Monate bis zum Beginn des Frühlings und der Zeit der Heeresbewegungen, die er ankündigen würde, doch zumindest die griechischen Verbündeten konnten jetzt spüren, daß zum ersten Schlag gegen den König der Könige und seine Invasion ausgeholt wurde.

Der Raub Europas

Einst, vor dem Einfall der Perser, war die Ägäis ein einziges großes griechisches Gewässer gewesen. Doch in diesem Winter des Jahres 481 v. Chr., mit einem zerschmetterten Ionien, das noch immer unter den ruinösen Kosten der Rebellion ächzte, mit Milet, das nur noch eine geschwärzte Hülle seiner früheren Größe war, und mit Naxos und den anderen Inseln, die sich ein Jahrzehnt zuvor der Armada des Datis unterworfen hatten, gestaltete sich die Reise der drei griechischen Spione von der Peloponnes fast wie eine Passage durch feindliche Gewässer. Je näher sie Asien kamen, desto ungemütlicher wurde die Angelegenheit. Das furchterregende Ausmaß der Vorbereitungen des Xerxes

war überall sichtbar. Der Winter hielt zwar schon seinen Einzug, doch die Seerouten der Ägäis waren nach wie vor ungewöhnlich stark befahren. Entlang der ionischen Küste wimmelten die Häfen von Schiffen, die sich aus jeder Ecke des östlichen Mittelmeers dort versammelt hatten. Die Griechen wurden in ihrem eigenen Hinterhof überrollt. Dreizehn Jahre zuvor war bei der Insel Lade die letzte Flotte des freien Ioniens zerstört worden. Nun, nachdem die Invasion Griechenlands selbst nur wenige Monate zurücklag, waren die Schiffe, die zu dem vernichtenden Sieg des Königs der Könige am meisten beigetragen hatten, wieder in ionischen Gewässern aufgetaucht. Jeder Grieche hätte sie bange Herzens wiedererkannt. Schlank, mit Schilden bewehrt und äußerst wendig, ging den Trieren, Speerspitze der Flotte des Xerxes, ein tödlicher Ruf voraus. Es war allgemein bekannt, daß ihre Mannschaften die tüchtigsten der Welt waren. »Deine Grenzen«, sagt der Prophet Hesekiel, »sind mitten im Meer.«⁴⁶ Damit spricht er die Stadt Tyros an, doch er hätte sich genauso gut an ihre noch reichere Nachbarstadt Sidon wenden können, oder an Byblos oder an irgendeine andere große Handelsfestung, die sich auf Inseln oder neben Doppelhäfen entlang der Küste erhoben, die heute zum Libanon gehört. Jede einzelne Stadt prunkte vielleicht in stolzer Unabhängigkeit, doch war das für viele ausländische Betrachter eine vernachlässigbare Nuance. Die Griechen jedenfalls warfen die Bürger all dieser Städte in einen Topf und bezeichneten sie als eine einzige, perfide Meute: *Phoinikes* – die Phönizier.

Dieser Name, der sich sehr wahrscheinlich von *phoinix* ableitet, dem griechischen Wort für »Purpur«, atmet dieselbe Mischung aus Bewunderung und Geringschätzung, mit der die Griechen alle Menschen zu betrachten pflegten, die ihnen bedrohlich vorkamen. Bewunderung – denn der purpurne Farbstoff, den die Phönizier aus zwei Arten von Meeresschnecken gewannen, war Bestandteil der kultivierten, privilegierten Kreise, ein international begehrtes Luxusprodukt, das dazu beitrug, daß die Kassen von Tyros und Sidon überquollen. Verachtung – denn wie vulgär war es doch, wie niederschmetternd und hoffnungslos vulgär, nach einer Handelsware benannt zu werden! »Man kann wohl sagen, daß Gewinnstreben charakteristisch ist für die Phönizier«⁴⁷ – eine typisch blasierte Äußerung hochnäsiger athenischer Aristokraten. Doch diese Charakterisierung der Phönizier als schmieriger Raffkes war zwar ein verbreitetes griechisches Vorurteil, trotzdem rief es ebenso gut Neid wie Verachtung hervor. Die Kaufleute von Tyros und Sidon waren nicht die einzigen, die dem Geldverdienen durchaus positive Seiten abgewinnen konnten. So

mancher Grieche teilte diese Auffassung und sah mit scheelen Augen auf die Konkurrenz, die ihm durch die Phönizier entstand. Man konnte fahren, wohin man wollte, um neue Märkte oder neue Rohstoffquellen zu erschließen oder Land zu erwerben für neue Handelsposten – diese »schiffsberühmten Männer, Gauner« mit ihrem »zehntausendfachen Tand«, der ihre schwarzen Schiffe bis zum Rand füllte,⁴⁸ waren offenbar immer schon vor den Griechen dagewesen.

Diese Rivalität, die bereits seit Jahrhunderten bestand, erstreckte sich bis an die äußersten Grenzen der bekannten Welt. Die Phönizier, deren Städte ähnlich von Bergen eingeeengt waren wie bei den Griechen, hatten sich immer die offenen Horizonte des Meeres zum Ziel gemacht. Bereits im Jahr 814 v. Chr. habe Prinzessin Elissa aus Tyros ihre Heimat verlassen, so wurde berichtet, und eine große Gruppe von Siedlern die Küste von Nordafrika entlang geführt, bis sie gegenüber von Sizilien ankam und dort eine »neue Stadt« – *qart hadasht* oder Karthago – gründete, später die größte Metropole des Westens. Als einige Jahrzehnte später Siedler von Euböa angingen, eigene Wege in den Westen auszukundschaften, hatten die Tentakel des phönizischen Handels sich bereits bis nach Spanien ausgestreckt. Bald breiteten sie sich noch weiter aus, in den Atlantik und Richtung Äquator, zu urwaldgesäumten Stränden, wo die Karthager mit ahnungslosen Eingeborenen Handel treiben, Tand und Plunder gegen Gold eintauschen konnten.

Die Griechen, die den Geschichten dieser Reisenden mit einem gierigen Funkeln in den Augen lauschten, mußten sich damit abfinden, daß sie im großen und ganzen zu spät aufgetaucht waren, um auf dem afrikanischen Markt noch mitmischen zu können. Aber obwohl sie aufgrund der ausgeklügelten geschäftlichen Netzwerke ihrer Rivalen von Afrika und Spanien ausgeschlossen waren, hatten auch sie im Westen eine potentiell ergiebige Küste entdeckt. Ihre erste Ansiedlung auf der Insel Ischia im Golf von Neapel hatte anfänglich noch auf Zusammenarbeit mit den Phöniziern gesetzt, doch war eine Partnerschaft mit dem alten Feind nicht zustande gekommen. Es dauerte nicht lange, und die Auseinandersetzung weitete sich in ganz Italien und Sizilien zu einer offenen Konfrontation aus. Immer mehr griechische Siedler fanden sich auf der Suche nach einem Neuanfang ein, und die schiere Überzahl gab schließlich den Ausschlag. Es kamen immer mehr, von Euböa, von Korinth, von Megara, aus Ionien, eine Flut überseeischer Umsiedlung in einem Ausmaß, das erst zwei Jahrtausende später im Zusammenhang mit der Entdeckung Amerikas übertroffen wurde. Um die Wende zum 8. Jahrhundert v. Chr. wurde in Italien oder



Sizilien praktisch jedes Jahr eine neue Stadt gegründet. Sogar die Ureinwohner sprachen schon von »Groß-Griechenland«.

Sicher, zu der Zeit, als sich die Massenumsiedlung schließlich verlangsamte und in der Mitte des 6. Jahrhunderts v. Chr. zum Stillstand kam, war der wilde Westen zur Hälfte gezähmt. Die Kolonisatoren verfolgten die Praxis, die einheimische Bevölkerung einzuschüchtern, wenn sie sie nicht versklaven konnten, und hatten einen entsprechend selbstbewussten, großspurigen Stil entwickelt. All ihre Aktivitäten hatten monumentale Ausmaße: Die Mauern in der neuen Welt ragten viel höher auf als in der griechischen Heimat; die Tempel hatten entschieden grandiosere Ausmaße; alles erstrahlte in grelleren, bunteren Farben. Sogar die Vergnügungen, die die Neusiedler in den Westen mitbrachten, hatten einen Beigeschmack von Einschüchterung. In Sybaris, einer Stadt etwas oberhalb der süditalienischen Stiefelspitze, die sogar bei ihren Nachbarn eine Mischung aus Faszination und Abscheu auslöste, räkelten sich Dandys träge

auf Lagern, die mit Rosenblättern bestreut waren, um sich anschließend in blasiertem Tonfall über ihre Blasen zu beschweren. Im Krieg formierten sich die schimmernd aufgeputzten Pferde aus Sybaris, wenn sie die Flöten hörten, welche die feindliche Phalanx zur Schlacht versammelten, zu dekorativen Gruppen und begannen sich in Tanzschritten zu bewegen, die ihnen andressiert worden waren. Spektakulär war sogar Sybaris' Untergang. 510 v. Chr. wurde die Stadt von der Koalition ihrer Feinde eingenommen und ausgelöscht, getilgt vom Angesicht der Erde, so daß nichts von ihr übrigblieb. Erfolg und Niedergang, beides war im Westen in grelles, extravagantes Licht getaucht.

So war es also kein Wunder, daß die Bündnispartner, die sich im Hellenion versammelt hatten, den Entschluß faßten, nicht nur drei Spione in Richtung Osten zu entsenden, sondern auch eine Gesandtschaft in die entgegengesetzte Richtung auf den Weg zu bringen. Die West-Griechen konnten bei all ihrem Faible für Rosenblätter und nächtliche Lustbarkeiten durchaus, wenn ihnen danach war, furchterregende Soldaten abgeben. Ein Tyrann namens Gelon, ein rücksichtsloser, dynamischer Abenteurer, der vier Jahre zuvor in dem großen sizilischen Hafen Syrakus die Macht übernommen hatte, schien besonders gut dafür geeignet zu sein, die Rolle des Retters von Griechenland zu spielen. Die Liste der Faktoren, die ihn als Mann der Tat auszeichneten, war so eindrucksvoll, daß es schon fast unheimlich war. Er hatte bereits – fast schon im Stil eines Assyrs – drei Nachbarstädte vernichtet und die gesamte Bevölkerung, soweit er sie nicht als Sklaven verkaufen ließ, nach Syrakus umgesiedelt; außerdem stellte er Flotten und Heere von beinahe orientalischen Größenordnungen auf. Kurz, er war genau die Sorte eines militärischen Machthabers, von dem man sich Großes gegen den König der Könige erhoffen durfte.

Doch fatalerweise braute sich gerade im Winter 481 v. Chr. über Syrakus eine beträchtliche Krise zusammen. Mit der Absicht, sein Herrschaftsgebiet über ganz Sizilien auszudehnen, sah sich Gelon, der großspurig immer weiter Richtung Westen ausholte, mit einem rivalisierenden Machtblock vom anderen Ende der Insel konfrontiert, der sich hauptsächlich aus phönizischen Ansiedlungen zusammensetzte. Diese hatten sich bei ihrer verzweifelten Suche nach einem Verbündeten natürlich an die mächtigste aller phönizischen Kolonien gewendet: an die Stadt Karthago. Die dortigen Handelsfürsten, die in Sizilien ihre Geschäfte abwickelten, hatten die Ausbreitung Gelons mit wachsender Besorgnis beobachtet. Die sizilischen Verwandten wurden demzufolge in Karthago mit offenen Armen aufgenommen: Die Gelegenheit, den lästigen

Tyrannen von Syrakus zu stürzen und gleichzeitig die eigenen Expansionsgelüste zu befriedigen, war zu reizvoll, als daß man sie sich hätte entgehen lassen. Im Herbst des Jahres 481 v. Chr., als die Trieren von Tyros und Sidon bereits in die Ägäis unterwegs waren, hatten die Karthager begonnen, eine Flotte auszurüsten und ein furchteinflößendes Söldnerheer aufzustellen, bereit für den Showdown mit Gelon im kommenden Frühjahr. Nicht nur im Osten, sondern auch im Westen, so schien es, ballten sich die Phönizier bedrohlich zusammen. Und im Osten sowohl wie im Westen waren es die Griechen, die die Hauptlast des phönizischen Kriegsdrangs abbekommen würden.

Zufall? Keiner in Griechenland konnte das wissen. Die Spione, die man nach Sardes entsandt hatte, konnten zwar in einigen Hafenstädten auf ihrem Weg das eine oder andere aufschnappen, doch hatten sie nicht die leiseste Chance, auf Kommunikationskanäle zwischen den Karthagern und dem König der Könige zu stoßen – vorausgesetzt, es gab sie überhaupt. Doch den Verdacht, daß phönizische Durchtriebenheit eine beachtliche Reichweite haben dürfte, hegten selbstverständlich die meisten Griechen. Wenn das Oberkommando von Karthago wirklich mit Xerxes gemeinsame Sache machte, wenn sie versuchten, ihre Invasionen gleichzeitig zu unternehmen, dann fiel der Verdacht, als Mittelsmänner tätig zu werden, am ehesten auf Agenten aus der Mutterstadt Tyros. Es gab sogar Verschwörungstheoretiker, die befürchteten, nicht einmal dort sei die Grenze phönizischer Verschlagenheit. Wenn nun die gesamte Unternehmung des Königs der Könige, das Drängen der asiatischen Horden und die Vernichtung der griechischen Freiheit nur der Höhepunkt einer unendlich viel älteren und tiefer verwurzelten Fehde war? »Persische Gelehrte behaupten«, so konnte man nach dem Krieg mit unverblütem Selbstbewußtsein feststellen, »an diesem Streit seien allein die Phönizier schuld«.⁴⁹ Der Haß zwischen Ost und West, Asien und Europa, der Barbarei und Griechenland: All das entsprang, folgt man dieser Theorie, einer einzigen hinterhältigen Quelle.

Natürlich sprengt es schon fast die Grenzen des Begriffs Paranoia, sich vorzustellen, Xerxes sei einzig und allein das Werkzeug einer teuflischen, globalen, in Tyros ausgeheckten Verschwörung. Die Interessen, die den König der Könige bewogen, in den Krieg zu ziehen, waren ausnahmslos seine ureigenen. Die Phönizier waren genau wie jedes andere unterworfenen Volk seine Sklaven. Sie mußten ihm Tribut zahlen, einen Satrapen dulden und sich sogar, wenn sie zu Schiff in den Krieg zogen, der Autorität eines tölpelhaften persischen Höf-

lings unterwerfen. Aber das heißt nicht, daß die Phönizier völlig ohne Einfluß auf das königliche Oberkommando waren. Sieht man einmal von den Medern ab, gab es vielleicht keine Volksgruppe im gesamten persischen Reich, die beim König so leicht Gehör fand. Die Könige von Tyros und Sidon wußten sehr wohl, daß die Unternehmung des Großkönigs ohne die engagierte Teilnahme ihrer Flotten ins Wasser fallen mußte. So war es schon immer gewesen. Als Kambyses mit dem Aufbau einer königlichen Flotte begann, entdeckte er schnell die Grenzen dessen, was ihm selbst mit seinem neuen Spielzeug möglich war. Er bildete eine Kampftruppe, die Karthago erobern sollte, und mußte erstaunt feststellen, daß die Phönizier sich weigerten, seinem Befehl nachzukommen, »denn es wäre eine unnatürliche Unternehmung, gegen ihre eigenen Kinder Krieg zu führen«.⁵⁰ Die Moral aus diesem verblüffenden Beispiel ostentativer Majestätsbeleidigung verinnerlichte die persischen Strategen rasch. Während man die anderen unterworfenen Nationen zu Abgaben für den Krieg zwingen konnte, empfahl es sich, mit den Phöniziern diplomatischer umzugehen. Sie waren natürlich Sklaven, doch es war eher kontraproduktiv, ihnen diese Tatsache mit zu großem Nachdruck unter die Nase zu reiben. Es war besser, sie nicht nur als Zwangsverpflichtete in die Flotte einzureihen, sondern als eifrige Kämpfer für die Sache des Königs der Könige. Kurz: Es war besser, sie in dem Glauben zu lassen, daß es auch um ihre eigenen Interessen ging.

Und natürlich war das im Hinblick auf das Griechenland-Vorhaben auch durchaus der Fall. Die Phönizier, die den Persern bei der Insel Lade den Hauptteil ihrer Flotte zur Verfügung gestellt hatten, profitierten inzwischen schon reichlich von der Zerstörung Milets – einer Stadt, die vormals ein genauso bedeutendes wirtschaftliches Zentrum war wie Sidon oder Tyros. Wenn Athen ähnlich dem Erdboden gleichgemacht und die Neutralität Korinths und Äginas zugesichert würde, dann wären die Aussichten für den phönizischen Handel wahrhaft glänzend. Infolgedessen war der Enthusiasmus für den Krieg des Großkönigs in den Kanzleien von Tyros und Sidon ungetrübt. Die Phönizier fanden sich mit 300 Schiffen in der Ägäis ein – mehr als Athens gesamte Flotte. Und diese Schiffe waren nicht in aller Eile zusammengeschustert worden: Sidon, das sich mit Korinth um das Attribut »Wiege der Triere« stritt, führte schon seit Jahrhunderten die Spitze der Innovation in seefahrerischer Technik an. Die athenischen Ruderer dagegen, die zumeist gerade knapp ein paar Monate Training hinter sich hatten, würden sich in ihrer ersten richtigen Schlacht gleich mit den Allerbesten konfrontiert sehen.

Ferner waren sie grausam unterlegen. Die Phönizier waren bei weitem nicht das einzige Volk, das als Reaktion auf den Aufruf des Großkönigs eine Flotte entsandte. Andere, vor allem die Ägypter und die Ionier, waren den Sidoniern im Hinblick auf ihre Ruderkünste fast ebenbürtig. Sicher, beide kamen aus Satrapien mit bemerkenswert rebellischer Tradition, und vielleicht flößte das den drei griechischen Agenten beim Herumschnüffeln in den Häfen gewisse Hoffnung ein. Wenn das so sein sollte, dann klammerten sie sich an Strohhalme. Die persische Admiralität, die früher vom Ionischen Aufstand überrascht worden war, kannte sich jetzt besser aus, um ihre Rückendeckung zu sichern. Das Kommando über die Ägypter und die Ionier lag direkt in den Händen von zwei Brüdern des Xerxes, und jedes Schiff der Armada war bemannt mit erwiesenermaßen loyalen Seeleuten. Warum sollte also irgendeiner aus der Flotte des Großkönigs eine Meuterei und die eigene Vernichtung riskieren – für die Athener, die ganz klar dem Untergang geweiht waren? Keiner, der sich in jenem Winter in den Häfen von Ionien aufhielt, konnte an diesem Ausgang irgendeinen Zweifel haben. Die gigantische Flotte würde bald ihren schnellen Kurs an der ägäischen Küste entlang aufnehmen, und alle, die sich ihr in den Weg stellten, würden gnadenlos hinweggefegt. Die Zahl der Trieren, auf die unsere griechischen Spione im Endeffekt kamen, betrug 1207: eine Zahl von suggestiver Präzision.⁵¹ Ob diese ganze Unmenge sich auf den Weg nach Griechenland machen würde und, wenn ja, ob sie die Sommerstürme unbeschadet überstand – das waren Fragen, die nur der Feldzug selbst beantworten konnte. Die Chancen waren selbst für den Fall, daß der Großkönig ein Viertel seiner Flotte, ja sogar die Hälfte verlor, immer noch alles andere als ausgeglichen. Eine schlichte, nackte Tatsache vermittelte sich den griechischen Spionen mit bedrohlicher Deutlichkeit. Die Verbündeten würden es im Sommer mit einer Streitmacht zu tun haben, die alles übertraf, was man bislang auf den Weltmeeren angetroffen hatte.

Und zu Lande? Diese Frage war nur durch einen Besuch in Sardes zu beantworten. Die griechischen Agenten eilten weiter. Am dritten Tag ihrer Reise landeinwärts erblickten sie vor sich eine ominöse Rauchwolke, die die silbernen Berge im Osten verhüllte. Bald darauf, als sie sich ihrem Ziel näherten, bemerkten sie große Erdhügel: die Grabstätten der alten lydischen Könige; dann kam, verschwimmend im Dunst, Sardes selbst in den Blick, die roten Felsen seiner Akropolis, gerahmt von mächtigen Mauern und überragt vom monumentalen Palast des Kroisos. Die Fahnen jedoch, die über den Zinnen der Stadt

flatterten – eine von ihnen zeigte »die Sonne, eingeschlossen in Kristall«, und die andere, die königliche Kampf-Standarte, war bestickt mit dem Bild eines goldenen Adlers –,⁵² wiesen auf die Anwesenheit eines Königs hin, der weitaus mächtiger war, als Kroisos es je gewesen war; und der Beweis seiner Größe erstreckte sich vor den Augen der sprachlosen Agenten meilenweit über die Ebene hin. Der Rauch, den sie von weitem gesehen hatten, stieg von Feuern auf: von Tausenden und Abertausenden Lagerfeuern. Die Massen des großköniglichen Heeres, ob sie sich nun zusammengedrängt in ihren Zelten aufhielten, mit ihren ausländischen Waffen trainierten oder in ihren völlig unverständlichen Sprachen fürchterlich kauderwelschten – sie alle schienen aus einer Welt herbeigezaubert zu sein, die noch fremder und barbarischer war, als die Griechen es sich je hätten träumen lassen. Die düstersten Vorahnungen der Spione schienen sich zu erfüllen. Aus den entferntesten Enden von Asien und Afrika waren sie gekommen. Millionen und Abermillionen würden in nur wenigen Monaten Griechenland überfluten.

Jedenfalls schien es so. In Wahrheit war es gar nicht so leicht, derart riesige Menschenmengen abzuschätzen oder gar zu zählen; außerdem wurden die Spione, noch bevor sie mit ihren Berechnungen auch nur anfangen konnten, entlarvt und ergriffen. Die Männer, die sie festnahmen, waren Soldaten und nicht Beamte des Geheimdienstes, und denen fiel es natürlich nicht ein, mit ihren Gefangenen etwas anderes zu machen, als sie erst zu foltern und dann zu töten. Kurz bevor die Vollstreckung des Exekutionsurteils begann, eilten allerdings Hauptleute aus der persönlichen Leibgarde des Großkönigs herbei und befahlen wutschnaubend, daß den Gefangenen kein Haar gekrümmt werden dürfe. Die drei wankenden Spione wurden die Akropolis hinauf in das Innerste des Palastes gebracht, wo sie zu ihrem großen Erstaunen vom Großkönig selbst verhört wurden; nach dem Verhör wurde ihnen eine Besichtigungstour durch das gesamte Lager gewährt. Erst als man sie mit zahlreichen Informationen geradezu überschüttet hatte, jagte man sie nach Griechenland zurück.

Und die Berichte, die sie dort ablieferten, schwelgten – genau wie der Großkönig es sich vorgestellt hatte – in grauenerregenden Superlativen. Was die Spione zu Gesicht bekommen hatten, war nicht weniger als ein Panorama seines weltumspannenden Herrschaftsgebiets. Im Zentrum der Großkönig selbst und seine Elitetruppe von Leibwächtern: die Tausend, die ihm persönlich dienten und einen goldenen Apfel am Knauf ihrer Speere trugen, und dann noch weitere neuntausend, ebenfalls handverlesen, mit silbernen Äpfeln an ihrem

Speer, eine schlagkräftige Streitmacht aus Kriegern, die allgemein als die »Unsterblichen« bekannt waren – »denn wenn einer von ihnen getötet wurde oder krank wurde, trat sofort ein Ersatzmann vor, um die Lücke in den Reihen aufzufüllen«. ⁵³ Dann Elitetruppen der Kavallerie aus Persien und diversen unterworfenen Nationen: Medien, Baktrien, Indien, den Steppen der Saken. Schließlich – denn was der Großkönig nicht hatte, war schwerbewaffnete Infanterie, die es mit den bronzegepanzerten Hopliten von Sparta oder Athen aufnehmen konnte – gab es brigadenweise wimmelndes Speerfutter: exotisch bewaffnete zwangsverpflichtete Untertanen, die unter normalen Umständen einem griechischen Beobachter lediglich als verächtliche feindliche quantités négligeables erschienen wären, die allerdings, wenn sie in einem massiven Menschenpulk, als gigantische menschliche Sturzflut vorandrängten, jede Wand von Schilden die sich ihnen in den Weg stellte, über den Haufen zu rennen versprachen. Das war jedenfalls das, was nach Griechenland berichtet wurde – denn die drei Spione, die sich auf ihre eigenen geblendeten Einschätzungen des Umfangs der großköniglichen Truppen stützten sowie zweifellos auf Angaben, die ihnen freundlicherweise von ihren persischen Wächtern zur Verfügung gestellt wurden, konnten tatsächlich nicht umhin, in der Größenordnung von Millionen zu sprechen. Eine Million siebenhunderttausend, um genau zu sein – und diese Zahl umfaßte noch nicht einmal die Menge der Rekruten, die der Großkönig auf seiner Marschroute durch Thrakien und nach Griechenland auszuheben gedachte.

Derartige Zahlen, so riesig, daß sie schon fast sinnlos wirkten, waren mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit grotesk übertrieben. Die meisten Historiker würden, wenn sie eine Schätzung abgeben müßten, die Armee unter Xerxes auf ungefähr 250 000 Mann taxieren. ⁵⁴ Doch auch das ließ auf ein Invasionsheer von einer nie dagewesenen Größe schließen; und es konnte kaum überraschen, daß die persische Propagandamaschine, der es darauf ankam, die Griechen in Panik und Verzweiflung zu stürzen, möglicherweise sogar zum sofortigen Aufgeben zu bewegen, die griechischen Agenten mit Desinformationen vollgepumpt hatte. Die Musterungslisten enthielten vielleicht ein gewisses Ausmaß an statistischer Spiegelfechtereier von der Art, wie sie ein begabter Bürokrat im Schlaf erstellen kann, aber sie waren sicher nicht – jedenfalls nicht im Rahmen der Denkweise des Großkönigs – vollständiger Betrug. Vielmehr drückten sie in der Botschaft, die sie vermittelten, eine schlichte Wahrheit aus: Die ganze Welt stand unter dem Banner des Großkönigs, und nur die verstock-

testen unter den Schurkenstaaten konnten sich erdreisten, sich dem zu widersetzen.

Wahrheit – schließlich war sie es, um deren Verteidigung willen Xerxes auf dem Thron saß. Erwägungen geopolitischer Art werden eine große Rolle gespielt haben, das Gefühl, seinem Vater verpflichtet zu sein, aber auch persönlicher Ehrgeiz, doch Athen mußte verbrannt und Griechenland erobert werden aus einem Grund, der tiefer reichte als die übrigen. »Alles, was ich tue, tue ich für Ahura Mazda.« So beliebte es Xerxes zu verkünden, wie es bereits vor ihm Dareios getan hatte. »Wenn eine Aufgabe erfüllt werden muß, steht Ahura Mazda mir bei, bis die Aufgabe vollendet ist.«⁵⁵ Das herrscherliche Heer umgab folglich der Nimbus des Göttlichen, als es sich zur größten Herausforderung seines Herrn einschiffte. Der Herr des Lichts galt während des gesamten Feldzugs als eine ständig präsente Macht. Natürlich konnte Ahura Mazda nicht, wie andere Völker das mit ihren Göttern zu tun pflegten, als vulgäres Idol oder gemaltes Bild dargestellt werden; doch Leere, vom Mysterium umzäunt und furchterregend, erfüllte denselben Zweck. Aus diesem Grund mußte ein exquisit dekorierter Streitwagen, geführt von einem Wagenlenker, der ihm auf dem Fuß folgte, das Heer nach Griechenland begleiten, und der Streitwagen war völlig leer – »denn der Sterbliche existiert nicht, der auf dem Thron dieses Streitwagens Platz nehmen darf«.⁵⁶ Als Zugtiere waren acht weiße Pferde von erstaunlicher Größe und Schönheit eigens nach Sardes gebracht worden. Andere führten, als die Armee nach Griechenland aufbrach, den Troß an; und ein weiteres Gespann zog den Wagen des Xerxes selbst. Diese Kreaturen hatte, wie es sich aufs Passendste fügte, der Heilige selbst berührt – denn sie kamen von der Ebene von Nisaia. Dort hatten am schicksalhaften ersten Tag der Herrschaft des Dareios, als der Mörder des falschen Priesters mit dem bluttriefenden Dolch in der erhobenen Hand aus der Festung Sikyavautish auftauchte, um zu verkünden, daß Persien und sein gesamter Herrschaftsbereich von der Lüge befreit war, die weißen Pferde ihren Gruß gewiehort. Nun sollten weit entfernt von Nisaia Pferde derselben Rasse den Wagen des Sohns von Dareios ziehen und bezeugen, wie das dämonenverseuchte Athen und das gesamte Griechenland mit ihm der Wahrheit übergeben und geweiht wurden.

Denn wenn, wie Xerxes es in seiner Erziehung gelernt hatte, die Welt ihm zur Eroberung offen stand, dann mußte er sich auch um ihre Heilung kümmern. Er war ja bekanntlich ein begeisterter Gärtner, und als solcher wußte er,

daß ein Paradies, bevor es als vollkommen bezeichnet werden durfte, erst von Unkraut befreit, aufgeräumt, verschönert werden mußte. Selbst als Xerxes mit einem brutalen, destruktiven Feldzug begann, begleitete ihn seine Liebe zur Natur und sein Gespür für ihre Schönheit. Zum Beispiel kam er auf dem Weg nach Sardes an einer Platane von solch überirdischer Schönheit vorbei, daß er seine gesamte Armee haltmachen ließ, um den Baum zu bewundern. Es wurde sogar einer der Unsterblichen aus der Truppe ausgesondert und erhielt den Befehl, dem Baum als Wache zu dienen. Goldschmuck wurde der mobilen Schatztruhe des Heerzugs entnommen und um die sich wiegenden Zweige gewunden. Sicher, der Großkönig beliebte zu nehmen – doch er war auch ein großzügiger Geber.

Und das bezog sich nicht nur auf Bäume. Xerxes, der den Garten kultivierte, den die Welt seines gewaltigen Reichs darstellte, fand Gefallen an Knechten, die ihm treu dienten, und überhäufte sie mit verschwenderischen Gaben, ebenso wie er es mit dem Baum getan hatte. »Denn welche Gewänder lassen sich an Schönheit vergleichen mit denen, die der König seinen Freunden schenkt? Wessen Geschenke – seien es Armreife, Halsketten oder Pferde, geschmückt mit goldüberzogenem Geschirr – übertreffen sie an Auffälligkeit?«⁵⁷ Die Fahrt des Xerxes in Richtung Europa hatte natürlich den Hauptzweck, die Verrücktheit vorzuführen, welche darin bestand, die Gunst des Großkönigs zurückzuweisen, doch hatte sie auch ein friedlicheres Ziel. Weit entfernte Satrapien, denen bis dato die königliche Gegenwart grausam vorenthalten worden war, würden nun in den außerordentlichen Genuß kommen, dem König der Könige in Person ihre Ehrerbietung erweisen zu dürfen. Seine Untertanen würden, wenn er durch ihre Städte ritt, die Straßen säumen, vor die klappernden Hufe der Pferde aus Nisaia Blumen streuen und sich in den Staub niederwerfen; Diener aus dem Gefolge des Königs würden Geschenke und Petitionen entgegennehmen; Wächter, die die ächzende, schluchzende Menge mit Peitschen im Zaum hielt, würden dafür sorgen, daß sie selbst in ihrer Begeisterung das Bewußtsein für den ihnen zustehenden Platz nicht verloren. Selbstverständlich gab es nichts, was irgendeiner der Untertanen des Großkönigs, sei er Bauer oder Plutokrat, seinem Herrn hätte geben können, denn alles gehörte ihm ja bereits; doch Xerxes, der das Licht seiner königlichen Gunst auf alle herabstrahlen ließ, die sich vor ihm erniedrigten, wird wohl genauso freigebig wie gnädig gewesen sein. »Großzügig«, so prahlte er, »vergelte ich all denen, die durch mich Gutes tun.«⁵⁸ Wenn die Griechen sich

nur der Majestät des Großkönigs unterwerfen wollten, dürften sogar sie sich berechnete Hoffnungen auf außergewöhnliche Ehren und Geschenke machen, wie Demaratos es ja bereits erfahren hatte. Darin lag das eigentliche Wesen des Zusammenlebens einer globalen Monarchie. Selbst Xerxes durfte nicht nur ernten, sondern mußte auch anpflanzen.

Allerdings war nicht zu bestreiten, daß Blüten, damit der Garten gedeihen konnte, manchmal beschnitten werden mußten. Untergebene konnten im Unterschied zu Pflanzen hin und wieder anmaßend werden. Kurz bevor Xerxes zu der Platane gekommen war, die ihn in ihrer Schönheit so entzückte, war er bei Pythios zu Gast gewesen, einem Lyder, der als der reichste Bürger der Welt galt. Ungefähr 30 Jahre zuvor hatte eben dieser Plutokrat mit einem guten Gespür für den Geschmack seiner persischen Herren Dareios eine Platane aus Gold geschenkt. Nun, da er Xerxes willkommen hieß, hatte er nicht nur das gesamte Heer des Großkönigs verköstigt, sondern auch gelobt, es komplett zu finanzieren. Xerxes, der dieses Angebot nonchalant ablehnte, war immerhin erfreut. Den ganzen Winter über standen Pythios und seine fünf Söhne hoch in der königlichen Gunst. Pythios selbst war mit Geschenken überhäuft worden; seinen Söhnen wurden bedeutende militärische Positionen in Aussicht gestellt. Dann, als der Frühling in Sardes begann, als endlich die Zeit kam, daß Xerxes und seine Streitmacht aufbrechen sollten zu ihrer großen Unternehmung, trat etwas ein, das alle zutiefst bestürzte. Eine totale Sonnenfinsternis warf ihren Schatten über die ganze Welt. Obwohl die Mager ihrem besorgten Herrn umgehend versicherten, daß diese Erscheinung nicht auf das Scheitern seines Vorhabens, sondern auf den Untergang der rebellischen Griechen hinweise, blieb Sardes durch böse Vorahnungen verunsichert. Der betagte Pythios, »alarmiert von dem Himmelszeichen«⁵⁹ wie jeder andere auch, ging so weit, den Großkönig zu bitten, er möge seinen ältesten Sohn davor verschonen, mit nach Griechenland gehen zu müssen. Ein furchtbarer, ein fataler Fehler. In einem Augenblick, da Xerxes selbst kurz davor war, sich mit all seinen »Söhnen und Brüdern und Verwandten und Freunden«⁶⁰ in Gefahr zu begeben, war keine empörendere Frage denkbar. Während der Großkönig insofern Gnade vor Recht ergehen ließ, als er immerhin das Leben seines früheren Favoriten schonte, verstand es sich von selbst, daß er die Impertinenz des Lyders nicht ganz und gar vergeben konnte. Der teure älteste Sohn des Pythios wurde also konsequenterweise ergriffen, getötet und entzwei gesägt. Dann, als sich das Heer sammelte, um nordwärts Richtung Hellespont aufzubrechen, wurden die

beiden Hälften der Leiche zu beiden Seiten der Landstraße, die aus Sardes hinausführte, zur Schau gestellt. »Und jeder Mann im Heer mußte beim Aufbruch zwischen den beiden Hälften der Leiche des jungen Mannes hindurchgehen.«⁶¹

Das, sollte man meinen, wird alles andere als ein unbeschwerter Aufbruch gewesen sein. Jedoch – so grausig dieses Blutopfer, um das herum sich immer mehr Fliegen sammelten, sicher gewesen war, so vermittelte es doch in aller Deutlichkeit den aufgeschreckten Rekruten eine mächtige, beruhigende Botschaft: Die Regeln des Ritus und der Gerechtigkeit hatten den Sohn des Pythios verurteilt. Ein Menschenopfer war eine Handlung voll fürchterlicher Magie, einer Magie, die Xerxes nun einzusetzen gewagt hatte in der Hoffnung, damit sein Heer zu reinigen. Der Großkönig selbst, der dem Wahrspruch der Mager glaubte, daß die Sonnenfinsternis ein gutes Omen gewesen sei, hatte insgeheim seine Zweifel, ob da tatsächlich etwas Böses war, das im Zaum gehalten werden mußte; doch wußte er auch, daß es nach dieser düsteren Heimsuchung von Sardes besser war, auf Nummer Sicher zu gehen. Als sich seine Truppen anschickten, sich in die Wildnisse eines neuen Kontinents hinauszuwagen, konnten sie das im Vertrauen darauf tun, daß es absolut nichts gab, was ihren königlichen Herrn von seinem unbedingten Siegeswillen abbringen konnte.

Auch das Spiel mit dem Aberglauben seiner Feinde ließ der Großkönig auf seinem Vormarsch nach Europa nicht aus. So engagiert Xerxes in seiner Verehrung des Ahura Mazda war, so ausgeprägt war bei ihm auch die traditionelle persische Begabung, die religiösen Empfindlichkeiten fremder Völker zum eigenen Vorteil auszunutzen. Daher ergriff er, als er sich bereits in beträchtlicher Nähe des Hellespont befand, die Gelegenheit, seine Reise zu unterbrechen und einen Ort zu erkunden, der ihm selbst wohl nur als eine Ansammlung grasüberwucherter Hügel erschienen wäre, den Griechen aber unendlich viel mehr bedeutete: Troja. Xerxes wies seine Priester an, auf dem Gelände Trankopfer darzubringen, und beanspruchte damit selbstbewußt eine Rolle für sich, die die entsetzten Griechen ihm bereits zugeschrieben hatten: die Rolle der Nemesis, der rächenden Vergeltung für das Massaker, das Agamemnon hier veranstaltet hatte. Rache im Namen all der Menschen Asiens, die im Staub vor Troja hingeschlachtet wurden, war die Aufgabe des Königs der Könige. Wie damals Troja, so sollten bald schon auch Athen und Sparta brennen.

Dann wurden 1000 Ochsen den Berg hinaufgetrieben und, wozu die Peisistratiden sicherlich hilfreiche, ermunternde Kommentare beisteuerten, auf dem Gipfel als Opfergabe für Athene geschlachtet. Man hätte das als ungeschickte Geste interpretieren können – schließlich war die Göttin seit jeher bekannt für ihren Haß auf alles Trojanische –, wenn nicht Xerxes, indem er seinen Respekt vor der Schutzgöttin Athens so verschwenderisch ausstellte, Athen in aller Öffentlichkeit eine Botschaft übermittelte: Die Athene, die in Athen verehrt wurde, kam nicht vom Olymp, sie war vielmehr ein Dämon, der die Gestalt der Göttin angenommen hatte, einer der *daivas*, ein Knecht der Lüge. Der König der Könige hatte zwar gelobt, die Akropolis niederzubrennen, doch er war kein Feind der wahren Göttin, deren Verehrung er, unterstützt von den Peisistratiden, in Kürze wieder einführen würde. Erst wenn Athen unter persischer Herrschaft stand, konnte Athene in ihre alte Heimat zurückkehren – und dieser Augenblick rückte im Frühling des Jahres 480 v. Chr. immer näher.

Denn der Großkönig konnte vom Hügel von Troja aus jenseits der Ebene, auf der so viele Griechen und Trojaner einst gekämpft und den Tod gefunden hatten, endlich das verheißungsvolle Glitzern des Hellespont sehen. Im weiteren Verlauf seines Weges, an der Stelle, wo Asien und Europa nur durch wenige Seemeilen voneinander getrennt sind, warteten zwei Pontonbrücken auf ihn, die mit gewaltigen Tauen zwei Kontinente verbanden, solide gesichert gegen widrige Strömungen und Stürme. In jenem Winter hatte zwar ein besonders stürmisches Unwetter zwei Vorformen der Pontonbrücke hinweggefegt, doch das persische Oberkommando hatte daraufhin, *pour encourager les autres*, einige Ingenieure enthaupten lassen und mit zahlreichen Schiffen und menschlicher Muskelkraft den Schaden schnell wieder behoben. Es schien, daß sogar der Hellespont selbst nun begriffen hatte, wie er sich zu benehmen hatte: einige symbolische Berührungen mit der Peitsche, ein paar Fesseln, die in seinem Gewässer versenkt wurden, und das Meer hatte klein beigegeben. Nun, da Xerxes sich vom grünen Hügel Trojas herabbemühte, war alles für ihn bereit: Sein Heer war versammelt an den Stränden und in den Ebenen von Abydos, der Stadt, die dem Brückenkopf am nächsten lag; seine Flotte kreuzte in der Meerenge und verdrängte mit ihren Ruderschlägen die Fische. Die Einheimischen hatten in korrekter Einschätzung der Art von Willkommensgeschenk, die das Wohlwollen eines Weltherrschers zu finden vermöchte, einen Thron aus weißem Marmor auf einem Hügel errichtet, von dem aus die ehrfurchthei-

schende Szenerie in Gänze zu überblicken war. Als er eintraf, nahm der Großkönig erwartungsgemäß Platz, um die Aussicht zu bewundern.

»Und von da, wo er saß, mit dem Blick über die Bucht, konnte er sein Heer und seine Flotte zur Gänze in Augenschein nehmen ... Und als er sah, daß der gesamte Hellespont von Schiffen bedeckt war, und der ganze Strand und die Ebenen bei Abydos voller Männer, pries Xerxes sich wahrhaft glücklich.«⁶² Die Welt lag ihm zu Füßen: Eine Szenerie absolut globaler Herrschaft, wie sie sich keinem König zuvor je geboten hatte. Und natürlich gleichzeitig eine Szenerie der Einschüchterung. Das Spektakel war von überwältigender Eindruckskraft, und die selbstbewußte Theatralik, mit der man hier Rekruten aus der ganzen Welt antreten ließ, war unverkennbar, doch verbargen sich unter der prunkvollen Oberfläche furchteinflößende Zähne. Dem Großkönig ging es selbst in der Hochstimmung dieses Augenblicks darum, seine Begeisterung nicht nur für Quantität, sondern auch für Qualität zu demonstrieren, und er sandte Boten zu den einzelnen Flotteneinheiten und ließ befehlen, daß sie ihr großes Können in einem Ruderwettkampf vorführten. Kaum war die Regatta beendet – gewonnen hatten selbstverständlich die Ruderer aus Sidon –, befahl er, daß mit den Vorbereitungen für die Überquerung des Hellespont begonnen werden sollte.

Diese zogen sich über den ganzen Nachmittag hin, den ganzen Abend, die ganze Nacht. Schließlich, als sich der Horizont zu ihrer Rechten aufzuhellen begann, versammelten sich die Unsterblichen mit Kränzen im Haar, ihre Speere mit der Spitze nach unten, in dichter Formation neben der östlichen Brücke, während aus der Entfernung von der anderen Brücke die Geräusche der Packtiere herüberwehten, das Geschrei der Esel, die verdrossenen Laute der Kamele; und über allem stiegen aus glühenden Kohlenpfannen Wolken von Weihrauchduft in die Höhe und vereinigten sich mit der Dämmerung. Der König der Könige selbst trat hinter den Unsterblichen hervor, er schritt über Myrtenzweige hinüber zum Brückenaufgang. Nun begann sich jenseits der Meerenge die Silhouette Europas mit jeder Minute klarer abzuzeichnen – bis aus dem Osten der erste Sonnenstrahl den Hellespont berührte, und Xerxes, indem er aus einem goldenen Becher Wein ins Meer fließen ließ, sprach ein Gebet, mit dem er die himmlischen Mächte um Erfolg für sein großes Unternehmen anflehte. Als das vollzogen war, ließ er den Becher in die schwarzen Fluten fallen, dann eine goldene Kugel, und schließlich ein Schwert. Die Zeremonie war vorüber. Die Überquerung konnte beginnen. Und die Sonne, die die Reihen der

Unsterblichen berührte, als sie sich der knarrenden Brücke näherten, spiegelte sich in den goldenen und silbernen Äpfeln auf ihren Speeren, so daß sie in ihrem Vormarsch aussahen wie wandelnde Lichtpunkte.*

Es dauerte insgesamt sieben Tage, bis der gesamte Heerzug von Asien nach Europa gelangt war. Das Heer benutzte den östlichen Ponton; die Gepäckkarawanen den westlichen. Wann Xerxes selbst auf die Brücke ritt, kann keiner mit Gewißheit sagen: Einige sprechen vom zweiten Tag; andere, daß er der letzte war, der die Meerenge überquerte. Fest steht jedenfalls, daß die Überquerung des Hellespont ohne Pannen ablief – und daß dieses Gelingen denen, die dabei gewesen waren, nicht so sehr wie das Werk eines Sterblichen, sondern vielmehr wie das eines Gottes vorkam. Ein Einheimischer soll, als er den König der Könige vorbeireiten sah, ausgerufen haben: »Warum, o Zeus, mußtest du dich als ein Sterblicher aus Persien verkleiden und den Namen Xerxes annehmen, und warum versammelst du die ganze Welt als Gefolge, und das alles nur, um Griechenland zu vernichten? Das hättest du doch auch einfacher haben können.«⁶³

Bis hierher und nicht weiter

Ungefähr zur selben Zeit, da Xerxes von Sardes aufbrach, machte sich eine Gesandtschaft aus Sparta auf den Weg zu einem Kongreß der Bündnispartner am Isthmus. Ihre Stimmung wird um einiges weniger strahlend gewesen sein als die des Großkönigs. Selbst in friedlichen Zeiten waren die Spartaner keine begeisterten Reisenden, und der Frühling des Jahres 480 v. Chr. war ganz sicher keine friedliche Zeit. Daß fast zwei Millionen Barbaren sich im Anmarsch auf ihre Stadt befanden, diese Nachricht war schon ernüchternd genug. Doch nicht einmal die schlimmsten Schreckensmeldungen über die Invasion konnten bei den Spartanern eine tiefer gründende Quelle von Paranoia ausblenden. Verklemmt und provinziell in ihren Befürchtungen wie in so vielen anderen Din-

* Kein Detail beweist schlüssiger die Authentizität der Quellen Herodots für die Überquerung des Hellespont als dies: daß die Unsterblichen in den Krieg marschierten und dabei ihre Speere mit der Spitze nach unten hielten. Assyrische Fresken, die kein Grieche kennen konnte, zeigen genau dieselbe Szene, was einerseits die Kontinuität zwischen den persischen Traditionen und denen früherer Reiche zeigt und andererseits Herodots bemerkenswerte Zuverlässigkeit als Historiker belegt.

gen, fürchteten sie nach wie vor am meisten einen Aufstand im eigenen Hinterhof. Man konnte davon ausgehen, daß die Heloten, denen sämtliche Informationen – mit Ausnahme des nackten Faktums ihrer Knechtschaft – vor-enthalten wurden, selbst in jenem Frühjahr wenig vom Heranrücken des Großkönigs gehört hatten; außer ihnen waren wohl nur wenige andere noch vergleichsweise ahnungslos. In Städten, die schon lang unter der Herrschaft Spartas standen und diesen Zustand gar nicht schätzten, löste die Perspektive, eine lokale Supermacht gegen eine globale auszutauschen, penible Berechnungen aus. Selbst auf dem Weg nach Korinth zum Kongreß am Isthmus wird die spartanische Gesandtschaft durch Städte gekommen sein, von denen allenthalben gemunkelt wurde, sie wimmelten nur so von Überläufern. Zu diesen gehörte Karyai, ganz nahe bei Tegea und noch innerhalb des Einflußbereichs der Spartaner gelegen – eine Stadt, die mit dem übrigen Lakadaimon so eng verbunden war, daß die Mädchen aus Sparta regelmäßig dorthin kamen, um zu tanzen. Auch Tegea hatte in den letzten Jahren eine besorgniserregende Tendenz zur Insubordination gezeigt – das ging so weit, daß es sich bei Gelegenheit sogar »offenen Widerspruch gegen Sparta« leistete.⁶⁴ Das waren allerdings nur Nadelstiche im Vergleich zu der Stadt, die seit langem Spartas erbitterteste und giftigste Feindin war; vielleicht war sie seit dem Gemetzel bei Sepeia verkrüppelt, aber noch immer lechzte sie nach Rache und nach dem, was sie als ihr altherwürdiges Geburtsrecht ansah: die Herrschaft über die Peloponnes. Die Gesandten aus Sparta konnten, als sie nordwärts nach Korinth unterwegs waren, wohl nicht umhin, einen sorgenvollen Seitenblick Richtung Argos zu werfen.

Gut, die Argiver hatten sich bisher unnahbar gegeben und sich der Sache des Großkönigs noch nicht offen verschrieben. Doch sie schlugen sich, was den Spartanern nur zu schmerzlich bewußt war, auch nicht auf die Seite der Verbündeten. Als Vertreter von Sparta in jenem Winter nach Argos kamen und die Argiver baten, der Allianz beizutreten, hatten sie mit Forderungen geantwortet, von denen sie selbst wußten, daß sie komplett überzogen waren: eine 30jährige Waffenruhe und Teilhabe am Oberbefehl. Die Verhandlungen wurden damals auf der Stelle abgebrochen. Die Gesandten aus Sparta wurden unter strenger Bewachung zur Grenze gebracht, wo man sie darauf hinwies, daß jeglicher Versuch, diese Mission zu wiederholen, als feindlicher Akt eingestuft würde. »Denn bevor sie ihnen auch nur einen Millimeter entgegenkamen, hätten die Argiver es vorgezogen, sich unter die Herrschaft der Barbaren zu begeben.«⁶⁵

Eine Neutralitätserklärung, die in den Ohren der Spartaner nicht weniger aggressiv klang als eine Drohung. Schon vor dem ersten Zusammentreffen der Verbündeten im Hellenion hatten sie von Argos – aus gutem Grund – nur das Schlimmste befürchtet. Da die Argiver als Rechtfertigung ihrer unrühmlich abwartenden Haltung mit einer Warnung aus Delphi wedeln konnten, die ihnen riet, »für euch selbst zu sorgen und eure Speere weggeschlossen zu lassen«,⁶⁶ hatten die Spartaner »bei den ersten Anzeichen für einen Krieg« sich ebenfalls um eine langfristige Prognose des Gottes Apollon bemüht. Die Spartaner, die nach Delphi entsandt worden waren, brachten vom Orakel der Pythia ihren königlichen Herren Leonidas und Leotychidas eine höchst alarmierende Botschaft:

*Euch, ihr Einwohner Spartas, der Stadt mit weiträumigem Tanzplatz,
Wird entweder der ruhmvolle Sitz des Perseus Söhne
Fallen; wenn aber nicht, dann wird aus Herakles' Stamme
Eines Königs Tod das Land Lakedaimons beweinen.*⁶⁷

Wenn das nicht eine harte Nuß war! Nicht nur, daß entweder Leonidas oder Leotychidas offenbar zum Tod verurteilt waren; es steckte in der Beschreibung der Katastrophe, die im gegenteiligen Fall Sparta vernichten würde, eine hinterhältige, typisch delphische Zweideutigkeit. Wer genau waren »des Perseus Söhne«? Die Perser? Die Argiver? Beide? Der Umstand, daß die Frühjahrskonferenz der Verbündeten am Isthmus abgehalten werden sollte, genau in der Mitte zwischen der Peloponnes und Nordgriechenland, machte die Frage nur noch alarmierender und dringlicher. Vor den Gesandten, noch weit weg an den Grenzen Asiens, doch jeden Tag näherrückend, die Perser; hinter ihnen, die Augen wahrscheinlich mit perfider Wachsamkeit auf ihren Rücken gerichtet, die Argiver: beides Söhne des Perseus. Es war kein Wunder, daß die Delegierten aus Sparta nervös waren.

Ob Leonidas und Leotychidas sich unter ihnen befanden, wissen wir nicht. Normalerweise pflegten die Könige Spartas nicht als ihre eigenen Gesandten zu handeln, doch gerade Leonidas in seiner Eigenschaft als Vertreter der älteren königlichen Linie und daher Oberkommandierender der Verbündeten war sicher daran interessiert, neue Einsichten und Entwicklungen höchstselbst im Auge zu behalten. Falls er an den Unterredungen am Isthmus teilnahm, dann empfand er sie sicherlich als äußerst entmutigend. Die Hoffnungen des vergan-

genen Herbstes hatten sich nicht erfüllt; es hatten sich keine neuen Verbündeten angeschlossen. Ähnlich wie Argos hatten viele Stadtstaaten, an die man sich gewendet hatte, erklärt, daß Apollon ihnen rate, sich eher bedeckt zu halten. Die größte Enttäuschung kam von dem Mann, der die verwegenen Hoffnungen geweckt hatte: dem Herrscher von Syrakus. Gelon brauchte auch noch das letzte Schiff und den letzten Soldaten dringend für den eigenen Showdown mit Karthago, der ihm drohend bevorstand, er wollte allerdings nicht sein Gesicht verlieren, indem er das zugab. Seinen Verpflichtungen gegenüber dem Mutterland entzog er sich in einer Art und Weise, die an Unverschämtheit sogar die Argiver noch übertraf. Zuerst verlangte er den alleinigen Oberbefehl über die gesamten griechischen Streitkräfte; anschließend zog er ein eindrucksvolles Theater in Sachen Kompromißbereitschaft ab, indem er meinte, er könne sich auch mit dem Oberbefehl über entweder das Heer oder die Flotte zufriedengeben. Als die Gesandten des Bündnisses, genau wie Gelon es erwartet hatte, diese Bedingungen konsterniert ablehnten, schnaubte Gelon voller Verachtung: »Euch fehlen offensichtlich keine Befehlshaber – alles, was Ihr braucht, sind Männer, die sich befehlen lassen.«⁶⁸

Eine herbe Zurückweisung – und eine, die jeglicher Vorstellung der Griechen vom Einsatz einer Stabilisierungsstrategie zu Wasser und zu Lande einen vernichtenden Schlag versetzte. Während ein Hopliten-Heer an einem geeigneten Gebirgspäß mit einiger Aussicht auf Erfolg darauf hoffen konnte, die barbarischen Horden auf Abstand zu halten, waren die meisten Gesandten überzeugt, daß die Flotte der Verbündeten, wenn sie ohne Gelons 200 Trieren auskommen mußte, den Persern nicht auf Augenhöhe begegnen konnte. Themistokles widersprach dem natürlich vehement, doch er hatte in jenem Frühling schon Mühe, nur seine eigenen Mitbürger bei der Stange zu halten. Die Spartaner waren nicht das einzige Volk, das einen vertrackten Winter hinter sich hatte. Die Bürger von Athen, die ein Vermögen in ihre neue Flotte gesteckt hatten, dazu eine Menge Zeit und Anstrengungen, waren im Begriff, ihre gesamte Strategie noch einmal reiflich zu überdenken. Viele stählten ihre Nerven für die Feuerprobe, die ihnen bevorstand, mit einer Neuauflage der Marathon-Nostalgie. Je näher der Großkönig rückte, desto glühender brannten die Veteranen, die in diesem glorreichen Sieg triumphiert hatten – die mannhaften, unerbittliche, konservative Hopliten-Klasse –, darauf, ihre Ruder auf dem Haupt des Themistokles zu zerschmettern und es mit den Barbaren ein weiteres Mal zu Lande zu versuchen. Themistokles hatte natürlich gehofft,

daß speziell diese Wahnvorstellung mit der Verbannung des Aristides ebenfalls ausgetrieben worden sei, doch war ihm dann fast selbst das Kommando entzogen worden. Nur indem er seinen Konkurrenten um das Amt bestach, nicht anzutreten, war er in den jährlichen Wahlen zum Gremium der Strategen gerade noch durchgekommen. Seine Autorität schwand rapide – und seine Feinde in Athen wußten das. Desgleichen wußten es seine Mitstreiter bei den Verhandlungen am Isthmus. Themistokles war im Augenblick nicht in der Lage, den starken Mann zu markieren.

Statt dessen fiel es in dem ganzen Durcheinander und der allgemeinen Verzagtheit einem Trupp von Viehbaronen, sonnenhuttragenden Bullen-Ringern aus Thessalien, zu, die Initiative zu ergreifen. Sie erschienen überraschend auf der Konferenz und drängten die niedergeschlagenen Verbündeten, ihren Blick nach Norden zu richten. Thessalien war zwar beunruhigend flach und weiträumig und daher ideal für die persische Kavallerie, doch waren seine sanft gewellten Felder von allen Seiten von Gebirgsketten umgeben, großartigen natürlichen Bollwerken, die sich aus der staubigen Ebene erhoben. Der bei weitem imposanteste dieser Gebirgszüge erhob sich im Norden, entlang der Grenze zu Makedonien, das in der Hand der Perser war. Hier, so drängten die thessalischen Magnaten, sollten die Verbündeten sich postieren. Die Gesandten waren fasziniert. Wie die meisten Griechen waren auch sie beseelt von einer tief-sitzenden provinzierischen Engstirnigkeit, und daher war für viele von ihnen Thessalien *terra incognita*, nicht nur weit entfernt, sondern entschieden unheimlich, mindestens so berühmt für seine Hexen wie für seine Viehbestände und sein Getreide – aber jeder hatte schon vom Olymp gehört und seinem unmittelbaren Nachbarn, dem Ossa, den beiden Bergen, die Thessalien im Norden begrenzten. Viele Gesandte wußten sicher auch um Tempe, den engen, nur 8 Kilometer breiten Paß, der den Olymp vom Ossa trennt und beiderseits von derart steilen Felswänden eingefaßt ist, daß nur Poseidons Dreizack, so wurde allgemein angenommen, den Berg gespalten haben konnte. Die Thessalier versicherten den Verbündeten, daß jedes Heer auf dem Weg in den Süden diese Schlucht passieren mußte: Um den Großkönig aufzuhalten, mußten die Griechen nichts weiter tun als eine Streitmacht nach Thessalien zu entsenden und den Tempe-Paß zu verriegeln. Die Vorstellung schien narrensicher zu sein. Sogar die Spartaner waren recht angetan, obwohl dieser Plan ihnen keine andere Wahl lassen würde, als Truppen in Gebiete zu entsenden, die bedenklich weit entfernt von ihrem vertrauten Bereich, der Peloponnes, entfernt waren.

10000 Hopliten wurden aus diversen Städten für den Anmarsch versammelt: dieselbe Anzahl, vielleicht bezeichnenderweise, die damals gegen die Barbaren bei Marathon antrat. Natürlich erhielt ein Spartaner, ein gewisser Euainetos, den Oberbefehl. Die athenische Abteilung wurde von Themistokles angeführt.

Nur wenige Wochen später wurde die ganze Unternehmung schmachvoll abgebrochen. Die honigsüßen Worte, mit denen die Thessalier die Verbündeten zu dieser Unternehmung motiviert hatten, hatten einige lästige Details unerwähnt gelassen. Erstens: Eine rivalisierende Gruppe in Thessalien hatte sich bereits mit den Persern verbündet. Zweitens: Der Tempe-Paß war gar nicht der einzige durch das Gebirge im Norden. Drittens: Die ganze Gegend wimmelte inzwischen schon von feindlichen Agenten, und das nicht erst seit kurzem, sondern schon jahrelang, seit die in Thessalien den Ton angegebende Fraktion im Bemühen, ihre Rivalen endgültig abzuservieren, zum ersten Mal Kontakt mit den Spionagechefs des Xerxes gesucht hatte, wobei sie ihrem Herrn unter anderem auch nahelegten, einen Überfall auf Griechenland ins Auge zu fassen. Die Einsatztruppe der Verbündeten hatte keine unbezwingliche Position erobert, sondern war in eine Falle gestolpert.

In ihrem Rücken drohte ein Bürgerkrieg, und sie hatten überhaupt keine Chance, sämtliche Bergpässe Richtung Thessalien zu sichern; daher beschloßen Euainetos und Themistokles, kaum hatten sie in der Tempe-Schlucht Stellung bezogen, auch schon, ihre Verluste in Grenzen zu halten und sich auf dem schnellsten Weg zurück nach Hause zu begeben. Das war ganz eindeutig die richtige Entscheidung, die außerdem das Leben von 10000 Mann rettete – doch angesichts dieses schmachvollen Rückzugs ging wohl ein Entsetzensschauer durch ganz Griechenland. Sämtliche zuvor zerstrittenen Gruppierungen in Thessalien begannen jetzt, nachdem es keinen Schutz gegen die Barbaren gab, verzweifelt Kontakt zu den Persern zu suchen; Kollaborateure in südlicher gelegenen Städten sahen sich in ihrem Selbstbild als Realisten bestätigt; wer sich der gemeinsamen Sache noch verpflichtet fühlte, versank in lähmender Verzweiflung. Angesichts der heranrollenden bedrohlichen Flut, die sich von Tag zu Tag dunkler abzeichnete, schien es für die Verbündeten nur noch einen einzigen Ausweg zu geben: den Rückzug. Die geflüsterten Gerüchte von der Unbesiegbarkeit der Perser wurden immer lauter, und sie machten auch in den Städten die Runde, die sich verpflichtet hatten, den Widerstand zu unterstützen. Und dann traf die Nachricht, daß der Großkönig und seine Armee den Hellespont sicher überquert hatten, Griechenland wie ein Donnerschlag.⁶⁹

In Athen empfand man den Schock besonders stark – auch die Sackgasse, in die man sich bezüglich der strategischen Fragen hineinmanövriert hatte, wirkte dort am verhängnisvollsten und bedrohlichsten. Hier ging es ja nicht nur, wie in den anderen Städten, um eine Niederlage, sondern um die vollständige Vernichtung, und deshalb wandten sich die Athener in ihrer äußersten Not an Apollon.⁷⁰ Die Abgesandten Athens verließen Attika, umgingen vorsichtig Theben, erstiegen das Vorgebirge des Parnas, und bald befanden sie sich auf der gewundenen und immer einsameren Straße, die zwischen schroffen Bergen und steilen Felswänden zum zerklüfteten Felsen von Delphi führte. Als sie dort ankamen, wurden sie zuerst durch den übertriebenen Prunk des Heiligtums zur Quelle Kastalia geführt, und dann, nachdem sie sich in seinen eisigen Fluten gereinigt und auf den Flammen des ewigen Feuers ein Opfer gebracht hatten, wurden sie in den Tempel zurückgeleitet. Am hinteren Ende des inneren Heiligtums, im Durcheinander der angesammelten alten Schätze nur schemenhaft zu erkennen, wartete die Pythia auf sie, in tiefem Dämmerlicht verborgen. Im Vergleich zu dem girlandenumwundenen Stein, der den Omphalos markierte, dem heiligen Lorbeerbaum oder der Leier des Gottes, Gegenständen, die alle in der winzigen Kammer neben ihr aufgereiht waren, wirkte die Pythia, ein altes Weib im Gewand eines jungen Mädchens, grotesk deplaziert, unpassend gekleidet; es erschien undenkbar, daß sie das Gefäß des Gottes Apollon, des Goldenen sein sollte. Als aber Dämpfe aus dem Kessel aufstiegen, auf dem sie hockte, ihre gespreizten Oberschenkel umspielten und sich unter den Rock ihrer jungfräulichen Tunika kräuselten, erschauerte sie in seherischer Ekstase: Die Trance hatte sie überwältigt. Die Athener setzten sich nach Anweisung der Priester neben dem Eingang nieder; und sofort begann die Pythia, ohne ihre Frage abzuwarten, krampfhaft Worte herauszuschleudern mit all der Dringlichkeit, die ihr ihre Besessenheit durch den Gott verlieh: »Warum setzt ihr euch nieder, ihr Armen?« schrie sie mit verzerrter, panischer Stimme. »Verlaßt diesen Ort, flieht, flieht, flieht zu den Enden der Erde!« Worte, in höchstem Entsetzen ausgestoßen, in wildem Rhythmus gestammelt, beschworen Bilder von Gemetzel, Feuer und Vernichtung herauf. Der Gott des Krieges brauste heran, die Räder seines syrischen Streitwagens rasselten, und Türme brachen hinter ihm zusammen. Die Tempel in Athen werden brennen. Schwarzes Blut wird die Stadt ertränken. »Geht, geht, verlaßt das Heiligtum, ergebt euch eurem Gram!«⁷¹

Die Boten aus Athen wankten mit weichen Knien ins Freie, ins Sonnenlicht –

was blieb ihnen anderes übrig, als zu tun, was ihnen die Pythia befohlen hatte, und verzweifelt zusammenzuberechnen? Es stand also fest: Die Stunde des Untergangs ihrer Stadt war schon beinahe angebrochen. Aber stimmte das wirklich? Ein Priester, der offenbar von der Vision der Pythia genauso schockiert war wie die Athener, eilte hinter den Boten her und beschwor sie, das Orakel ein zweites Mal zu befragen. Einem Skeptiker mag das verdächtig wie Doppelzüngigkeit vorgekommen sein. Und das traf ja vielleicht auch zu; die Priesterschaft mußte schließlich auch an ihre eigene Zukunft denken und war daher kaum geneigt, alles auf eine Karte zu setzen. Während man verständlicherweise davor zurückschreckte, den Großkönig gegen sich aufzubringen, war es sicher auch nicht empfehlenswert, sämtliche Karten auf einen persischen Blitzsieg zu verwetten. Jede Eventualität, und sei sie auch – wie etwa ein griechischer Sieg – noch so unwahrscheinlich, wollte abgedeckt sein. Es war also für die Priester eine Frage der Diplomatie, ihren Gästen aus Athen wenigstens noch einen Schimmer von Hoffnung zu belassen.

Zynismus kann allerdings, wie das beklagenswerte Beispiel des Kleomenes gezeigt hatte, auch übertrieben werden. Nicht jede vom Orakel geäußerte Zweideutigkeit durfte als pure Berechnung gelten. Wer sich über Delphi lustig machte, der machte sich über die Gottheit lustig. Die Annahme hinter der priesterlichen Empfehlung für die Athener – daß Apollon, nachdem er ihnen eine Vorhersage von rabenschwarzem Pessimismus geliefert hatte, vielleicht irgendwie bewogen werden könnte, diese Prognose mit einem etwas rosigeren Spruch ein wenig aufzuhellen – mußte gar nicht so weit hergeholt sein. Die Weisheit eines Gottes war naturgemäß etwas Geheimnisvolles, Unendliches. Die Dinge waren bei Apollo nie ganz und gar das, was sie zu sein schienen. Wenn sich in Delphi wirklich ein Tor zum Übernatürlichen öffnete – was für die meisten Griechen feststand –, dann konnten die flüchtigen Einblicke in die Zukunft, die dort gewährt wurden, sehr wohl flackern und sich verändern wie eine lebendige Flamme.

Die Athener, dem Rat des Priester folgend, waren demnach nicht allzu verblüfft, als die Pythia bei ihrem Anblick tatsächlich ein zweites Mal in Ekstase fiel und frische Prophezeiungen lieferte. »Athene kann die Macht des Zeus, des Olympiers, nicht besänftigen«, warnte sie, »obwohl sie ihn mit all ihrer geschickten Beredsamkeit anfleht.« So weit, so deprimierend – doch dann, ganz plötzlich, ein Hoffnungsschimmer: »Aber«, stöhnte die Pythia:

*... dir sag ich ein anderes Wort, wie Stahl fest gegründet:
Ist das übrige alles von Feinden genommen, was Kekrops'
Grenze umschließt und die Schluchten des heiligen Berges Kithairon,
Dann gibt die Mauer aus Holz der Tritogebornen weitschauend
Zeus unbezwungen allein, dir und deinen Kindern zu Nutze.
Doch erwarte du nicht der Reiter Schar und das Fußvolk
Ruhig auf festem Boden! Entweiche dem drohenden Angriff,
Wende den Rücken ihm zu! Einst wirst du ja dennoch sie treffen.
Salamis, göttliche Insel, die Kinder der Frauen vertilgst du,
Sei es zu Demeters Saat oder sei es zum Zeitpunkt der Ernte.⁷²*

Und mit diesen letzten, kryptischen Sätzen erwachte die Pythia abrupt aus ihrer Trance, und im Heiligtum des Apollon wurde es wieder still.

Wovon hatte sie bloß geredet? Die Gesandten aus Athen hatten nicht die leiseste Ahnung, sie waren einfach nur erleichtert, daß der zweite Block von Versen irgendwie heiterer klang als der erste, und nahmen die Abschriften dankbar mit nach Athen. Dort wurden sie akribisch analysiert. Allenthalben wurde debattiert, es herrschte allgemeine Verwirrung. Eine Formulierung vor allem polarisierte die Meinungen: »die Mauer aus Holz«. Die Gegner von Themistokles mit ihrer erstaunlichen Begabung für unorthodoxe Denkansätze plädierten dafür, daß sich das auf den Flechtzaun bezog, der in der Zeit des Erechtheus den Gipfel der Akropolis umgeben hatte. Themistokles meinte mit mehr Plausibilität, daß mit der hölzernen Mauer die Schiffe gemeint seien. Warum, fragte er, hätte die Pythia sonst die Insel Salamis erwähnt? Ja, erwiderten seine Gegner, doch sie hatte vergessen zu erwähnen, welche Mütter – griechische oder barbarische – ihre Söhne betrauern würden. Das war zwar richtig, hielt Themistokles dagegen: Aber wurde Salamis nicht als »göttlich« gepriesen? Und in diesem Stil wogten die Argumente weiter hin und her.

Nur Entschlüsse der Volksversammlung konnten schließlich dafür sorgen, daß die Streitigkeiten beigelegt wurden. Darin bestand die Weisheit Apollons: den Athenern ein Orakel geliefert zu haben, das nicht nur ihre innersten Zweifel widerspiegelte, sondern sie auch zwang, diese Zweifel selbst aufzulösen. Das athenische Volk wurde in seiner Eigenschaft als Bürger einer Demokratie mit seiner ultimativen Prüfung konfrontiert; und als Bürger einer Demokratie wollten sie entscheiden, wie sie diese Prüfung am besten bestehen konnten. Für den Beginn des Juni wurde ein Termin festgesetzt, an dem eine öffentliche

Debatte über das Orakel stattfinden sollte, was natürlich auch eine Klärung der Frage mit umfaßte, mit welcher Strategie sie in den drohenden Krieg ziehen wollten. Der Großkönig war nur noch wenige Wochen von ihrer Stadt entfernt, und die Athener konnten sich keine Unentschlossenheit mehr leisten. Sie mußten sich jetzt endlich entscheiden, entweder Themistokles und seine Strategie zu unterstützen oder beide ein für allemal abzulehnen.

Der Tagungsort für diese wichtige Debatte war das erste und imposanteste Monument, das von der Demokratie selbst errichtet wurde: der große Versammlungsort, den man vor 25 Jahren aus dem Berg Pnyx herausgehauen hatte. Als sie sich dort niederließen, in der Nase die staubige, von Thymianduft erfüllte Luft, konnten die Wähler vor sich das einzigartige Panorama ihrer Stadt sehen und dieser gesegneten Landschaft, aus der im Anfang die ersten Athener hervorgegangen waren. In der Ferne, ausgebleicht durch die Reinheit des attischen Lichts, die Silhouette des Pentelikon und die Straßen, die nach Marathon führten. Im Vordergrund die Agorá mit den beiden bedeutenden Statuen der Tyrannenmörder und den neuen Monumenten der Demokratie. Ganz nah zu ihrer Rechten, am imposantesten von allem, der heilige Felsen der Akropolis. Ganz oben auf dem Plateau standen zwar immer noch die Hinterlassenschaften der Aristokratie herum – Familiengrabmäler, Statuen, Votivtafeln, Bronzefiguren –, doch sogar hier, am heiligsten Ort, erhoben sich bereits eindrucksvolle Zeugnisse der neuen Ordnung. Der ehrwürdige, aber heruntergekommene Tempel der Athena Polias zum Beispiel, einst ein Vorzeigeprojekt für die Exklusivität der Butaden, war schon längst abgerissen und im ersten Jahrzehnt der Demokratie durch ein imponierendes Bauwerk ersetzt worden, das unendlich viel besser zur Würde der Göttin und des athenischen Volkes selbst paßte. Das überladen dekorierte Heiligtum, das die Alkmeoniden in der Mitte des vorigen Jahrhunderts errichtet hatten, war ebenso geschleift worden, abgerissen zur gleichen Zeit, als der politische Einfluß der Familie durch das Scherbengericht zunichte gemacht wurde. An seiner Stelle hatte man begonnen, einen gewaltigen neuen Tempel zu bauen, zur Verherrlichung der Ereignisse von Marathon und als Dank an Athene für den Schutz, den sie ihren Bürgern gewährt hatte. Wenn die Wähler von der Pnyx hinüberblickten, konnten sie das Gerüst sehen, das den halb vollendeten Rohbau umgab. Ein so grandioser Liebesbeweis, in so grandioser Lage, in einer so grandiosen Stadt – das durfte man doch nicht einfach preisgeben! Nicht den Barbaren. Nicht ihrem frevelhaften Feuer.

Aber eben diese Stadt preiszugeben, schlug Themistokles an diesem schicksalhaften Tag der entscheidendsten Debatte in der griechischen – wenn nicht gar in der gesamten europäischen – Geschichte vor. Die Implikationen seiner Flottenpolitik konnten nicht mehr bagatellisiert werden – wenn das überhaupt je möglich war. Selbst wenn jeder Bürger, der einigermaßen bei Kräften war, einen Platz auf einer Ruderbank eingenommen hätte, wäre die athenische Flotte immer noch dramatisch unterbesetzt gewesen. Man konnte auf keinen einzigen Mann im wehrfähigen Alter verzichten, um die obskure »Mauer aus Holz« auf der Akropolis oder andere Plätze in Athen zu bewachen. Frauen, Kinder, alte Männer, alle würde man evakuieren müssen, und die Stadt selbst sollte »Athene, der Herrin von Athen, und den anderen Göttern anvertraut werden«.⁷³ Es war natürlich möglich – darauf wies Themistokles sicherlich hin –, daß man den Heerzug der Barbaren im Norden Attikas zum Stillstand bringen konnte. Das würde allerdings, da ja alle Athener auf den Schiffen gebraucht wurden, voraussetzen, daß die Spartaner und ihre Verbündeten zu Lande die Stellung hielten. Ob es gelang, die Peloponnesier ein weiteres Mal zu bewegen, über den Isthmus hinaus vorzurücken und sich weit von ihren eigenen Städten zu entfernen, würde erst die Zukunft weisen. Allerdings mußten die Athener, wenn sie mit auch nur der geringsten Aussicht auf Erfolg die Spartaner überzeugen wollten, Attika nicht aufzugeben, wohl oder übel zu erkennen geben, daß sie selbst genau das zu tun gedachten. Themistokles konnte seinen Mitbürgern zwar »Blut, Schweiß und Tränen« in Aussicht stellen, was er allerdings nicht in seinem Angebot hatte, war das Versprechen, daß sie die Kämpfe gegen die Eindringlinge auf den Stränden austragen konnten. Athen aufgeben und gleichzeitig geloben, sich selbst niemals aufzugeben: Zu dieser verwegenen, paradoxen Strategie drängte Themistokles die Athener.

Welche Gipfel der Redekunst er zu diesem Zweck erklimm, welche markanten, mitreißenden Formulierungen er fand, können wir nicht mehr in Erfahrung bringen: Von seiner Rede ist nicht das kleinste Fragment überliefert. Nur an der Wirkung, die sie auf die Versammlung ausübte, können wir ermessen, wie packend und dringlich sie gewesen sein muß – denn sämtlichen kühnen Vorschlägen des Themistokles wurde, als sie zur Wahl gestellt wurden, zugestimmt. Im Augenblick der größten Bedrohung in ihrer Geschichte vertrauten sich die Athener bedingungslos dem so fremden Element des Meeres an und setzten ihr Vertrauen in einen Mann, dessen Bestrebungen bei vielen von ihnen über lange Zeit nichts als nacktes Grauen ausgelöst hatten. Es gab nur noch

wenige Athener, die nicht überzeugt waren, daß Themistokles »eine überragende Begabung hatte, im genau richtigen Moment auf die richtige Lösung einer Krise zu stoßen«;⁷⁴ aber vielleicht waren sie auch erst jetzt, am Rand der Katastrophe, in der Lage, die außergewöhnliche Qualität seiner Prognosen anzuerkennen. Unter normalen Umständen brachte die Demokratie für wahres Genie wenig Toleranz auf. Die Umstände in diesem Sommer aber waren entschieden nicht normal, weswegen die Athener Themistokles doch lieber nicht dafür bestraften, daß er mit seinen Warnungen vor der persischen Bedrohung immer wieder recht gehabt hatte, sondern ihm lieber seinen Willen ließen. An einer Begabung herumzukritteln war im Moment einer Krise von dem Ausmaß, wie Athen sie durchlebte, ein Luxus, den die Stadt sich nicht mehr leisten konnte. Daher wurden nun auch die diversen Opfer des Scherbengerichts dank der Beharrlichkeit des Themistokles dringlich ersucht, nach Athen zurückzukehren, »damit im Kampf gegen die Barbarei alle Athener einmütig zusammenstehen«.⁷⁵ Und Kimon, der Sohn des Miltiades, vielleicht mehr als alle anderen der Erbe der Tradition von Marathon, führte eine Prozession der Athener *jeunesse dorée* durch den Kerameikos zur Akropolis, und dort weihte er mit bedeutendem Nachdruck der Göttin Athene das Zaumzeug seines Pferdes, bevor er einen Schild aufnahm und sich mit seinen Gefährten hinunter zum Piräus begab. »Und das tat er, um in der ganzen Stadt eine einfache Botschaft zu verbreiten: daß es jetzt nicht mehr auf die Kühnheit zu Pferde ankam, sondern daß Männer gebraucht wurden, die auf dem Meer kämpften.«⁷⁶

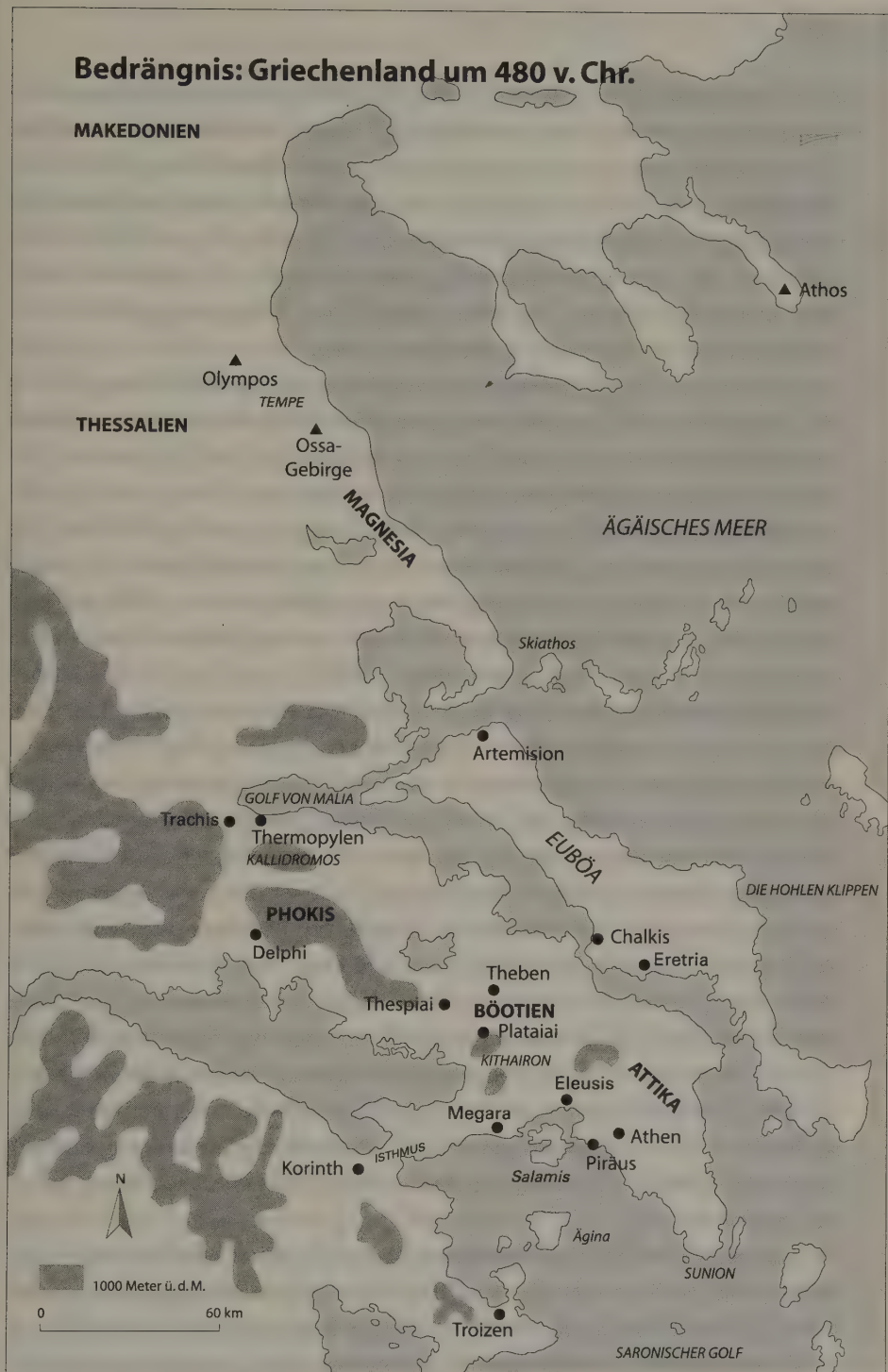
Athen war nun auf Linie gebracht; was jetzt noch zu tun blieb, war: die Verbündeten zu bewegen, ihre Rollen zu übernehmen. Themistokles kehrte mit unerhört erweiterter Machtbefugnis zum Isthmus zurück, und er fand die Peloponnesier trotz des Debakels am Tempe-Paß nicht einmal abgeneigt, eine zweite Frontlinie aufzubauen. Schließlich verpflichtete sich die athenische Flotte ebenso zur Verteidigung ihrer Küste wie zu der von Attika; und Themistokles, für den der Feldzug nach Thessalien ganz und gar nicht reine Zeitverschwendung gewesen war, hatte bereits einen perfekten Ort gefunden, von dem aus es möglich war, die persische Flotte in Schach zu halten. Zwischen der nördlichen Spitze von Euböa und dem Festland gab es eine Meerenge, kaum 9 Kilometer breit und ideal geeignet, um die Feinde einzuschließen; außerdem war sie nur ungefähr 70 Kilometer in östlicher Richtung von dem sogar noch engeren Thermopylen-Paß entfernt. Eine Flotte und ein Heer, die miteinander kooperierten, hatten selbst bei starker Überzahl des Feindes gute Aussicht,

sowohl die Meerenge als auch den Paß zu halten. Die Athener hatten auf Anregung von Themistokles bereits dafür votiert, 100 Schiffe nach Euböa zu entsenden, und jetzt beschlossen die verbündeten Delegierten am Isthmus – sicherlich wieder auf das Drängen des Themistokles hin –, diese Strategie zu unterstützen. Korinth, Ägina, Megara und andere, kleinere Seemächte waren sämtlich bereit, Staffeln zur Unterstützung der athenischen Flotte zu entsenden; Sparta seinerseits willigte ein, eine Streitmacht zu den Thermopylen abzukommandieren. Man war trotz aller Widrigkeiten zu einem Entschluß gekommen. Alles, was jetzt, in der Ruhe vor dem Sturm, noch zu tun blieb, war: auf die Ankunft der Barbaren zu warten.

Und zu warten. Und noch etwas länger zu warten. Der Juni verabschiedete sich, der Juli begann, und der Großkönig kam immer noch nicht. Die Fama verbreitete Fabelhaftes über seinen Vormarsch: wie sein Heer Flüsse leertrank; wie alle Ortschaften, die an seinem Weg lagen, ihm eifertig Erde und Wasser anboten; welch einen Glanz er mit seinen Regatten, Festen und Lustbarkeiten entfaltete. Es schien, als sei sein Vorrücken in Europa bisher weniger eine Invasion denn eine Vergnügungsreise – und als sich der Juli in den August hinüberneigte, schwanden allmählich die idealen Bedingungen für einen Feldzug deutlich. Drückende Hitze hatte die Ägäis aufgeheizt, kältere Luftströmungen bewegten sich nordwärts, und es konnte nicht mehr lange dauern, bis die Jahreszeit der Sommerstürme anbrach – orkanartige Unwetter aus dem Nordosten, die von den Griechen auch »Hellespontiades« genannt wurden. »Betet zu den Winden«, diesen Ratschlag hatten die Priester von Delphi den Verbündeten abschließend noch gegeben. »Sie werden den Griechen wichtige Bundesgenossen sein.«⁷⁷ Eine Botschaft, welche alle beherzigten, die sich darauf vorbereiteten, in die griechische Flotte einzuschwenken.

Unter den Bewohnern einer Stadt allerdings löste der Schlendrian des Großkönigs wesentlich weniger enthusiastische Gefühle aus. Für die Spartaner kam die Aussicht, die Thermopylen ausgerechnet im August zu verteidigen, wahrhaft ungelegen. Vier Jahre waren vergangen seit den letzten Spielen in Olympia; jetzt, da der Mond schon deutlich zunahm, sollten sie beginnen, wenn er seine volle Größe erreicht hatte. Was die Problematik noch verschärfte: Auch die Karneien sollten zu diesem Zeitpunkt beginnen. Die Verbindung dieser beiden Festlichkeiten bedeutete gleichzeitig die Phase einer absolut unantastbaren Waffenruhe. Es war undenkbar, daß die Spartaner dem zuwiderhandelten. Schon erschienen ihnen die Gespenster der ermordeten

Bedrängnis: Griechenland um 480 v. Chr.



persischen Gesandten, und die Vorstellung, daß die Götter womöglich von weiteren spartanischen Ruchlosigkeiten beleidigt wurden, war einfach zu abscheulich, um auch nur daran zu denken. Die Peloponnes wimmelte von potentiellen Überläufern, und die Argiver spitzten schon wieder die Ohren; der Großkönig war ja beileibe nicht der einzige, der mit göttlicher Vergeltung schnell bei der Hand war. Nein, die Spartaner konnten sich unmöglich im August Richtung Norden in Marsch setzen. Das wäre kriminell *und* wahnsinnig gewesen. Der olympische Friede durfte nicht gebrochen werden.

Aber wer, wenn nicht Barbaren, setzte sich leichtfertig über derartige Skrupel hinweg? Tatsächlich mußte es August werden, bis die Nachrichten, die ganz Griechenland ebenso sehr gefürchtet wie erwartet hatte, den Isthmus erreichten: Die Perser kundschafteten die Straßen entlang der Vorberge des Olymps aus. Die Konferenz löste sich umgehend auf. In Athen, wo in den Docks bereits wegen der Evakuierung großes Getümmel herrschte, war die Wahrung irgendwelcher Waffenruhen das Letzte, woran man denken konnte. Vielmehr galt ganz wörtlich die Parole: Alle Mann an Deck! Die Kämpfer der Stadt wurden in größter Eile zusammengetrieben. Einige Schiffe – die entbehrlichsten – wurden sogar Freiwilligen aus dem loyalen Plataiai überlassen, »deren Mut und Begeisterung, so hoffte man, ihre komplette Ahnungslosigkeit in allen Belangen der Seefahrt aufwiegen würde«. ⁷⁸ Die Athener konnten dann im Endeffekt nicht nur die 100 Schiffe, die sie ursprünglich zugesagt hatten, sondern 127 nach Euböa entsenden, wobei sie sogar noch eine stattliche Reserveflotte zur Bewachung der heimatlichen Gewässer zurücklassen konnten. Auch andere Städte, darunter das bedeutende Korinth und Ägina, schickten alles, was ihnen möglich war. Jedem, der die Flotte der Verbündeten hätte beobachten können, als sie Kap Sunion auf ihrer Fahrt Richtung Norden umrundete, eine Triere hinter der anderen, mit Rudern, die in aufblitzendem Auf und Ab das Meer aufwühlten, hätte sich ein mitreißender Anblick geboten. Hier waren 271 Kriegsschiffe unter vollen Segeln unterwegs nach Euböa: Es war zwar nur ein Bruchteil der Flotte, die der Großkönig befehligte, doch die tapfere Anstrengung und die Entschlossenheit, die in diesem Anblick sichtbar wurden, waren auf jeden Fall inspirierend.

Den Befehl über die Flotte hatte, wie es im Jahr zuvor beim Hellenion vereinbart worden war, ein Spartaner, ein Aristokrat namens Eurybiades. Für seine Landsleute lag darin bittere Ironie. Ihr Zögern bei dem Gedanken an einen Bruch des olympischen Friedens hatte sie zwar gequält, aber bei dem

Gedanken, was andere Städte zu den Kriegsleistungen beitrugen, wurde doch auch ihr Ehrgefühl angestachelt. Die Landwege zu sichern, so wie andere das mit den Seestraßen taten: Das war kaum eine Aufgabe, die die Spartaner einfach nur achselzuckend abtun konnten. Es mußte ein Kompromiß gefunden werden, der ihnen den Zorn der Götter ersparte und es ihnen zugleich ermöglichte, ihre durch Eid zugesicherten Verpflichtungen einzuhalten. Wenn es also nicht in Frage kam, daß ein komplettes Heer entsendet wurde, solange der olympische Friede währte – warum sollte man dann nicht eine Vorhut schicken, um den Paß zu sichern? Wenn andere Städte entlang der 300 Kilometer langen Straße, die sich von Lakedaimon zu den Thermopylen wand, überredet werden konnten, den Trupp aus Sparta mit eigenen Kontingenten aufzufüllen, dann gab es vielleicht auch für eine kleine spartanische Streitmacht eine Aussicht auf Erfolg. Vor allem, wenn für diese Streitmacht die bewährtesten und stärksten Männer der Elite versammelt wurden. Und ganz besonders – denn die Botschaft von einer solchen spartanischen Entscheidung würde sich wie ein Lauffeuer herumsprechen – wenn diese Elitetruppe von einem König angeführt wurde.

Es war Leonidas, der den gefährlichen Auftrag übernahm, ein Repräsentant der älteren königlichen Linie, und er sah es zweifellos als seine Pflicht an, so zu handeln – doch möglicherweise hatte er auch eher persönliche Beweggründe. Die Geister der ermordeten persischen Gesandten waren in diesem Sommer vielleicht nicht die einzigen, die Lakedämon heimsuchten. Vor über einem Jahrzehnt war Kleomenes in seiner Gefängniszelle zusammengekrümmt, Beine und Leib von einem Schlachtermesser übel zugerichtet, vorgefunden worden. Es wurde nie geklärt, ob er sich selbst gerichtet hatte – als Strafe für seinen gotteslästerlichen Frevel, das Orakel zu bestechen – oder ob er einer brutalen Verschwörung zum Opfer gefallen war, die höchstwahrscheinlich das spartanische Oberkommando selbst lanciert hatte. Wie auch immer – Leonidas muß eine Mitschuld am grauenhaften Ende seines Vorgängers empfunden haben. Schließlich gehörten Kleomenes und Leonidas derselben Familie an. Das Blut war schon längst beseitigt, doch der Eindruck eines Fluchs, beklemmend und bedrohlich und allgegenwärtig wie die Augusthitze, hing immer noch über Sparta. Als Leonidas sich auf seine verzweifelte Mission vorbereitete, dachte er sicher an die bedrohlichen Worte des Orakels: Entweder würde seine Stadt ausgelöscht werden, »wenn aber nicht, dann wird aus Herakles' Stamme / Eines Königs Tod das Land Lakedaimons beweinen«. Auch wird es seiner Auf-

merksamkeit sicher nicht entgangen sein, daß auf einem Gipfel nahe den Thermopylen Herakles selbst gestorben war, daß er seinen sterblichen Körper dem Feuer übergeben hatte und daraufhin in die Runde der unsterblichen Götter aufgenommen wurde. Leonidas entließ nun die Hippeis, die Elitetruppe von 300 jungen Männern, die normalerweise in der Schlacht die Funktion von Leibwächtern für den König hatten, und ersetzte sie durch ältere Veteranen, »lauter Männer, die bereits Kinder hatten«.⁷⁹ Wahrlich eine unmißverständliche Absichtserklärung. Was auch immer am Paß geschehen sollte – glorreicher Sieg oder totale Niederlage –, Leonidas würde seiner schicksalhaften Mission treu bleiben. Auf die eine oder die andere Weise würde er das Überleben seiner Stadt sichern. Es gab kein Zurückweichen vor den Thermopylen.

BEDRÄNGNIS

Epische Vorbereitungen

Der Lebemann und Tyrann Hipparch, dessen gewaltsamer Tod in einem Eifersuchtsdrama im Jahre 514 v. Chr. als ein Schlag gegen die Unterdrückung und für die Freiheit in die athenische Geschichte und Erinnerung eingegangen war, hatte sich in der Zeit seiner Herrschaft gegenüber jeder Art von Kreativität sehr empfänglich gezeigt. Er war ein eifriger Mäzen der Bautätigkeit, wie es Herrscher oft sind, und bewies auch eine außerordentliche Begeisterung für die Literatur. Reisende konnten auch später noch unter dem erigierten Phallus der Hermen, die eine ziemlich auffällige Erscheinung an den Wegkreuzungen Attikas waren, eindringliche und mahnende Verse lesen, die der ermordete Sohn des Peisistratos persönlich verfaßt hatte. Die Athener trugen, mit anderen Worten, von der Tyrannenherrschaft des gelehrten Hipparch auch manchen Gewinn davon. Es war zum Beispiel seinem bereitwilligen Einsatz zu verdanken, wenn die Spitzen der schreibenden Zunft Griechenlands, die einst über das Provinznest Athen die Nase gerümpft hatten, die Stadt nun für ein Zentrum kultureller Blüte hielten und sich in großer Zahl dort niederließen. Der Tyrann hatte so starkes Interesse daran, berühmte Dichter an seinen Hof zu holen, daß er sogar einen luxuriösen Reisedienst in Form eines privaten Fünzfzgruderers für sie einrichtete.

Mehr noch als der zeitgenössischen Dichtkunst galt indes die wahre Begeisterung Hipparchs, wie bei vielen Menschen in der gesamten griechischen Welt, zwei unvergleichlichen epischen Werken: der *Ilias* und der *Odyssee*. Beide waren Jahrhunderte zuvor entstanden und handelten vom Trojanischen Krieg, seinen Helden und den Ereignissen davor und danach. Über den Verfasser wußte man nur wenig Genaues. Man nannte den Dichter Homer, aber er war

für die Griechen so unergründlich, so unerschöpflich und so sehr die Quelle ihrer tiefsten Überzeugungen und Ideale, daß nur der Ozean, der die ganze Welt umfaßte und umgab, als angemessenes Bild mit ihm verglichen werden konnte. Es lag auf der Hand, daß Hipparch bei dem Bestreben, seine Stadt zu einem wichtigen Punkt auf der literarischen Landkarte zu machen, Homer irgendwie mit Athen verbinden wollte, obwohl der Dichter doch nach allgemeiner und leider berechtigter Meinung aus der östlichen Ägäis stammte. Als Peisistratos, der Vater Hipparchs, eine schriftliche Aufzeichnung der Homerischen Gesänge veranlaßte, behauptete man sogar, er habe versucht, heimlich einige Verse in den Text hereinzuschmuggeln, die Athen und seine mythischen Helden rühmten. Hipparch hatte seinerseits weniger auffällig und grob Vorträge von Teilen der Epen bei den Panathenäen eingeführt. Dabei wurden die Verse nicht etwa in einer raffinierten schöngeistigen Atmosphäre vorgetragen, sondern es handelte sich vielmehr, wie bei den ebenfalls bei diesem Fest veranstalteten athletischen Wettkämpfen, um eine hart umstrittene Konkurrenz. Und das war recht und billig. »Sei immer der Tapferste, immer der Beste.« Das waren ja Leitsätze, die gerade aus der *Ilias* selbst stammten.

Die Epen wurden trotz aller Bemühungen Hipparchs in der ganzen griechisch sprechenden Welt von den Menschen als ihr gemeinsames angeborenes Recht und Erbe betrachtet. Die Spartaner zum Beispiel, Landsleute der Helena und des Menelaos, hatten es kaum nötig, Vorträge der Dichtkunst zu veranstalten, um ihre Nähe zu den Werten zu demonstrieren, die Homer in seinen Epen vermittelte. Auch wenn die Einzelheiten ihrer militärischen Ordnung von Lykurg stammten, wurde doch ihre innere Haltung und ihre heroische Entschlossenheit, nach der sie lieber sterben und »nie endenden Ruhm«¹ ernten wollten, als in Schande das Leben eines Feiglings zu führen, vor allem in dem furchterregenden Glanz der Heroen lebendig, die ihr »Dichter« besungen hatte. Am meisten von allen entsprach dem der Held Achill, der größte und tödlichste aller Krieger. Er war nach Troja gezogen, um dort in diesem furchtbaren Glanz zu erstrahlen, zugleich wissend, daß sein ganzer Ruhm nur dazu dienen sollte, ihn vor der Zeit in den Tod zu schicken. Der ganze Wahn seiner Ruhmsucht, die ihn zum Streit mit Agamemnon um eine Sklavin getrieben hatte und dazu, in seinem Zelt zu schmollen, während seine Kameraden abgeschlachtet wurden, um erst in den Kampf zurückzukehren, weil sein geliebter Vetter getötet worden war: das war sicher eine Selbstsucht, die man einem spartanischen Krieger kaum gestattet hätte. Aber daß im Kampf zu sterben schön sein und die Erin-

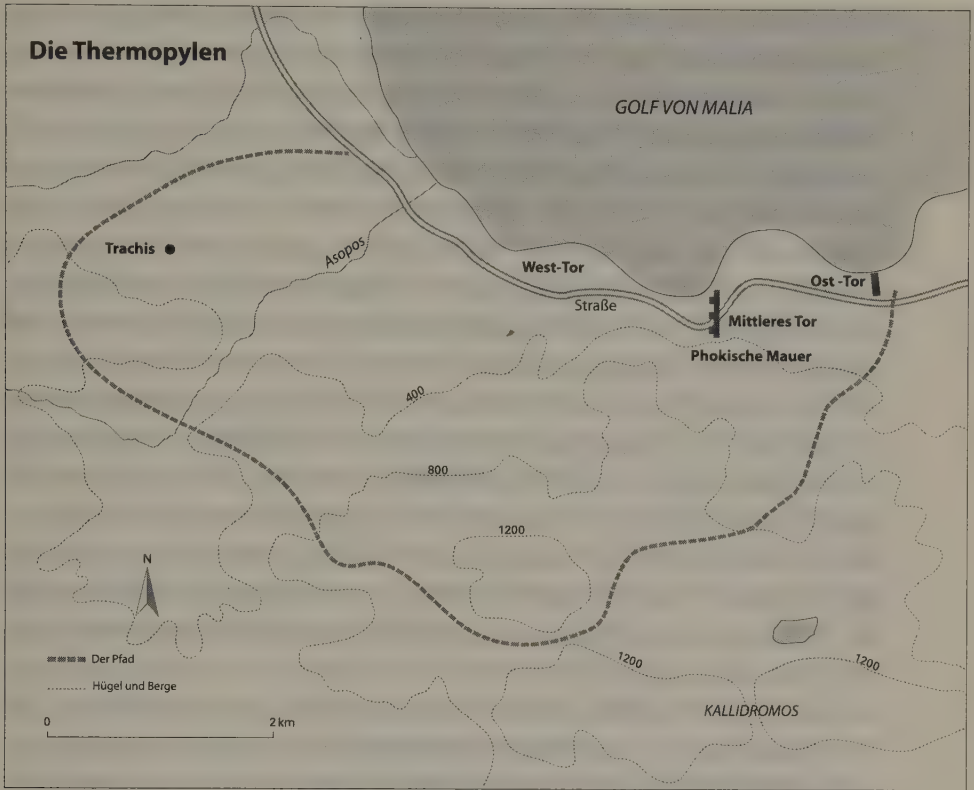
nerung an einen Krieger ewig werden lassen konnte, selbst wenn seine Seele mit ihrer golden leuchtenden Aureole unter den grauen Schatten in der Unterwelt wandelte, und daß sein Tod ihm *kleos* einbrachte, unsterblichen Ruhm – diese für alle Zeiten mit Achill assoziierten Vorstellungen galten den Griechen seit langem auch als besonders spartanisch. Auch andere konnten nach solchen Idealen streben, aber nur in Sparta wurden Bürger ausdrücklich dazu erzogen, ihnen von Geburt an zu folgen.

Als Leonidas an der Spitze seiner kleinen Truppe Anfang August zur Sicherung des Passes an den Thermopylen eintraf, muß ihm mit Sicherheit das Beispiel jener Helden vor Augen gestanden haben, die Jahrhunderte zuvor an jenem ersten großen Kampf zwischen Europa und Asien teilgenommen hatten. Aus den Homerischen Epen war ihm geläufig, daß die Götter, »Vögeln gleichend, Lämmergeiern«, bald unsichtbare Schatten über die Stellungen seiner Männer werfen würden. Immer wenn sterbliche Menschen ihren Mut in schwindelnde Höhen steigern und sich auf die Schlacht vorbereiten mußten, saßen die Mannschaften »in dichten Reihen, von Schilden und Helmen und von Lanzen starrend«,² und sie wußten, daß sie ins Reich der Götter vordrängen. Man hätte sich kaum einen unheimlicheren Zugang dafür vorstellen können als die »Heißen Tore«. Wasserdampf stieg aus den heißen Quellen auf, die man »Kochtöpfe« nannte; sie hatten dem Paß seinen Namen gegeben. Die Felsen, über die das Quellwasser gurgelnd heruntterrann, waren bleich und verformt wie geschmolzenes Wachs. Schwefelgeruch verbreitete sich dumpf und stechend in der heißen Sommerluft. Alles war fiebrig, staubig und eng. Manche Abschnitte des Passes waren so schmal, daß an den beiden Enden, die Ost- und Westtor genannt wurden, nur Platz für eine einzige Wagenspur war. Auf der einen Seite dieses Wegs spülten die Wellen des seichten und sumpfigen Golfs von Malia an die Klippen, auf der anderen ragten die Felsen des »unzugänglichen, abschüssigen«³ Berges Kallidromos steil in die Höhe, die auf den unteren Hängen mit Wald bedeckt waren und weiter oben grau und kahl gegen die erbarmungslose Bläue eines Sommerhimmels standen. Es war ein befremdlicher und unwirklicher Ort und ganz offensichtlich wie geschaffen zur Verteidigung gegen Eindringlinge.

Das hatten die Bewohner der Region seit langem begriffen. Männer aus Phokis, der zerklüfteten Landschaft zwischen den Thermopylen und Delphi, hatten einst eine Mauer quer über den Paß gezogen, aber nicht etwa, um einen der beiden Engpässe an den beiden Enden zu blockieren, sondern eine weitere,

etwa 20 Meter breite Verengung, das sogenannte »Mittlere Tor«. An dieser Stelle waren die Felsen am steilsten und völlig unzugänglich. Leonidas schlug unterhalb dieser Felsen sein Lager auf und ließ die Mauer der Phoker wieder instandsetzen. Das war keine schwierige Aufgabe für ihn, denn er hatte außer seiner Leibgarde von Spartanern ungefähr 300 Heloten und 5000 Mann kämpfende Truppen bei sich.⁴ Letztere waren entweder überredet oder gezwungen worden, sich ihm anzuschließen, und stammten überwiegend, aber nicht alle aus der gesamten übrigen Peloponnes. 700 Kämpfer kamen aus der Stadt Thespiiai in Böotien, die wie Plataiai seit langem unter dem drückenden Einfluß Thebens litt und bereitwillig Truppen für die gemeinsame Sache des Bündnisses zur Verfügung stellte; weitere 400 hatte Theben selbst entsandt. Leonidas hatte mit Sorge zur Kenntnis genommen, daß Mittelgriechenland aufs übelste mit Sympathisanten der Perser durchsetzt war. Deshalb legte er auf seinem Weg zu den Thermopylen besonderen Wert darauf, bei den wichtigsten Verschwörern vorzusprechen und ausdrücklich deren Unterstützung einzufordern. Die herrschende Schicht Thebens hatte zwar noch nicht den Mut, sich einem König der Spartaner zu verweigern, aber sie antwortete mit fadenscheinigen Ausflüchten. Da sie andererseits überzeugt war, daß Leonidas auf dem Weg in ein selbstmörderisches Unternehmen war, ließ sie bereitwillig Männer »von der anderen Partei«⁵ mit ihm ziehen, die in Gegnerschaft zu ihren persischen Sympathien standen. Leonidas brauchte jede Verstärkung dringend und nahm die loyal gebliebenen Thebaner gern auf. Dennoch konnte er kaum Zweifel hegen, als er auf die flimmernde Leere der Ebene jenseits der Thermopylen blickte, den Horizont nach Staubwolken absuchte und auf erste Anzeichen der gewaltigen Heerscharen des Großkönigs wartete, daß viele Männer, die in seinem Rücken standen, nur allzu bereit waren, ihn im Stich zu lassen.

Das war noch nicht das Ende seiner Sorgen. Gerade als seine Männer damit beschäftigt waren, sich in Gräben zu verschanzen, kam eine Abordnung der nahegelegenen Stadt Trachis, in deren Gebiet die Thermopylen lagen, mit höchst unwillkommenen Neuigkeiten zu Leonidas. Der Paß war, wie es schien, nicht ganz so sicher, wie es die am Isthmus versammelten Strategen annehmen wollten. Es gab einen Pfad, der an den bergigen Höhen der Thermopylen entlangführte. Er war zwar kaum für Reiter oder schwerbewaffnete Soldaten geeignet, aber, so berichteten die Trachinier, doch durchaus begehbar für jeden Leichtbewaffneten. Wenn die Barbaren diesen Weg entdecken sollten, würden sie ihn sicherlich nutzen. Die Verteidiger der Thermopylen hatten



keine andere Wahl, als ihn zu blockieren. Das war einfach, hätte man meinen können – aber Leonidas konnte in Erwartung der vollen Stärke des persischen Heeres, das sich gegen seine Stellung werfen würde, nicht einen einzigen Hopliten entbehren. Also hatte er kaum eine andere Möglichkeit, als einen Kompromiß einzugehen. 1000 Männer aus Phokis, die ihr Haß auf die mit den Persern sympathisierenden Thessalier veranlaßt hatte, sich mit Begeisterung der Allianz anzuschließen, erklärten sich bereit, den Pfad zu überwachen. Leonidas vertraute auf ihre Kenntnis des Geländes und darauf, daß nur leichte Fußtruppen gegen sie eingesetzt würden, und nahm ihr Angebot an. Kein Spartaner – noch nicht einmal ein einziger spartanischer Anführer – wurde mitgeschickt, um ihren Mangel an Erfahrung auszugleichen. Bei der Vorbereitung auf den kommenden Sturm wollte Leonidas seine gesamte Elite an seiner Seite. Das war vielleicht verständlich, aber doch ein gewaltiges Risiko.

Der König von Sparta war nicht der einzige Befehlshaber, der einige unbequeme Entscheidungen treffen mußte. 60 Kilometer weiter östlich jenseits des Golfs von Malia und am Ausgang der Meerenge, die die Insel Euböa vom Festland trennt, waren die Admiräle des griechischen Bündnisses höchst beunruhigt über die Lage an ihrer Flanke. Im Gegensatz zu dem düsteren Bild der gegenüberliegenden Küste des Festlandes mit ihren von Macchia bedeckten Hängen, die wie olivenfarbene Zähne aus dem nackten Felsen aufragten, bestand die äußerste Nordspitze Euböas weitgehend aus Kies und schmutzigem Sand. Es war ein leichtes für die Griechen gewesen, ihre Kriegsschiffe auf einen so flachen und langgestreckten Strand zu ziehen, viele hundert Schiffe. Und da es vor der Küste keine Untiefen oder Klippen gab, sondern der Meeresboden überall unvermittelt und steil in die Tiefe abfiel, mußte es ein genauso leichtes Unterfangen sein, die Schiffe wieder ins Wasser zu ziehen, sobald die Flotte der Perser am Horizont auftauchte. In welche Richtung aber – und das war die Frage, die das Selbstvertrauen der Griechen untergrub – würden die Barbaren sich wenden? Wenn sie westwärts durch den Sund in Richtung auf die Thermopylen steuerten, würde sich die Front der verbündeten Griechen in einer Drehung wie am Scharnier einer Tür entfalten und wäre in geeigneter Position, um die Durchfahrt zu blockieren. Aber wenn sie nach Osten an der meerwärts gelegenen Küste Euböas weitersegelten, um entweder weiter nach Attika und zum Isthmus vorzurücken oder auf der anderen Seite der Insel zu wenden und den Griechen in den Rücken zu fallen, dann bestand ernsthafte Gefahr. Der Großkönig verfügte über so viele Schiffe, daß er ohne weiteres seine Flotte teilen und dennoch seine gewaltige Übermacht an zwei Fronten zur Geltung bringen konnte. Die Admiräle der verbündeten Griechen liefen also Gefahr, nicht wie beabsichtigt die Meerenge zwischen Euböa und dem Festland zu blockieren, sondern selbst in ihr eingeschlossen zu werden. Wie am Paß der Thermopylen brachte die Strategie einer vorsorglichen, aber einseitigen Verteidigungsmaßnahme das Risiko der Vernichtung mit sich.

So verstrichen die ersten beiden Augustwochen. Auf den Zugangswegen aus dem Norden zeigte sich noch immer kein einziger Perser. Im Blickfeld der zunehmend nervösen Griechen erstreckte sich jenseits der Meerenge die bergige Halbinsel Magnesia, in deren Wäldern angeblich Ungeheuer hausten. Jedem war klar, daß die Eindringlinge an dieser ungastlichen Küste entlangfahren mußten und von jedem Punkt Euböas aus unsichtbar blieben, bis sie die Insel Skiathos passierten, die gegenüber der südlichsten Spitze des Festlandes

lag. Dann endlich würden sie in Sicht kommen. Nur von Skiathos selbst aus gab es die Möglichkeit, eine Vorwarnung von ihrer Ankunft zu erhalten. Daher wurden drei Schiffe als Spährupp zu der Insel entsandt, und man verteilte Posten auf ihren Hügeln. Aber auf dem Meer waren noch immer keine Schiffe zu sehen. Die Mannschaften der griechischen Flotte wanderten mit knirschenden Schritten auf dem steinigen Strand hin und her, wischten sich den Schweiß aus den Augen, blickten wie gebannt nach Skiathos hinüber und warteten darauf, daß der große Kampf begann. Erst bei Einbruch der Dämmerung, wenn die Sonne hinter dem weit entfernten Berg Kallidromos unterging, konnten sie sich Ruhe gönnen: keiner, der das Ägäische Meer befuhr, wo Schifffahrt bedeutete, von Insel zu Insel zu fahren, hätte es gewagt, bei Nacht über das offene Meer heranzukommen. In diesem Augenblick konnten sich die Griechen in eine andere Zeit zurückversetzt fühlen, in der ihre Vorväter einst so vergleichbar neben ihren Schiffen an einem einsamen Strand lagerten. Auf einem flachen Hügel hinter ihnen erhob sich zwar ein Tempel der Artemis, von dem die Landspitze ihren Namen Artemision erhalten hatte, aber sonst war der Strand ihnen ganz allein vorbehalten:

*Sie aber, hochgemut, saßen auf den Brücken des Krieges
Die ganze Nacht, und ihnen brannten viele Feuer,
Und wie wenn am Himmel die Sterne um den schimmernden Mond
Sich zeigen hervorstrahlend, wenn ohne Wind ist der Äther, ...⁶*

Dann, an einem Morgen Mitte August, stieg zu höchst unerwarteter Tageszeit, gerade nach Tagesanbruch, von Skiathos plötzlich ein Feuerzeichen auf. Der Feind war gesichtet worden. Eine erste Schlacht war schon geschlagen, und das Ergebnis war eine klägliche, vernichtende Niederlage der griechischen Patrouillenschiffe. Wie aus dem Nichts und noch unter nächtlichem Sternenhimmel war ein Verband von zehn sidonischen Trieren über Skiathos hergefallen. Die Phönizier hatten nämlich, anders als ihre Rivalen, gelernt, das offene Meer bei Nacht zu befahren.⁷ Die völlig überrumpelten griechischen Schiffe waren dann auch schnell eingeholt. Ein Schiff hatte sich sofort ergeben, und die Kehle des stattlichsten Gefangenen war nach dem Ritual als Opfer an die Götter über dem Schiffsschnabel durchschnitten worden: das erste Blut eines Griechen für die Sidonier. Das zweite Schiff war allerdings erst nach heftigen Kämpfen in ihre Hand gefallen. Die Feinde waren sogar von der Widerstands-

kraft eines Kämpfers unter der griechischen Besatzung so beeindruckt, daß sie, nachdem sie ihn endlich überwunden hatten, seine Wunden mit Myrrhe einrieben und dann verbanden, und nachher feierten sie ihn als Kriegshelden. Das dritte Schiff, eine athenische Triere, war seinen Verfolgern gerade noch entkommen, nur um dann auf einer Sandbank am Rande einer Bucht zu stranden. Das war kein sehr ruhmreicher Beginn für die Verteidigung der Freiheit der Griechen.

In der Zwischenzeit war weiter hinten bei Artemision alles in Aufruhr und völliger Bestürzung. In ihrem Zweifel darüber, ob das Feuerzeichen von Skiathos das Herannahen der gesamten Flotte der Barbaren ankündigte, stolperten die Besatzungen über den Kies und wateten in dem seichten Wasser in dem verzweifelten Versuch, ihre Schiffe flott zu machen. Als die Stunden vergingen und keine stärkere Flotte des Feindes in Sicht kam, wurde klar, daß die Sidonier nicht die Vorhut gebildet hatten, sondern eher als Späher zur Erkundung ausgeschildt waren. Ungeachtet ihrer spektakulären ersten Erfolge verlief diese Mission aber nicht ganz nach Plan; griechische Patrouillenschiffe in der Meerenge zwischen Skiathos und dem Festland beobachteten, wie drei der feindlichen Schiffe auf eine verborgene Klippe aufliefen. Trotz allem ließen die Griechen bei Artemision ihre Schiffe weiterhin zu Wasser, und als sie dann flott waren, steuerten sie in Richtung auf die Meerenge zwischen Euböa und dem Festland, als befänden sie sich in regelrechter Panik. Und, was noch mehr den Eindruck der völligen Verzweiflung erweckte: Sie unternahmen keinerlei Versuch, für die Gefangennahme der Sidonier zu sorgen – noch nicht einmal, als diese in einer herausfordernden Demonstration ihrer Kaltblütigkeit darangingen, ein Orientierungszeichen auf dem unsichtbaren Riff zu errichten. Es war, als strebten die Griechen mit der Zurschaustellung ihrer eigenen Verzagtheit absichtlich danach, daß dieser Zustand der persischen Führung hinterbracht wurde.

Und vielleicht war das ja auch der Fall. Wenn man die volle Wucht des drohenden Faustschlags bedachte, war eine gewisse Nervosität ja eigentlich nur zu erwarten. Sie hatte sich vielleicht sogar bis in die höchste Führungsebene übertragen. Der kommandierende Admiral Eurybiades zählte kaum zu den besonders mitreißenden Gestalten. Als Spartaner mag er sich an Bord eines Schiffs und so weit entfernt von der Peloponnes noch doppelt unbehaglich gefühlt haben. Sein hauptsächlicher Beitrag zur Strategie der verbündeten Griechen bestand darin, immer wieder zu murmeln, die Perser seien »zu Was-

ser unbesiegbar«.⁸ Doch auch wenn er offiziell an der Spitze stand, traf er nicht selbst die Entscheidungen. Die tatsächliche Leitung der griechischen Flotte lag in den Händen des Admirals, der das stärkste Flottenkontingent befehligte, Themistokles, und dieser war immer für unerwarteten Angriff als die beste Verteidigung eingetreten. Warum hatte er dann einem Rückzug von Artemision zugestimmt? Seine Nervenstärke konnte man keinesfalls in Zweifel ziehen; er hatte bei Marathon mitgekämpft und wußte, was es bedeutete, den Barbaren gegenüberzustehen und nicht sein Heil in der Flucht zu suchen. Er mag sich auch erinnert haben, wie der gefeierte Sieg errungen worden war. Zusammen mit seinen Gefährten, die in der geschwächten Mitte standen und von den vorrückenden Feinden zurückgedrängt wurden, hatte er den erfolgreichen Angriff der Barbaren gegen diese selbst gewendet und die Perser in eine tödliche Falle gelockt, um sie dann in der Flanke anzugreifen. Der Hochmut eines Feindes, der sich unbesiegbar glaubte, konnte bei hinreichend geschickter Ausnutzung selbst die scheinbar erdrückende Übermacht in einen Nachteil verwandeln. Das schien die Lehre zu sein, die Themistokles aus seiner früheren Auseinandersetzung mit dem Feind gezogen hatte. Daher vielleicht auch seine Entscheidung, hinter die Linie von Artemision zurückzuweichen: Er wollte sich vor der persischen Flotte zurückziehen, sie in den schmalen Sund vor Euböa locken, auf engem Raum einzwängen, angreifen und möglicherweise vernichten! Das war eine gewagte Strategie, und sie war ja schon einmal gegen die Perser erfolgreich.

Aber diesmal ging die Rechnung nicht auf. Die Falle war gestellt, aber niemand tappte hinein. Der Tag verstrich, und noch immer meldeten die auf den Höhen Euböas verteilten Späher absolute Leere auf den Schifffahrtswegen vor Magnesia. Statt nach Artemision zurückzukehren, zogen sich die griechischen Kriegsschiffe nun weiter nach Süden in den Sund zwischen Euböa und dem Festland zurück. Chalkis, wo die erschöpften Ruderer schließlich anhielten, um sich auszuruhen, lag in der Mitte der Westküste Euböas. Von dort aus waren die Griechen in der günstigen Position, sich je nach den Neuigkeiten, die sie von den Spähern über die Absichten der persischen Flotte erhielten, entweder an die für sie verhältnismäßig sicheren Küsten Attikas zurückzuziehen oder wieder zu wenden, um Leonidas Flankenschutz zu geben. Die Ruderer durften sich sicherlich um einiges erleichtert fühlen, weil nun die Höhenkette Euböas wie ein Schutzschild zwischen ihnen und dem offenen Meer lag und die Schiffe bei der immer noch ansteigenden Hitze nicht mehr am gefährdeten Strand von

Artemision lagen, denn lastende Schwüle im Spätsommer war stets ein Vorzeichen für einen Sturm vom Hellespont her. Es war eine feststehende Regel unter den Seefahrern in der Ägäis, dem Wetter nach dem 12. August nie zu trauen, und der 12. August war längst vorbei. Die folgenden Tage verstrichen. Noch immer war von der persischen Flotte nichts zu sehen. Auch die Hitze hatte nicht nachgelassen. Die Griechen lagen weiter in Chalkis auf der Lauer, hielten gebannt nach Warnsignalen von den Höhen der Hügel Euböas Ausschau, tauchten ihre Zehen in die kühlende Meeresströmung und taten das, was Apollon ihnen geraten hatte: Sie beteten zu den Göttern der Winde.

Die Winde helfen auch denen, die sich nicht bewegen und abwarten. Während Leonidas in seiner einsamen Stellung als Wache an den Thermopylen dem Tod ins Auge sah, war Themistokles ganz sicher genauso entschlossen zu überleben. Gewiß war es sehr ruhmreich, Heimat und Familie zu verlassen, um in ein entferntes Land in den Krieg zu ziehen, sein Leben in einem erbarmungslosen Wettkampf von Tapferkeit und Kraft aufs Spiel zu setzen und dann in der Schlacht zu fallen. Aber ein Held durfte nach der griechischen Tradition auch einen Instinkt der Selbsterhaltung zur Schau stellen, und er blieb doch ein Held. Achill hatte nicht gezögert, als ihm seine Mutter die Wahl ließ zwischen einem glücklichen, aber wenig bemerkenswerten Alter oder einem ruhmreichen frühen Tod; aber in dem zweiten großen Homerischen Gedicht wurden die Taten eines Mannes besungen, der eine ganz andere Wahl getroffen hatte. Odysseus war genauso kräftig gebaut wie Themistokles und ebenfalls ein »listenreicher und vielgewandter Mann«, aber nach der Zerstörung Trojas wollte er nichts anderes, als nach Hause zu seiner Frau zurückzukehren. Um das zu erreichen, scheute er keinen Trick und keine Täuschung oder List. Das war der Grund, warum die Göttin Athene ihn so bewunderte und ihn allen anderen vorzog, die sie sonst schätzte, »weil«, wie sie ihm mitteilte, »du unter den Sterblichen allgesamt der weitaus Beste bist an Rat und Worten, ich aber unter all den Göttern berühmt durch Klugheit bin und Listen.«⁹ Und aus demselben Grund liebte sie auch die Athener, die als die klügsten unter den Griechen galten. Und so kam es, daß ein Mensch, sooft das Unmögliche plötzlich machbar erschien und die Lösung eines schier unlösbaren Problems allmählich in Sicht kam, die Gewißheit haben konnte, daß Athene ihm zur Seite stand. Als Themistokles die Chancen der Schlacht gegeneinander abwog und neue Strategien immer wieder durchspielte, hat er sich bestimmt nicht darauf beschränkt, sein Stoßgebet allein an den Nordwind zu richten.

»Im Bund mit Athene rühr auch die eigene Hand«, lautete das Sprichwort.¹⁰ Im Moment aber war die Initiative den Händen des Themistokles entglitten. Sein nächster Schachzug hing davon ab, was andere zuerst taten: die Perser und die Götter der Winde. Noch immer gab es keine neuen Wendungen, und die Temperatur stieg noch immer an. Dann, endlich, ganze zehn Tage nachdem die Griechen ihre Stellung bei Artemision verlassen hatten, gab es einen plötzlichen Weckruf. Ein kleines Schiff mit 30 Ruderern, das von einem Kampfgefährten des Themistokles namens Abronichos befehligt wurde, kam in größter Eile durch die Meerenge von Chalkis heran. Abronichos war zu Beginn des Feldzugs zum Verbindungs-offizier zwischen Leonidas und der griechischen Flotte bestellt worden, und er brachte seinem Freund nun alarmierende Nachrichten. Das Warten auf den Krieg war vorbei, wie es schien. Das Heer des Großkönigs näherte sich den Thermopylen. Die Perser standen vor den »Heißen Toren«.

Der Sturm bricht los

Man brauchte kaum Vorposten, um vor der Ankunft des Königs der Könige gewarnt zu sein. Lange bevor die ersten Kundschafter der persischen Vorhut über die Ebene am Ufer des Golfs von Malia ausschwärmten, konnte Leonidas erkennen, daß ein unermeßliches Heer gegen ihn aufmarschierte. Der Sommerhimmel war zwar völlig wolkenlos, aber zum Norden hin verschwand der Horizont hinter einer Nebelwand von Staub. Sie wurde immer dichter, schmutziger und aufgewühlter, und dann begann sogar die Erde unter dem Getrappel von vielen tausend Füßen zu beben. So gewaltig war die Kampfkraft des Großkönigs, daß er buchstäblich die Erde zum Beben bringen konnte. Seit Jahren hatten seine Abgesandten die Griechen mit einer Strategie schleichend wachsenden Terrors überzogen, und nun endlich stand dieser Terror wahrhaftig vor ihren Toren.

Für die Verteidiger der Thermopylen, die voller Schrecken über die Bucht hinüberblickten, waren die heranmarschierenden Truppen des Großkönigs ein Schauspiel, das ihre schlimmsten Vorstellungen übertraf. Immer weiter rückten die Barbaren vor, das Getöse ihres Vormarschs war nun so laut wie ein Donnergrollen. Von den steigenden und sinkenden Wogen erstickenden Staubs getragen waren sie manchmal sichtbar und verschwanden dann wieder im

Nebel. Für die Griechen, die sich den Schweiß aus den Augen wischten und verspürten, wie die Erde Stunde auf Stunde unaufhörlich unter ihren Füßen bebte, mußte sich aufs schrecklichste bestätigen, was man berichtet hatte: Drei Spione, die nach Sardes entsandt worden waren, hatten davon gesprochen, daß Asien völlig menschenleer sei und man Millionen Kämpfer gegen die Griechen aufgeboten habe. Panik ergriff die kleine Truppe – das heißt alle außer den Spartanern, die ihre übliche Kaltblütigkeit bewahrten. Und während Leonidas versuchte, die Nerven seiner Verbündeten zu beruhigen, befahl er seinen eigenen Soldaten, unmittelbar an der Mauer Stellung zu beziehen. Sehr bald darauf kam ein persischer Reiter als Vorhut durch das Westtor herangeritten. Keiner der Dreihundert blickte auf. Einige kämmten ihr langes Haar, wie es der Brauch der Spartaner war, wenn sie sich darauf vorbereiteten, dem Tod ins Auge zu blicken. Andere, deren nackte Oberkörper von Öl glänzten, liefen um die Wette oder rangen miteinander, wenn auch nicht so erbittert wie sonst, denn »auf den Feldzügen war die körperliche Ertüchtigung weniger hart, ..., so daß für sie als einzige unter den Menschen der Krieg eine Erholung von der Anstrengung war«.¹¹ Der persische Kundschafter, der diese Szene mit Verblüffung zur Kenntnis genommen hatte, machte kehrt und galoppierte zurück. Die Spartaner unternahmen nicht den geringsten Versuch, ihn daran zu hindern.

Später am selben Tag näherte sich eine offizielle Gesandtschaft des Xerxes den »Heißen Toren«. Leonidas, der die Abgesandten mit Sicherheit jenseits der Mauer empfing, um zu vermeiden, daß sie sahen, wie wenige Männer er unter seinem Kommando hatte, wurde von den Bedingungen des Großkönigs in Kenntnis gesetzt. Die Verteidiger würden, falls sie die Waffen niederlegten, freies Geleit in ihre Heimat erhalten; ihnen würde der Titel »Freunde des persischen Volks« zugesprochen, und »diesen Griechen würde er mehr und besseres Land geben, als sie jetzt hätten«.¹² Für viele Peloponnesier, die es bereits drängte, schnellstens an den Isthmus zu verschwinden, waren diese Vorschläge nur eine Bestärkung in ihrer plötzlichen Begeisterung für eine Preisgabe des Passes; die Phoker hingegen, für die der Isthmus in Hinblick auf den Schutz, den er ihnen bieten konnte, auch in Ägypten hätte liegen können, reagierten mit wütendem Widerspruch auf den Vorschlag, die Thermopylen aufzugeben. Diesem Protest schloß sich Leonidas an, was nicht weiter überraschend war, und da er der Oberkommandierende und dazu noch ein spartanischer König war, reichte seine Entschlossenheit aus, um die Zaudern-

den zu überzeugen. Die Verbündeten würden in den Stellungen bleiben, wo sie sich gerade befanden. Der Paß sollte gehalten werden. Als die Gesandtschaft ein zweites Mal zu den »Heißen Toren« kam, um von den Griechen zu verlangen, ihre Waffen abzugeben, war die herausfordernde Antwort des Leonidas höchst angemessen lakonisch: »*Molon labe*«, sagte er. »Komm und hol sie dir.«¹³

Seine Landsleute hatten solche besonderen Beispiele kühler Gelassenheit zu allen Zeiten geschätzt. Je düsterer die Umstände waren, desto unerschütterlicher sollte sich ein Spartaner zeigen. Leonidas, dem sehr wohl bewußt war, daß Kaltblütigkeit das beste Mittel war, das er seinen schwankenden Verbündeten zur Hebung ihrer Kampfmoral zu bieten hatte, erwartete von seinen eigenen Soldaten, daß sie ihm ihrerseits mit einem erheblichen Maß an stählerner Gelassenheit dabei halfen. Sie enttäuschten ihn nicht. Wenn die Barbaren ihre Pfeile abschossen, so hatte einer der Männer aus der Gegend voller Angst berichtet, schwirrten so viele durch die Luft, daß sie die Sonne verdunkelten. Die Spartaner waren gewohnt, Pfeile für einfache Spindeln zu halten: das war eine weibische und feige Waffe, die sie für gänzlich wirkungslos hielten. »Das ist nur gut für sie«, tönte einer der Spartaner. »Wenn die Meder die Sonne verdunkeln, so kann man ja im Schatten gegen sie kämpfen.«¹⁴

Aber so ermutigend solche geistreichen Aussprüche auch waren, sie haben sich für Leonidas wohl doch gefährlich nach Galgenhumor angehört. Er wußte, daß die Lage, in der sich seine Männer befanden, in Wahrheit sehr viel schlimmer war, als die meisten von ihnen annahmen. Themistokles und seine Flotte beteten immer noch für einen Sturm und blieben bei Chalkis liegen. Nach dem Rückzug von Artemision gab es kein Hindernis, das die Perser hätte abhalten können, nach ihrer Ankunft vor den Küsten Euböas direkt die flachen Gewässer bei den Thermopylen anzusteuern. Mit dem Großkönig, der bereits an den Thermopylen stand, konnte dieser Augenblick nicht mehr weit entfernt sein. Während Leonidas den Horizont im Osten nach entfernten Masten absuchte, wird er die einbrechende Dämmerung über dem Golf von Malia und das Aufleuchten der Lagerfeuer am Paß mit größter Erleichterung beobachtet haben. Die Nacht brach herein, und die persische Flotte war nicht gekommen. Und die verbündeten Griechen hielten noch die Stellung an den Thermopylen. Aber für wie lange? Voll Unruhe blickten die Männer zum Himmel über ihnen. Der fast volle Mond leuchtete an einem wolkenlosen und windstillen Himmel. Genauso würde er auch über dem fernen Olympia und über Sparta leuchten. Auch wenn

Leonidas am frühen Nachmittag Boten mit einem verzweiferten Ruf nach Verstärkung an den Isthmus gesandt hatte, wußte er doch, daß wenig Hoffnung auf günstigen Bescheid bestand – bestimmt nicht für mindestens eine weitere Woche, bis die Spiele in Olympia und das Kultfest der Karneien zu Ende gingen. Und die Zeit drängte.

Die Dämmerung brach an. Noch immer gab es kein Anzeichen für einen unmittelbar bevorstehenden Ansturm gegen den Paß. Auf der Küstenstraße suchten versprengte Einheiten der Armee des Großkönigs und des Trosses ihren Weg zum Lager. Auf der Meerenge jenseits des Golfs von Malia war kein persisches Schiff zu sehen. Die gegenerische Flotte näherte sich sicher von Norden her irgendwo dort draußen auf dem Meer, um sich mit dem König der Könige zu vereinen – aber wo war sie? Vielleicht würde der anbrechende Tag die Antwort bringen. Das Meer wurde von der morgendlichen Sonne überstrahlt und lag ruhig und klar vor der blauen Silhouette der Insel Euböa. Zum Nordosten hin erhoben sich in der Ferne die Gipfel der Halbinsel Magnesia. Alles war still – überraschend, vollkommen und bedrohlich still. Ein Seemann, der gelernt hatte, die Launen des Ägäischen Meeres zu verstehen, hätte daraus ablesen können, was sich ankündigte. Aber es gab nur wenige Seeleute an den Thermopylen. Der Wetterwechsel, der sich dann ganz unverwartet mit einem plötzlichen Aufheulen des Windes vollzog, muß die Männer wie ein unheimlicher und unwirklicher Einbruch getroffen haben, ja wie ein Atemzug der Götter. Anscheinend aus dem Nichts begann ein heftiger Sturm über die Bucht zu fegen, peitschte die Wellen auf und blies einen Sprühregen über die Verteidiger der Thermopylen. Das Morgenlicht ging in schwarze Dunkelheit über, und ein ferner Donner rollte über die Ägäis.¹⁵ Der langersehnte Sturm vom Hellespont, für den man so sehr gebetet hatte, war endlich gekommen. »Es muß ein fürchterlicher Sturm gewesen sein.«¹⁶

Zwei Tage lang wütete der Sturm. Zwei Tage lang kauerten die Griechen am Mittleren Tor – die Spartaner fest in ihre roten Mäntel gewickelt –, während der Wind über das Meer heranbrauste. Zwei Tage lang blieben die Barbaren in Wartestellung und griffen den Paß nicht an. Statt dessen beobachtete man auf beiden Seiten das Wetter, suchte den Horizont im Osten ab und wartete ungeduldig auf Nachrichten von den beiden verschwundenen Flotten. Am dritten Morgen, als der Sturm endlich nachzulassen begann, konnte man draußen auf dem Golf von Malia von den Meerengen um Euböa her treibende Wrackteile erkennen, die auf dem aufgewühlten Wasser schwammen. Und

dann kamen weit entfernt auf der grauen See Schiffe in Sicht, die auf der Fahrt nach Norden mühsam gegen den Wind ankämpften. Die griechische Flotte hatte den Sturm überlebt. Zur unendlichen Erleichterung der unterlegenen Heerschar an den Thermopylen war sie nun unterwegs, um an ihre Stellung bei Artemision zurückzukehren. Die Glieder der Verteidigungskette waren wieder ineinandergefügt. Für den Augenblick zumindest hielt die Front. Und noch immer gab es keine sicheren Nachrichten über den Verbleib der feindlichen Flotte.

Am Abend brachte der Rapport des bei Artemision stationierten Verbindungsoffiziers eine Erklärung, warum das so war. Die Barbaren waren bei ihrer Fahrt in Richtung auf die Meerenge von Skiathos auf offener See vom Sturm überrascht worden. Die vom Sturm in voller Wucht getroffene Küste Magnesias war angeblich mit Leichen, Wrackteilen und Gold übersät. Die genaue Zahl der im Sturm verlorengegangenen feindlichen Schiffe war bis jetzt noch eine Vermutung, aber einige Männer in der griechischen Flotte wagten zu hoffen, »sie würden es nun nur noch mit wenigen Schiffen zu tun haben«.¹⁷ Das war natürlich eine Aussicht, die sich für Leonidas keineswegs vergleichbar ergab; in der Ebene jenseits des Westtors brannten immer noch unzählige Lagerfeuer. Auch dort hatte man wohl Berichte von der Katastrophe vor Magnesia erhalten. Das Scheitern des Angriffs auf die Thermopylen von der Flanke her hatte man sicher inzwischen verdaut. Ein neuer Angriffsplan würde befohlen worden sein, und zwar mit äußerster Dringlichkeit, denn mit einem Heer von Hunderttausenden Soldaten, die satt werden mußten, konnte der Großkönig es sich kaum leisten, untätig zu bleiben. Was das für Leonidas und seine kleine Truppe bedeutete, erschien an jenem Abend überdeutlich und äußerst bedrohlich. Vier Tage lang hatten sie auf einen Frontalangriff des Großkönigs auf ihre Stellung gewartet; am folgenden fünften Morgen würde die Masse der asiatischen Horden sich zweifellos auf sie stürzen. Ihre Entschlossenheit und ihr Mut würden in einem Ausmaß auf die Probe gestellt werden, wie es nur wenige Männer je zuvor erlebt hatten – noch nicht einmal in den Tagen des Epos, noch nicht einmal auf dem Schlachtfeld vor Troja. Indem sie ihre Haare kämmten, ihre Waffen schärfen und ihre Schilde auf Hochglanz polierten, bereiteten sich die Spartaner auf den Morgen vor und auf das, wozu man sie ihr ganzes Leben lang erzogen hatte: auf die Kunst des Tötens.

Wie zu erwarten kamen diesmal mit dem Sonnenaufgang auch die Barbaren. Die Aufgabe, den Paß freizukämpfen, war den Medern zugefallen. Diese

Männer waren in allen notwendigen Bereichen der Kriegsführung in bergigem Gelände geübt, sie waren gut ausgerüstet, und ihre Panzer blinkten wie die Schuppen eiserner Fische. Seit langem war ihr Name bei den Griechen gefürchtet. Aber Leonidas hatte seine Stellung sorgfältig ausgesucht: die Meder, so geübt sie auch waren, die Schluchten des heimatlichen Zagros zu überwinden, waren auch dann nicht in der Lage, die Klippen des Mittleren Tores zu überklettern, um die Verteidigungslinie des Gegners zu umgehen. Und in der Enge des Passes war auch nicht genug Raum, um zu entfesseln, was sich vielleicht als eine ebenso tödliche Taktik hätte erweisen können: Sie konnten keinen so dichten Vorhang von Pfeilen abschießen, daß er den schweißgebadeten Spartanern tatsächlich das Sonnenlicht genommen hätte. Statt dessen hatten die Meder, als sie vor dem Paß standen und zum Stürmen ansetzten, kaum eine andere Wahl, als den Wall aus Schilden frontal anzugreifen und den Durchbruch zu versuchen. Doch das war die Art der Kriegsführung, in der alle Hopliten in der Schlacht am meisten geübt waren, und die Schilde der Meder waren außerdem aus Flechtwerk und ihre Lanzen viel kürzer als die der Griechen.

Das Ergebnis war, daß ihre Überzahl, obwohl sie so bedrohlich erschien, nicht zum Tragen kam. Die Spartaner, die sich niemals vorher mit den Barbaren gemessen hatten, wußten wohl wenige Sekunden nach dem ersten Ansturm, daß sie ihren Angreifern gewachsen waren. Die große Tapferkeit der Meder konnte keineswegs in Zweifel gezogen werden – sie waren Männer, die nicht zögerten, sich gegen eine vor Schilden und Lanzen starrende Schlachtreihe zu werfen. Aber selbst in ihren Schuppenpanzern wurden sie zur leichten Beute für eine Mauer aus bronzebewehrten berufsmäßigen Killern. Innerhalb weniger Augenblicke sah die Front aus wie ein Schlachthaus. Die Spartaner benutzten ihre Speerspitzen und Schwerter, um den Gegnern die Bäuche aufzuschlitzen. Ihre Fähigkeit im »Nahkampf«¹⁸ war ein steter Schrecken für ihre griechischen Landsleute. In der höllischen Enge der »Heißen Tore« lernten die Meder nun ebenfalls, diesen Schrecken zu empfinden. Wer fiel, starb an grausig klaffenden Wunden; wer noch standhielt, watete im Blut, rutschte auf Gedärmen aus und stolperte über Leichen.

Für die Griechen, die sich mühten, ihre Stellung gegen den wachsenden Druck der Feinde zu halten, war es dagegen ein verzweifelter Kampf. Sie drängten die Angreifer mit ihren schweren Schilden zurück, sie stachen, hieben und schlugen auf alles ein, so gut sie konnten, fühlten, wie die brennende Sonne

die Bronze ihrer Panzer immer weiter aufheizte, waren getränkt in Schweiß und Blut. Man konnte kaum erwarten, daß die Kämpfenden in der vordersten Linie die Stellung den ganzen Tag lang halten konnten. Das mußten sie auch nicht, denn Leonidas sorgte mit kaltblütiger Effizienz für regelmäßige Zufuhr frischer Truppen an die Front. Die Soldaten, die sich zurückzogen, konnten ihre Panzer ablegen, ihren Durst stillen und ihre Wunden verbinden. Selbst ein Spartaner mußte manchmal Atem holen.

Das war um so wichtiger, als Leonidas seine Elitetruppe unbedingt einsatzbereit halten mußte, um mit jeder plötzlichen Notsituation fertigzuwerden, denn er wußte ja nicht, welche weitere Strategie der König der Könige einsetzen mochte. Die Schlacht tobte den ganzen Tag lang, bis sich die Griechen, als die Schatten allmählich länger wurden und sie die Meder und dann Verstärkungen aus Susa abgewehrt hatten, genau einer solchen Krisensituation gegenüber sahen. Unter dem Aufglänzen kostbar verzierter Waffen und dem Leuchten herrlicher Farben zogen die Unsterblichen zum Paß herauf, das fähigste und am meisten gefürchtete aller Regimenter des Großkönigs, das unter den Persern ebenso hervorragte wie die Spartaner unter den Griechen. Um ihnen zu begegnen, befahl Leonidas alle Truppen seiner Garde zurück an die Front, und »die Lakedaimonier kämpften rühmend und zeigten, daß sie das Kriegshandwerk verstanden«.¹⁹ Sie bewiesen so viel Mut, Widerstandskraft und Entschlossenheit, wie man nur erwarten konnte, aber auch ein mörderisches Talent für taktisches Manövrieren. Auf ein Signal hin sollten sie sich alle umdrehen, wanken und sich offenbar in Panik auf die Flucht begeben; wenn dann der Feind im Triumph vorwärtsstürmte und seine Disziplin für einen Moment vergaß, machten die Spartaner plötzlich wieder kehrt, schlossen mit einem furchterregenden Klappern der Schilde ihre Schlachtreihe von neuem und hackten auf ihre Verfolger ein. Diese Taktik war für ihre Angreifer doppelt entmutigend, denn neben den Verlusten, die sie ihnen zufügte, kam ihnen auch die vernichtende Erkenntnis, daß die Spartaner selbst nach einem ganzen Tag harten Kampfes noch immer schlachtentauglich waren, trotz all der Hitze, der Ströme von Blut, des beißenden Geruchs und der Fliegen. Der Großkönig wollte seine besten Truppen nicht nutzlos aufreiben und befahl schließlich den Rückzug. Die Unsterblichen zogen sich durch das Westtor zurück. Der Paß blieb den abendlichen Schatten, den Spuren des Gemetzels und den Griechen überlassen.

In der folgenden Nacht ging, vom entfernten Grollen des Donners über der

Halbinsel Magnesia begleitet, ein gewaltiger Regen über das Schlachtfeld nieder und verwandelte es zunehmend in einen Sumpf von Schlamm und Morast. Im Gewirr der aufgetürmten Leichen mochte der Goldschmuck, den die gefallenen Gardesoldaten des Xerxes um den Hals trugen und der im schwachen Schein der Fackeln der Wachtposten aufleuchtete, wie ein Hohn auf die grauischen Spuren der Schlächtere erschienen sein. Und das konnte auch wie ein Hohn auf die Forderungen des Großkönigs aussehen – oder so wollte Leonidas wenigstens verzweifelt glauben. Aber er war doch zu besonnen, um sich in selbstzufriedener Sicherheit zu wiegen. Obwohl sich seine Stellung im Falle eines Frontalangriffs als uneinnehmbar erwiesen hatte, hing ihre Stärke – oder Schwäche – doch davon ab, wie lange er ihre Flanke schützen konnte. Boten aus dem Lager der Phoker hoch oben auf den Hängen des Kallidromos, die rutschend und stolpernd ihren Weg hinunter zu den Thermopylen gefunden hatten, beruhigten Leonidas mit ihrer Meldung, daß die Bergpfade unbenutzt seien. Andererseits war der neuerliche Wetterumschlag so stark, daß jeder Kontakt mit der Flotte bei Artemision in dieser Nacht ausgeschlossen blieb. Wie schon während des vorangegangenen Sturms konnte Leonidas nur dem Heulen des Windes lauschen, seinen roten Mantel eng um sich wickeln und auf einen guten Ausgang hoffen.

Das war vielleicht für seine seelische Verfassung auch das Beste, denn denselben Tag, den die Verteidiger der Thermopylen für einen Triumph des ausdauernden Widerstands ansehen konnten, hatten die Admiräle bei Artemision in einer ganz anderen Stimmung verbracht.²⁰ Eine nach der anderen mußten sie mehrere unangenehme Überraschungen erleben. Die persische Flotte war nicht etwa fast ganz untergegangen, wie die Optimisten unter den Griechen gehofft hatten, sondern sie war offenbar durchaus noch präsent. Der Sturm hatte sie zwar schlimm in Mitleidenschaft gezogen, aber den ganzen frühen Nachmittag über hatten die Griechen mit wachsender Verzweiflung beobachten können, wie sich ein Flottenverband nach dem anderen schleppend an Skiathos vorbeischoß, die Spitze der Halbinsel Magnesia umrundete und sich an dem Ufer in Stellung brachte, das Artemision gegenüberlag. Nie zuvor hatte einer von ihnen das Meer so schwarz vor Schiffen gesehen. Selbst nachdem der verheerende Sturm seinen Zoll gefordert hatte, konnten die Perser noch annähernd 800 Trieren aufbieten, mit denen sie die Flotte der verbündeten Griechen an Zahl um fast das Dreifache übertrafen. Nicht einmal der Zufall, daß eine Gruppe von 15 feindlichen Schiffen sich in den Bereich ihrer Stellungen

verirrte und sie ihre Mannschaften gefangennehmen konnten, hatte wesentlich zu ihrer Ermunterung beigetragen.

Jetzt, da sie die persische Flotte auf eine Entfernung von nur zehn Meilen über das offene Meer vor sich sahen, gab es viele, die sich für einen zweiten Rückzug aussprachen, noch bevor die Barbaren ihre Schäden repariert hätten. Diese Stimmen waren immer lauter geworden und hatten zur Bestürzung der Leute von der Insel beigetragen, die die Aussicht, daß man sie den vorrückenden Persern ausliefern würde, bereits vorher sehr beunruhigt hatte. Bald hatten sie in höchster Aufregung eine Gesandtschaft zunächst an Eurybiades und dann, nach dessen Ablehnung ihres Ersuchens, an Themistokles geschickt, um die Verbündeten zum Bleiben zu bewegen. Obwohl Themistokles ebenso entsetzt über das Vorhaben war, Artemision zu räumen, wie die Euböer selbst, hatte er dennoch ohne jeden Skrupel eine unauffällige Belohnung für seine Dienste verlangt. Nachdem er das meiste davon für sich zur Seite gelegt hatte, benutzte er den Rest dazu, Eurybiades die Hand zu schmieren. Das war wohl kaum die Art, wie Leonidas seinen Leuten den Rücken stärkte, aber es war genauso effektiv. Eurybiades und die anderen Flottenführer stimmten pflichtgemäß zu, daß die griechische Flotte in Artemision bleiben und die Stellung halten sollte.

Aber kaum hatte das Oberkommando diesen Beschluß gefaßt, geriet es von neuem in Panik. Es war am späten Nachmittag, zu ungefähr derselben Zeit, als die Unsterblichen gegen die Heißen Tore vorrückten. Die persischen Flottenabteilungen inszenierten gerade mit allem Aufsehen, das sie erregen konnten, eine einschüchternde Parade ihrer Kräfte an der gegenüberliegenden Küste, als die Griechen einen griechischen Deserteur der feindlichen Flotte, einen gewissen Skyllias, aus dem Wasser fischten. Er war ein gelernter Taucher und behauptete, die 15 Kilometer bis Artemision unter Wasser geschwommen zu sein. Die Neuigkeiten, die er mitbrachte, waren glaubhafter als seine Prahlerei, und reichten völlig aus, um das Blut der Admiräle gefrieren zu lassen. Während der Hauptteil der Flotte instandgesetzt wurde, so berichtete Skyllias, habe der Feind 200 noch seetüchtige Schiffe ausgeschickt, die ungesehen an der Ostküste Euböas entlangfahren, die Südspitze umrunden und dann an der Westküste zurückfahren sollten. Damit tauchte das schlimmste Schreckensbild wieder auf, das die Griechen sich ausgemalt hatten: daß sie eingeschlossen werden könnten und sich auf beiden Seiten einem Feind gegenübersehen würden, der ihnen den Fluchtweg abschnitt. Das

wäre mit Sicherheit ein tödliches Verhängnis, und dennoch bedeutete die Neuigkeit des Skyllias, wie Themistokles schnell einwandte, so sehr Gefahr wie eine günstige Gelegenheit. Man solle eine größere Abteilung der Flotte bei Artemision als Abordnung in die Meerenge zwischen Euböa und dem Festland schicken und im Vertrauen auf die Götter hoffen, daß die Schiffe, die die Küsten Attikas bewachten, die 200 persischen Schiffe verfolgen würden, sobald sie sie bemerkten. Dann könnten es die Barbaren sein, die nun ihrerseits in der Falle saßen.

Das war natürlich ein sehr riskantes Spiel, aber die Griechen hatten kaum eine andere Wahl, als gelegentlich auf ihren Wagemut und ihr Glück zu vertrauen, wenn sie sich auch nur die geringsten Hoffnungen machen wollten, die vordringenden Perser aufzuhalten. Es wurde sogleich beschlossen, »aufzubrechen und den Schiffen entgegenzufahren, die den Befehl hatten, um die Insel herumzusegeln«. ²¹ Da es von entscheidender Bedeutung war, daß die Barbaren an der Küste gegenüber nichts von der Verringerung der Flotte bei Artemision bemerkten, konnte sich die Abteilung natürlich erst nach Einbruch der Dunkelheit auf den Weg machen, und auch das nur, nachdem die Griechen so überzeugend wie möglich gezeigt hatten, daß sie keineswegs gewillt waren, ihr Heil in der Flucht zu suchen. Sie fuhren also wagemutig von ihren Stellungen auf die offene See hinaus und forderten die Perser dadurch zum Angriff heraus. Die Perser, im Vertrauen auf ihre erdrückende Überzahl und die besseren Fähigkeiten ihrer Mannschaften, griffen auch tatsächlich an. Als die Sonne schon allmählich hinter den Bergen verschwand, stürmte ihre Flotte kampfbereit über die offene Fläche der Meerenge heran, um die sehr viel schmalere Front der Griechen zu überwältigen, zu umfassen, zu erdrücken und damit dem Krieg ein sofortiges Ende zu setzen. Aber die Griechen hatten diese Taktik vorausgesehen und ein Manöver geplant, das geeignet war, ihr zu widerstehen: Sie bildeten einen Kreis, bei dem jeder Rammbug ihrer Schiffe wie der Stachel eines fest eingerollten Igels nach außen gerichtet war, und dann schossen sie plötzlich vor und griffen an. Die Perser fanden im anschließenden Nahkampf keine wirksame Technik, die überlegene Geschwindigkeit und Beweglichkeit ihrer Schiffe zu nutzen. Etwa 30 persische Schiffe wurden erobert, und als die sinkende Dämmerung über dem Ägäischen Meer das Kampfgeschehen schließlich unterbrach, waren es die Griechen, die zu ihrem eigenen Erstaunen und ihrer Freude den Anspruch auf diesen Etappensieg erheben konnten. Offenbar waren die persischen Gegner, die man für so überlegen in der Seekriegsfüh-

rung hielt, am Ende doch angreifbar und zu besiegen. Für die Mannschaften, die eine gefährliche Reise in die Nacht vor sich hatten, konnte man sich keine bessere Ermutigung vorstellen.

Doch dann geschah das Unvermeidliche: Ein Sturm brach los. Während der Regen auf die Schiffe der griechischen Flotte niederprasselte, machten die vom Südosten her über die kahlen Strände von Artemision heulenden Winde jede Aussicht auf eine mitternächtliche Abfahrt zunichte. Doch zum Glück für die verbündeten Griechen beschränkte sich der vom Sturm angerichtete Schaden nicht auf diesen einen Umstand. Bald begannen Wrackteile von der abendlichen Schlacht die Meerenge in nördlicher Richtung auf die feindlichen Stellungen zu treiben, wo sie die Ruder der Patrouille fahrenden Schiffe behinderten und die Ankerplätze mit auf den Wellen tanzenden Trümmern und Leichen verstopften. So war es nun an den Persern, im Kampf mit einem neuerlichen Sturm, während sie noch ihre Wunden von der unerwarteten Niederlage gegen die Griechen leckten, in Panik zu verfallen, »und sie glaubten fest, sie müßten in ihrem Unglück, in das sie geraten waren, schließlich ganz umkommen.«²² Wie sich herausstellen sollte, waren ihre Befürchtungen übertrieben: Die Häfen, in denen die Flotte Schutz gesucht hatte, waren geeignet, sie vor den schlimmsten Folgen des Sturms zu bewahren. Für die 200 Schiffe, die nach Süden zur Umfahrung Euböas ausgesandt worden waren, gab es aber keine solche Zuflucht, denn die schroffe Ostküste der Insel mit ihren steilaufragenden Felsen und Klippen war ein miserabler Ort, um einen Sturm auszuhalten. »Wind und Regen überfielen sie«, wie man berichtete, und die Schiffe, die »nicht wußten, wohin sie trieben«, zerschellten an einer bekannt verhängnisvollen Stelle, die man die »Hohlen Klippen« nannte. Ob nun wirklich alle Schiffe verlorengingen, wie die Griechen später triumphierend behaupteten – dieser Sturm jedenfalls hatte ihrer Mission mit Sicherheit ein Ende bereitet.²³

Am folgenden Nachmittag trafen Berichte von dem Schiffbruch der Perser bei Artemision ein. Die griechischen Flottenführer waren nun überzeugt, daß ihnen der Rückzug nicht abgeschnitten werden konnte, und sie atmeten erleichtert auf. Allerdings wollten sie auf keinen Fall ihre bisherige Position aufgeben. Die Aussicht, die Verteidigungslinie halten zu können, erschien plötzlich so rosig, wie sie noch am Tag zuvor düster ausgesehen hatte. Von allen Seiten kamen gute Neuigkeiten: Aus Athen trafen 53 neue Schiffe zur Verstärkung ein; bei einem abendlichen Ausfall konnten sie eine Abteilung kilikische Schiffe vernichten; der Verbindungsoffizier Abronichos brachte die

Nachricht, daß Leonidas und seine Männer einen zweiten Tag lang heftigsten Angriffen an den Thermopylen widerstanden hatten. Wenn der Großkönig nicht in der Lage war, bald einen Durchbruch zu erzwingen, war seine Armee dem Hunger ausgeliefert. Die zum Kampf geeignete Jahreszeit war schon fortgeschritten, und die Barbaren waren weit von ihrer Heimat entfernt. Wenn die Griechen eine Niederlage vermeiden und die Perser in Schach halten konnten, dann war das für sie schon ein ausreichender Sieg.

Aber die eigentliche Bewährungsprobe für die Flotte der Verbündeten und ihre Fähigkeit, den Feind abzuwehren, sollte erst noch kommen. Die Perser waren verzweifelt bemüht, die ihnen verbliebenen Schiffe wieder vollkommen seetüchtig zu machen. Sie hatten noch nicht versucht, den wichtigsten Punkt in der gesamten griechischen Verteidigungslinie anzugreifen, der den Weg zu den Thermopylen endgültig freigemacht hätte: die Meerenge zwischen Euböa und dem Festland. Als der dritte Tag der Schlacht anbrach, konnten die Griechen auf ihrem Beobachtungsposten bei Artemision kaum Zweifel daran haben, daß die Entscheidung nun endlich bevorstand. Alle Abteilungen der feindlichen Flotte – Phönizier, Ägypter, Ionier – begannen sich in den offenen Gewässern der Meerenge dicht bei dicht zu sammeln. Nach all den Scharmützeln und Scheingefechten sollte es nun zum ersten richtigen Frontalangriff der Seestreitkräfte des Großkönigs auf die griechischen Stellungen kommen. Männer, die erst vor wenigen Monaten – oder im Falle der Plataier erst vor wenigen Wochen – zum ersten Mal auf einer Ruderbank gesessen hatten, ruderten nun hinaus auf die See, um dem Feind den Weg abzuschneiden, und boten alle Kräfte zum Kampf auf.

Die griechische Flotte war nicht so beweglich wie die der Feinde. Nachdem die Griechen die Meerenge gesperrt hatten, entschlossen sie sich, auf die Perser zu warten und sie zum Angriff zu zwingen. Die Ruderer saßen gebückt auf ihren hölzernen Bänken, ihre Knöchel waren weiß vom festen Griff um die Ruder, sie rümpften die Nase in dem überwältigenden Gestank von Schweiß und Kot. Gespannt lauschten sie, um neben dem Knarren der Planken, dem Gurgeln und Rauschen des Wassers und den nervösen Stimmen ihrer Kameraden die heranrollende Flutwelle der Schlacht zu hören. Schon bald erhob sich ein Geschrei der Marinesoldaten an Deck: die Barbaren kamen näher. »Eine riesige Menge von Schiffen, Schmuck und leuchtende Farben der dekorierten Schiffsschnäbel, höhnisches Geschrei, barbarische Kampfgesänge«²⁴ – so konnte man die vorrückenden Perser sehen und hören, wie sie sich über die

ganze Breite der Meerenge auffächerten. Die Wirkung des heranwogenden Angriffs war verheerend. Den ganzen Tag lang kämpften die Griechen verzweifelt, um den Feind in Schach zu halten, »und die eine Partei ermahnte sich, den Feind nicht nach Griechenland hineinzulassen, die andere, die Streitmacht der Griechen zu vernichten und den Durchgang zu erzwingen«.²⁵ Obwohl die Griechen böse zugerichtet wurden, gelang es ihnen irgendwie doch, die Meerenge weiter zu sperren, wenn auch mit knapper Not. Zahlreiche Schiffe wurden versenkt oder gekapert, und diese Verluste konnte die kleinere Flotte der Verbündeten nur schwer verkraften. Viele andere waren nicht mehr kampftüchtig. Auf seiten der Athener, die während der gesamten Schlacht den Löwenanteil der feindlichen Angriffe ausgehalten hatten, war genau die Hälfte der Flotte außer Gefecht gesetzt. Die Aussichten, auch am nächsten Tag noch die Meerenge zu verteidigen, waren gering. Traurig und niedergeschlagen begannen die Griechen die Trümmer der Schlacht einzusammeln und die Wrackteile am Strand aufzustapeln – als Scheiterhaufen zur Verbrennung der Toten. Die Flottenkommandanten berieten inzwischen mit besorgten Mienen, die von den Totenfeuern beleuchtet wurden, was als nächstes zu tun sei. Inzwischen hatten die Bewohner der Insel, die den erbärmlichen Zustand der griechischen Flotte gesehen und schon ihre eigenen Schlüsse über die weiteren Aussichten gezogen hatten, ihre Herden an die Küste getrieben, weil sie hofften, die Tiere könnten bei einer möglichen Evakuierung mitgenommen werden. Themistokles gab zu, daß Artemision tatsächlich aufgegeben werden müsse. Da er nicht wollte, daß seine schon von der Schlacht erschöpften Mannschaften mit leerem Magen durch die Nacht rudern mußten, ordnete er an, das Vieh über dem Feuer zu rösten.

Und doch war die Stimmung am Strand der vielen Feuer bei aller Erschöpfung und Enttäuschung nicht völlig verzweifelt. Die Griechen hatten der Armada des Großkönigs in offener Schlacht die Stirn geboten – und sie hatten es überlebt. Große Taten waren vor Artemision vollbracht worden, und nicht alle waren nur dem Sturm zu verdanken. Die Flotte der Verbündeten blieb in ihrer Kampfkraft erhalten, und ein Rückzug, sofern es dazu kommen sollte, hatte strategischen Charakter und sollte in geordneten Bahnen verlaufen. Aber man konnte keine endgültige Entscheidung darüber treffen, bevor neue Nachrichten von den Thermopylen eintrafen, denn das gemeinsame Vorgehen mit Leonidas und seiner Truppe blieb der wesentliche Punkt der ganzen Kampagne. Und niemand in der Flotte wußte, was dort geschehen war. Als die Abend-

dämmerung der Nacht wich, konnten die Flottenführer nichts anderes tun als abzuwarten. Mit knirschenden Schritten gingen sie am Strand auf und ab, atmeten die schwere Luft, in der sich der Geruch von gebratenem Rindfleisch und verbrannten Menschenleichen vermischte, und richteten ihre Blicke über die Meerenge auf die entfernten Lichter der persischen Stellungen. Sie warteten darauf, daß Abronichos seinen täglichen Bericht vom Spartanerkönig brachte.

Sein kleines Schiff kam diese Nacht rechtzeitig vor Artemision an. Die Seeleute saßen noch um ihre Lagerfeuer und waren mit ihrer Mahlzeit beschäftigt. Die Schiffe waren noch nicht bereit zur Abfahrt. Im Lager herrschte keine Krisenstimmung. Aber ein einziger Blick in das Gesicht des Abronichos genügte, als er durch das flache Wasser heranstolperte, und alles wurde anders. Jeder, der ihn sah, wußte, noch bevor er sprach, daß an den Thermopylen etwas Schreckliches geschehen war.

Königliches Abendessen und spartanisches Frühstück

Auch wenn der Großkönig in einer staubigen Ebene am Ufer des rauhen Meeres und in einem fernen, wilden Land festsaß, war er immer noch der Mittelpunkt, um den sich alles in seinem Weltreich drehte. Da Xerxes den Kriegszug gegen Griechenland nicht von Persepolis aus leiten konnte, hatte er ganz einfach angeordnet, daß Persepolis mit ihm nach Griechenland kam. Jeden Abend und überall, wo der Großkönig haltmachte, sollten Diener eilfertig ganze Gepäckberge von langen Esel- und Kamelkarawanen abladen, einen riesigen Platz einebnen und darauf ein Zelt errichten, das so prachtvoll war, daß es fast jeden Palast in den Schatten stellte. Da die persischen Könige von jeher ruhelos waren und je nach Jahreszeit von Residenz zu Residenz zogen, wußten die Techniker mit ihrer langen Erfahrung in der Organisation königlicher Überlandreisen ganz genau, wie sie größtmöglichen Luxus vorbereiten konnten. Infolgedessen war selbst in der kargen Umgebung des Zugangs zu den Thermopylen die Würde der Herrschers nie bedroht, und der Herrscher war umgeben von Teppichen und Kissen, von ledernen Zeltplanen und farbenfrohen Wandbehängen. Eine lange Reihe von Räumen lag vor den königlichen Gemächern, und an jedem Zugang waren Unsterbliche als Wache aufgestellt,

um jeden Mordversuch eines Eindringlings zu verhindern, der vielleicht einst zur Krypteia gehört hatte.* Der Gegensatz zu den Verhältnissen an den Thermopylen selbst hätte kaum drastischer sein können: Während Leonidas gezwungen war, inmitten von Gestank und Fäulnis zu lagern, konnte der Großkönig die Schlacht vom wohlriechenden und kühlen Inneren seines Thronsaals aus leiten. Oder bei Nacht konnte er sich im Bestreben, gut bei Kräften zu bleiben, auf ein Sofa mit silbernen Füßen zurückziehen, und die Decken hatte ein spezieller Bettmacher für ihn aufgeschlagen. Er hatte einen Sklaven, der sich darauf verstand, »Leintücher schön und weich zu machen, denn die Perser waren das erste Volk, das dies für eine Kunst hielt«. ²⁶

Da die Griechen sich an jedem Strohalm festhielten, sahen sie einen solchen Aufwand bei der Kriegsführung für ein Zeichen der Verweichlichung an. Das war ein aufschlußreicher Hinweis auf ihren eigenen Mangel an gehobener Lebensart. Xerxes hatte als junger Mann zahlreiche Beispiele seines persönlichen Muts gegeben, aber er hatte nicht die geringste Absicht, sein Leben zu diesem Zeitpunkt in der Schlacht aufs Spiel zu setzen. Ein gewaltiges Heer und eine große Flotte blickten auf ihn als Befehlshaber, und er hatte einen Feldzug von bisher ungekannter Schwere zu leiten. Das königliche Zelt erschien wohl riesig, aber das mußte es auch sein, um Platz für das Nervenzentrum einer Weltmacht zu bieten. Wie sonst in Persepolis war der Großkönig auch auf seiner Marschroute zu den Thermopylen durchaus nicht abgeneigt, Rat zu suchen, denn er wußte, daß der weiseste Herr der ist, der den besten Nutzen aus seinen Sklaven zieht. Offensichtlich hatte Xerxes, dessen Untergebene es selten an Gehorsam und Mut fehlen ließen, eine starke Begabung dafür, Hingabe und Treue bei ihnen zu erwirken. Er trug nicht umsonst einen Namen, der in seiner Sprache bedeutete, daß er ein Mann war, »der über Helden gebietet«.

Die Gefolgschaft des Großkönigs war also nicht weniger als die Spartaner durch harte Disziplin gestählt. Das Protokoll war selbst auf einem Feldzug und auch für Helden streng und unantastbar. Wie unerbittlich der Sturm

* Es ist möglich, daß ein solcher Versuch unternommen wurde. Mehrere Quellen berichten, daß Leonidas am Vorabend des letzten Widerstands der Spartaner einen Überfall auf das Zelt des Großkönigs unternommen habe und getötet worden sei. Es ist unklar, was man von diesem Bericht halten soll, da doch Leonidas mit Sicherheit in der Schlacht fiel; vielleicht weist er auf die fehlerhafte Überlieferung einer gescheiterten Mission eines Mordversuchs an Xerxes hin. Zur Krypteia vgl. oben Kap. 3.

auch um das Zelt wüten mochte oder wie alarmierend die Nachrichten von der Front auch tatsächlich waren, der Großkönig saß in der gewohnten Pracht auf einem Thron aus purem Gold und hielt Kriegsrat, ganz als ob er in Persepolis den Vorsitz führe. Nur in dem Ausmaß, wie der Herrscher Fremden Gehör schenken mochte, wirkten sich die völlig andersartigen Umstände an den Thermopylen auf den Verlauf des Rates aus. Obwohl die Spitzenstellungen in der militärischen Führung mit den Verwandten und Freunden des Großkönigs besetzt waren, gehörten doch nicht alle, die vor das Angesicht des Herrschers zu treten die Ehre hatten, zum Volk der Perser. Da gab es zum Beispiel zwei Söhne des Datis, die an der Spitze der Reiterei standen; außerdem war Damaratos anwesend, der wichtigste Ratgeber in allen griechischen Angelegenheiten. Als Xerxes wiederholt seine Truppen gegen die Thermopylen schickte, um immer wieder erste Anzeichen eines Nachgebens bei den Verteidigern des Passes zu suchen, befragte er zur gleichen Zeit den abgesetzten König sehr eindringlich, um Einsichten in die Seelenlage der Spartaner zu gewinnen. Überwältigende Truppenstärken und genaue Erkundung der örtlichen Verhältnisse waren, wie schon immer, das doppelte Kennzeichen der persischen Kriegsführung. Diese beiden Vorteile hinreichend miteinander zu verbinden und ein Problem zu lösen, wie es die Verteidiger der Thermopylen darstellten, war eine Herausforderung, die nur im Zelt des Großkönigs ihre Antwort finden konnte, wo Prinzen des königlichen Hauses, Spione, Strategen und griechische Überläufer alle zusammen vorgeladen wurden, damit man ihre Berichte und Beurteilungen der Lage zu einem Gesamtbild zusammenfügen konnte.

Obwohl Xerxes über die erfolgreiche Verteidigung der »Heißen Tore« durch die Griechen höchst aufgebracht war, ließ er sich nicht entmutigen, sondern zog seine Informanten zu Rate, stellte Berechnungen an, gab Befehle und verlor die Geduld nicht. Als Herrscher über ein Bergvolk war er kaum überrascht, daß man einen schmalen Paß gegen einen Frontalangriff durchaus halten konnte. Die Syrischen Tore zum Beispiel, durch die sich Datis und sein Heer auf dem Weg nach Marathon geschlängelt hatten, waren mit sehr viel beeindruckenderen Verteidigungsanlagen gespickt als die Thermopylen. Das war ein Nadelöhr, an dem der Vormarsch auf der Königsstraße im Notfall jederzeit unterbrochen werden konnte. Doch selbst wenn »ein natürliches Tor den von menschlicher Erfindungsgabe errichteten Hindernissen zur Verteidigung ganz und gar entspricht«, ²⁷ wird es doch notwendigerweise immer, wie die per-

sischen Soldaten sehr wohl wußten, einen tödlichen Schwachpunkt aufweisen: Es gab nur wenige Schluchten, die nicht irgendwie über einen Höhenpfad umgangen werden konnten. Die Syrischen und Kilikischen oder auch die Persischen Tore waren allesamt verletzlich und konnten auf Bergstraßen überwunden werden. Warum nicht auch die Thermopylen?

Als die Griechen allen Truppen standhielten, die frontal gegen ihre Stellung geworfen werden konnten, wurde diese Frage von Stunde zu Stunde drängender. Es kann kaum ein Zweifel bestehen, daß die persischen Kundschafter schon vor der Ankunft des Großkönigs über die Hänge des Oita und Kallidromos ausgeschwärmt waren, um die Beschaffenheit des Landes genau in Augenschein zu nehmen, und den dort ansässigen Bauern auf der Suche nach ortskundigen Führern Gold unter die Nase hielten. Niemand hatte sich gemeldet: Die Ortschaft Trachis, hoch über dem schmalen Einschnitt der nahegelegenen Schlucht des Flusses Asopos mit ihren vielen Felsblöcken, stand dem Großkönig in offener Feindschaft gegenüber, und die meisten Bewohner waren entweder in die Berge oder zu Leonidas geflüchtet. Einige waren aber noch dort, und alles, was man brauchte, war ein einziger Grieche, der sich von dem prunkvollen Schauspiel des Großkönigs so einschüchtern ließ, daß er nachgab. Und auf Prachtentfaltung verstand sich natürlich der Großkönig aufs Beste und unübertrefflich.

Insbesondere befand sich da mitten im ausgedehnten feindlichen Lager das besagte Zelt des Xerxes, über dem die Standarte des persischen Reichs mit den majestätisch flügelschlagenden Adlern flatterte. Das war nicht nur ein einfaches Hauptquartier dieses Feldzugs, sondern dank seinem bis in die letzte Einzelheit genau nachgeahmten Stadtplan der Residenz Persepolis war es ein mobiles Lehrstück königlicher Machtvollkommenheit. Es war darauf angelegt, die Griechen, die so unwissend waren, wie es nur Wilde am äußersten Rande der Welt sein konnten, zu blenden, einzuschüchtern und aus ihrer bedauerlichen Unwissenheit aufzuschrecken. Demaratos hatte, als er versuchte, Xerxes die Bedeutung der Gesetzgebung des Lykurg zu erklären, ganz einfach versichert, daß die Spartaner sie »viel mehr fürchten als deine Untertanen dich«.²⁸ Der König aber »zürnte ihm nicht«, sondern lachte nur und »entließ ihn in Gnaden«.²⁹ Vielleicht war der sonderbare Provinzialismus eines heimwehkranken Verbannten ein zu pathetischer Witz, um beim Herrscher einer Weltmacht Ärger auszulösen. Und weil die Spartaner ein Volk waren, das gewagt hatte, die Abgesandten seines Vaters zu töten, und seinen König Leonidas mit

nur 300 Kriegern ausgeschiedt hatte, um dem ganzen persischen Heer die Stirn zu bieten, war ihr Hochmut eine Tatsache, die Xerxes kaum in Zweifel ziehen konnte. Denn die Griechen, »sie neiden das Glück und hassen das Stärkere«,³⁰ Diese mit vernichtender, aber recht treffender Verachtung geäußerte Feststellung war das abschließende Urteil der persischen militärischen Führung zum Innenleben des Feindes. Aber dieselbe Beschreibung konnte einst auch für die Meder, Babylonier oder Ägypter gelten – und alle diese alten Völker waren doch gründlich eines Besseren belehrt worden.

Daß der Großkönig es für eine heilige Pflicht angesehen hatte, Europa die Augen zu öffnen und von seiner Zukunft in einer neuen Weltordnung zu überzeugen, konnte man aus dem gemäßigten Tempo seines Vormarschs vom Hellespont her entnehmen. Das hatte dazu geführt, daß er verhängnisvoll spät in der zur Kriegsführung geeigneten Jahreszeit an den Thermopylen angekommen war. Aber Xerxes hatte es doch für wichtig gehalten, seine neuen Untertanen ganz genau von der Art der Unterwerfung zu unterrichten, die sie ihm schuldeten. Während eine stete Folge von Paraden, Regatten und Pferderennen die Macht des Königs immer wieder in ihrem weltumspannenden Ausmaß zur Schau getragen hatte, wurde zugleich deutlich gemacht, welchen Beitrag die lokalen Bevölkerungen selbst zu dieser Pracht leisten mußten und welche Art der Ergebenheit sie ihrem Herrscher mit dessen gnädigster Erlaubnis unter Beweis stellen durften. Den Winter über war jede Stadt auf dem Wege des Heerzuges angewiesen worden, ein Fest auszurichten, das eines Königs würdig war. Monatelang hatten die lokalen Bewohner nichts anderes getan, als in größter Aufregung über Speisenfolgen nachzudenken. Die Aufgabe, ein Festessen vorzubereiten, das dem luxuriösen Überfluß von Persepolis entsprach, hätte jedem Gastgeber Kopfzerbrechen bereitet, aber das war fast die geringste aller Verpflichtungen. Man mußte auch die Soldaten des Großkönigs ernähren, außerdem seine Pferde, Maultiere und Kamele. Holz für die Herdfeuer der königlichen Köche mußte beschafft werden. Die Trinkgefäße an der königlichen Tafel mußten aus Silber und Gold gefertigt sein, die Tischtücher vom feinsten Leinen und die Decken und Teppiche aus den weichsten und prunkvollsten Materialien, die die bedrängte Bürgerschaft sich leisten konnte. Und es bestand auch keine Aussicht, daß man all das verkaufen und sich auf diese Weise einen Teil der Kosten zurückholen konnte, wenn die Dinge einmal benutzt worden waren, denn die Perser waren nach Art der schlimmsten Hausgäste gewohnt, die gesamte Ausstattung einzupacken, und »nichts blieb zu-

rück, alles schafften sie fort«. ³¹ Da war es kein Wunder, daß ein armer Kerl, der bei der »Ehre« der Bewirtung des königlichen Heeres alle Federn gelassen hatte, seine Mitbürger dazu aufrief, den Göttern zu danken, »daß König Xerxes nicht zweimal am Tag ein Mahl zu halten pflegt«. ³²

Ebenso war es nicht erstaunlich, daß der makedonische König Alexander im vorangegangenen Monat Mai angesichts der Möglichkeit, daß ein griechisches Truppenkontingent sich zur Blockierung des Tempetals an der südlichen Grenze seines Königreichs einnistete, eine aufgeregte Botschaft an sie gesandt und ihre Befehlshaber gewarnt hatte, daß ihre Stellung nicht zu halten war. Damit hatte er natürlich völlig recht, und die Griechen selbst hatten bereits begonnen, das einzusehen. Aber die Sorge um die Sicherheit der Truppen war vom Standpunkt Alexanders aus nur eine nebensächliche Frage. Seine Hauptsorge war vielmehr, sicherzustellen, daß die persische Armee möglichst kurze Zeit in Makedonien blieb. Als Vasall des Königs der Könige nahm Alexander schmerzlich zur Kenntnis, daß sein Herr das gesamte Reich als seine Speisekammer betrachtete. »Die verschiedenen Delikatessen der Länder, über die er gebot, und von all dem die ausgewähltesten Früchte« ³³ standen ihm zu, sie waren ein Tribut, der zum alleinigen Genuß am Tisch des Königs bestimmt war und eingezogen wurde. Die Feste, die von den Menschen an der Marschroute des Xerxes mit soviel Aufwand und Schmerz mühsam ausgerichtet worden waren, durften nicht etwa als die Gabe derer gelten, die sie ermöglicht hatten, sondern galten als großzügiges Geschenk, das der Großkönig selbst seiner Gefolgschaft gewährte: ein »Königsmahl«. Beiläufig berichtete man auch, daß Xerxes alle griechischen Spezialitäten zurückgewiesen habe und sie fortzunehmen befahl, sooft sie aufgetragen wurden; nur das Beste vom Ertrag des Landes seiner eigenen Untertanen durfte an die Lippen des Königs gelangen. Es war noch Zeit genug für attische Feigen, sobald Xerxes Athen erobert hatte.

Die Aussicht, daß sein Heer Hunger leiden könnte oder – ein schrecklicher Gedanke – die königliche Tafel selbst leer bleiben könnte, war demnach eine kritische Situation, deren Bedeutung weit über den Bereich der einfachen Versorgungsprobleme hinausreichte. Die Grundlagen des Stolzes des persischen Reichs waren damit in Frage gestellt. Wenn man den Großkönig seiner Nahrung beraubte, konnte das den Anfang vom Ende bedeuten. Es war nicht leicht, eine bürokratische Organisation zu schlagen, deren Aufmerksamkeit für Einzelheiten so weit ging, daß sie regelmäßig Reisedokumente für Enten aus-

stellte. Insbesondere für eine Krisenlage, wie sie sich an den Thermopylen zusammenbraute, hatte man umfangreiche Vorbereitungen getroffen. Wasservögel wurden mit Sicherheit ebenso im königlichen Troß mitgeführt wie unzählige andere Delikatessen, an die der königliche Gaumen gewöhnt war: Akanthusöl aus Karmanien, Datteln aus Babylon oder Kümmel aus Äthiopien. Selbst das Trinkwasser für den Großkönig hatte man in großen Gefäßen von einem Fluß in der Gegend von Susa herangeschafft.

Doch trotz allem war der Versorgung mit Zutaten – und besonders mit frischen Zutaten – eine Grenze gesetzt, die auch für die unvergleichlichen persischen Spezialisten des Nachschubs galt. Am sechsten Tag des erzwungenen Halts an den Thermopylen wurde die Lage außerhalb der goldenen Schranken des königlichen Zelts in den gedrängten Reihen der normalen Truppen ernst. Besonders der große Appetit der Perser machte sie wenig geeignet, sich den Gürtel enger zu schnallen. Die Griechen, die daran gewöhnt waren, nur das Fleisch von Tieren zu essen, von denen man zuvor den Göttern einen Anteil geopfert hatte, erzählten unglaubliche Geschichten von den Gelüsten der Feinde nach Fleischspeisen. Ein Perser, behauptete man, würde nicht zögern, aus Anlaß einer Geburtstagsfeier einen ganzen Esel zu braten oder sogar, wenn er besonders wohlhabend war, ein ganzes Kamel. Soldaten im Felde versorgten sich regelmäßig mit »Ochsen, Eseln, Hirschen, kleineren Tieren, Straußvögeln, Gänsen und Hähnen«³⁴ als ihrem alltäglichen Recht. Die Gegend am Zugang zu den Thermopylen war auch in den besten Zeiten nicht gerade sehr reich an Straußvögeln gewesen und erwies sich daher von kulinarischer Seite her als ein enttäuschendes Gelände für die Männer im Heer des Großkönigs. Obwohl die persischen Köche berühmt waren für ihre Erfindungsgabe bei ihren Rezepten, konnten sie inmitten völlig abgeernteter und brachliegender Felder kaum ein reiches Mahl herbeizaubern.

Doch obwohl Xerxes sehr besorgt war über die knurrenden Mägen seiner Soldaten, wußte er doch sehr genau, daß es Leute gab, die es noch viel schlimmer kniff. Die Anwesenheit der persischen Armee an der Schwelle zu ihrem Land drohte die örtlichen Landbesitzer zu ruinieren. Da die Verantwortung für diesen bedauerlichen Zustand eindeutig bei Leonidas und seinem lästigen kleinen Truppenkontingent lag, war der nächstliegende und in der Tat einzige Weg für die lokale Bevölkerung, sich bitterste Not zu ersparen, daß sie dem Großkönig half, die Thermopylen von diesem Hindernis zu befreien. Wenn es trotz der augenfälligen königlichen Unbesiegbarkeit bisher nicht gelungen war,

einen ortskundigen Führer zu finden, dann mochte, so fragte sich Xerxes, am Ende doch sicher das Eigeninteresse Erfolg haben?

Und so war es auch, als nach all dem Staub und der Enttäuschung in zwei Tagen harter Kämpfe die griechische Neigung zum Dolchstoß der persischen Führung zu Hilfe kam. Fast eine Woche lang hatte die persische Armee vor den Thermopylen gelegen, und jetzt endlich wurde ein unterwürfiger und beflissener Spion ins königliche Zelt geführt. Er trug den Namen Ephialtes, stammte aus der Ebene, in der das persische Heer lagerte, und er setzte schließlich die Perser, die ihn befragten, in Kenntnis, daß der Kallidromos in der Tat ein Geheimnis besaß. »In der Hoffnung auf eine hohe Belohnung vom König verriet er den Fußpfad, der durch das Gebirge zu den Thermopylen führt«,³⁵ und er beging sogar bereitwillig den vernichtenden Verrat, den Eindringlingen als Führer zu dienen.

Die furchteinflößende Maschinerie des königlichen Heeres wurde sofort in ihre wohlorganisierte tödliche Bewegung versetzt. Obwohl es schon spät am Tag war, wurde jede weitere Verzögerung ausgeschlossen und der Aufstieg zum Kallidromos noch für dieselbe Nacht befohlen. Zudem wurde nicht die leichte Infanterie auf den Weg geschickt, von der Leonidas angenommen hatte, daß sie die einzige Truppe sei, die eine solche Bergpassage wagen konnte. Die Unsterblichen, die man im Hochland des Iran zu unerhörter Härte erzogen hatte, waren als Verband geradezu geschaffen für ein Abenteuer dieser Art. Nachdem sie sich am Vortag am Paß eine blutige Nase geholt hatten, gab es keinen einzigen unter ihnen, der nicht eine Gelegenheit zur Vergeltung begrüßte. Vor allem für ihren Befehlshaber hatte diese Mission einen besonderen Reiz. Hydarnes war der Sohn und trug denselben Namen wie der Mitverschwörer des Dareios, der 41 Jahre zuvor die Straße von Chorassan gegen ein gewaltiges Heer der Meder verteidigt hatte. Jetzt bot sich ihm die perfekte Gelegenheit, den Schlachtenruhm seiner Familie im Dienst des Sohnes des Dareios zu mehren – nicht indem er einen lebenswichtigen Paß hielt, sondern indem er ihn freikämpfte.

Bei Einbruch der Dunkelheit brach er mit seinen 10 000 Mann auf. Ihr Weg begann einige Kilometer westlich der Thermopylen und westlich von Trachis und der Asopos-Schlucht, und oberhalb dieser Schlucht verlief der Bergpfad.³⁶ In ihrem Rücken begannen bereits Lagerfeuer in der Ebene aufzuleuchten, als sie ihren Aufstieg begannen, aber bald war das Lager außer Sicht. Zum Glück war der Pfad so leicht begehbar, wie Ephialtes es angekündigt hatte, und der

schicksalsträchtige Vollmond des spartanischen Festes der Karneien übertraf selbst die hellen Sterne am wolkenlosen nächtlichen Augsthimmel an Leuchtkraft. Viele Stunden lang marschierten die Unsterblichen durch silbriges Licht und Schatten, wandten sich auf der breiten Ebene, die sich oberhalb der Felsen von Trachis erstreckte, nach links, stiegen in ein Tal hinab und überquerten den Fluß Asopos. Hier, am anderen Ufer, wurde der Weg schließlich steiler, aber noch immer konnten die Perser trotz der Belastung durch Schilde und Rüstung auf direktem Weg und ohne Kehren aufsteigen. Nach ungefähr einer Stunde erreichten sie den mit Eichen und Pinien bestandenen Rand einer weiteren breiten Ebene. Vor ihnen, jenseits von weiteren dichten Wäldern und grasbewachsenen Lichtungen dazwischen, führte der Pfad weiter in sanftem Anstieg aufwärts. Die Unsterblichen beschleunigten nun wieder ihre Schritte und begannen den Gipfel zu umrunden, der jetzt zwischen ihnen und den Thermopylen aufragte. Er stand noch zwischen ihnen und ihrer Sicht auf den östlichen Horizont. Aber allmählich konnten die marschierenden Perser, während die Sterne zu verblassen begannen, den heraufziehenden Morgen verspüren und vorausahnen, daß die Sonne mit dem Glanz der ewigen Schönheit des Ahura Mazda bald über den Thermopylen aufgehen werde. Der Abstieg wurde zunehmend flacher. Die Unsterblichen gelangten in einen Eichenwald. Aber während der Pfad vor ihnen bei jedem Schritt leichter begehbar wurde, blieb er auch weiterhin deutlich sichtbar, denn der Sturm hatte das Gewirr der Äste über den Marschierenden gelichtet. Die herbstlich trockenen Blätter raschelten unter ihren Füßen. Dann übertönte plötzlich ein Alarmzeichen das Knirschen und Trampeln von vielen tausend Füßen: ein metallisches Geräusch.

Als der Befehlshaber der Unsterblichen an den Rand des Waldes trat, sah er sich zu seiner Verblüffung einer Abteilung von Hoplitern gegenüber, die ihm den Weg abschnitten. Er hatte sie mit seiner Ankunft offensichtlich völlig überrascht, denn die Griechen waren noch dabei, ihre Rüstung anzulegen. Aber Hydarnes, der durch leidvolle Erfahrung gelernt hatte, die Spartaner nicht zu unterschätzen, wollte seine Revanche mit ihnen an den Heißen Toren ausfechten und nicht auf den Höhen oberhalb des Passes. Als nun Ephialtes auf das Fehlen der roten Waffenröcke und Mäntel bei den Feinden hinwies und seinem neuen Herrn versicherte, daß er sich nicht den Männern des Leonidas gegenüber sah, sondern den Soldaten einer anderen Stadt und wahrscheinlich Männern aus der Phokis, gab Hydarnes seiner Gefolgschaft sofort den Befehl zum Angriff. Die Unsterblichen spannten ihre Bögen und schossen wie gewohnt

eine vernichtende Salve von Pfeilen auf die sich formierende Phalanx ab. Da den Phokern das strategische Verständnis fehlte, das ihnen die Anwesenheit eines spartanischen Offiziers vielleicht hätte vermitteln können, und da sie überzeugt waren, daß die Barbaren ihren nächtlichen Marsch mit dem ausdrücklichen Ziel unternommen hatten, gerade sie zu vernichten, zogen sie sich in völligem Chaos auf die Spitze eines nahegelegenen Hügels zurück. Dort sammelten sie ihre Kräfte und wollten den letzten heroischen Widerstand leisten, aber sie erlebten nur, wie die Unsterblichen in tiefster Verachtung an ihnen vorbeistürmten und auf dem freigewordenen Weg weitermarschierten.

Als Hydarnes seinen Abstieg gegen die Heißen Tore begann, mußte er zu diesem Zeitpunkt annehmen, daß ihm ein phokischer Melder auf seinem Weg vorauseilte, um Leonidas zu warnen. Es ist kaum wahrscheinlich, daß ihn diese Überlegung sehr beunruhigte. Es mag sogar Teil der persischen Strategie gewesen sein, den Griechen eine Warnung ihres drohenden Untergangs zukommen zu lassen. Kurz vor Sonnenaufgang und vor dem Zusammentreffen der Unsterblichen mit den Phokern war ein Deserteur aus dem Lager des Großkönigs durch die Heißen Tore geschlüpft. Es handelte sich um einen Ionier, einen gewissen Tyrrhastides, der, wie er betonte, allein von der Sorge um seine griechischen Landsleute hierhergetrieben wurde. Vielleicht entsprach das der Wahrheit, aber so, wie er auftauchte, hat es mehr als nur den Anschein eines schmutzigen Tricks des persischen Geheimdienstes. Abgesehen davon, daß es kaum üblich ist, daß Ratten sich auf ein sinkendes Schiff begeben, weist der Zeitpunkt seines Eintreffens im Lager der Griechen alle Anzeichen einer sehr sorgfältigen Berechnung auf. Einerseits geschah es zu spät, um Leonidas eine Verstärkung der Phoker zu ermöglichen, andererseits konnte es ihn zugleich in der trügerischen Hoffnung bestärken, daß noch eine Chance zum Rückzug bestand. Natürlich war es genau das, was der Großkönig seinen Gegner Leonidas glauben machen wollte, denn wenn die Griechen sich entschlossen, beide Zugänge zu den Thermopylen gegen den aufgebotenen Zangengriff zu verteidigen, konnten sie den Paß noch tagelang halten. Wenn man sie aber auf dem Rückzug und sozusagen auf offener Straße angreifen konnte, wäre es für die persische Reiterei nicht die geringste Schwierigkeit gewesen, sie in Stücke zu hauen. Der Paß wäre dann frei gewesen, 5000 griechische Hopliten aus der militärischen Bilanz getilgt und der Triumph des Großkönigs komplett.

Aber würde Leonidas darauf hereinkommen? Der Oberbefehlshaber des grie-

chischen Bündnisses war verzweifelt bemüht, nicht seine gesamte Truppe zu verlieren, aber als spartanischer König war es auch seine heilige Pflicht, die Thermopylen nicht aufzugeben. Angesichts dieser Lage hatte er eine dritte Möglichkeit. Sobald sich die kommende Katastrophe aus der Untersuchung der Innereien einer geopferten Ziege bestätigt hatte, rief er die verzagt dreinblickenden Führer der übrigen Kontingente zum Kriegsrat zu sich. Erwartungsgemäß waren Verwirrung und Besorgnis bei diesem Treffen allgemein. Einige weigerten sich, einem Rückzug zuzustimmen, während andere forderten, sofort damit zu beginnen. Leonidas brachte den Aufruhr zum Schweigen und kündigte an, daß es die Absicht seiner eigenen Garde war, den Feind am Durchbruch zu hindern, wie viele Truppen auch immer gegen sie geworfen würden. Dann erlaubte er nicht etwa nur, sondern befahl dem Hauptteil der Armee sogar ausdrücklich, sich so schnell wie möglich zurückzuziehen, um ihnen eine Chance zu bieten, zu überleben und in späteren Tagen zu kämpfen. Die bekannt widerspenstigen Thespier weigerten sich, ihre Stellungen aufzugeben; dasselbe taten die loyal gebliebenen und mitkämpfenden Thebaner, denn da ihre Stadt sich nun mit Sicherheit den Persern anschließen würde, hatten sie außer der Aussicht, bei ihrer Rückkehr verbannt zu werden, nichts anderes mehr zu erwarten.³⁷ Leonidas befahl auch den Heloten, an den Heißen Toren zu bleiben, um den Spartanern bei ihren Vorbereitungen zur Schlacht zu helfen, als leichte Infanterie zu dienen und im Namen der Freiheit ihrer Herren zu sterben. Insgesamt waren es ungefähr 1500 Männer, die ihre vom Kampf gezeichneten und verbeulten Waffen in ihren klammen Fingern hielten und die ersten Sonnenstrahlen auf ihren Gesichtern spürten. Sie bemühten sich, ihre Gefühle nicht durch ihre Miene zu verraten, während sie ihre Kameraden dabei beobachteten, wie sie ihre Waffen zusammenpackten, das Lager verließen und sich nach Süden aufmachten – ganz gleich, ob sie nun Geringschätzung, Resignation oder Neid verspürten.³⁸ Ein allmähliches Verklingen des Geräuschs marschierender Soldaten, ein Verwehen des aufgewirbelten weißen Staubs in der Morgenbrise, und die kleine Schar der Verteidiger war im Dunst und in der Enge des Passes allein. Nichts, was die Ruhe hätte stören können, drang von den westlichen Hängen des Kallidromos herüber, die Hydarnes und seine Unsterblichen zu eben diesem Zeitpunkt gerade herabstiegen; nichts deutete darauf hin, daß die Barbaren sich näherten. Auch von der Seite des Westtors her war noch nichts zu bemerken. »Frühstückt gut«, riet Leonidas seinen Männern, »denn heute abend speisen wir im Hades.«³⁹

Auch im königlichen Zelt wurde inzwischen das Frühstück eingenommen, aber die Stimmung war ohne Frage sehr viel besser, auch entspannter: Xerxes war zwar bei Tagesanbruch aufgestanden, um der Sonne Trinkopfer darzubringen, aber er wollte doch Hydarnes die Möglichkeit geben, den Paß zu erreichen, bevor er seinen eigenen Angriff begann. Um 9 Uhr gab er seinen Generälen schließlich das Zeichen, und die gewaltige Masse seines Heeres begann vorzurücken. Noch bevor sie den Paß erreichten, schien der Gestank der Verwesung, den die schwirrenden Aasfliegen hörbar machten, in der Luft zu flimmern wie die Staubwolken und die Hitze. Als die Perser in die Enge der Heißen Tore hineinmarschierten, sahen sie wohl die verrenkten Glieder ihrer abgeschlachteten Kameraden vor sich mit ihren geschwollenen oder aufgeschlitzten Bäuchen, bleichen Leibern und den am Boden herumliegenden Gedärmen. Der Feind war auch sichtbar, denn die Griechen waren über die Mauer der Mittleren Tore gestiegen, statt dahinter zu bleiben, wie sie es in den zwei vorangegangenen Tagen getan hatten. Sie waren angespannt zum Kampf bereit, nicht gestaffelt, sondern in einer einzigen waffenstarrenden Masse. Von dem Anblick dieser Männer aus Bronze und Blut in Schrecken versetzt, hielten die Truppen des Großkönigs einen Augenblick an, dann trieben ihre Offiziere sie mit schwingender Peitsche wieder voran. Obwohl diese Einzelheit oft als griechische Propaganda abgetan wird, gibt es doch kein überzeugendes Argument, sie in Zweifel zu ziehen. Die erdrückende Überzahl, die jetzt auf wirksamere Weise gegen den Feind ins Feld geführt werden konnte, war ein ungeheurer Vorteil, den die persische Führung mit guten Gründen nutzte. Der Einsatz von ungeübten Rekruten, zumindest in der ersten höllischen Eröffnungsphase der Schlacht, erschien ihnen wohl als die kostengünstigste Art, die langen Lanzen der Griechen zu neutralisieren. In der Falle zwischen ihrer eigenen Militärpolizei und der furchterregenden, bronzebewehrten und blutbespritzten griechischen Phalanx hatten die unglückseligen Rekruten kaum eine andere Wahl, als voranzustolpern und an der Mauer von Schilden erdrückt zu werden oder in den seichten Gewässern zu ertrinken, und sie starben zu Hunderten und Aberhunderten. Aber während sie fielen, ließen sie die Speere der Griechen allmählich zu Kleinholz zersplittern.

Wohl dann erst, als alle Lanzen zersplittert waren, setzte die persische Elite zu ihrem mörderischen Vorstoß an. Was folgte, war eine Schlacht, wie man sie in den Beschreibungen der *Ilias* nachlesen konnte: der Zusammenprall gewaltiger Helden, »Schreie der Männer und Triumphgeheul wie aus einem

Munde«. ⁴⁰ Unter denen, die fielen, waren zwei Söhne des Dareios, auch einer seiner Brüder, und dann Leonidas selbst. Ein verzweifelter, auch darin homerisch anmutender Kampf entbrannte um den Leichnam des toten Königs, bis die Spartaner ihn, von wildem Schmerz und Verzweiflung getrieben, vorläufig in Sicherheit bringen konnten. Aber dann tauchten hinter ihnen über dem östlichen Ausgang der Thermopylen zwischen den Büschen am Abhang glänzende Speerspitzen auf: Die Unsterblichen waren angekommen. Die überlebenden Griechen waren nun von allen Seiten bedroht, zogen sich hinter die Mauer zurück und suchten einen kleinen Hügel im Schatten der Mittleren Tore zu erreichen. Dort bezogen die Spartaner und Thespier ihre letzte Stellung – die Thebaner, die von ihren Mitkämpfern getrennt worden waren und gegen die Felswand gedrückt wurden, waren nie dort angelangt. Von vielen Pfeilen verwundet und blutüberströmt leisteten sie bis zum bitteren Ende Widerstand. Selbst als ihre Schwerter zersplitterten, benutzten sie die Schäfte als Totschläger, oder sie kämpften mit Zähnen, Fäusten und Fingernägeln. Erst als der letzte Spartaner und der letzte Thespier tot am Boden lag, der Staub zu Blut gerann und die Leichen sich türmten, konnte man sagen, daß der Kampf vorüber war und der Paß endlich dem Großkönig gehörte.

Als Xerxes um die Mittagszeit selbst die Heißen Tore betrat, war er zugleich höchst zufrieden bei dem Anblick der persischen Kriegsbanner, die über dem Schlachtfeld wehten, und abgestoßen von der blutigen Schlächtereier. Wie es sich für ihn gegenüber den Männern gebührte, die für seine Sache gefallen waren, ordnete er an, Gräben auszuheben, und er ließ die Leichen der Gefallenen hineinlegen und sie dann respektvoll mit Laub und Erde bedecken. Die Leichen der Griechen überließ er der Verwesung, während er die wenigen Thebaner, die es vorgezogen hatten, die Waffen zu strecken, statt sich abschlachten zu lassen, in Ketten zu legen und zu brandmarken befahl. Daß er nicht in der Stimmung zu großzügiger Milde war, kam kaum überraschend; trotz seines großartigen Erfolgs, die scheinbar uneinnehmbare Stellung der Griechen in nur zweieinhalbtägigen Kämpfen genommen zu haben, entsprach es ganz und gar nicht seinem Schlachtplan, daß so viele Verteidiger der Vernichtung entgangen waren. Der nächste Nadelstich kam bald: Die griechische Flotte, so berichtete man ihm am folgenden Nachmittag, habe ihren Rückzug erfolgreich bewerkstelligen können, indem sie sich mitten in der Nacht in sicherere Gewässer fortschlich. Die persische Flotte hatte, als sie am nächsten Morgen nach Artemision hinüberfuhr, keine andere Spur des Feindes mehr

gefunden als die rauchende Asche der Lagerfeuer und gründlich abgenagte Rinderknochen. Die Griechen mochten vor ihm geflohen und zu Wasser und zu Lande gedemütigt worden sein, aber sie schienen doch eindeutig entschlossen, den Kampf fortzusetzen.

Aber es würde sicher nicht mehr lange dauern, bis man ihnen den Hals umdrehen konnte wie Hühnern. Während der Großkönig die Berichte seines Geheimdienstes in der Folge der Schlacht bei den Thermopylen durchsah, konnte er sich eines Lächelns nicht erwehren, wenn er die verzweifelten Versuche seiner Feinde sah, ihm in psychologischer Kriegsführung gleichzukommen. Es wurde etwa berichtet, daß ein griechischer Admiral auf seiner Flucht an der Küste Euböas haltgemacht habe, um dort Parolen in den Fels meißeln zu lassen, in denen die Ionier aufgefordert wurden, zu desertieren oder zumindest nicht ernsthaft zu kämpfen. Das war doch eine geradezu lächerliche Kriegsliste! Warum sollte irgendeiner seiner Untertanen erwägen aufzubegehren, wenn die persischen Waffen doch gerade zwei große Siege errungen hatten, die Städte Böotiens sich geradezu überschlugen, dem Eroberer ihre Tore zu öffnen, und die Herrschaft Europas für den Großkönig zum Greifen nahe lag. Seine Mannschaften mochten vom Sturm zersaust sein und vielleicht sogar niedergeschlagen, weil die Griechen ihrem Zugriff entkommen waren, aber es gab doch eine geeignete Gelegenheit, ihren Mut zu stärken. Der Flotte wurde eine offizielle Einladung übermittelt: »Kommt her und ihr sollt sehen, wie König Xerxes Wahnsinnige straft, die meinen, daß sie ihn besiegen können.«⁴¹ So viele Männer nahmen das Angebot an, daß es nicht genügend Schiffe gab, sie alle zu den Thermopylen überzusetzen.

Mehr als die Leichen der gefallenen Griechen, mehr als die Haufen zusammengeschlagener und verbeulter Helme mit ihren Büschen aus Roßhaar, mehr noch als die Zeichen des spartanischen Stolzes – ihre blutroten Mäntel und Hemden, die nur noch zerrissene Fetzen waren – konnte eine schockierende und abstoßende Kriegstrophäe den ionischen Seeleuten das volle und erschreckende Ausmaß der Macht ihres Herrn deutlich machen. Am Rand der Straße war ein Pfosten in den Boden getrieben, und oben auf dem Pfosten war ein menschlicher Kopf aufgepflanzt. Obwohl es normalerweise bei den Persern »mehr als bei allen anderen Völkern Brauch war, Männer zu ehren, die sich im Krieg auszeichnen«, ⁴² hatte man Leonidas nicht die geringste Ehre erwiesen. Was hatte er Besseres verdient, dieser König einer verfluchten Stadt? So ging der Sieger, der König der Könige, mit allen Verrätern um.

Die blinden Augen des großen Feldherrn der verbündeten Griechen, bereits eingefallen und vertrocknet und eine Beute der Fliegen, schienen ihren starren Blick auf den Weg nach Athen zu richten, der nun den Feinden ohne jede Gegenwehr offenstand.

Eine Geisterstadt

Jedes Jahr, gerade wenn der Winter dem Frühling zu weichen begann, wurden die Athener zu Fremden in ihrer eigenen Stadt. Um ihre Tempel wurden Seile gespannt, und es war streng verboten, sich ihnen zu nähern. Die Türen der Häuser wurden mit Pech verschmiert. Die Familien, die Kinder und selbst die Sklaven wurden von den Straßen ferngehalten. In der Zurückgezogenheit des Hauses saßen die Athener an getrennten Tischen, beeilten sich, verschiedene Krüge zu leeren, und durften nicht sprechen, bevor sie ihren Inhalt geleert hatten. So feierte Athen die Anthesterien, das Fest des neuen Weins. Kein Ereignis bot bessere Gelegenheit für eine ausgelassene Zusammenkunft der Familie. Selbst dreijährige Kinder wurden mit Blumen bekränzt und schwangen ihre eigenen kleinen Krüge, und es war ihnen erlaubt, am Wetttrinken teilzunehmen, und sie blickten dann, auf unsicheren Beinen herumtorkelnd, mit vor Staunen offenem Mund auf die Szenen des Festes. »Tische, Polsterkissen, Teppiche, Festkränze, Salben, Naschwerk, Hetären, Delikatessen – all das war da, und dazu Lebkuchen, Fladen, Sesamstriezel, Krapfen, Tänzerinnen, sogar gute, und all die bekannten Lieder.«⁴³ Wenn man einmal von den Hetären absieht, ähnelte vielleicht kein anderes Fest im athenischen Kalender so sehr der Stimmung unseres heutigen Weihnachtsfests.

Doch während man hinter den glänzenden schwarzen Türen die gedämpften Laute des fröhlichen Treibens hören konnte, waren die Straßen nicht völlig verlassen. Man glaubte, Dämonen seien unterwegs – böse Geister, die Unheil brachten. Die Menschen nannten sie *Keres*, Gespenster, die außerhalb der Stadtmauern hausten. Erst bei Sonnenuntergang hatten die Athener den Mut, mit Erleichterung laut zu rufen: »Fort mit euch, *Keres*, die Anthesterien sind vorbei!«⁴⁴ Die pechverschmierten Türen wurden weit aufgerissen, Menschen strömten auf die Straßen, und die Seile um die Tempel wurden weggenommen. Der Rhythmus des Alltags kehrte in Athen wieder ein.

Aber wenn nun dieser Rhythmus der Tage verschwinden und nie mehr

zurückkehren sollte? Das war die Frage, die jeden in der Stadt umtrieb, seit Themistokles die Athener früh in jenem Sommer überredet hatte, ihre Stadt und ihr Land zu verlassen. Vielleicht waren die Fremden noch bedrohlicher als die bösen Geister? Eine beunruhigende Unsicherheit warf ihren Schatten auf die Anthesterien. *Keres* konnte durch eine Besonderheit des attischen Akzents leicht wie *Kares* klingen, also wie »Karer«, die Bewohner Kariens. Diese Nachbarn der Ionier an der Nordwestküste Kleinasiens, in der heutigen Türkei, gehörten zu den ersten Barbarenvölkern, die in das Bewußtsein der Griechen traten. Jahrhundertlang hatten sie als Inbegriff des Fremden und Asiatischen gegolten. Sie hatten, wie man sagte, einst im großen Krieg zwischen Ost und West auf seiten der Trojaner gekämpft, und anders als diese Vettern in Ionien hatten sie sich nie der Herrschaft der Griechen Kleinasiens unterworfen. Selbst wenn Halikarnassos, die größte Stadt Kariens, ihre ursprüngliche Entstehung griechischen Siedlern von der Peloponnes verdankte, waren die Griechen nur ein Element in dieser Ansiedlung, die über die Jahrhunderte ein bunter Schmelztiegel geworden war. In den Augen der Athener war die Stadt jedenfalls zu unangenehm gemischt. Eigenartig überschwengliche und exotische Sitten und Gebräuche waren dort verbreitet. Die Stadt wurde gar von einer Frau regiert, der Königin Artemisia. Die »Abenteuerlust« dieser beunruhigenden Frau war so »männlich«,⁴⁵ daß sie es einfach nicht lassen konnte, sich der königlichen Kriegsflotte anzuschließen. Vielleicht war sie ja über und über mit Goldschmuck behängt, in ihren Purpurmantel gehüllt und duftete nach kostbaren Salbölen, aber ihre Fähigkeiten als Admiral waren kaum in Zweifel zu ziehen. Ihre Trieren waren in der Tat so gut geführt, daß sie fast so berühmt wie die Schiffe der Sidonier wurden. Wenn man die Barbaren nicht aufhalten konnte, bevor sie nach Attika kamen, dann mochte Artemisia bald mit ihren Kriegsschiffen in den Piräus einfahren. *Keres* oder *Kares* – es würde nicht viel ausmachen, welches Wort man wählte; in jedem Fall würden fremde Wesen durch die Straßen Athens wandeln und nicht bei Sonnenuntergang verschwinden.

Vielleicht konnte man nichts anderes von vielen Athenern erwarten, als daß sie noch immer zauderten und zögerten, selbst als ihre Landsleute bei Artemision kämpften und starben, um Zeit für die Evakuierung Attikas zu gewinnen. Das lag mit Sicherheit nicht an der Qualität der Vorkehrungen, die man für ihr Wohlergehen im Exil getroffen hatte. Die Tore Troizens, einer sicheren Stadt auf der Peloponnes, ungefähr 50 Kilometer vom Piräus über den Saronischen

Golf entfernt, hatten den Flüchtlingen aus Athen seit Beginn der Krise offengestanden. Auch wenn es ein erbarmungswürdiger Zustand war, heimatlos zu sein – und ganz besonders galt das vielleicht für die bodenständigen Athener –, hatten sich die Bürger von Troizen bereits als besonders großzügige Gastgeber erwiesen: Jeder besorgten Mutter wurde öffentlicher Beistand gewährt, jedes Kind erhielt kostenlose Erziehung und sogar unbegrenzte Freiheit, sich in den Hainen und Gärten mit frischen Früchten zu versorgen. Dennoch trug gerade der Erfolg der Evakuierung in Athen selbst eine neue Welle von Sorgen und Qual heran. Je häufiger man beobachten konnte, wie Familien ihre Häuser zunagelten und sich mit ihrem Gepäck durch die Straßen schlepten, wie sie übervoll beladene Handkarren zu den Stränden und zum Hafen hinunterzogen und stießen, desto mehr erschien denen, die zu aufgewühlt oder zu erbost waren, um es ihnen gleichzutun, daß die Welt völlig in Unordnung geraten sei.

Und was für ein unheilbringendes Zeichen war das überhaupt, daß Frauen und Mütter – angesehene athenische Frauen – auf der Straße waren! Die Gelegenheiten zu unpassendem Benehmen, die eine solche internationale Krise bieten konnte, hatten die Gedanken griechischer Ehemänner mindestens seit den Tagen des Trojanischen Kriegs beherrscht. In Athen fanden solche Besorgnisse besondere Aufmerksamkeit. Frauen in Athen »wuchsen unter den strengsten Beschränkungen auf, von Kindheit an dazu erzogen, so wenig zu hören wie möglich und nur die nötigsten Fragen zu stellen«.⁴⁶ Die Frauen Athens führten ein so zurückgezogenes Leben wie sonst nirgendwo in Griechenland. Der besondere Charakter der athenischen Demokratie verlangte nicht weniger. Die Begabung der Frauen, Schwierigkeiten im öffentlichen Leben auszulösen, war schon lange vor den Umwälzungen des Jahres 507 v. Chr. ein Grund zur Sorge für bedächtige Reformer. Solon hatte in seinem Bestreben, die führende Schicht in der Tugend der Selbstbescheidung zu unterweisen, jede Spur von Zurschaustellung weiblicher Eitelkeit besonders unstatthaft gefunden, und er traf strenge Maßnahmen, um sie einzugrenzen. Statt den Töchtern der Aristokratie zu erlauben, ihren Reichtum und guten Geschmack in der Öffentlichkeit zu zeigen, hatte er einen einfachen, wenn auch drastischen Schritt unternommen: Er verkündete, daß jede Frau, die man »die Straße auf- und abgehen« sah,⁴⁷ für eine Prostituierte zu halten sei. Athenische Ehemänner – oder wenigstens solche, deren Haus groß genug war, um ihren Frauen getrennten Wohnraum zuzuweisen – hatten die Möglichkeiten, die diese Gesetzgebung ihnen bot, weidlich ausgenutzt. Über die Jahrzehnte hatte sie zunehmend

dafür gesorgt, daß nur Frauen, die man nie sah, wirklich respektabel waren. Zugleich bedeutete das natürlich einen wunderbaren Aufschwung im käuflichen Gewerbe.

Das ging so weit, daß Solon ein Jahrhundert nach seinem Tod von der Bürgerschaft Athens mit Dankbarkeit als ein Mann genannt wurde, der öffentliche Mittel zur Förderung von Bordellen eingesetzt habe, und zwar unter dem Aspekt des Gleichheitsgrundsatzes, daß jeder Bürger sich eine Prostituierte leisten können sollte. Diese Überlieferung war vermutlich eine Übertreibung, denn die Einstellung des großen Reformers zu Frauen war fast mit Sicherheit von völliger Gleichgültigkeit bestimmt. Aber sie deutet doch darauf hin, daß viele Bürger das Recht auf Umgang mit Prostituierten als eine Art Eckpfeiler der Demokratie betrachteten. Wie die Statuen der Tyrannenmörder Harmodios und Aristogeiton auf der Agorá oder die in den Felsen der Pnyx gehauenen Sitzreihen der Volksversammlung diente das athenische Vergnügungsviertel, das vor Aufruhr, Leid und Freuden barst, als eines der wichtigsten Zeichen für die neue Ordnung. Überall im Kerameikos waren Prostituierte zu sehen, ob sie nun halbnackt vor den Bordellen in der Sonne lagen, sich in dunklen Nebenstraßen herumdrückten oder außerhalb der Stadtgrenze hinter Gräbern spukten. Vor der Bedrohung durch diese auffällige Zurschaustellung schreckten ihre respektablen Schwestern immer mehr zurück, und sie wurden immer seltener sichtbar, so daß es bald zur Gewohnheit wurde, noch nicht einmal mehr den Namen einer verheirateten Frau in der Öffentlichkeit auszusprechen. Da das politische Leben in Athen in seiner Unerbittlichkeit nun einmal so war, wie es war, schien der einzige Einfluß, den auch die tugendhafteste aller Frauen auf die Karriere ihres Mannes haben konnte, der einer Belastung zu sein. Für einen aktiven Politiker gab es nur eine Sache, die schlimmer war, als daß man nicht über ihn sprach: daß man über sein Familienleben sprach. Viele Bürger, die respektable Frauen und Prostituierte gemeinsam um die Wette zu den Stränden laufen sah, waren so entsetzt, daß sie ihren eigenen Frauen ganz einfach verboten, sich diesem Exodus anzuschließen.

Das Ergebnis war, daß Themistokles, als er seine vom Kampf gezeichnete Flotte endlich sicher von Artemision zurückgeführt hatte und in den Hafen von Piräus einfuhr, zu seinem Entsetzen feststellte, daß Athen keineswegs ganz evakuiert war. Natürlich hatte er in seiner gewohnten Art der »Tricks und Kniffe« die Ionier zur Rebellion aufgerufen, wußte er doch genau, daß er auf keine Schwierigkeiten in der persischen Flotte hoffen konnte. Ebenso wenig

konnte er im übrigen auf die Peloponnesier hoffen. Es gab viele Leute in den oberen Rängen der athenischen Gesellschaft, die privaten Zusagen der Spartaner Vertrauen schenkten und sich der verzweifelten Hoffnung hingaben, daß eine Armee der Verbündeten ihnen bald zu Hilfe käme. Themistokles glaubte nicht daran. An einem Gebirgspäß fern der Peloponnes waren ein spartanischer König und seine gesamte Garde im Kampf gefallen, und es gab nichts, was die Athener jetzt sagen oder tun konnten, das die Spartaner davon überzeugte, weitere Truppen auf einem fremden Schlachtfeld einzusetzen. Die Antwort der in Korinth versammelten verbündeten Griechen auf die Nachricht von der Niederlage an den Thermopylen hätte in dieser Hinsicht kaum deutlicher sein können. Die Peloponnesier hatten sich einstimmig dafür ausgesprochen, sich um ihr eigenes Gebiet zu kümmern. Selbst als die ersten Kundschafter des Großkönigs von mehreren Seiten nach Attika eindringen, war eine Armee von Bauarbeitern unter der Leitung des jüngeren Bruders des Leonidas, Kleombrotos, fieberhaft damit beschäftigt, eine Mauer quer über den 7 Kilometer breiten Isthmus zu errichten, indem sie »Steine und Ziegel, Holz und Sandsäcke aufeinanderschichteten, ohne eine Minute einzuhalten, Tag und Nacht«. ⁴⁸ Andere waren bereits darangegangen, die Straße nach Megara zu zerstören. Das war eine schmale Küstenstraße, die in die Steilhänge und Felsen geschlagen war, und sie war in der Tat der einzige Landweg, auf dem ein Heer zum Isthmus gelangen oder von dort weiterziehen konnte. Mit jedem Abschnitt, der wie ein Erdrutsch in die flachen Buchten unterhalb krachte, überließen die Peloponnesier Attika ein Stück mehr mit wachsender Entschiedenheit seinem Schicksal.

Selbst die Götter schienen Attika jetzt zunehmend aufzugeben. Sobald Themistokles wieder in der Volksversammlung auftrat und in höchster Aufregung den Befehl zur Evakuierung erneuerte, kamen auch unheimliche Nachrichten von der Akropolis. Die heilige Schlange, deren Anwesenheit neben dem Grab des Erechtheus Generationen von Athenern als eine Versicherung gegolten hatte, daß ihre Stadt niemals fallen werde, hatte nach dem Bericht der Wärter ihren Honigkuchen unberührt gelassen und war verschwunden. Unter der in Panik verfallenden Menge verbreitete sich das Gerücht, daß »Athene selbst die Stadt aufgegeben« habe und ihnen den Weg zum Meer weise. ⁴⁹ Das alles war natürlich eine Stütze für Themistokles, was ebenfalls für eine weitere höchst zweifelhafte Entdeckung galt, die man machte, als die Flüchtlinge mit ihrem Gepäck zur Küste strömten. Offenbar war nicht allein die heilige Schlange von

der Akropolis verschwunden, sondern man hatte auch ein goldenes Gorgonenhaupt gestohlen, das sich zuvor am Hals der heiligsten aller Statuen, dem Abbild der Athena Polias, befand. Themistokles durchsuchte unter lautem Geschrei der Entrüstung über diesen Frevel das Gepäck besonders wohlhabender Bürger. Als er, wie zu erwarten, unter dem Gepäck Säcke voller Gold versteckt fand, beschlagnahmte er sie sogleich. Diese Konfiszierungen sowie eine dringliche Ermahnung im Kreise früherer Archonten ließen eine beträchtliche Geldsumme zusammenkommen und schufen eine finanzielle Reserve, die dem Volk der Athener bald notwendigerweise auf seinem Weg ins Exil zum Überleben dienen sollte.

Während weinende Kinder von ihren Vätern und Müttern durch das flache Wasser vorangetrieben wurden und die Männer und Frauen mit wild erschrockenen und bleichen, fest in ihre Kopftücher eingebundenen Gesichtern vorwärtsstolperten, während Schiffe jeder Art sich in den Gewässern vor Phaleron und im Piräus drängten, wurde die Zeit allmählich knapp. Seit dem Durchbruch der Perser an den Heißen Toren waren sechs Tage vergangen. Athen wurde immer mehr zu einer Geisterstadt, und die am Strand zusammengedrängten Menschen begannen mit immer größerer Sorge über die Schulter zu blicken und den Horizont nach Staubwolken, dem Glanz von Metall oder Anzeichen von Feuer abzusuchen. Es war nichts zu sehen. Als Athen am Abend endlich ganz leerstand, waren das einzige, was sich in der ganzen großen Fläche der verlassenen Stadt bewegte, die Hunde, die völlig verblüfft waren über die plötzlichen Stille. Viele von ihnen waren ihren Besitzern in ergebener Treue an die Strände gefolgt, waren auf dem Sand hin und her gelaufen und hatten den Booten nachgeheult, als sie allmählich verschwanden. Xanthippos, so wird berichtet, der mit allen anderen vom Ostrakismos Betroffenen nach Athen zurückgerufen worden war und nun von neuem ins Exil ging, habe hinter sich geblickt, als er davonsegelte, nur um seinen Hund zu sehen, der ihm verzweifelt nachschwamm. Als das erschöpfte Tier endlich ein festes Ufer erreicht habe, sei es auf die Klippen gekrochen, habe tief aufgeseufzt und sei gestorben.⁵⁰

Das Ziel des Xanthippos und aller seiner Mitbürger war Salamis. Auf dieser Insel, jenseits der Meerenge am Berg Aigaleos, hatten die athenischen Bürger etwas ähnliches wie ein Abbild ihrer gerade zurückgelassenen Stadt errichtet, so geisterhaft und ärmlich es auch war. Drüben in Athen waren nur noch ein paar schwache Frauen und Kinder, für die die Fahrt nach Troizen zu gefähr-

lich war. Und auch die Beamten der Demokratie waren noch dort, zugleich als Symbol und als Bewacher der Verfassung. Die Ältesten, deren Weisheit in einer solchen Zeit der Krise als ein unschätzbares Gut galt, waren sofort bei Beginn der Evakuierung auf die Insel gebracht worden, und mit ihnen auch die Schätze der Stadt und ihre Getreidevorräte. Und dann lagen da als beachtlichstes Aufgebot vor den Buchten von Salamis rund 180 athenische Trieren bereit, deren hölzerne Schiffsrümpfe nach den in Sturm und Schlacht davongetragenen Schäden die Spuren der auf den Werften eilig durchgeführten Reparaturarbeiten zeigten. Sie waren in der Tat eine hölzerne Mauer. Mit Genugtuung konnte Themistokles auf die Flotte verweisen und darauf bestehen, daß seine Landsleute selbst im Exil noch Bürger »der größten aller Städte Griechenlands« blieben.⁵¹

Das war ein Anspruch, an dem er in den Stunden nach seiner Ankunft auf der Insel Salamis wie an einem Rettungsring festhalten mußte. Die athenischen Schiffe waren nicht die einzigen, die man von der Insel aus sehen konnte. In den letzten beiden Tagen, während Themistokles und seine Männer Flüchtlinge aus Attika herübergebracht hatten, waren andere Flottenverbände der Verbündeten in der Bucht gekreuzt. Daß die peloponnesischen Admiräle sich bereit erklärt hatten, für die Dauer der Evakuierung dort zu warten, zeigt deutlich, welch enge Bande der Waffengemeinschaft bei Artemision geknüpft worden waren. Ihre Weisungen und ihre persönliche Sicht der Dinge hätten sie eher dazu gedrängt, sich unverzüglich an den Isthmus zu begeben. Von Salamis aus konnte man in weiter Ferne über das blaue Wasser des Golfs einen Felsstumpf gegen den Horizont aufragen sehen. Dieses mahnende Wahrzeichen war die Akropolis von Korinth, die als Wachturm der Peloponnes nur 7 Kilometer südlich der über den Isthmus errichteten Mauer lag. Daher war vielleicht vorauszusehen, daß es der junge, feurige Kommandant der Korinther Adeimantos war, der im Kriegsrat, der unmittelbar nach der Rückkehr des Themistokles zur Flotte der Verbündeten gehalten wurde, das Wort führte. Man solle sofort zum Isthmus segeln, forderte er von Eurybiades und seinen Admiralskollegen. Man solle die See- und Landstreitkräfte konzentrieren. Man solle sich mit dem bereits am Isthmus versammelten Heer vereinigen. Dort seien Buchten und natürliche Häfen genug, um die Flanke der Verteidigungslinie zu sichern. Und wenn eine Katastrophe die Flotte ereilen sollte, dann könnten wenigstens die Peloponnesier »Zuflucht bei ihren eigenen Landsleuten finden«.⁵²

Das waren natürlich kaum Argumente, die einen Flottenführer aus Athen begeistern konnten, ebensowenig einen Kommandanten aus Ägina oder Megara. Da sie aber den Befehl über ungefähr drei Viertel der griechischen Flotte von insgesamt 310 Trieren führten, hätte man annehmen können, daß man ihre Einwände für ausschlaggebend hielt.⁵³ Aber das war keineswegs der Fall. Wenn man Themistokles und seinen beiden Kollegen widersprach, war das Risiko dasselbe, das die Kriegsführung von Anfang an bedroht hatte: daß das Bündnis auseinanderbrechen und sich auflösen könnte. Aber bei einer Unterlegenheit von zwei zu eins konnten selbst die Athener es sich nicht leisten, einen Alleingang zu wagen. Eine Zersplitterung der verbündeten Seestreitkräfte würde jede Hoffnung auf einen Sieg zunichte machen.

Und es war der Sieg, auf den Themistokles zielte. Es ging ihm nicht einfach darum, die Stellung zu halten, wie es Adeimantos beabsichtigte, sondern darum, die gesamte militärische Macht des Großkönigs zu See lahmzulegen. Um seine Kollegen zu überzeugen, daß dieses hochgesteckte Ziel mehr war als nur ein leerer Wahn, führte er das eine Argument ins Feld, das alle ruhmreich einen konnte: ihre gemeinsame Erinnerung an Artemision. Themistokles wußte, daß die Schlacht auf offener See, der sich die Griechen stellen mußten, wenn sie eine Verteidigungslinie am Isthmus bezogen, den Feind begünstigte. »Aber eine Schlacht in beengten Verhältnissen«, so drängte er, »wirkt sich zu unserem Vorteil aus.«⁵⁴ Das war die Lehre, die er aus dem Tag der heftigsten Kämpfe gezogen hatte, als die Flottenverbände der verbündeten Griechen, obwohl sie unter starkem Druck standen, die Durchfahrt zwischen Euböa und dem Festland gegen die volle Wucht der Flotte der Barbaren gehalten hatten. Die Meerenge war an der Stelle jener Schlacht ungefähr 5 bis 6 Kilometer breit. Vor Salamis war die Bucht, sofern die Barbaren nur dort hineingelockt werden konnten, höchstens einen Kilometer breiter. »Wenn alles gut geht – und die Aussichten dafür sind nicht schlecht –, dann können wir gewinnen.«⁵⁵

Das war eine Beurteilung der Lage, die trotz all des hochfliegenden Selbstvertrauens, mit der sie vorgetragen wurde, doch ähnlich wie im Kopf des stets auf Strategien bedachten Atheners auch in der Erfahrung jedes anderen verwurzelt war, der an den Kämpfen bei Artemision teilgenommen hatte. Das galt auch für die Flottenführer von der Peloponnes. Themistokles konnte das gut abschätzen, denn er hatte seine Karriere in einem Maße der Überredungskunst zu verdanken wie sonst kein anderer Gesprächspartner. In den ersten Jahrzehnten ihres Bestehens hatte sich die Demokratie als eine harte Schule erwie-

sen. Niemand sonst auf der Welt hatte zu dieser Zeit mehr Erfahrung darin, seinen Standpunkt durchzusetzen, als ein athenischer Politiker. Wie stark die Autorität des Themistokles war, kann man daran ermessen, daß sich die Versammlung nicht in Panik auflöste, als noch während des Kriegsrats ein Bote mit der Schreckensnachricht eintraf, daß man die Barbaren nach Attika habe vordringen sehen und daß sie »das ganze Land in Brand steckten«.⁵⁶ Und selbst bei der schrecklichen Vorstellung, daß die persische Flotte jederzeit in die athenischen Gewässer einfahren und vielleicht die Rückzugswege abschneiden könne, bestanden die Peloponnesier nicht auf ihrer Forderung nach sofortigem Rückzug. Statt dessen waren sich alle Mitglieder des Oberkommandos darin einig, daß die Flotte dort bleiben solle, wo sie sich befand: vor der Insel Salamis. Themistokles hatte, zumindest für den Augenblick, die Zweifler überzeugt.

Dieses Kunststück war ihm gelungen, obwohl er in den Augen seiner Admiralskollegen inzwischen zu der verachtetsten Gruppe der Menschen gehörte: Er war »ein Mann ohne Heimat«.⁵⁷ Das traf natürlich nicht ganz zu, solange Salamis noch in athenischer Hand blieb. Auch die Stadt Athen selbst war noch nicht ganz und gar verloren, selbst wenn die persischen Reiter mit schnellem Hufeklappern gegen die Stadt vorrückten – eine Festung, das heilige Herz Attikas, hielt ihnen noch stand. Selbst Themistokles, der sich doch über alle Traditionen hinwegsetzte, hatte nie vorgeschlagen, die Akropolis aufzugeben. Man hatte vielmehr mit einer Abstimmung in der Volksversammlung beschlossen, »daß die Schatzmeister und die Priesterinnen dortbleiben und den Besitz der Götter bewachen sollten«.⁵⁸ Auch andere Athener, die zu stolz waren, um ins Exil zu gehen, hatten dort Zuflucht gefunden. Die Verteidiger, die wochenlang Zeit gehabt hatten, Vorräte anzulegen und Barrikaden – »hölzerne Mauern« – quer über die Rampe des Zugangs zu errichten, konnten sich nun als gut vorbereitet für eine längere Belagerung halten.

Aber ihr Mut muß doch sehr gesunken sein, als sie die ersten Feinde sahen. Gerade von diesem heiligen Felsen aus konnte man am besten beobachten, wie sich der Großkönig der Stadt Athen näherte. Das Feuer, das die gesegneten Felder und Haine Attikas verbrannte, kündigte die Ankunft des Xerxes an. Als die Verteidiger von den westlichen Befestigungsmauern hinunterstarrten, sahen sie in ihrer Ohnmacht, wie die königlichen Fahnen triumphierend über ihrer Stadt gehißt wurden. Die Horden des Großkönigs schwärmten bereits in alle Richtungen aus, nahmen von den vertrauten Straßen Besitz und legten die

Häuser der Verteidiger in Schutt und Asche. Auf der Agorá und an den Hängen des Areopag, der sich zwischen dem Hügel der Pnyx und der Akropolis erhob, konnte man Ingenieure sehen, die Bohrlöcher anlegten: Offenbar mißtrauten die Barbaren den Athenern so sehr, daß sie nicht einmal wagten, ihr Wasser zu trinken. Andere Arbeitskolonnen waren damit beschäftigt, die Stadt zu plündern und leerzuräumen. Aber das schrecklichste Schauspiel, das die Verteidiger auf der Akropolis mitansehen und ertragen mußten, war die Demontage der bronzenen Statuen der Tyrannenmörder, jener bedeutenden Symbole der Demokratie, die von ihrer Basis heruntergehoben, eingepackt und zum Abtransport vorbereitet wurden. Ohne Zweifel hatten die Peisistratiden, die endlich in ihre Heimat zurückgekehrt waren, ihren Herren die genaue Bedeutung der Statuen erklärt. Sie waren eine perfekte Trophäe zur Ausschmückung der Hallen in Susa.

Inzwischen hatte der Großkönig sein Hauptquartier auf dem Areopag aufgeschlagen. Bogenschützen wurden auf den Hügel befohlen und angewiesen, Brandpfeile auf die Barrikaden abzufeuern, die die Rampe hinauf zur Akropolis blockierten. Die Mauer aus Holz hielt nicht, was sich die Verteidiger von ihr versprochen hatten,⁵⁹ und stand bald in Flammen, aber die dahinterliegenden Verschanzungen hielten stand. Der Großkönig wollte die gute Nachricht, daß das Widerstandsnest der *daivas* ausgeräuchert worden war, so bald wie möglich nach Persien senden, und wurde allmählich ungeduldig. Die Peisistratiden wurden vor den König geladen und auf die Rampe geschickt, damit sie mit ihren starrköpfigen Landsleuten verhandelten. Alle ihre Angebote wurden abgelehnt, und ein neuer Angriff folgte. Pfeile schwirrten durch die Luft, und Felsblöcke, die von den Verteidigern über den Rand der Befestigungsanlagen gehievt wurden, krachten rollend die Hänge hinunter. Es herrschte ein allgemeines Schlachtgetümmel.

Aber jetzt, da die Athener in vollem Einsatz waren, begannen die Offiziere des Großkönigs das andere Ende der Akropolis zu inspizieren. Dort, wo der Felsen so steil war, daß man noch nicht einmal einen einzigen Wachtposten aufgestellt hatte, gelang es Elitesoldaten schließlich, die Felswand zu erklettern. Wie schon bei den Thermopylen konnte der Großkönig auch jetzt mit den im Zagros-Gebirge erlernten Fertigkeiten einer weiteren griechischen Truppe einen Dolchstoß in den Rücken versetzen. Die Akropolis wurde gestürmt. Viele Verteidiger stürzten sich über die Mauern in die Tiefe, weil sie nicht darauf warten wollten, abgeschlachtet zu werden. Andere suchten Zuflucht im Tem-

pel der Athene. Die Perser metzelten sie natürlich ohne Ausnahme nieder. Dann steckten sie alles auf dem Felsplateau in Brand, wie ihr Herrscher es befohlen hatte. Was nicht brennen wollte, zerstörten sie oder stürzten es um und zerschmetterten es. Der große Schrein der athenischen Erinnerungen, die sich über die Jahrhunderte angesammelt hatten, ja die ganze Vergangenheit der Stadt wurde in wenigen Stunden hinweggefeht.

Dicke Rauchsäulen stiegen von diesem Inferno der Zerstörung auf und begannen den Himmel Attikas zu verdunkeln. Für die Athener, die wie erstarrt auf ihren Schiffen oder an den Berghängen von Salamis standen, waren sie eine Botschaft des reinsten Entsetzens. Auch für ihre Verbündeten, die dem Schauspiel zusahen, als der Abend in die Nacht überging und die Umrise des Aigaleos noch immer von grellem Rot erleuchtet wurden, war es kaum weniger entmutigend. Bei anderen aber, die sich ebenfalls auf dem Meer befanden, löste die Szene wohl ganz andere Gefühle aus. Die Flottenführer des Großkönigs, die nicht in Athen landen wollten, bevor die Häfen der Stadt gesichert waren, hatten sich für die Vereinigung mit dem Landheer Zeit gelassen. Jetzt aber, da die ganze attische Küste von Sunion bis zur Akropolis ein Flammenmeer brennender Tempel war, offenbarte sich der Sieg der Perser bis weit hinaus auf das Meer. Keine Flottenabteilung des Großkönigs mußte sich jetzt auf die Gestirne verlassen, wenn sie noch in dieser Nacht in den Hafen gelangen wollte; sobald ihre Ruder ins Wasser eintauchten, warfen sie vom Feuer erleuchtete Wellen auf.

Im Morgengrauen zeigte sich die Akropolis als eine schwarze, rauchende Ruine. Einst ein Dämonennest, war sie jetzt durch das Feuer gereinigt und stand endlich frei von Lügenschleiern da. Die Lehren des Arta hatten triumphiert, und Xerxes, der Diener seines Gottes Ahura Mazda, hatte seine heilige Pflicht gegenüber der ewigen Wahrheit erfüllt. Als Zeugnis dieser Leistung ließ der Großkönig die Peisistratiden von neuem zu sich rufen und befahl ihnen, auf die Akropolis zu steigen »und dort nach ihrem heimatlichen Brauch ein Opfer darzubringen«,⁶⁰ denn sie allein unter allen Athenern hätten der Versuchung zu lügen fest widerstanden. Dankbar stiegen die aus dem Exil Zurückgekehrten wie befohlen auf das eingeäscherte Plateau. Über zerbrochene Standbilder und umgestürzte Säulen und die verkohlten Leichen ihrer abgeschlachteten Landsleute suchten sie sich einen Weg zu jenem heiligsten aller heiligen Orte auf der sonst kahlen Hochfläche, wo der heilige Olivenbaum, die Gabe Athenes an die Stadt, immer gestanden hatte. Der um sie herumgebaute

Schrein war vollständig dem Erdboden gleichgemacht, aber ein schwarzer Baumstumpf wurde bald unter den Schuttbergen freigelegt. Hartnäckig, wie sie es immer gewesen waren, klammerten sich die noch lebendigen Wurzeln fest an den Felsen.

Und aus dem Stumpf wuchs wie ein Wunder ein langer, grüner Schößling hervor und reckte sich der Sonne entgegen.

NEMESIS

Überraschungsangriff

Und so kam es zu Salamis. »Du mordest die Kinder der Weiber.« Die Flotte der Verbündeten ankerte vor der Insel, die Perser lagerten beim Hafen Phaleron, und das zweideutige Orakel lastete schwerer als je zuvor auf den Gemütern. Nicht nur im griechischen Oberkommando wurden die beunruhigenden Worte Apollons besprochen: Auch die Perser werden, eifrige Aushorcher, die sie waren, von der Prophezeiung erfahren haben. »Er, der meinen Vorfahren die Wahrheit enthüllte«:¹ Mit diesen Worten hatte Dareios selbst den bogentragenden Gott beschrieben. Doch hatten die Perser zwar schon des öfteren einen gewissen Respekt vor Apollon erkennen lassen, aber ihr Vertrauen in die Vorhersagen von Delphi war deswegen natürlich noch lange nicht so tief verwurzelt wie bei ihren Feinden. Sicherlich gab es Männer im Gefolge des Großkönigs, die sich über die Wendung »göttliches Salamis« den Kopf zerbrachen und dabei auch die Frage stellten, von wem diese Formulierung wohl stammen mochte. Vielleicht war es gar kein Gott gewesen, der dieses Wort ins Ohr der Pythia gehaucht hatte? Sondern beispielsweise ein Priester? Schließlich liefen in Delphi viele Fäden auswärtiger Kontakte zusammen, und die Diener Apollons, die über ein beträchtliches Wissen von den aktuellen Geschehnissen verfügten, waren also nicht weniger qualifiziert als sonst jemand, den wahrscheinlichen Fortgang des Krieges vorherzusagen.

Bestimmt hatten sie nicht vergessen, wie der letzte Versuch der Griechen ausging, eine königliche Armada zu bezwingen. 14 Jahre zuvor waren rund 350 ionische Trieren gegen eine Übermacht von fast doppelt so vielen persischen Schiffen zur Schlacht bei Lade, der Insel, die Milet vorgelagert ist, auf-

gebrochen und vollständig vernichtet worden. So wie damals Milet das Herz des Widerstandes gegen die Perser war, so war es jetzt Athen. Und die einzige mögliche Entsprechung zu Lade vor Attikà war natürlich Salamis. Ob die persischen Strategen nun davon ausgingen, daß die delphische Prophezeiung sich aus himmlischen Sphären oder lediglich aus sterblichem Kalkül herleitete – es hätte auf jeden Fall ihre Überzeugung gestützt, daß die Hand eines unendlich viel größeren Gottes als Apollon ihr Geschick lenkte. Die riesigen Räder der Zeit, angetrieben vom Willen dessen, der über ihnen wohnte – Ahura Mazda –, drehten sich zweifellos mit erbarmungsloser Präzision. Schon einmal hatte sich ein vor internen Streitigkeiten knirschender Zusammenschluß griechischer Schiffsverbände angesichts der Bedrohung durch eine weit überlegene persische Flotte in Verrat und Hinterlist aufgelöst – und nun, in einer geheimnisvollen, doch zweifellos göttlich gestifteten Symmetrie, sollte die Geschichte sich offenbar wiederholen.

Selbstverständlich gab es auch Stimmen in der Umgebung des Xerxes, die ihrem Herrn dringend davon abrieten, sich auf eine solche Parallele zu verlassen. Demaratos etwa konnte sich sehr genau in seine Landsleute einfühlen und wußte daher, welche Aktion des Großkönigs sie am nachhaltigsten verstören mußte – er schlug ein amphibisches Vorgehen vor, einen Angriff sowohl vom Meer her als auch vom Land aus, der sich direkt Lakadaimon selbst zum Ziel nehmen sollte: »Denn Ihr müßt nicht befürchten, daß die Spartaner, wenn die Flammen des Krieges in ihrer Heimat wüten, sich damit aufhalten, irgend jemandem sonst in Griechenland zur Hilfe zu kommen.«² Fein beobachtet, doch die Stürme und die feindlichen Aktionen hatten die königliche Flotte so dezimiert, daß die Aussonderung einer eigenen Eingreiftruppe aus dem Gesamtverband, und sei sie auch noch so klein, den Griechen womöglich den Weg zum Sieg über beide Verbände geebnet hätte. Der Vorschlag wurde also verworfen. Gleiches widerfuhr, wenn auch nach reiflicherer Überlegung, dem Rat der glanzvollen Königin Artemisia von Halikarnassos. Als der Großkönig nach seiner pompösen Ankunft in Phaleron seine Admiräle um sich versammelte, um Kriegsrat zu halten, war sie die einzige, die sich gegen den Plan aussprach, ein zweites Lade zu erzwingen. Sie betonte, daß eine Schlacht ein sinnloses Risiko darstellte. Athen war eingenommen, und der Herbst brach herein. Es sei also sehr viel ratsamer, die Patt-Situation beizubehalten und die griechischen Truppen sich selbst zu überlassen; sie würden entweder verhungern oder »sich auflösen und nach Hause zurückkehren«.³ Eine scharfsinnige Analyse,

das war auch Xerxes selbst klar, doch die Zeit lief ihm davon, und er konnte sich nicht dazu durchringen, Artemisias Plan umzusetzen. Was für den Großkönig sicher nicht in Frage kam, war eine Überwinterung an den fernen westlichen Grenzen: Das verwüstete Athen war nicht der Ort, von dem aus sich die Welt regieren ließ. Nachdem er dem Feldzug gegen Europa die Gnade seiner königlichen Gegenwart gewährt hatte, oblag es ihm jetzt, den Krieg vor dem Ende der Kampfsaison zu beenden. Und dieses Ende konnte, solange das Wetter noch einigermaßen mitmachte, nur in einem kolossalen Sieg bestehen.

Wie erfreulich war es da doch, daß die königlichen Spionagechefs ihrem hohen Herrn berichten konnten: Die Feinde mit ihren internen Streitigkeiten, die sie in ihrem Lager austrugen, verhielten sich genauso, wie man es von ihnen erwartete. So wie Haß, Zweifel und Ängste zuvor die ionische Flotte vor Lade aufgerieben hatten, so vermittelte auch jetzt die griechische Flotte in der Meerenge vor Salamis ganz den Eindruck, als stünde ihr eine ähnliche Implosion unmittelbar bevor. Die Zeichen für einen sich ausbreitenden Defätismus waren kaum zu verkennen. Schon an dem Tag, als die Akropolis in Flammen stand, waren etliche Trupps in wilder Flucht hinunter zu ihren Schiffen gestürzt und hatten versucht, ihre Segel für die Flucht zu setzen. Außerdem wurde berichtet, daß am selben Abend das Oberkommando selbst wieder in rivalisierende Gruppen – die Peloponnesier gegen die Athener und ihre Parteigänger – auseinandergebrochen sei. Die aus diesem Anlaß ausgetauschten Beleidigungen waren im Lager Tagesgespräch gewesen. Man erzählte sich, daß Adeimantos den Themistokles verächtlich einen »Heimatlosen« genannt habe, und als Themistokles außer der Reihe das Wort ergriff, habe er ihn gewarnt: »Athleten, die bei den Kampfspielen zu früh aufstehen, bekommen Schläge«; worauf Themistokles bitter geantwortet habe: »Ja, und die, die zu spät kommen, erhalten sicher keinen Siegeskranz.«⁴ Erst als er drohte, die gesamte athenische Flotte aus der Formation zurückzuziehen und sofort nach Italien ins endgültige Exil zu gehen, bekam er schließlich seinen Willen. Doch keiner konnte sagen, für wie lange. Die Peloponnesier hatten eine Heidenangst davor, in der Meerenge eingeschlossen zu werden – was würde geschehen, wenn sie Themistokles am Ende dazu zwingen würden, seine flache Drohung wahr zu machen? Welche Folgen hätte das für die Athener und ihre Flotte nach sich gezogen?

Die Chiefs des persischen Nachrichtendienstes, die schon mehr als 60 Jahre Erfahrung damit hatten, die notorische griechische Widerspenstigkeit auszunutzen, wußten genau, wie sie das am effektivsten herausfinden konnten. Im

Anschluß an die Konferenz in Phaleron, nachdem alle Gefolgsleute des Großkönigs seinen Wunsch, eine Neuauflage von Lade herbeizuführen, klar begriffen hatten, wurde ein Kontingent persischer Truppen in Richtung Isthmus auf den Weg gebracht. Da die Küstenstraße jenseits von Megara zerstört und der Isthmus selbst gründlich befestigt worden war, gab es für die Soldaten keine Aussicht, die Tore der Peloponnes zu stürmen – aber das war auch gar nicht ihre Aufgabe. Sie verließen Athen, umrundeten den Aigaleos, folgten der heiligen Straße nach Eleusis und marschierten die attische Südküste entlang. Hell funkelten ihre Waffen. Ihre Kriegsgesänge waren meilenweit zu vernehmen. 30 000 Fußpaare donnerten die Straße entlang und wirbelten eine große Staubwolke auf, die hinter ihnen herwehte und über die Meerenge auf Salamis zutrieb.

Dort löste diese Aktion – genau wie die persischen Strategen es vorausgesagt hatten – größte Bestürzung aus. Wieder erhob sich unter den Männern von der Peloponnes aufrührerisches Getuschel. Dann, als der Nachmittag bereits in den Abend überging und besorgte Seeleute schon ihre Kapitäne bestürmten, die Segel zu setzen und Richtung Isthmus aufzubrechen, gab der Großkönig den Befehl, die Schrauben fester anzuziehen. Staffeln der königlichen Flotte »begaben sich hinab nach Salamis und stellten sich dort in aller Ruhe in Schlachtordnung auf«. Direkt vor der Insel patrouillierten sie hin und her und bedrohten damit die Ausfallwege.⁵ Als die untergehende Sonne ihre Strahlen über das Meer von Salamis zum Isthmus sandte, waren viele Peloponnesier offensichtlich kurz davor zu revoltieren.

... sie fürchteten nämlich, wenn sie hier für die Athener kämpfen müßten und die Schlacht verlören, würden sie auf der Insel eingeschlossen und belagert werden und ihr Land dem Feinde schutzlos preisgegeben. Das Landheer der Barbaren brach noch in derselben Nacht nach der Peloponnes auf.⁶

Eine solche Vorgehensweise war schon seit den ersten Tagen des Kontaktes zwischen den beiden Völkern typisch für die Art, wie die Perser mit den Griechen Katz und Maus spielten. Berichte über das Gezänk auf Salamis, die dem Großkönig von seinen Agenten geliefert wurden, bestärkten ihn in seiner Gewißheit, daß er den Charakter seiner Feinde absolut richtig eingeschätzt hatte. Nachdem sich nun die gesamte griechische Flotte offensichtlich in Kampfbereitschaft befand, war es an der Zeit, die Falle, die er mit so viel Raffi-

nesse aufgestellt hatte, mit einem Köder zu versehen. Die Sonne war schon fast untergegangen, und jetzt wurden die Schiffe, die vor Salamis patrouillierten, zurückbeordert.⁷ Dieser Rückzug, der demonstrativ vor den Augen der Verbündeten stattfand, gab die Fluchtroute in Richtung Isthmus sehr offensichtlich – und sehr verführerisch – frei. Die persischen Admiräle hatten in Artemision die Erfahrung gemacht, daß griechische Seeleute einem raschen nächtlichen Rückzug nicht abgeneigt waren, wenn eine plötzliche Krise es zu erfordern schien. Die Peloponnesier hatten keine Ahnung, wann sich wieder eine solche Gelegenheit bieten würde, ihrem Schlupfwinkel zu entkommen, sie würden sich also am heutigen Abend sicher in exakt einer solchen Krisensituation wähnen. Wenn das so war, würden sie die Gelegenheit beim Schopfe packen, ohne erst groß zu fragen, ob die Athener sich ihnen anschließen wollten, und die Meerenge verlassen. Genau wie damals in Lade würde sich dann eine griechische Flotte in lauter einzelne Bruchstücke auflösen.

Doch Xerxes wollte Gewißheit haben, als er an diesem Abend über die Chancen des Plans nachdachte. Der Hinterhalt konnte nur einmal gelegt werden. Es reichte nicht, eine Spaltung zu begünstigen; auch aktiver Verrat war vonnöten. Ideal wäre ein Doppelagent in den Reihen des griechischen Oberkommandos. Glücklicherweise hatten die Chiefs des persischen Sicherheitsdienstes lange und nützliche Erfahrung damit, den Gegner zu unterwandern. Die königlichen Meisterspione mußten sicher nicht eigens darauf hinweisen, daß es die Bestechung der Kapitäne aus Samos gewesen war, was die Auflösung der ionischen Schlachtlinie bei Lade bewirkt hatte. Im Bewußtsein dieses erfreulich motivierenden Vorbildes wird wohl keiner glauben, daß die Agenten des Großkönigs, beladen mit Gold und der Zusicherung königlicher Protektion, sich nicht im Lager der Verbündeten auf Salamis umgetan hätten. Und wer mag wohl ihr Ansprechpartner gewesen sein? Die Perser werden sich in dem Nervenkrieg, den sie mit so großer Geschicklichkeit gegen die unterschiedlichen griechischen Gruppen führten, sicherlich für ein zweigleisiges Vorgehen entschieden haben. Während sie einerseits die Peloponnesier in Angst versetzten und ihnen die Flucht nahelegten, durften sie auch die Ängste und den Groll derer nicht außer acht lassen, die mit der Tatsache fertig werden mußten, daß sie im Stich gelassen wurden: die Ägineten, die Megarer – und die Athener.

»Den Mann, der mit mir kooperiert, werde ich reich belohnen.«⁸ Das war kurz und bündig immer das Angebot der persischen Monarchie. Welcher Lohn war demnach für einen Mann zu erwarten, in dessen Macht es lag, die ganze

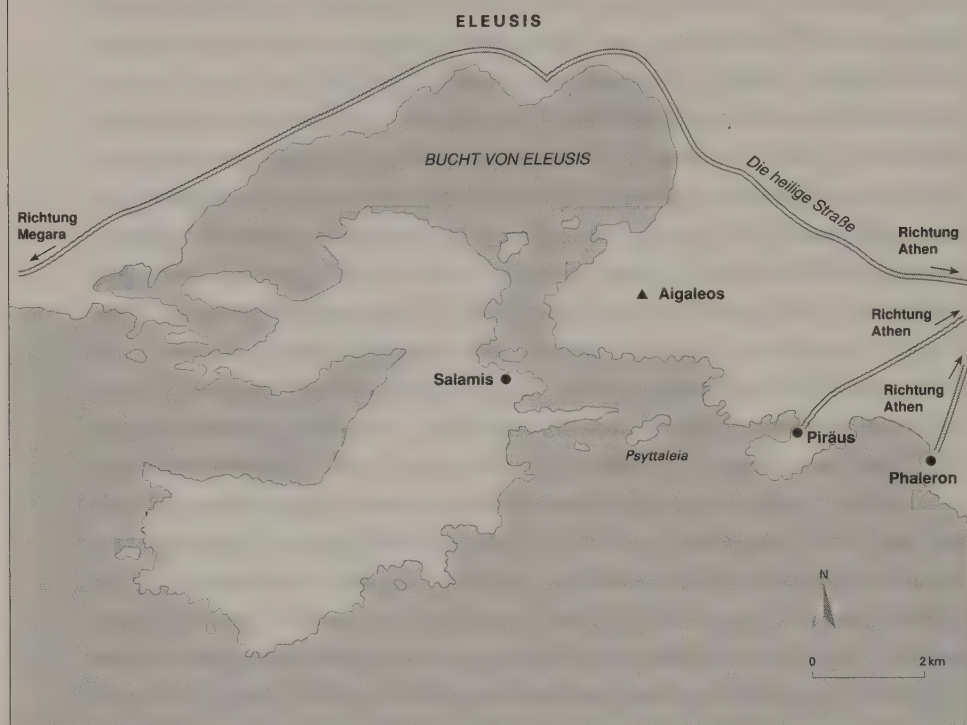
griechische Flotte zu verraten und für den Großkönig den Krieg zu gewinnen und damit letztlich den Westen? Glänzend und herrlich würde er sein, jenseits des Vorstellbaren, das stand außer Frage. Es war nicht wichtig, daß Themistokles aus einem Gebiet stammte, das jahrelang als von Dämonen strotzende Hochburg der Lüge galt – das spielte jetzt keine Rolle mehr, da das Feuer, das die Akropolis vernichtete, Athen vom Bösen befreit hatte. Wenn die Athener nur bereit waren, sich vor der königlichen Anwesenheit in gebührender Zerknirschung zu beugen, dann durften sie die berechnete Hoffnung hegen, Vergeltung zu erlangen – und vielleicht sogar, wenn sie gute Arbeit leisteten, Zeichen der großköniglichen Gunst. Immerhin hatte kein Mann auf der ganzen Welt die Macht, gnädiger, großzügiger, wohlthätiger zu sein. »Die Belohnungen, die ich gewähre, entsprechen der Hilfe, die ich erhalte.«⁹

An keiner Stelle erfahren wir explizit von Kontakten zwischen Themistokles und persischen Agenten. Das Dunkel um Verrat und Spionage ist naturgemäß häufig undurchdringlich – um so mehr hier, wo uns ein Abgrund von 2500 Jahren von den Ereignissen trennt. Was wir immerhin wissen, ist folgendes: Kurz nachdem die persischen Geschwader von ihrer Patrouille nach Phaleron zurückgekehrt waren, und während die einzelnen griechischen Befehlshaber versuchten, die Ereignisse des Tages zu verarbeiten und sich dabei gewaltig in die Haare kriegten, löste sich ein winziges Boot aus den dunklen Reihen der athenischen Flotte und überquerte die Meerenge. An Bord war der bewährte Hauslehrer der Söhne von Themistokles, ein Sklave namens Sikinnos. Sein Name verweist auf Phrygien, eine Satrapie im Osten von Lydien, es ist also möglich, daß er ein wenig Persisch sprach.¹⁰ Und es ist außerdem möglich, daß sein Eintreffen auf dem Festland für die, die ihn trafen, nicht unbedingt eine Überraschung darstellte – denn kaum hatte Sikinnos seinen Fuß auf trockenen Boden gesetzt, da wurde er auch schon eilig in den Kreis des persischen Oberkommandos geleitet. Sicher war die Nachricht, die er zu überbringen hatte, von allerhöchster Dringlichkeit: Die Griechen, so berichtete Sikinnos, planten noch für diese Nacht einen Ausfall. »Versperrt nur ihren Fluchtweg«, so lautete der Rat von Themistokles, »und der Erfolg ist euch sicher.« Gleichzeitig berichtete der Sklave, sein Herr, der athenische Admiral, habe genug von der Kleinmut seiner Verbündeten, er empfinde »volle Sympathie für den König und hoffe aufrichtig auf einen persischen Sieg«.¹¹ Wenn die Spionagechefs sich wirklich um Kontakt zu Themistokles bemüht hatten, dann waren diese Neuigkeiten wohl das Non plus ultra, was zu erwarten war.

Ein wahrhaft umwerfender Coup. Der Großkönig, der zweifellos von der Perspektive eines unmittelbar bevorstehenden entscheidenden Durchbruchs seiner Spione in Kenntnis gesetzt war, wurde umgehend informiert. Krisenpläne, die in Erwartung genau einer solchen Situation entworfen worden waren, wurden reibungslos in die Tat umgesetzt. Die Flotte wurde in Gefechtsbereitschaft versetzt. Vom Abendessen weg eilten die Ruderer auf ihre Bänke, die Soldaten auf ihre Plätze an Deck. »Die Besatzungen feuerten sich entlang der ganzen Schlachtlinie gegenseitig an«,¹² und dann, eine Reihe hinter der anderen gestaffelt, legten sie von Phaleron ab und segelten hinein in die wartende Dunkelheit. Das Hurrageschrei war verstummt, denn das geringste Geräusch könnte den Feind aufschrecken. Die einzelnen Schiffsgруппierungen glitten durch die Nacht, nur am gemessenen Schlag ihrer Ruder war ihr Fortkommen spürbar, und sie bewegten sich zu den Positionen, die ihnen von ihrem Herrn vorgegeben worden waren. Eine Gruppe, zusammengesetzt aus den 200 Schiffen der Ägypter, hatte den Befehl, die gesamte Südküste von Salamis zu umrunden, sich zum engen Flaschenhals des westwärtigen Ausgangs der Meerenge zu begeben und ihn für den Fall zu verschließen, daß die Griechen versuchen sollten, auf diesem Weg zu entkommen. Andere schlossen sich in Dreierreihen zusammen und bezogen ihre Posten vor dem östlichen Kanal, aus dem, wie ihnen ihre Kapitäne versichert hatten, jeden Moment panische Peloponnesier ausbrechen konnten. Genau unterhalb der Kanalöffnung, wo sich die Meerenge zum offenen Meer hin weitete, befand sich eine Insel, die dem Gott Pan geweiht war, den Athenern bekannt unter dem Namen Psyttaleia; hier stationierte der Großkönig als Krönung der gnadenlosen Wirksamkeit seiner Vorbereitungen eine Truppe von 400 Infanteristen. Wenn dann um Mitternacht der Ausfall erfolgte, dann befänden sich diese Soldaten »genau im Bereich der zu erwartenden Kämpfe, bereit für die Männer und zerschmetterten Schiffe, die bald bei der Insel an Land getrieben würden«. ¹³ Nichts hatte man dem Zufall überlassen. Nicht einem einzigen Griechen würde es gelingen, der tödlichen Falle des Großkönigs zu entkommen.

In der Zwischenzeit war Sikinnos, der Sklave, dessen Botschaft all diese Vorbereitungen in Gang gesetzt hatte, zu Themistokles zurückgekehrt. Sein Mut war wahrhaft erstaunlich. Sicher war er davon ausgegangen, daß man ihn zu weiteren Vernehmungen zurückbehalten würde; und es ist in der Tat schwer zu verstehen, warum man ihn gehen ließ, wenn es nicht darum ging, seinem Herrn seinerseits eine Botschaft von den persischen Spionagechefs zu über-

Die Insel Salamis



bringen.¹⁴ Es ist auch unschwer vorstellbar, was der Inhalt dieser Mitteilung war: die letzten Äußerungen des Großkönigs; das Angebot einer Amnestie, vielleicht die Eröffnung einer Möglichkeit für die Athener, ihre Familien abzuholen, bevor sie ins Exil aufbrachen; oder die Zusicherung einer Zukunft in Attika als Günstling und bevorzugter Diener des Königs der Könige. Wie auch immer die Details ausgesehen haben mögen – Themistokles hat wohl beim Lesen einen Seufzer der Erleichterung ausgestoßen, weil er nun sicher sein konnte, daß er seine Töchter davor bewahrt hatte, auf dem Sklavenmarkt verkauft zu werden, seinen Söhnen hatte er das Kastrationsmesser erspart und seinen Mitbürgern die Auslöschung. Auch wenn die griechische Flotte am nächsten Morgen vernichtet werden sollte – die Athener immerhin hatten einen Anspruch auf das großkönigliche Erbarmen.

Doch es gab noch eine zweite Perspektive mit unendlich viel mehr Glanz und Gloria, die sich ebenfalls nach der Rückkehr des Sikinnos aufgetan hatte. Die griechischen Admiräle befanden sich, während die königlichen Schlachtreihen schon zu ihrem geheimen Manöver aufbrachen, immer noch in einer dringenden Lagebesprechung, »immer noch in wütendem Streit«, wie es heißt.¹⁵ Irgendwann um Mitternacht herum sprang Themistokles, der offenbar furchtbar viel zu tun hatte, weil er die Runde ständig für kurze Zeit verließ, wieder auf und entschuldigte sich ein weiteres Mal. Draußen, verborgen im Schatten, erwartete ihn ein alter Feind. Aristides, der »Gerechte«, der ebenso wie Xanthippos und all die anderen Opfer des Scherbengerichts aus dem Exil zurückgerufen worden war, hatte geschmeidig seinen Platz im Herzen der politischen Angelegenheiten wieder eingenommen. Eben kam er von einer Mission in Ägina zurück, und da hatte er, als er sich nach Salamis zurückstahl, die unheilverkündende Silhouette der persischen Flotte gesehen, die von Phaleron auschwärmte, um die Ausfahrten der Meerenge zu besetzen. Themistokles, den diese Nachricht natürlich kaum überraschte, zeigte sich erfreut und erklärte dem Aristides, daß dies auf seine Veranlassung hin geschehe, »... denn unsere Verbündeten mußten gezwungen werden, sich der Schlacht zu stellen, vor der sie sonst zurückgeschreckt wären«. Er umarmte seinen alten Gegner und bat ihn, den Admirälen die Nachricht selbst zu überbringen, »denn wenn ich es ihnen sage, glauben sie, ich hätte es erfunden«.¹⁶

Was natürlich darauf zielte, die Peloponnesier als glücklose Marionetten dastehen zu lassen. Kein Wunder, daß die Athener in den kommenden Jahren gern auf dieser Geschichte herumritten. Doch es bleibt ein seltsamer Beigeschmack. Aristides informierte zwar die griechischen Befehlshaber davon, ihre Flotte sei im Begriff eingeschlossen zu werden, doch er vergaß offenbar, die List zu erwähnen, die sich einer ihrer Kollegen ausgedacht hatte. Man mag das für nachvollziehbar halten. Doch es bleibt merkwürdig, daß die Spartaner und die übrigen Peloponnesier, selbst als sämtliche Details des Hinterhalts von Themistokles sich allgemein herumgesprochen hatten, nicht den kleinsten Hinweis auf Unmut gegenüber dem Mann erkennen ließen, der sie so umfassend ausgetrickst hatte – im Gegenteil, sie waren voll des Lobes auf seine vorausschauende Klugheit. Und auch die griechischen Admiräle ließen sich von der Mitteilung des Aristides nicht in Panik versetzen, obwohl sie davon, wie uns berichtet wird, ziemlich überrumpelt worden waren. Ganz im Gegenteil – ihre Vorbereitungen für den kommenden Morgen ließen eher darauf schließen, daß alles

schon im vorhinein minuziös geplant war. Es schien fast so, als habe auch sie die Nachricht von der persischen Blockade in Wahrheit nicht allzu sehr überrascht; als seien sie von Anfang an Mitwisser der Intrige des Themistokles gewesen.

Und vielleicht war es ja auch wirklich so. Die Einzelheiten der Schlacht bei Salamis sind immer wieder nur wie durch Nebelschwaden erkennbar, und dann gehen sie entweder wieder verloren oder sind so verworren, daß sie alle möglichen Interpretationen zulassen. Das ist natürlich frustrierend – doch gibt diese Düsternis immer wieder einmal, wenn auch nur für quälend kurze Dauer, den Blick frei auf einen sonst immer verschwiegenen Krieg, einen schattenhaften Kontrapunkt zu all dem Wirrwarr und Krach und Geschiebe der Schlacht. Die Perser konnten zu Recht behaupten, daß sie die Weltmeister im Austricksen waren, daher überrascht es nicht, daß die persischen Spionagechefs bei ihrer Ankunft in Attika großspurig von ihrer Überlegenheit ausgingen, einem Gefühl, das sich bei Angehörigen der Weltregierungs-klasse wohl ganz automatisch einstellt. Doch wie die Admiräle des Großkönigs durch die Darbietung der Griechen in Artemision vor jeglicher Selbstgefälligkeit hätten gewarnt sein sollen, so hätten auch die Spione besser daran getan, sich nicht in allzu großer Sicherheit zu wiegen. Die Alliierten hatten ihre Tüchtigkeit im Einsatz von Täuschung und gezielter Desinformation bereits unter Beweis gestellt. Für Salamis steht außer Frage, daß Themistokles unter Einsatz seines gewohnt gnadenlosen psychologischen Gespürs die persischen Agenten nicht nur mit dem beliefert hatte, was ihr Meister hören wollte, sondern was er auch unbedingt glauben mußte. So sehr Xerxes auch vom Wunschdenken beherrscht war, hätte er die Möglichkeit, daß die Athener verräterische Absichten hegten, in Betracht gezogen, wenn da nicht die peloponnesischen Admiräle gewesen wären, die den demoralisierten Zustand ihrer Männer derart öffentlich vorgezeigt hatten. Ob sie nun wirklich ein zerstrittener, inkompetenter Haufen waren, dem – trotz allem, was sie in Artemision gelernt hatten – jegliche Motivation, sich dem Kampf vor Salamis zu stellen, abging; oder ob sie sich nicht vielmehr als Mitverschwörer an einem verheerenden Betrugsmanöver beteiligten, das werden wir nie mit Sicherheit feststellen können. Falls die peloponnesischen Admiräle tatsächlich die Absicht gehabt hatten, sich in dieser Nacht unbedingt aus dem Staub zu machen, dann haben sie sich allerdings mit bemerkenswertem Gleichmut mit der Neuigkeit abgefunden, daß ihnen der Ausgang aus der Meerenge verstellt war. Der Morgen dämmerte, der Morgen

eines der schicksalsträchtigsten Tage in der Geschichte der Menschheit – und er fand jedes Geschwader der griechischen Flotte gerüstet und gestimmt für die Schlacht.

Und über der Meerenge, so empfanden es die Männer, war plötzlich etwas Unheimliches spürbar, eine fast greifbare Verdichtung der Intensität im frühen Morgenlicht. An die Soldaten aus Athen wandte sich Themistokles mit einer Rede, die noch lange im Gedächtnis bleiben sollte, und drängte sie, an alles zu denken, »was das Beste ist in der menschlichen Natur und im menschlichen Handeln, und an alles Schlechteste – und sich dann für das erste zu entscheiden«. ¹⁷ Doch wahrscheinlich haben nicht einmal so sehr diese Worte den Männern einen Schauer über den Rücken gejagt als vielmehr die Beteuerung, die sich auch gleich in der ganzen Flotte wie ein Lauffeuer zu verbreiten schien, daß die Göttersöhne, die in früheren Zeiten die Hüter der Felsen und Haine und Tempel Griechenlands waren, nun unter ihnen anwesend waren: So daß die Männer später von Phantomen sprechen sollten und sogar von geisterhaften Schlangen, die über die Wasseroberfläche glitten, und es seien auch überirdische Kampfschreie in der ganzen Meerenge zu hören gewesen. Das griechische Oberkommando war nicht müde geworden, immer wieder zu versichern, daß längst verstorbene Helden sich aus ihren Gräbern erheben würden, um die barbarischen Eindringlinge zurückzuschlagen. Man darf wohl annehmen, daß Aristides, als er sich dem Risiko aussetzte, beim Durchbrechen der persischen Blockade entdeckt zu werden, aus Ägina mit den Reliquien von äginetischen Helden zurückkehrte, Sprößlingen des Zeus selbst. Die Dringlichkeit einer solchen Mission konnte kaum jemand bezweifeln, und man kann es als Zeichen ihres Erfolgs ansehen, daß die Peloponnesier, die noch am Abend zuvor nahe daran waren, offen den Aufstand zu proben, sich nun wie alle anderen auch mit vollem Engagement auf die Schlacht vorbereiteten.

Und es lag auch wirklich seit einigen Tagen etwas Unheimliches in der Luft. Sogar die Griechen im Heerzug des Großkönigs konnten sich offenbar dem Eindruck nicht verschließen, daß die Götter sich womöglich von ihrem Herrn abgewandt hatten. Demaratos war am Tag vor der Schlacht durch die verlassenen Felder außerhalb von Eleusis gegangen und hatte eine Staubwolke bemerkt, die von der Küstenstraße aufstieg. Sie konnte nur von der persischen Abteilung stammen, die auf den Isthmus zumarschierte, doch ein Kollaborateur aus Athen, der mit Demaratos unterwegs war, hatte den schwachen Gesang, der von der heiligen Straße zu vernehmen war, als die *iakché* identifi-

ziert: den Freudengesang, den die feiernde Gemeinschaft anstimmte, wenn sie jedes Jahr im September nach Eleusis unterwegs war. Das war natürlich unmöglich, obwohl man sich tatsächlich in der Jahreszeit des jährlichen Festzugs befand – und so mußte wohl eine übernatürliche Prozession die *iakché* angestimmt haben, um das große Mysterium von Eleusis zu feiern, die Wiederkehr des Lebens für das, was tot erschienen war. Als der Athener damals über die ausgedörrte heimatische Erde ging, kam ihm dieser Gedanke höchst ungelogen. »Ich fürchte«, sagte er schließlich und starrte in die Richtung der Staubwolke, »daß das für die königlichen Streitkräfte großes Unheil ankündigt.« Und Demaratos war zwar über diese Feststellung beunruhigt, doch er stellte sie nicht in Frage. »Behalt das bloß für dich«, forderte er seinen Begleiter dringlich auf. »Denn wenn deine Worte dem König zu Ohren kommen sollten, wirst du bestimmt einen Kopf kürzer gemacht.«¹⁸

Ein kluger Rat, fürwahr – denn Xerxes war fest entschlossen, einen Sieg zu erzwingen, und er befand sich daher sicher nicht in der Stimmung, einen solchen Defätismus hinzunehmen. Er zweifelte nicht daran, daß die griechische Flotte bei Artemision nur deshalb nicht ausgeschaltet werden konnte, weil es seinen Untergebenen an Rückgrat gemangelt hatte. Um diesen Mißstand zu beheben, ließ er seinen Kapitänen folgende unmißverständliche Warnung zukommen: Wenn es den Griechen gelingen sollte, dem furchtbaren Schicksal, das ihnen bevorstehe, zu entrinnen und die Blockade zu durchbrechen, dann würden alle, die dafür verantwortlich sind, geköpft.¹⁹ Außerdem sollten die, die sich im Kampf bewährten, der höchsten Ehre teilhaftig werden, daß nämlich ihre großen Taten von ihrem Herrn höchstselbst zur Kenntnis genommen wurden – ein Ansporn, der vor Artemision schmerzlich vermißt wurde. So kam es also, daß der Großkönig, während die Griechen schon auf ihre Ruderbänke huschten, in seinem Streitwagen, gefolgt von einem gewaltigen Zug von Generälen, Beamten und Lakaien, am südlichen Ausläufer des Aigaleos vorbeiritt und sich zu der »felsigen Kuppe« begab, »die einen Überblick bietet über die meergeborene Insel Salamis«. Hier, oberhalb eines dem Herakles geweihten Tempels, befahl er, seine nisäischen Pferde zu zügeln. Als er von seinem Streitwagen herabstieg, zuerst auf einen goldenen Schemel und dann – denn man konnte es nicht zulassen, daß die königlichen Plateausohlen die nackte Erde berührten – auf einen hurtig entrollten Teppich, errichteten Diener eilig einen Thron. Der Großkönig hatte seinen Aussichtspunkt vortrefflich ausgewählt. Unter ihm entfaltete sich, mit jeder Minute heller werdend, ein unvergleich-

liches Panorama: von Salamis, von der Meerenge, dem Golf auf der anderen Seite, und, in der Ferne, dem Isthmus von Korinth. Was aber sah Xerxes an diesem schicksalhaften Morgen auf der Meeresfläche zu seinen Füßen, als die Sonne hinter ihm aufging und damit auch der schicksalhafte Augenblick der Schlacht anbrach, einer Schlacht, auf die der Großkönig lang gewartet und lang hingearbeitet hatte?

Nicht was er zu sehen hoffte, so viel steht fest: nicht das Spektakel einer griechischen Flotte, die in seinem Hinterhalt zerschmettert wurde, keine Schiffstrümmer, die auf den Wellen schaukelten, keine Leichenknäuel, von der Brandung gegen die Felsen von Psyttaleia geschleudert. Schon vor seiner Ankunft oberhalb von Salamis wird dem Großkönig aufgefallen sein, daß der erwartete Ausbruch der Peloponnesier unterblieben war, und auch der Anblick einer griechischen Flotte, die in den Meerengen unter ihm in Stellung gegangen war, dürfte eine herbe Enttäuschung für ihn gewesen sein. Und seine eigenen Geschwader – wo befanden sie sich, als der Morgen anbrach? Eine gewichtige Frage – denn so wie die Strategie der Bündnispartner eine Schlacht in der Meerenge vorsah, so hatten die persischen Admiräle sich vollkommen darauf festgelegt, die Begegnung mit den Griechen auf offener See auszutragen. Der Stillstand, der sich daraus ergab, dauerte nun bereits drei Wochen an. Nur die Gewißheit, daß ihr Feind doch nur ein glückloser, undisziplinierter Haufen war, hatte die Befehlshaber der königlichen Flotte jemals dazu bringen können, von ihrer Grundvoraussetzung abzuweichen und sich mit ihren Schiffen in den Kanal hineinzubegeben. Es war eine Entscheidung von einer Tragweite, die in der Kriegsgeschichte ihresgleichen sucht, denn von ihr hing nicht nur die Zukunft der Schlacht, nicht nur der weitere Verlauf des Krieges, sondern die Zukunft Europas und der westlichen Zivilisation insgesamt ab. Es ist ärgerlich, daß wir nicht wissen, wann oder wie diese Entscheidung getroffen wurde – wir wissen nur, daß die Schlacht, als sie dann begann, tatsächlich dort stattfand, wo die Perser sie am allerwenigsten haben wollten: in der Meerenge vor Salamis.

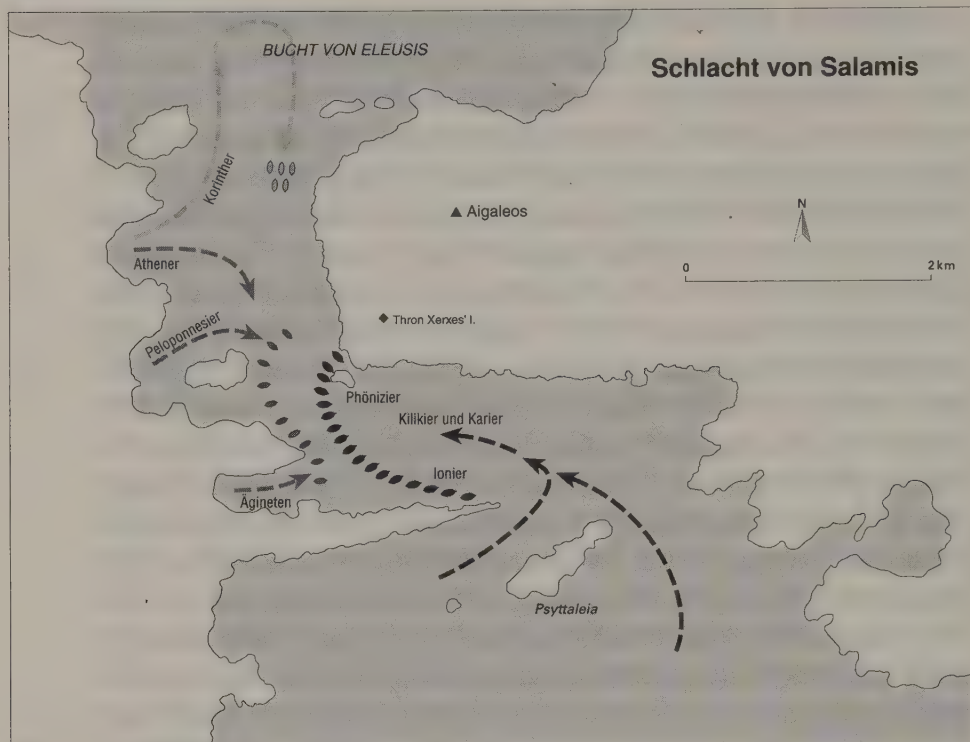
Unter Historikern herrscht die Ansicht vor, die Perser hätten sich im Schutz der Dunkelheit bereits in die Meerenge hineinbegeben. Doch das ist eher unwahrscheinlich.²⁰ Die Befehle, die die Kapitäne des Großkönigs von ihrem Herrn erhalten hatten, waren vollkommen eindeutig: »Bewacht die Ausgänge, die auf die offene See hinausgehen.«²¹ Es ist unwahrscheinlich, daß bei der drohenden Perspektive, einen Kopf kürzer gemacht zu werden, der Hang zu küh-

nen Beweisen von Eigeninitiative in dieser Nacht sonderlich ausgeprägt war. Die bemerkenswerte Tatsache, daß die Griechen es unterließen, in die Falle zu tappen, die mit solcher Sorgfalt für sie aufgestellt wurde, hatte die königlichen Admiräle sicherlich nur in ihrer Entschlossenheit bekräftigt, ihren augenblicklichen Standort nicht zu verlassen; auch ihre Ruderer, die sich schwer ins Zeug legen mußten, um einfach nur zu verhindern, daß die Schiffe abgetrieben wurden und die Formation sich auflöste, waren wohl kaum angemessen auf ein nächtliches Kampfgeschehen vorbereitet. Es kann sein, daß die Ankunft des Großkönigs über Salamis in der Morgendämmerung einige Kapitäne, die nach königlicher Gunst gierten, bewog, ihre Schiffe etwas weiter in den Kanal hinein zu dirigieren, und daß daraufhin die ganze Schlachtlinie ein wenig ins Schlingern geriet und ihnen folgte. Wahrscheinlicher ist allerdings, daß der Anblick ihres Kriegsherrn lediglich bewirkte, daß die Flotte in ihrer Disziplin bestärkt wurde. Die einzelnen Kapitäne konnten noch so wachsam über den Bug ihrer Triere spähen; was sich in der Meerenge abspielte, bekamen sie kaum in den Blick – dafür hatten sie vor Augen, wie großartig ihr König plazierte war und wie exzellent er also den Überblick an ihrer Stelle übernehmen konnte. Und wer, wenn nicht Xerxes, war besser in der Lage, ein abschließendes Urteil zu fällen? Wer, wenn nicht Xerxes, sollte den Startschuß zu einem Spiel geben, von dem so viel abhing?

Kurz, es ist am wahrscheinlichsten, daß der Befehl, den Feind in der Meerenge anzugreifen, unmittelbar nach Sonnenaufgang an die persische Flotte erging, und daß er direkt vom König der Könige selbst gegeben wurde. Wir wissen nicht, wie der Befehl übermittelt wurde, und wir wissen auch nicht, ob Xerxes in der Lage war, seinen Admirälen eine unerwartete, aufregende Wendung der Dinge mitzuteilen, die er von seinem Aussichtspunkt oberhalb der Meerenge sehr gut beobachten konnte: die offensichtliche Auflösung der ganzen griechischen Kampfformation. Ungefähr 50 Trieren drehten in Richtung Eleusis ab, sie schienen überstürzt die Flucht ergreifen zu wollen, indem sie auf den engen Kanal vor der Nordwestseite der Insel zuhielten, wo die Ägypter lauerten, wovon ihre Befehlshaber offensichtlich keine Ahnung hatten. So hatte es sich in Lade abgespielt, und so schien es jetzt wieder zu passieren – genau wie der verräterische athenische Admiral es vorausgesagt hatte. Nun war es also soweit, die beiden Flügel der Falle zu schließen. Es war soweit, den griechischen Widerstand ein für allemal zu brechen: Zeit, in die Meerenge einzufahren.

Es erklang ein markerschütterndes Trompetensignal, das von den Felsen an den beiden nahen Ufern noch verstärkt wurde. Die gewaltige Masse der persischen Kampfflotte pflügte an Psyttaleia vorbei und umrundete den Südsporn von Salamis. Dann begann die Flotte, Tempo zuzulegen. Phönizier am rechten Flügel, Ionier zur Linken, in der Mitte Kilikier, Karer und weitere Verbände – sie alle hatten gleichfalls in den ersten fünf Minuten ihres Vordringens keine ungehinderte Sicht auf den Feind, denn der Winkel des Kanals erlaubte keinen Durchblick, und Gischt sowie der Nebel eines frühen Herbstmorgens werden die Luft über dem Meer getrübt haben. Doch dann, als die vorderen Reihen der griechischen Stellung immer näher kamen, erhob sich ein Gesang, und ein Siegeslied erklang in solcher Lautstärke, daß »ein helles Echo widerhallte als Antwort von den Inselklippen«. ²² Das war kaum das Geräusch von Männern in panischem Rückzug – doch für die Flotte des Großkönigs gab es kein Zurück, nicht einmal als einige Kapitäne in den vorderen Reihen der Schlachtlinie plötzlich ein mulmiges Gefühl im Magen verspürten und eine beklemmende Vorahnung wie kalter Schweiß auf der Stirn in ihnen aufstieg, daß sie selbst es waren, die da in einen Hinterhalt segelten. Schon wurde hinter ihnen ein dichter Wald von Masten sichtbar, der den Kanal füllte und auf dem von den Rudern aufgewühlten Wasser schwankte, während die einzelnen Geschwader verzweifelt versuchten, sich in Stellung zu bringen und sich dabei in der engen Wasserstraße nicht gegenseitig in die Quere zu kommen. Sie orientierten sich jetzt Richtung Festland, wo das Gestade beruhigenderweise von eigenen Mannschaften nur so wimmelte, doch es konnte für die persischen Kapitäne jetzt keinen Zweifel mehr daran geben, daß der Großkönig wirklich gründlich hereingelegt worden war. Die griechischen Trieren dachten gar nicht daran, beim Anblick der persischen Schiffe die Flucht zu ergreifen, vielmehr formierten sie sich zu einer riesigen eigenen Schlachtlinie entlang der gezackten Küstenlinie der Insel, angefangen bei den Athenern als nördlichstem Flügel bis hin zu den Ägineten im Süden; und der Rammsporn jedes einzelnen Schiffes war direkt auf die persische Flotte gerichtet.

Und doch – in den letzten, magenverkrampfenden Augenblicken, bevor die Schlacht wirklich begann, müssen die königlichen Admiräle noch gehofft haben, daß der Feind sich als ein feiger Haufen erwies: Denn die griechischen Kriegsschiffe wichen immer weiter zum Ufer zurück, als wären sie von Angst ergriffen. Aber dann, als es schon so aussah, als würden sie auf Grund laufen, schoß ein einzelnes Schiff aus den Reihen der zurückweichenden Trieren her-



aus. Später wurde behauptet, die Männer an Bord seien von den Worten einer weiblichen Erscheinung angestachelt worden, einem Phantom, das plötzlich vor der Reihe der Griechen erschien und in klirrender Verachtung gefragt habe: »Ihr Wahnsinnigen, wie weit wollt ihr euch denn noch zurückziehen?«²³ Die Mannschaft gab eine klare Antwort: Energisch wurden die Ruder durch das Wasser gezogen, die Männer trieben ihr Schiff an, so daß es über das offene Wasser raste, das sich zwischen den beiden Schlachtlinien erstreckte, die bronzene, glitzernde Spitze seines Rammspornes teilte das Meer, sie war so ausgerichtet, daß sie direkt auf das Heck eines zurückgebliebenen persischen Schiffes zielte. Das Klappern von Bögen, die in Stellung gebracht und gespannt wurden, dann ein Krachen und das Splittern von Holz: Der erste unmittelbare Kontakt der Schlacht war hergestellt. Eine rasche Zerstörung gelang nicht, weil sich die Ruder der beiden Trieren schnell ineinander verkeilt hatten, so daß die beiden Schiffe nicht voneinander loskamen. Bei diesem Anblick befahlen die

Kapitäne anderer Schiffe ihrer Mannschaft, ihren Kameraden schnell zur Hilfe zu eilen. Bald war alles in Bewegung, und die Griechen, während sie sich »in festgeschlossener, disziplinierter Ordnung«²⁴ voranarbeiteten, hörten nicht auf zu singen, voll Vorfreude und Gier auf das Morden, das nun beginnen sollte.

Nur wenige Augenblicke später war die Schlacht entlang des gesamten Kanals in vollem Gange. Es läßt auf das Chaos des Kampfes schließen, daß sogar die Identität des Schiffes, das die Barbaren als erstes angriff, später Gegenstand wütender Debatten war: Sowohl die Ägineten als auch die Athener nahmen diese Ehre für sich in Anspruch. Ein korrektes Urteil war ausgeschlossen. Die beiden Teile der Flotte kämpften an den beiden Enden einer Reihe, die sich über fast zwei Kilometer hinzog – und es gab keinen in der Meerenge, der einen Überblick über das gesamte Panorama der Schlacht gehabt hätte. Es ist also kein Wunder, daß in den Erinnerungen an diesen grauenvoll-ruhmreichen Tag keine Strategie vorkommt, keine Szenen von Geschwaderkämpfen, auch nicht das Auf und Ab des Kampfes insgesamt, daß vielmehr mitreißende Zeugnisse von individuellem Heroismus im Zentrum stehen, Heldentaten, die vor einem Hintergrund aus Geschrei und Gemetzel und Chaos um so heller erstrahlen.

Der größte Ruhm heftete sich an einige herausragende Kapitäne der Trieren. Der gefeiertste von allen war ein Athener, ein gewisser Ameinias aus dem Dorf Pallene. Im allgemeinen Schock des Kampfbeginns wagte er das Flaggschiff der phönizischen Flotte anzugreifen, ein mächtiges Gefährt, das unter dem Befehl von einem der Brüder des Großkönigs stand. Der königliche Befehlshaber, der naturgemäß erzürnt war über die Unverschämtheit seiner Angreifer, befahl, die Athener unter Beschuß zu nehmen, während er selbst sich an die Spitze eines Enterkommandos stellte – doch er wurde von Ameinias erdolcht, als er auf das feindliche Schiff sprang, und über Bord geworfen. Zwielfichtiger ist das Verhalten einer zweiten Kommandokraft des Königs, die von demselben athenischen Kapitän angegriffen wurde: keine andere als die Königin Artemisia von Halikarnassos. Sie sah, daß Ameinias im Begriff war, sie hart zu bedrängen, und Panik erfaßte sie; ihren Fluchtweg sah sie versperrt durch die Triere von einem ihrer eigenen Vasallen – und so verfiel sie auf die verblüffende Lösung, diese zu rammen. Das Schiff und seine unglückliche Besatzung versanken denn auch prompt auf den Grund des Meeres, dieweil Ameinias die Verfolgung der Königin in der Annahme aufgab, daß auch sie die persische Sache nicht weiter verfolgen werde. So kam es, daß Artemisia fliehen konnte.

Und der Großkönig thronte über der Schlacht in der Höhe, überschaute alles, und war tief beeindruckt. Auf seine Weise war er genauso im Irrtum wie Ameinias: Er nahm an, daß das Schiff, das Artemisia versenkte, ein griechisches gewesen sei, denn es wurde so wütend gekämpft, daß seine Berater Mühe hatten, Freund von Feind zu unterscheiden. Und es war zwar für die königlichen Schreiber, die eifrig Beispiele besonderer Tapferkeit aufzeichneten, zeitweise sicher nicht einfach, alle Details mit der wünschenswerten Genauigkeit festzuhalten, doch sie und ihr Herr konnten sich kaum Illusionen über den generellen Verlauf der Schlacht machen. »Meine Männer wurden zu Frauen«, soll Xerxes geklagt haben, als er zusah, wie Artemisias Kriegsschiff sich vom Wrack seines Opfers entfernte, »und meine Frauen zu Männern.«²⁵ Seine Verbitterung war verständlich – denn der Großkönig konnte viel genauer als alle seine in den Kampf verstrickten Kapitäne das ganze Ausmaß der Katastrophe erfassen, die sich in der Meerenge entwickelte. Er konnte sehen, wie seine besten phönizischen Schiffe, führerlos gemacht durch den Tod ihres Admirals und von den Athenern umzingelt, immer weiter in Richtung Ufer zurückgedrängt oder zu offener Flucht gezwungen wurden. Er registrierte das Chaos, das aufgrund des Versuchs seiner Schiffsverbände entstand, sich abzusetzen; er sah, wie eine Reihe nach der anderen sich aus der Formation löste, wie sie sich in der Meerenge gegenseitig behinderten, »ihre bronzenen Rammsporne bohrten sich in die Seiten ihrer Nachbarn, und reihenweise wurden die Ruder abgebrochen«.²⁶ Mit wachsendem Unglauben konnte er beobachten, wie sich die griechischen Schiffe zu einem tödlichen Keil formierten und nach innen drängten, wie sie seine Flotte spalteten und die Phönizier auf dem rechten Flügel der Kampflinie einschlossen, wo sie hilflos wie ein großer Fisch im Netz liegenblieben – bereit, durchbohrt, zerstört oder zerhackt zu werden. Und vielleicht kam es ihm in den Sinn, daß der Befehl zum Angriff auf die Griechen von ihm selbst stammte.

Daß der Befehl eine grobe Fehlentscheidung war, hätte ihm bereits vor Beginn der Schlacht klar werden können. Die Trieren, die vor seinen Augen Richtung Norden, auf Eleusis zu, den Kanal hinaufgefahren waren und die seine griechischen Berater unschwer als Korinther identifizieren konnten, hatten ihre Flucht nicht fortgesetzt, als sie das Nordostende von Salamis erreichten. Im Gegenteil: Nachdem die Korinther die Meerenge zwischen Eleusis und Salamis überprüft hatten, wendeten sie, strichen die Segel und kehrten in die Kampfreihe zurück. Nichts lag ihnen ferner als Panik, sie befanden sich viel-

mehr auf einer Aufklärungsmission und sollten sicherstellen, daß das Geschwader der Ägypter, das in der Nacht um die Insel herumgeschickt worden war, der griechischen Flotte nicht in den Rücken fiel. Was es natürlich auch nicht tat. Xerxes war sich schmerzlich bewußt, daß die Ägypter noch 12 Kilometer von einer Schlacht entfernt lagen, in der ihre Unterstützung von entscheidender Bedeutung hätte sein können – sie lauerten am äußersten westlichen Ende der Meerenge auf einen griechischen Ausbruchversuch, der nie stattfinden sollte.

Es kann kaum überraschen, daß der Großkönig in seinem Verdruß gegenüber allen Überlebenden des Fiaskos eine extreme Reizbarkeit an den Tag legte. Als eine Gruppe abgekämpfter phönizischer Kapitäne vor ihn trat, die versuchten, den Verlust ihrer Schiffe mit Verrat aus anderen Abteilungen der Flotte zu entschuldigen, ließ er sie auf der Stelle enthaupten. Natürlich kam es für den König nicht in Frage, für die Katastrophe auch nur die geringste Verantwortung zu übernehmen, und die Phönizier kamen ihm nun, da ihre Kampfkraft an den Felsen unterhalb seines Throns zerschmettert worden war, als Sündenböcke gerade recht. Aber mit der Zeit muß in Xerxes, als er da von seinem Befehlsposten aus die Entwicklung des Debakels verfolgte, doch ein zunehmend verbittertes Bewußtsein entstanden sein, daß seine eigene, so sorgfältig und mit so außerordentlicher Siegeszuversicht entworfene Kriegslist gegen ihn selbst gewendet worden war. Es wurde Mittag, es wurde Nachmittag, und die Perser wurden immer weiter aus der Meerenge vertrieben. Ungefähr der Hälfte der Trieren, die in den Todeskanal eingefahren waren, gelang es, ihn wieder zu verlassen. Verzweifelt taumelten und schlingerten sie Richtung Phaleron zurück, und die Griechen setzten ihn gnadenlos nach, verfolgten sie über dieselben offenen Gewässer, für die der Großkönig am Tag zuvor noch die Stationierung seines Hinterhalts und die Vollendung seines Sieges über die Griechen vorgesehen hatte.

Vielleicht der ärgste Hieb ereignete sich bei Sonnenuntergang. In der Meerenge gab es nun, abgesehen von »den Wehklagen und Schreien, die über das Meer schallten«, und den auf dem Wasser treibenden persischen Leichen, die sich in den Rudern der plündernden Sieger verhedderten, keine Gefolgsleute des Großkönigs mehr. Es war für die Griechen nur noch ein letzter Schlachtakt zu erledigen, bevor die »schwarzäugige Nacht« hereinbrach.²⁷ Die Truppe der 400 Soldaten, die der Großkönig am Abend zuvor auf Psyttaleia stationiert hatte, waren an ihrem Standort zurückgelassen worden, denn in all der Panik und Verzweiflung über die Niederlage der königlichen Kriegsflotte hatte sich

keine Möglichkeit ergeben, ihre Evakuierung zu sichern. Die unglücklichen Perser hatten den Befehl, diejenigen Griechen vollends abzuschlachten, die an den Felsstrand der Insel angespült wurden; nun fanden sie sich unversehens selbst als Objekte eines Exekutionskommandos. Kämpfer mit Steinschleudern, Bogenschützen und schwerbewaffnete Soldaten brachen aus den Kriegsschiffen der Verbündeten hervor und forderten blutige Vergeltung für die Einkesselung der Spartaner bei den Thermopylen. Unter dem Kommando des Aristides »stürzten sie sich auf ihre Feinde wie eine brüllende Woge, ihre Stimmen erhoben sich zu einem einzigen Schrei, und sie hieben auf die Glieder der elenden Männer ein, bis das Leben auch aus dem letzten vollständig herausgemetzelt war«.²⁸ Die Felsen wurden glitschig vor Blut, und Aristides' Männer, immer wieder ausrutschend, hackten mit ihren Messern auf die Leichen ein, zogen ihnen Ringe und Armbänder ab; andere wateten durch die rote Brandung an der Küste und plünderten die Toten, die dort angetrieben wurden. Das Meer war auf viele Kilometer hinaus übersät mit den Trümmern zahlloser Kriegsschiffe, und sie trieben langsam hinaus und verschwanden in der Dünung des dunkler werdenden Golfs.

Und so endete der Versuch des Großkönigs, die Meerenge vor Salamis zu bezwingen.

So nah, so fremd

Im Jahr 484 v. Chr., als Xerxes nach seiner Rückkehr von der Niederschlagung der Revolte in Ägypten erste Pläne für die Eroberung des Westens schmiedete, begannen die Mesopotamier überraschend einen eigenen Aufstand. Es war schon Jahrzehnte her, seit Dareios den Mann, den er verächtlich als »Nidintu-Bek« bezeichnete, gepfählt und sich so des letzten einheimischen »Königs von Babylon, Königs der Länder« entledigt hatte. Diese Bezeichnung, die in sich die ganze alte Pracht der Stadt zwischen den zwei Strömen barg, gehörte zu den glänzendsten Ehrentiteln, die der Usurpator seinem Sohn vererbt hatte. Natürlich machten nicht allein die Titel den König von Babylon aus, dessen war Dareios sich wohl bewußt. Die persische Besetzung Mesopotamiens war während ihrer langen Geschichte immer mehr eine Frage der Sicherung von Ländereien geworden. Ausgedehnte Gebiete des Landes, die man von den machtlosen Einheimischen konfisziert hatte, waren dem persönlichen Besitz des Königs der

Könige geschlagen worden. Andere Ländereien, für Günstlinge des Königs reserviert, wurden unter der Voraussetzung vergeben, daß dort Reservisten aus entfernten Gegenden des Reiches angesiedelt wurden. Das führte dazu, daß die sumpfigen Tiefebene Mesopotamiens sich ebenso wie ihre riesige Metropole mit immer mehr Immigranten füllten. Wenn man am Ufer eines palmen-gesäumten Kanals entlangspazierte, kam man an Dörfern vorbei, die ausschließlich von Fremden bewohnt waren: ägyptische Bogenschützen, lydische Reiter, Axtkämpfer aus dem Volk der Saken. So sollte unter der Regierung des Königs der Könige die Zukunft der Welt aussehen: ein universaler Schmelztiegel.

Als daher an den Ufern des Euphrat eine Rebellion ausbrach, machte Xerxes sich umgehend auf den Weg, um sie niederzuschlagen. Man durfte keinen Feldzug in den Westen riskieren, solange sich Babylon, die größte und reichste Stadt im Herrschaftsgebiet des Großkönigs, im Aufruhr befand. Die große Hauptstadt war in der persischen Weltordnung noch immer von entscheidender Bedeutung; das konnten nicht nur die Beamten der königlichen Staatskasse bezeugen. Kyros wie auch Dareios hatten entdeckt, daß die alte Stadt ihren hochfliegendsten Plänen und Anmaßungen einen Spiegel vorhielt, und auch Xerxes ging es ja mit seinem Ausgreifen nach Europa um die Umsetzung dieser Vision einer globalen Monarchie, die erstmals vor langer Zeit in Babylon, dem Archetyp einer Weltstadt, in den Träumen der Menschen aufgetaucht war. Das Heerlager der großköniglichen Streitkräfte wimmelte von Soldaten aus jedem Winkel der Welt, und es brachte daher mehr als nur eine Ahnung des weit entfernten Mesopotamiens nach Attika. Und die Athener, und die Peloponnesier, und überhaupt alle Griechen, sogar die von den Inseln im äußersten Westen, sollten bald selbst den Umfang dieses Völkergemischs vermehren. Wenn sie erobert waren. Wenn sie nur erst einmal endlich erobert waren.

Wie man diese Unterwerfung allerdings bewerkstelligen sollte, das war nach Salamis plötzlich zu einer Frage geworden, mit der niemand gerechnet hatte. Mardonios tat das ganze Debakel im Kriegsrat nach der Schlacht gutgelaunt als zu vernachlässigende Bagatelle ab. »Was sind schon ein paar Bretter?« fragte er geringschätzig. »Ein Schar von Stümpfern aus Phöniziern, Ägyptern, Zyprioten und Kilikiern hat die Sache in den Sand gesetzt – na und? Die Perser selbst waren doch überhaupt nicht beteiligt. Nein, mein Herr, das war wirklich nicht unsere Niederlage.«²⁹ Eine rüde Abfertigung – und Ausdruck eines Chauvinismus, ohne den ein persischer Aristokrat nicht zu denken ist, der Großkönig selbst nicht ausgenommen, denn diesem wäre es natürlich nie in den Sinn

gekommen, die Fähigkeiten und den Heldenmut seiner Landsleute in Frage zu stellen. Und dennoch – er war ja eben nicht nur als König von Persien in Griechenland einmarschiert, er verstand sich vielmehr buchstäblich als der »König der Länder«. Die Niederlage der diversen Verbände, die er unter seinem Banner versammelt hatte, verletzte seinen Stolz. Für Mardonios mochte es ja angehen, wenn er die Nase rümpfte über den zusammengesetzten Charakter der königlichen Kriegsflotte, aber genau diese Eigenart war es doch zuvor in den Augen des Großkönigs gewesen, die aus ihr eine so überzeugende Verkörperung seiner globalen Macht werden ließ.

Auch konnte Xerxes sich trotz der Prügel, die er bezogen hatte, zunächst nicht zu dem Eingeständnis durchringen, daß er aufgrund der Niederlage an Einfluß eingebüßt hätte. Seine Flotte war kaum aus der Meerenge verjagt, als er bereits versuchte, seinen Machtanspruch auf eine neue und beeindruckend herrschaftliche Art zu untermauern – durch die Errichtung eines Damms hinüber nach Salamis. Das flache Gewässer zwischen dem Festland und der Insel wurde mit Felsen aufgefüllt, und Frachtschiffe wurden miteinander vertäut im verbissenen Versuch, die tiefsten Stellen des Kanals zu überbrücken. Doch nicht die Tiefe des Meeres, sondern die griechischen Bogenschützen waren es, die den Versuch scheitern ließen. Die königlichen Brückenbauer wurden von plündernden Kriegsschiffen belästigt und stellten so lange eine leichte Beute für den feindlichen Beschuß dar, bis der Großkönig sich in das Unvermeidliche fügte und gezwungenermaßen und widerstrebend das Projekt abbrechen ließ: eine unerträgliche Enttäuschung für einen Mann, der den Hellespont überbrückt und die Halbinsel Athos gespalten hatte. Erst wenige Tage zuvor hatte er davon geträumt, einen ganzen Kontinent zu erobern, und jetzt scheiterte der Großkönig an einer Meerenge von gerade einmal einer Meile.

Und als ob Salamis noch nicht reichen würde, trafen nun auch noch schlimme Nachrichten aus Sizilien ein, für den Großkönig gleichfalls ein Schauplatz voller Hoffnungen, seine Macht Richtung Westen entscheidend auszuweiten. Ein zweites Mal hatten die Griechen gesiegt.* Gelon, der dreiste Herrscher von Syrakus, so wurde berichtet, habe einen sensationellen Sieg

* *Das genaue Datum der Schlacht von Himera ist nicht bekannt. Gelons Propagandisten wollten unters Volk bringen, ihr Herr verteidige mit seinem Kampf die Freiheit Griechenlands und nicht lediglich seine Eigeninteressen, und beteuerten daher, der Waffengang habe am selben Tag wie der letzte Kampf der Spartaner bei den Thermopylen oder die Schlacht bei Salamis stattgefunden.*

über die Karthager ertrotzt. Mit nicht zu überbietender Grausamkeit war die karthagische Armee vernichtet worden. Unter den Mauern von Himera, einer Stadt im Norden Siziliens, lagen 150 000 dahingeschlachtete Karthager; alle Überlebenden wurden in die Sklaverei verschickt; ihr Anführer, der entdeckt wurde, eben als er ein Opfer darbrachte, stürzte sich in die Flammen. Der Großkönig, der im herbstlich sich färbenden Athen über sein weiteres Vorgehen nachgrübelte, wurde von diesen Neuigkeiten auffallend ernüchtert. Seine einst so hochfliegenden Ziele schienen plötzlich reduziert und von allen Seiten in Frage gestellt. Seine Träume, die Grenzen persischer Grandiosität bis zum Sonnenuntergang im Westen auszudehnen, fielen angesichts der Realität eines abgeriegelten Isthmus und einer unbesiegten Peloponnes wie ein Kartenhaus in sich zusammen. Was vormals als Unternehmung universeller Reichweite angesehen wurde, schien auf die Größenordnung eines peinlichen, kleinkarierten Grenzkrieges einzuschrumpfen.

Und als solches verdiente es in der Tat die persönliche Aufmerksamkeit des Großkönigs überhaupt nicht. Als Mardonios diese Tatsache bewußt wurde, ergriff er hurtig seine Chance. »Zieht euch zurück in euer regionales Hauptquartier nach Sardes«, drängte er seinen Vetter, »nehmt den größeren Teil des Heeres mit, und überlaßt es mir, die Unterwerfung Griechenlands zu erledigen, mit Männern, die ich persönlich auswählen werde, um die Griechen vollends fertigzumachen.«³⁰ Auf einen solchen Auftrag war Mardonios schon seit Jahren versessen; und der Großkönig, der keine Lust hatte, noch einen zweiten Sommer mit Kämpfen in Griechenland zu verbringen, sah keinen Grund, sich der Strategie seines Vettters zu widersetzen. Der Pomp und die Extravaganz, die für den Feldzug unter seiner eigenen Leitung typisch gewesen waren, erübrigten sich jetzt, weil er nicht mehr an ihrer Spitze stand, vollständig. Dementsprechend würde auch Mardonios, der neue Befehlshaber der Streitmacht, ausschließlich nach einem einzigen Kriterium bewertet werden: ob er es schaffte, die neue Satrapie unter Kontrolle zu bringen. Qualität, nicht Quantität zählte gegen die Spartaner und ihre Verbündeten. Die Lehre aus der Geschichte bei den Thermopylen mochte schmerzhaft gewesen sein, gleichwohl wurde sie beherzigt. Als der Großkönig also, ein noch immer rauchendes Attika zurücklassend, an der Spitze seiner Truppen Richtung Norden aufbrach, durch Böotien, dann nach Thessalien, begann Mardonios, der jetzt nach Belieben schalten und walten konnte, sich die handzuverlesenden Stars für seine Elitetruppe auszusuchen.

Ganz oben auf seiner Wunschliste stand Kavallerie: hoch mobil, schwer bewaffnet und – wie das auf die Saken zutraf – in der Lage, einen Pfeilregen auf jeden schwerfälligen Infanteriezug niederprasseln zu lassen, an dem sie vorbeigaloppierten. Wie hilflos die griechischen Hopliten bei solchen Gegnern waren, hatte sich in den vergangenen Jahrzehnten zur Genüge gezeigt, und dafür, daß es sich in naher Zukunft ändern sollte, gab es weder einen Grund noch das geringste Anzeichen. Mardonios stand mit dieser Meinung auch nicht allein. Wie sich neutrale Beteiligte zu seinen Aussichten verhielten, kann man daran ermessen, daß der Großkönig, obwohl er mit seiner Absicht, Griechenland zu unterwerfen, gescheitert war, seinen Abzug sehr gemächlich und entspannt vollzog.³¹ Natürlich setzten die Verbündeten einige hanebüchene Geschichten in die Welt – so behaupteten sie etwa, die Soldaten des Heeres seien gezwungen gewesen, Gras zu essen; das Heer sei nahezu ausgelöscht worden, als es auf einem zugefrorenen Fluß einbrach; Xerxes selbst habe den Hellespont zusammengekauert in einem Fischerboot überqueren müssen – aber das war alles gelogen. Jeder Stamm und jede Stadt, die es wagte, ihren Unterwerfungseid zu brechen, mußte mit einer sofortigen, vernichtenden Vergeltungsaktion rechnen. Die meisten entschieden sich deshalb, den Ball flach zu halten. Thrakien, Makedonien und Thessalien blieben bei ihrer loyalen Haltung gegenüber dem König der Könige. Auch Theben und Zentralgriechenland hielten es so. Und sogar die königliche Flotte mochte zwar angeschlagen sein, vernichtet war sie aber beileibe nicht. Ungeachtet des Gemetzels von Salamis war sie der Kriegsflotte der Verbündeten zahlenmäßig auch jetzt noch überlegen. Die Chancen standen gut, daß es Mardonios im kommenden Sommer tatsächlich gelingen würde, »die Griechen endgültig fertigzumachen«.

Aber vielleicht würde sich der Aufwand auch erübrigen. Das Versagen des Geheimdienstes im Zusammenhang mit Salamis war zwar peinlich und mit seinen Auswirkungen verheerend, aber die Parole des persischen Oberkommandos lautete nach wie vor: Teile und herrsche. Bemerkenswerterweise blieben sogar die Kanäle zu Themistokles geöffnet. Schließlich war es nicht auf Anraten der Athener geschehen, daß der Großkönig sich entschieden hatte, in der Meerenge zu kämpfen – ein Detail, aus dem Themistokles einen beträchtlichen Vorteil gezogen zu haben scheint. Nur wenige Tage nach Salamis scheute er sich nicht, Sikinnos erneut mit einer Nachricht für die Perser über die Meerenge zu schicken: einer Versicherung, daß er noch immer »begierig sei, der königlichen Sache zu Diensten zu sein«, und daß er in diesem Sinne auf die

verbliebene Flotte der Verbündeten mäßigend einwirke.³² Es kommt einem unvorstellbar vor, doch die Chefs des Nachrichtendienstes sahen davon ab, Sikinnos ein langes, grausames Ende zu bereiten, was ja eigentlich zu erwarten gewesen wäre. Statt dessen schickten sie den Sklaven wie am Vorabend der Schlacht zu seinem Herrn zurück. Wir wissen nicht, welche Nachricht sie ihm mit auf den Weg gaben, doch eine war mit Sicherheit darunter: eine Erweiterung der Friedensbedingungen. Von den Athenern, die von ihrem Sieg bei Salamis noch immer ganz euphorisch waren, wird keiner erwartet haben, daß sie diese Bedingungen annahmen, aber darum ging es auch gar nicht. Themistokles praktizierte offenkundig eine Art Schattenboxen – desgleichen das persische Oberkommando. Jede Seite signalisierte der anderen, daß sie sich über ein verschämt verschwiegenes Geheimnis im klaren war: Die Situation könnte einmal eintreten, in der es im gegenseitigen Interesse war, den Athenern eine privilegierte Kapitulation zuzugestehen.

Aber warum sollte Themistokles im Augenblick seines größten Triumphs bereit sein, eine so verräterische Botschaft zu übermitteln? Wer in der schwarzen Kunst bewandert war, diplomatische Schachzüge der Griechen zu deuten, mußte nicht lange auf die Antwort warten. Mehrere Wochen nach der zweiten Mission des Sikinnos schickten die Spartaner eine eigene Gesandtschaft in das Lager der Perser. In Thessalien angekommen, wo der Großkönig sich für seinen Aufbruch zum Hellespont vorbereitete, forderten sie unumwunden Reparationszahlungen für den Tod des Leonidas. Als der Großkönig zu lachen aufhörte, wurde er nachdenklich, als stelle er private Berechnungen an. »Ihr werdet sämtliche Reparationen bekommen, die Ihr verdient«, sagte er schließlich, indem er auf seinen Vetter wies, »hier, von Mardonios.«³³ Das war nett formuliert, aber Xerxes hatte sicher über mehr als nur ein *bonmot* mit bedrohlichem Unterton nachgedacht. Hinter der offensichtlich unzivilisierten Forderung der Spartaner dürfte er einen verblüffenden Wink bemerkt haben: Wenn man ihnen ausreichend Schmiergelder in Aussicht stellte, könnten sie sich dazu verstehen, den Status quo zu tolerieren. Fürs erste war die Vorstellung natürlich komisch: Der Großkönig verhandelte schließlich nicht mit Hinz und Kunz. Doch das Angebot barg interessante Implikationen. Denn immerhin würde es die Spartaner dazu zwingen, ihre Beziehungen zum gesamten Zentralgriechenland abzubrechen – Attika eingeschlossen. Der Großkönig hatte also einen guten Grund, innezuhalten und die Stirn zu runzeln.

Und die Spartaner hatten nun, da diese Mission gescheitert war, einen guten

Grund, aller Welt kundzutun, sie hätten ihre Gesandten ursprünglich nur deshalb losgeschickt, weil Apollon ihnen dazu geraten habe. Die Athener und mit ihnen alle anderen Verbündeten waren froh, sie beim Wort nehmen zu können. Unter den Griechen, die bei Salamis triumphiert hatten, gab es niemanden, der auch nur das geringste Interesse daran hatte, das Bündnis aufs Spiel zu setzen. Die strahlende Erinnerung an den glorreichen Sieg erhellte nun, da sich die Kampfsaison mit zunehmend stürmischerer und kühlerer Witterung ihrem Ende zuneigte, noch immer die länger werdenden Abende. Um ihre Leistung gebührend zu feiern, versammelten sich die diversen griechischen Heeresabteilungen, nachdem sie von einigen ertragreichen Wochen des Abgabeneintreibens auf den Inseln in der Ägäis zurückgekehrt waren, alle in der Gegend des Isthmus. Hier, beim Tempel des Poseidon, der dem Bündnis im Sommer als Hauptquartier gedient hatte, wurde ein großes Fest gefeiert, das hauptsächlich darin bestand, einander auf die Schulter zu klopfen und sich gegenseitig mit Lob zu überschütten. Den Göttern wurden Opfer dargebracht, es wurden Trophäen verteilt. Alle waren erfüllt von einem Gefühl riesiger Erleichterung. Themistokles formulierte sehr schön: »Eine schwarze Wolke über dem Meer wurde hinweggefeht.«³⁴

Allerdings leider nicht vom Festland – mit potentiell bedrohlichen Auswirkungen für das Bündnis, was den Gewitzteren unter den Athenern und Spartanern auch bereits zu dämmern begann. Der Isthmus war zwar der Schauplatz des großen Einheitsfestes, doch hatte er auch den Charakter einer Bruchlinie. Hatte ein Abgesandter von den Feierlichkeiten genug, dann dämmerte ihm dies vielleicht auch, während er dem attraktivsten Amüsierbetrieb in der Nachbarschaft einen Besuch abstattete. Dieser befand sich 600 Meter oberhalb von Korinth, auf dem obersten Plateau der Akropolis, ein Tempel der Göttin der Liebe, Aphrodite. Hier traf man als Ergänzung zur Marmorstatue der Göttin auch auf wesentlich weniger kühle Weihegaben: Prostituierte. Sie waren der Göttin von dankbaren Olympiasiegern und anderen Lichtgestalten gestiftet worden, und sie hatten einen so einzigartigen Ruf, daß im Griechischen das Verb *korinthiazein* – »einen Korinther machen« – gleichbedeutend war mit »Sex haben« und weit drastischeren Ausdrücken. Beseelt gleichermaßen von Patriotismus wie von Geschäftstüchtigkeit, richteten Aphrodites Tempelhuren in den Wochen vor Salamis inbrünstige Gebete an ihre göttliche Herrin und flehten sie an, in den Verbündeten glühende Kampfeslust zu entzünden. Jeder Kriegsheld, der sich von den Feierlichkeiten am Isthmus eine Auszeit nahm,

um sie aufzusuchen, durfte sich auf einen besonders enthusiastischen Empfang freuen. Anschließend, erschöpft vom Aufstieg mitsamt all den Strapazen, die darauf folgten, konnte er sich entspannt zurücklehnen, die makellose Aussicht bewundern und selbst in Augenschein nehmen, warum das Bündnis, das die Schlacht von Salamis gewonnen hatte, unmittelbar vom Auseinanderbrechen bedroht war.

Denn von keinem Ort aus war klarer ersichtlich, welche Möglichkeiten und welche Schwierigkeiten der Isthmus repräsentierte. In südlicher Richtung erstreckte sich die Peloponnes – die nun, hauptsächlich dank der athenischen Flotte, vor Invasionen sicher war. In den Norden schwang sich die Küste, die nach Attika führte – noch immer weit offen für Mardonios. Es erstaunt daher kaum, daß die Athener, als sie über die Meerenge von Salamis in ihre zerstörte Heimat zurückkehrten, nervös die Straße nach Thessalien beobachteten. Sie murrten über die empörende Ungerechtigkeit geographischer Gegebenheiten, und es fiel ihnen schwer, dafür nicht den Peloponnesiern die Schuld zu geben. Deshalb verlangten sie auch mit allem Nachdruck eine verbindliche Zusage ihrer Verbündeten, im nächsten Frühjahr ein Heer gegen Mardonios nach Norden zu entsenden. Die Peloponnesier mauerten. Und je mehr die Athener auf ihrer Rolle als Sieger von Salamis herumritten und die Peloponnesier moralisch unter Druck setzten, um sie zum Handeln zu bewegen, desto schwerhöriger wurden die Peloponnesier hinter der Mauer, die ihre Geborgenheit und Selbstzufriedenheit sicher beschützte.

Es braute sich eine hochgiftige Mischung aus Groll und Gehässigkeit zusammen, die hinter der am Isthmus vorgeführten Freundschafts-Fassade vor sich hin brodelte. In ihrem Zorn über die athenische Großspurigkeit sorgten die Peloponnesier dafür, daß der Preis für bürgerschaftliche Verdienste an Ägina verliehen wurde. Und um sich das Theater zu ersparen, einen Themistokles mit dem Kranz für seine individuellen Verdienste herumstolzieren sehen zu müssen, splitteten sie die Wahl zwischen Kandidaten aus ihren eigenen Städten auf, so daß überhaupt niemand den Preis bekam. Eine beispiellose Verleumdungs-Schlammschlacht vom Zaun zu brechen war postwendende Antwort der Athener – wobei die ausgesuchteste Verunglimpfung darin bestand, die Korinther zu beschuldigen, sie seien vor Salamis nicht deswegen Richtung Norden gesegelt, um nach den Ägyptern Ausschau zu halten, sondern um wie die letzten Feiglinge das Weite zu suchen. Die Delegierten hätten einen guten Grund gehabt, in ihrer Erleichterung über die Befreiung von der barbarischen

Bedrohung zu schwelgen. Doch statt dessen – Sticheln, Neiden, Lästern: Es war wie in alten Zeiten.

Die Spartaner machten nun zwar bei dem allgemeinen Amüsement mit, doch letztlich erkannten sie, daß ihrer Stadt eine solche Verweichlichung schlecht anstand. Ihre Sicherheit mußte den Vorrang behalten – sogar vor dem Vergnügen, das es bereitete, Themistokles zu quälen. Es war dem spartanischen Oberkommando peinlich genau bewußt, daß die athenische Flotte nach wie vor für die Sicherheit der Peloponnes ausschlaggebend war. Erst wenn es Mardonios irgendwie gelang, Athen auf die Seite des Großkönigs zu ziehen, konnte er darauf spekulieren, den Isthmus zu überwinden. Die Spartaner übten sich also einmal mehr in ihrem groben Pragmatismus, der stets ihre Auffassung von der Natur des Menschen prägte, und beschlossen, den Admiral aus Athen nicht zu beleidigen, sondern lieber sein Selbstbewußtsein zu streicheln und zu hätscheln.

Themistokles, dessen Stolz von den kleinkarierten Demütigungen am Isthmus noch immer ziemlich verletzt war, wurde also mit gebührendem Respekt nach Lakedaimon eingeladen. Nachdem er die Grenze zu dieser üblicherweise so mürrischen und verdrießlichen Gegend überschritten hatte, empfing man ihn dort mit einer regelrechten Orgie an Schmeicheleien. Der Kranz, den man ihm am Isthmus vorenthalten hatte, wurde ihm nun in Sparta verliehen – »in Anerkennung seiner Geschicklichkeit und Klugheit«.³⁵ Ein herrlicher Triumphwagen wurde ihm als Geschenk überreicht. Als er wieder aufbrach, erhielt er als Eskorte bis Tegea die 300 Mitglieder der Hippeis. Keinem Fremden waren je zuvor solche Ehren zuteil geworden, doch wahrscheinlich gab man dem Themistokles die Leibgarde noch aus einem wesentlich handfesteren Grund mit. Auf seinem Heimweg kam er an Karyai vorbei, der Stadt, von der gemunkelt wurde, sie habe den ganzen Sommer Gelder von den Barbaren angenommen: Offensichtlich waren die Bewohner von Karyai noch immer in recht perserfreundlicher Stimmung. Und jenseits ihrer Grenzen lauerte dann ein viel bedrohlicheres Untier: Argos, der Hund, der bis jetzt so still, beunruhigend still geblieben war. Aber womöglich fing er ja doch noch zu bellen an: Es wurde berichtet, daß die Argiver in direktem Kontakt mit Mardonios standen und daß sie ihm versprochen hatten, sie würden »alles tun, was in ihrer Macht stünde, um die Spartaner davon abzuhalten, in den Krieg zu ziehen«.³⁶ Die Spartaner wollten, indem sie Themistokles mit der 300 Mann umfassenden Eskorte ausrüsteten, diesem nicht nur ihr Opfer an den Thermopylen in Erin-

nerung rufen, sondern ihm auch zu verstehen geben, welchen Gefahren sie in ihrem eigenen Hinterland ausgesetzt waren. Als man schließlich Tegea erreicht hatte und die Hippeis vor ihrem Gast salutierte und ihm eine gute Reise wünschten, dürften sie die Botschaft klar und eindeutig an den Mann gebracht haben: Die Spartaner hatten nicht die leiseste Absicht, ein Heer über den Isthmus Richtung Norden zu entsenden.

Dieser Umstand beflügelte aus der Sicht des Themistokles seine Karriere nicht gerade. Die Nachrichten von den Ehrbezeugungen, die man ihrem Admiral erwiesen hatte, trösteten die Athener nicht sonderlich, die vor Kälte zitternd und hungrig durch die geschwärzten Ruinen ihrer Stadt irrten. Genauso wenig Trost spendete ihnen der Argwohn, daß ihre Flotte vielleicht die Sitzengebliebenen vom Peloponnes beschützte, aber ihren eigenen Höfen und den Familien der Männer, aus denen sich die Besatzung der Flotte rekrutierte, kaum Schutz bot. Zorn und Groll breiteten sich in den provisorischen Flüchtlingslagern aus, die jetzt im ganzen Stadtgebiet wie Pilze aus dem Boden schossen. Der Haß der Hopliten auf Themistokles, der wie ein aufgeblasener Gockel herumstolzte, steigerte sich nach Salamis nur noch mehr, und auf einmal witterten sie den Geruch seines Blutes. Schon im Winter war eine konzentrierte Anstrengung unternommen worden, die Abschachtung der persischen Abteilung auf Psytaleia zum entscheidenden Wendepunkt der Schlacht mit Aristides als Star hochzujubeln. Nun, da der Winter zu Ende ging, der Frühling begann und die Kampfsaison des Jahres 479 v. Chr. immer näher rückte, bekamen die Intrigen gegen den Helden von Salamis einen zunehmend boshaften Charakter. Schon in der kurzen Geschichte der Demokratie hatte es sich immer wieder gezeigt, daß die Wähler ein gefährlich kurzes Gedächtnis haben. Bei den Wahlen im Februar wurde dem Themistokles als Dank dafür, daß er seine Stadt gerettet hatte, der Befehl über seine geliebte Flotte entzogen.³⁷ Der Admiralsrang ging statt dessen auf Xanthippos über, den Adoptivsohn der Alkmeoniden. Den Oberbefehl über die Streitkräfte zu Land erhielt, was keinen überraschen wird, Aristides.

Diese Veränderungen wirkten sich auf die athenische Politik sofort aus, und sie waren von großer Tragweite. Energien, die zuvor in die Flotte gesteckt wurden, lenkte man jetzt in Vorbereitungen auf ein zweites Marathon um. Im Frühjahr, als die Geschwader der Verbündeten sich bei Ägina versammelten, glänzten die Athener durch Abwesenheit. Die Spartaner gaben ihren Enthusiasmus für eine militärische Unternehmung zur See dadurch zu erkennen, daß sie in

der Person des nicht allzu mitreißenden Leotychidas einen König als Befehlshaber entsandt hatten, doch sie bissen bei den Athenern auf Granit: Die Flotte würde keinerlei Unterstützung von seiten Athens erhalten, bevor sich die Spartaner nicht verpflichteten, Männer für einen Feldzug nördlich des Isthmus bereitzustellen. Die Spartaner hatten die Stirn, diesen Handel abzulehnen. Das führte zu einem Stillstand der Verhandlungen. Leotychidas, mit nicht einmal 100 Trieren unter seinem Kommando, wich zaudernd nach Delos zurück; weiter ostwärts wagte er sich nicht aus Angst vor den Persern. Die persische Flotte, fast ebenso ängstlich vor den Griechen, wich zaudernd nach Samos zurück. Die Peloponnesier wichen zaudernd hinter ihre Mauer zurück. Mardonios wich zaudernd nach Thessalien zurück, denn er wußte, daß er keine Chance hatte, seine Satrapie zu erobern, wenn er die Spartaner nicht nördlich des Isthmus locken oder irgendwie die athenische Flotte ruhigstellen konnte. Den Athenern, in der Mitte eingeklemmt und zur Untätigkeit gezwungen, blieb kaum etwas anderes übrig als mitzuzaudern. Und bei dieser festgefahrenen Situation blieb es bis in den Mai hinein.

Mardonios war es, der sich endlich bewegte und den Stillstand beendete. Er hatte genug von Geheimdiplomatie, doch er wollte auch ihren möglichen Gewinn nicht aufs Spiel setzen. Deshalb beschloß er, die Bedingungen des Großkönigs offen auf den Tisch zu legen, bevor er von Thessalien aus Richtung Süden aufbrach. Ostentativ befragte er mehrere griechische Orakel, um den Athenern seine guten Absichten zu signalisieren, und entsandte dann als seinen Botschafter den salbungsvollen Opportunisten König Alexander von Makedonien. Als Schwager eines persischen Generals sowie offizieller »Freund und Wohltäter des Volkes von Athen« muß ihm der aalglatte Monarch als idealer Mittelsmann erschienen sein, und Alexander hatte wahrlich auch eine seltene Begabung, eine Sache überzeugend anzupreisen. Vor der Kulisse der von Trümmern übersäten Akropolis und Agorá und triefend vor aufrichtiger Anteilnahme warnte er die Bürger Athens, daß von all den Städten, die sich dem Großkönig widersetzt hatten, die ihre »am direktesten in der Schußlinie steht«. Zwei Wege stünden ihnen offen. Der erste: Sie müßten zuschauen, wie ihr Land »zu einem Niemandsland wird, niedergetrampelt von den Heeren der Gegner«. Der andere: Sie würden nicht nur einfach Freunde des Großkönigs werden, sondern Freunde, wie es in der königlichen Gunst nur wenige gab im gesamten Herrschaftsbereich der Perser. Umfassende Vergebung, die Garantie, sich selbst regieren zu dürfen, ihre Tempel auf königliche Kosten wieder auf-

gebaut, eine Erweiterung ihres Territoriums – das alles könne ihnen gewährt werden. »Welche vernünftigen Gründe könntet ihr also haben«, rief Alexander aus, »eure feindselige Haltung gegenüber dem König beizubehalten?«³⁸

Das Angebot des Mardonios ließ geschickt die dunkelsten Verdächtigungen anklingen, die Athen gegen Sparta hegte, und die Athener werden sich darüber im klaren gewesen sein, daß die Annahme dieser großzügigen Bedingungen problemlos gerechtfertigt werden konnte. Sie hatten länger gekämpft als die Bewohner irgendeiner anderen griechischen Stadt, sie hatten einen wesentlich höheren finanziellen Aufwand gehabt, und trotzdem hatten die Peloponnesier, wie Alexander salbungsvoll betonte, offenbar kein Problem damit, sie ihrem Schicksal zu überlassen. Natürlich sorgten die Athener, bevor sie dem Makedonen das Wort erteilten, auf daß er das persische Friedensangebot vortrage, dafür, daß eine hochrangige Delegation aus Sparta als Zeuge seines Vortrags zugegen war; doch als die Spartaner zu einer Stellungnahme aufgefordert wurden, begnügten sie sich wieder mit Ausflüchten. Das Angebot, die athenischen Flüchtlinge aufzunehmen, war nicht im entferntesten das, worauf die Athener gehofft hatten, genausowenig wie die hochgestochenen Belehrungen der Spartaner über den perfiden Charakter der Barbaren: »Ihr wißt, daß alles, was sie sagen, weder wahr noch ehrenhaft ist«³⁹ – ein Urteil, das die Athener am liebsten den Spartanern selbst ins Gesicht geschleudert hätten.

Und vielleicht hätten sie sich zu einem früheren Zeitpunkt ihrer Geschichte tatsächlich so verhalten. Vielleicht hätten sie sich früher dafür entschieden, all ihre Träume von Unabhängigkeit zu vergessen; zu akzeptieren, daß es tatsächlich so etwas wie ehrenhafte Unterwerfung gab, und ihre Häupter vor dem König der Könige zu neigen. Doch es hatte sich viel verändert. Nach 30 Jahren Demokratie sowie durch die Erfahrung, ihre Freiheit gegen alle Widerstände zu verteidigen, war bei den Athenern allmählich ein Bewußtsein für den hohen Wert der Freiheit gewachsen, und aufgrund dieses Bewußtseins verbot es sich für die Volksversammlung von selbst, diese Freiheit jetzt gegen Frieden einzutauschen. »Es ist völlig unnötig, daß Ihr uns auf das Ausmaß, in dem wir von der Macht der Meder in den Schatten gestellt werden, aufmerksam macht«, antworteten sie Alexander. »Wir sind uns darüber im klaren. Doch selbst unter diesen Umständen ist unsere Liebe zur Freiheit so groß, daß wir uns niemals ergeben werden.«⁴⁰ Wahrhaft tapfere Worte: Denn nun, da die Athener sie gesprochen hatten, waren sie erneut mit der Aussicht konfrontiert, daß ihre Stadt dem Erdboden gleich gemacht wurde.

Und die Gesandten aus Sparta? Man kann sich kaum vorstellen, daß sie von diesem unbeirrbarsten Widerstand nicht beeindruckt waren. Schon bei ihrer Abreise aus Athen begannen sich die Flüchtlingslager zu leeren, als die Evakuierten zum zweiten Mal innerhalb von zehn Monaten begannen, ihre Handkarren hinunter zu den Stränden zu schieben. Nicht daß die Bewunderung für die Geisteshaltung der Athener in den Spartanern unmittelbar ein Gefühl von Verpflichtung hätte entstehen lassen – doch die Gesandten werden nach ihrer Rückkehr die Ephoren sicher warnend darauf hingewiesen haben, daß die Krise, die sich in Attika abzeichnete, gewiß auch gefährliche Auswirkungen auf Sparta haben konnte. Zwar war das eine mitreißende Erklärung gewesen, doch nun bestand wohl doch die Gefahr, daß die athenische Liebe zur Demokratie sich der Grenze ihrer Belastbarkeit näherte. Nur der Illusion, daß die Spartaner verpflichtet seien, zu ihrer Verteidigung den Isthmus zu überschreiten, gelang es, das beschwichtigende Gerede von Zugeständnissen in Athen im Zaum zu halten. »Schickt so bald es geht euer Heer ins Feld.« Das waren die Abschiedsworte des Aristides gewesen. »Ihr müßt euch schnell, bevor Mardonios in unserem Land auftaucht, mit uns verbinden, um ihm in Böotien entgegenzutreten.«⁴¹

So kam es, daß nach dem Aufbruch der Barbaren Richtung Süden und Attika und bei ihrer zweiten Besetzung des menschenleeren Athen die Peloponnesier überall von einem plötzlichen Schauer des Schreckens erfaßt wurden. König Leotychidas, der mit der Flotte der Verbündeten immer noch vor Delos kreuzte, sah am westlichen Horizont das ferne Funkeln eines Feuers, dann noch eines, und dann eine weiteres – Signalf Feuer, die Attika direkt mit dem königlichen Informationsnetzwerk verbanden, übermittelten in das weit entfernte Sardes die Botschaft von der Eroberung Athens. Gleichzeitig erreichte die Ephoren in Lakedaimon eine noch beunruhigendere Neuigkeit: Mardonios, so wurde berichtet, hatte seine Boten über die Meerenge nach Salamis geschickt und vor den Evakuierten aus Athen die Friedensbedingungen wiederholt. Diesmal hatte sich Lykidas, ein angesehener Aristokrat, offen dafür ausgesprochen, auf das Angebot einzugehen. Das war bestimmt ein Vorzeichen – trotz der häßlichen Begleiterscheinung, daß seine Mitbürger in ihrer Ausweglosigkeit und Verzweiflung den Möchtegern-Überläufer auf der Stelle steinigten, ebenso seine Ehefrau und Kinder. Der Widerstand der Athener nahm offenbar pathologische Züge an. Je unerbittlicher er wurde und je mehr Mißtrauen ihn begleitete, desto größer war die Wahrscheinlichkeit, daß er am Ende doch zusammenbrach.

Jetzt war Juni. Die Spartaner feierten wieder einmal eines ihrer unverzichtbaren Feste, diesmal die Hyakinthien, ein großes Schauspiel mit Liedern und Gelagen für einen toten Liebhaber Apollons. Wieder langte, genau wie in den dunklen Tagen vor Marathon, eine athenische, verzweifelt um militärische Unterstützung ersuchende Gesandtschaft in Lakedaimon an, nur um herauszufinden, daß alle dort sich königlich amüsierten.⁴² Hinter den Kulissen drehten sich die Räder allerdings schon. Zehn Tage behielt man die athenischen Gesandten in der Stadt. Zehn Tage drehten sie Däumchen. Am elften Tag platzte ihnen der Kragen. Sie stellten den Spartanern ein unzweideutiges Ultimatum: Entweder sie würden ihre Festivitäten abbrechen und in den Krieg ziehen, oder die Athener sähen sich gezwungen, die Bedingungen des Mardonios zu akzeptieren. Die Ephoren ließen sich ganz und gar nicht aus der Ruhe bringen, sie plusterten sich auch nicht zu einer Haltung selbstgerechter Entrüstung auf, sondern lächelten lediglich und fragten achselzuckend, ob die Gesandten das denn nicht wüßten? Das spartanische Heer sei doch bereits unterwegs.

Ein echter *coup de théâtre* – und nicht nur für die Athener kam er wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Die Argiver, die versprochen hatten, jeden spartanischen Feldzug aufzuhalten, bevor er den Isthmus erreichen konnte, stellten plötzlich fest, daß sie unbemerkt umgangen worden waren. »Die gesamte Streitmacht von Lakedaimon ist unterwegs«, berichteten sie Mardonios verzweifelt, »und wir haben keine Möglichkeit, sie aufzuhalten.«⁴³ Mardonios selbst, der sein Lager noch in Attika aufgeschlagen hatte, brach umgehend seine Bemühungen ab, die Athener zu überreden, und steckte alles, was von ihrer Stadt noch übrig war, »Mauern, Häuser, Tempel und den Rest«, in Brand.⁴⁴ Dann zog er sich von Attika nach Böotien zurück, denn er wollte die Peloponnesier so weit vom Isthmus weg in Richtung Norden wie möglich locken. In Böotien, wohin ihm ergebene Verbindungsmänner aus Theben die sichersten Wege gewiesen hatten, machte er halt. Hier befand er sich in einer Gegend, die für seine Kavallerie ausgezeichnete Bedingungen bot. Der perfekte Ort, um sein Lager aufzuschlagen. Der perfekte Ort für eine Schlacht.

Sieben Kilometer südlich von Theben, am Ufer des Asopos, des breitesten Flusses von Böotien, ließ Mardonios in weiser Voraussicht eine Palisade errichten. Wieder war der Ort gut gewählt. Auf der anderen Seite des Flusses erstreckte sich das leicht hügelige Gebiet von Plataiai, dem alten Feind Thebens. Jenseits der Felder dieser kleinen Stadt lagen erste Hügel, und dahinter erhob sich ein mächtiges Gebirge mit ausgedehnten Ausläufern und Graten,

der Kithairon. Wollten die Verbündeten Mardonios in einen Kampf verwickeln, mußten sie zuerst mehrere Hindernisse überwinden – in der Gewißheit, daß eine Niederlage ihre sichere Vernichtung zur Folge haben würde. Man konnte sich von Plataiai aus nicht einfach an den Isthmus zurückziehen. Ebenso wenig konnte sich Mardonios, wenn er unterlag, so einfach nach Thessalien zurückziehen. Wenn die Verbündeten kamen, dann kam mit ihnen auch der Augenblick der Wahrheit.

Dorische Speere

Spät kam er, der Auszug der Peloponnesier aus ihrer Rückzugsecke, doch als er kam, gab es keine halben Sachen mehr. Bauleute hatten bereits die Landstraße nach Megara wieder hergestellt, die sie im Sommer zuvor zerstört hatten, und es war nur gut, daß sie bei dieser Arbeit nicht pfuschten, denn die Straße am Isthmus erbebt unter Tausenden von marschierenden Füßen, nie zuvor mußte sie das Gewicht eines so großen Heeres aushalten. Tatsächlich hatte man seit den sagenumwobenen Zeiten des Trojanischen Krieges keine vergleichbare griechische Streitmacht mehr gesehen. Von Korinth bis Mykene, von Tegea bis Troizen war eine immense Anzahl Peloponnesier dem Aufruf Spartas gefolgt. Natürlich bildeten die 5000 Spartaner selbst – das waren fast drei Viertel der gesamten Streitkraft der Stadt – mit ihren Speeren die Einheit mit der bedrohlichsten Schlagkraft. Mit 5000 Hoplitzen, die aus den Randbezirken Lakedaimons rekrutiert waren, und Tausenden Heloten, die man als Offiziersburschen und leichte Infanterie zusammengeholt hatte, war dies höchstwahrscheinlich das größte Heer, das Sparta je ins Feld geschickt hatte.⁴⁵

Sogar Feiglinge wurden mobilisiert beziehungsweise – was nicht unbedingt dasselbe war – Männer, die man in Sparta als Feiglinge bezeichnete. Zu diesen gehörte Aristodemos, ein glückloser Veteran, der besonders dankbar dafür war, eine Gelegenheit zur Wiederherstellung seiner Ehre zu bekommen, denn er zog nicht das erste Mal gegen die Barbaren ins Feld. Noch kein Jahr war es her, daß er zu den 300 gehörte, die Leonidas zu den Thermopylen begleiteten. Am Paß angekommen, erkrankten er und einer seiner spartanischen Kameraden an einer Augenentzündung, und die beiden Männer wurden freigestellt, um sich zu erholen. Als der schicksalsschwere Morgen des letzten Gefechts ihres Königs anbrach, erhob sich der Kollege des Aristodemos von

seinem Krankenlager und befahl einem Heloten, ihn, der nach wie vor nichts sehen konnte, mitten ins Schlachtgetümmel zu führen. Aristodemos dagegen gehorchte dem Befehl, den Leonidas selbst erteilt hatte, und schleppte sich zurück nach Sparta. Mit Abscheu wurde er dort bei seiner Ankunft willkommen geheißen. Einen »Zitternden« – schlicht der schändlichste Begriff im spartanischen Wortschatz – nannten ihn von da an seine Mitbürger.

Das war gewiß haarsträubend unfair – aber was konnte man von einer Stadt anderes erwarten, in der Mut als höchste Tugend angesehen wurde; selbst der kleinste Hinweis, feige zu sein, stürzte den Betroffenen unwiderruflich in Schmach und Schande. Nichts Erbärmlicheres war in Sparta vorstellbar als das Leben eines »Zitternden«. An seiner Kleidung waren Flicker aufgenäht, die der ganzen Stadt von seiner Schande Zeugnis gaben. Ob er sich zum Essen niederließ oder bei einem Ballspiel mitmachen wollte, er wurde von seinen früheren Freunden eisig geschnitten. Bei Festlichkeiten mußte er aufstehen und jedem Platz machen, der es von ihm verlangte, und sei er noch so niederen Ranges. Am grausamsten war: Wenn er Töchter hatte, würden diese keinen Ehemann finden – eine typisch spartanische Maßnahme zur Erhaltung erwünschter Erbanlagen, die dazu dienen sollte, künftige Generationen vor dem Makel der Feigheit zu bewahren. Der einzige andere Überlebende der Thermopylen, ein Verbindungsmann, den Leonidas mit einer Nachricht nach Thessalien geschickt hatte, war nicht in der Lage gewesen, diese Demütigungen zu ertragen, und hatte sich aufgehängt. »Denn wenn Feigheit solche Schande zur Folge hat, dann ist es nicht anders zu erwarten, als daß der Tod einem ehrlosen, schimpflichen Leben vorgezogen wird.«⁴⁶

Und für Aristodemos, der die Möglichkeit verschmäht hatte, im Kampf neben seinem König zu sterben, waren die langen Monate nach seiner Rückkehr von den Thermopylen besonders bitter gewesen. Es war unmöglich, aus dem Schatten herauszutreten, den Leonidas' Tod nach sich zog. Trauern in Sparta war nicht nur wie etwa in Athen eine Sache der Frauen. Auch jeder Mann, sei er Ephor oder Helot, hatte zu heulen und sich die Haare zu raufen, wenn ein König in die Unterwelt abstieg. Die übrigen Griechen fanden die spartanischen Klageriten so hemmungslos übertrieben, daß sie nach ihrer Ansicht schon fast an die Art der Barbaren grenzten. Offiziell dauerten die Trauerfeierlichkeiten, die ein königliches Begräbnis begleiteten, zehn Tage, aber Leonidas gehörte nicht zu den Geistern, die sich so leicht zur letzten Ruhe betten ließen. Seine verstümmelte Leiche, die man den Vögeln und Hunden zum Fraß an

einem entlegenen Paß vorgeworfen hatte, wurde nie gefunden.* Leonidas' Sohn, der neue König, war außerdem noch ein Kind, was die Tragik dieses Schicksals verschärfte und die Spartaner ständig an den unermeßlichen Verlust erinnerte. Kleombrotos, Leonidas' jüngerer Bruder, war eine Zeitlang ein fähiger Nachfolger gewesen, doch starb auch er im folgenden Winter. Als die Spartaner also schließlich entschieden hatten, sich dem Kampf zu stellen, und ihr Heer den Isthmus überquerte, wurden sie von einem jungen Mann angeführt, der gerade 20 Jahre alt war: Pausanias, Sohn des Kleombrotos. Als Regent von Sparta war er auch der Oberbefehlshaber der Streitkräfte der Verbündeten – eine sehr schwere Verantwortung lastete auf diesem so jungen Mann. Pausanias allerdings, dessen Befähigung als General seinen immensen Dünkel nie ganz übertreffen sollte, schulterte sie recht unbekümmert. Trotzdem dürfte die einfache Tatsache, daß ihr Heerführer noch sehr jung war, die Thermopylen und Leonidas' Tod um so nachdrücklicher im Bewußtsein der Spartaner wach gehalten haben. Sie marschierten, um Griechenland zu befreien, aber es ging ihnen auch um Rache. Und das traf vor allem auf Aristodemos zu – denn die Barbaren waren schuld daran, daß sich auf seinem Umhang das entehrende Abzeichen des Zitternden befand.

Und es gab natürlich auch noch andere, die nach Vergeltung lechzten – Männer, deren Verluste unendlich viel größer waren als die der Spartaner. Bei Eleusis, etwa 50 Kilometer die Küstenstraße hinter dem Isthmus entlang, wartete Pausanias, während Aristides und 8000 Athener von Salamis aus übersetzten. Außerdem stießen noch 600 Exilierte aus einer zweiten Stadt zu ihrem Heer, die ebenfalls von den Eindringlingen besetzt und in Schutt und Asche gelegt worden war: Plataiai. Nun endlich, ein Jahr nachdem sie aus ihrer Heimat fliehen mußten, war der lang ersehnte Augenblick der Heimkehr gekommen. Für die Männer aus Plataiai ebenso wie für alle anderen, die sich dem Angriff auf die Barbaren verschrieben hatten, war es nun soweit, sich auf den Weg nach Böotien zu machen.

Wie erwartet, wandten sich die Verbündeten nordwärts und verließen Eleusis. Schon bald verstellten staubüberzogene Kalksteinhügel und Abhänge mit dornigen Sträuchern den Blick aufs Meer. Weiter ging der Vormarsch; der Weg vor den marschierenden Hopliten wurde immer wilder, sie kamen durch men-

* Seine Überreste wurden schließlich im Jahr 440 v. Chr. nach Sparta zur Beisetzung zurückgebracht.

schenleere Täler. Dann ragten vor ihnen die abweisenden, einsamen Abhänge des Kithairon-Gebirges auf, vereinzelt mit Tannen bewachsen; ein Ort für wilde Tiere: Hirsche, Bären und Löwen, aber nicht für Menschen – und manchmal, da er solche einsamen Plätze liebte, für den großen Gott Pan selbst. In unbeschwerteren Zeiten begingen die Böötier ein unheimliches Fest: Riesige Götterstatuen aus Holz rollten und schleppten sie von beiden Ufern des Asopos den ganzen Berg hinauf, zündeten sie dann ganz oben an, so daß die Flammen meilenweit zu sehen waren, ein Leuchtfeuer für die Götter. Zweifellos drängten die Plataier, während sie unter den erhabenen Gipfeln des Kithairon-Gebirges dahinzogen, besonders ungeduldig vorwärts, denn jetzt waren sie nur noch wenige Stunden von ihrer Stadt entfernt. Und plötzlich, an zahlreichen Windungen schroffer Felsvorsprünge vorbei, tat sich vor ihnen die Straße auf und gab den Blick zu ihrer Linken frei auf ihre geliebte Heimat.

Das aber war nicht das Land, das sie verlassen hatten. Von Unkraut überwuchert waren ihre Felder, eine rußgeschwärzte Ruinenlandschaft ihre Stadt. Sämtliche Bäume im Umkreis mehrerer Kilometer waren gefällt worden; die Stämme hatten die Barbaren roh zusammengehackt und zu einer Palisade verarbeitet. Diese Barbaren selbst füllten in einem riesigen Gewimmel die Ebene, verschwimmend in der flirrenden Hitze, und überall, so schien es, waren Pferde angebunden oder in Gattern zusammengetrieben, oder mit Reitern, die über die trockene Erde Böötiens preschten, Staubwolken aufwirbelten und deutlich ihre Schnelligkeit und Geschicklichkeit erkennen ließen. Nur wenige unter den Griechen dürften diesen Anblick ohne einen Anflug von Bestürzung registriert haben; auch Pausanias, vielleicht arrogant, aber keinesfalls tollkühn, hatte nicht die leiseste Absicht, sich direkt auf die Feinde zu stürzen, um gegen sie unter Bedingungen zu kämpfen, die für diese Reitertruppe geradezu ideal waren. Statt dessen befahl er seinen Männern mit allem Nachdruck, das Vorgebirge nicht zu verlassen, und dirigierte sie dann zu einem Platz, der sich ungefähr gegenüber den Truppen des Mardonios befand, nicht nur oberhalb, sondern auch etwa 10 Kilometer östlich von Plataiai. Die 600 Hopliten mußten offenbar noch eine Zeitlang warten, bis sie zu den traurigen Resten ihrer Häuser zurückkehren konnten.

Doch obwohl Pausanias Vorsicht walten ließ, ist es unwahrscheinlich, daß sein erster Eindruck von der persischen Streitmacht ihn so beunruhigte wie den Mardonios, als dieser vom Ufer des Asopos aus den gigantischen Umfang des Heeres erblickte, das sich in einem langen Zug um das Vorgebirge vor

seinen Augen herumwand. Seine Spione hatten ihm sicher von den Vorbereitungen der Verbündeten berichtet. Tagelang herrschte darauf im Stab des Oberkommandos nervöse Spannung. So hatte sich etwa bei einem Gelage, das ein prominenter thebanischer Kollaborateur veranstaltete, ein persischer Offizier zu seinem griechischen Nachbarn hinübergebeugt und geflüstert, daß von all den Gästen um sie herum und von all den Truppen, die am Fluß lagerten, binnen kurzem »nur noch sehr wenige am Leben sein werden«. ⁴⁷ Mardonios hätte solchen Defätismus nie geduldet, aber er hätte sich auch nie, nicht einmal in seinen schlimmsten Träumen, vorzustellen vermocht, daß die chronisch zerstrittenen Verbündeten je in der Lage sein könnten, eine Streitmacht von den Ausmaßen zusammenzustellen, wie sie sich nun vor ihm auf den Ausläufern des Kithairon präsentierte. Stunde um Stunde, den ganzen Tag lang, stiegen die Griechen vom Paß ab und bezogen ihre Stellungen, bis Mardonios schließlich, als sich alle niedergelassen hatten, gewahr wurde, daß er auf das größte Hopliten-Heer blickte, das je an einem Ort versammelt war: fast 40 000 Mann. ⁴⁸

Gegen diese furchterregende Anzahl konnte er ungefähr doppelt so viele aufbringen, aber er machte er sich keine Illusionen, daß seine Infanterie, die lediglich über leichte Waffen und Schutzpanzer verfügte, auch nur die geringste Chance hatte, die griechischen Stellungen zu überrennen. ⁴⁹ Um auch nur einigermaßen auf einen Sieg hoffen zu können, blieben ihm nur zwei Wege: Der erste bestand darin, die Verbündeten irgendwie in die Ebene herunterzulocken und darauf zu vertrauen, daß ihre einzelnen Abteilungen, da sie nicht daran gewöhnt waren, im Verbund zu kämpfen, versprengt und dann leichte Beute seiner Reiterei würden; der zweite, in den Reihen der Feinde unter klugem Einsatz von Schmiergeldern Zwietracht zu säen und dann abzuwarten, daß die Zersetzung aufgrund der Rivalitäten, die in jedem Bündnis der Griechen gärten, um sich griff. Reiter und Spione: wie immer die tödlichsten Waffen im persischen Arsenal.

Und Mardonios, damit beschäftigt, ihren Einsatz zu koordinieren, beschloß als ersten Schritt, den Nervenkrieg wieder aufzunehmen, den er den ganzen Sommer hindurch gegen die Athener geführt hatte. Bald stellte sich heraus, daß die Spartaner mit ihrem Verdacht, in den Flüchtlingslagern auf Salamis sei das Geschwür des Überläufertums kräftig weitergewuchert, durchaus recht hatten. Der ermordete Lykidas war ganz und gar nicht der einzige gewesen, der eine pro-persische Haltung vertrat. Andere prominente Bürger, denen der

Krieg alles genommen hatte, hegten tiefen Groll gegenüber der Demokratie und sehnten sich nach ihrem früheren Besitzstand; auch sie schmiedeten geheime Pläne, die nicht lediglich auf Beschwichtigung zielten, sondern auf offenen Verrat. Bestimmt hat sich Mardonios mit besonderem Nachdruck bemüht, den Kontakt zu diesen Kollaborateuren wieder anzuknüpfen, den er nach seinem Rückzug aus Attika verloren hatte; zeitgleich zur Entsendung von Geheimagenten, die das Lager der Griechen infiltrieren sollten, befahl er seiner Kavallerie – in der Hoffnung, die Gedanken der Verräter damit sofort in die richtige Richtung zu lenken – einen Blitzüberfall auf die Reihen der Verbündeten.

Ein hinterlistiger Zangengriff – leider verlief er nicht in jeder Hinsicht nach Plan. Erstens bewirkte der Angriff der Reiter das genaue Gegenteil einer Demoralisierung der Griechen; die Kampfmoral wurde durch ihn vielmehr erheblich verstärkt, denn der persische Anführer, ein grobschlächtiger Geck, ritt mit einer protzigen purpurroten Tunika und einem auffälligen Harnisch aus goldenen Fisch-Schuppen in die Schlacht; fatalerweise wurde sein nisäisches Pferd getroffen und brach unter ihm zusammen, er selbst wurde erschlagen und auf einem Fuhrwerk zur Schau gestellt, das vor den gaffenden Truppen der Verbündeten vorbeizog. Kurze Zeit darauf wurden die verräterischen Umtriebe im Lager der Athener von Aristides aufgedeckt, der die Verschwörung natürlich nicht vertuschen konnte, diesen Unrat jedoch auch nicht allzu heftig aufwühlen wollte und sich damit begnügte, nur die acht namhaftesten Konspirateure unter Arrest zu stellen.⁵⁰ Zwei dieser Männer flohen; die anderen sechs forderte man auf, sich in der bevorstehenden Schlacht zu rehabilitieren, und erließ ihnen jegliche sonstige Strafe. Aristides hatte als Opfer des Scherbengerichts selbst mit dem Vorwurf zu tun gehabt, ein heimlicher Perserfreund zu sein, und er wußte daher nur zu gut, was es bedeutet, eine zweite Chance zu bekommen. Von diesem Zeitpunkt an war Verrat im Lager der Athener kein Thema mehr.

Diese Rückschläge brachten allerdings die Strategie des Mardonios ironischerweise nicht zu Fall, sondern ermöglichten dem persischen Feldherrn einen zweiten Anlauf: Pausanias' Stimmung hatte sich durch diese Erfolge gewaltig gehoben, und er fühlte sich ausreichend ermutigt, den Standort des Heeres zu verlagern, zu einem Punkt, der sehr viel näher am Asopos und damit an den feindlichen Reihen lag. Mardonios hoffte nun, die Griechen in der Ebene zu stellen, und begab sich umgehend zum anderen Flußufer, beschat-

tete sie und lauerte auf den geeigneten Augenblick, um zuzuschlagen. Der trat allerdings nie ein. Während Pausanias sich langsam auf die Ebene vorwärtsschob, arbeitete er sich gleichzeitig seitwärts in das Gebiet von Plataiai vor, und die ortskundigen Plataier, die die Verbündeten führten, ließen keinen Felsvorsprung und keinen Höhenzug unterwegs ungenutzt, sich zu decken. Als die Verlagerung des Heeres abgeschlossen war, hatten sich die Spartaner entlang einem durchbrochenen Hügelzug auf der rechten Seite eingegraben, und die Athener hatten sich bei einer Anhöhe zur Linken festgesetzt. Die restlichen Abteilungen wurden von Männern angeführt, deren Einfluß auch nicht im entferntesten an den des Pausanias oder Aristides heranreichte, wenn es um die Besetzung der besten Plätze ging, und sie mußten sich daher damit abfinden, das tiefer gelegene – also exponiertere – Gelände in der Mitte zu besetzen. Mardonios, der seine Möglichkeiten von der anderen Seite des Asopos aus abschätzte, wird den Anblick als äußerst anregend empfunden haben: Es war noch nicht der richtige Moment, einen Frontalangriff zu wagen, denn die Felder von Plataiai hatten selbst an den flachsten Stellen noch zu viele bedrohliche Bodenwellen, doch wenn er Pausanias dazu bewegen konnte, seinen Vormarsch Richtung Fluß fortzusetzen, dann konnte ihn die persische Kavallerie festsetzen. Mardonios blickte auf reiche Erfahrung als Kämpfer gegen die Griechen zurück, und er wußte, daß ein Hoplitenheer von sich aus eine Gelegenheit zum Kampf sucht. Wenn also sogar der Himmel das persische Oberkommando durch unanfechtbare Vorzeichen davor warnte, nicht selbst anzugreifen, war Mardonios mehr als geneigt, diesem Hinweis Folge zu leisten. Die Zeit schien auf der Seite einer Strategie des Abwartens zu stehen: Kaum 8 Kilometer entfernt gab es in Theben »reichlich Nahrung, auch genug Futter für die Tiere«, ⁵¹ und Mardonios hatte ausreichend materielle Reserven, um das gesamte griechische Lager mit Gold zu überschwemmen. Er handelte, wie es die Götter ihm geraten hatten: Er blieb am nördlichen Ufer und überquerte den Fluß nicht.

Aber auch Pausanias sah davon ab. Er widerlegte statt dessen sämtliche Vorurteile, die Mardonios über das Verhalten eines griechischen Generals hatte, und bewegte sich nicht von seiner Position weg. Die Spartaner klebten an ihrem Hügelzug, die Athener an ihrer Anhöhe, alle anderen in den Feldern dazwischen. Es entbrannten zwar hin und wieder kleinere Zänkereien zwischen den einzelnen Abteilungen – vor allem als die Athener sich wieder einmal gegen alle anderen durchsetzen wollten –, doch arteten sie nie so weit aus,

daß das Bündnis selbst bedroht war. Im Gegenteil: Statt sich aufzulösen, wurde die griechische Front immer stärker, denn als ein Tag und ein zweiter vorüberging und schließlich schon eine Woche vergangen war, trafen allmählich Verstärkungstruppen ein. Schließlich, als sich auch am achten Tag nichts an dieser Situation geändert hatte, verlor Mardonios die Geduld. Seine Kavallerie erhielt den Befehl, einen Angriff auf die Pässe des Kithairon zu reiten. Ein riesiger Zug von Proviantwagen von der Peloponnes wurde erfolgreich überfallen. Viehtreiber und Zugtiere wurden alle zusammen massakriert. Dann führten die Perser, »als sie sich sattgeschlachtet hatten«, die Wagen triumphierend in ihr Lager; die Leichen ließen sie auf den Ausläufern des Gebirges liegen, wo die Griechen in der Ebene sie dann schon bemerken würden.⁵²

Nun war die Reihe an Mardonios, sich bestätigt zu fühlen. Seine Kavallerie, ermutigt durch diesen Sieg, begann jetzt jenseits des Asopos mit direkten Angriffen auf die feindlichen Linien. Die herumschweifenden Reiter stürzten sich auf die Griechen, sooft diese es wagten, sich dem Fluß zu nähern, und hinterließen jedesmal am Ufer ein Chaos aus pfeildurchbohrten, auf dem Wasser treibenden Leichen. Dabei litten die Verbündeten zunehmend unter Wassermangel. Nur wenige Stunden dieser Vorstöße reichten aus, und der Asopos war vollständig in den Händen der persischen Kavallerie. Jetzt blieb nur noch ein Ort, an dem die Griechen Wasser holen konnten: eine Quelle hinter der Stellung der Spartaner. Als die Sonne erbarmungslos vom böotischen Himmel herunterbrannte, drängten sich um die Quelle herum mehrere Gruppen von Männern, die kurz vor dem Verdursten waren, ausgerüstet mit Eimern, Krügen und Weinschläuchen. Vor allem für die Athener war es eine äußerst strapaziöse Aufgabe, sich mit Wasser zu versorgen, weil man nicht weniger als 5 Kilometer beschwerlichen Fußmarsch zu dieser Quelle auf sich nehmen mußte. Doch nur so war es möglich, ihre Stellung an der Anhöhe zu halten – und eine so starke Verteidigungsposition hätten die Griechen bei der Nadelstich-Taktik der Perser mit ihren schnellen Überfällen und sofortigem Rückzug gegen den gesamten Flügel nur höchst widerwillig aufgegeben. Ein Tag verging so, zwei Tage vergingen so; die unbewegliche athenische Infanterie, gequält von den ständigen Angriffen des Feindes, begann nun ihre Strategie zu überdenken. Je kühner die Perser auftraten, desto wütender wurden ihre wenig beweglichen Ziele: »Denn keiner unter den Griechen konnte den reitenden Bogenschützen so leicht bekommen.«⁵³ Die galoppierenden, weit ausgreifenden Reiter probierten unermüdlich die Grenzen ihrer Beweglichkeit aus, bis es einer Gruppe Perser am

dritten Tag der Schikanen gegen das griechische Heer gelang, die feindliche Linie gänzlich zu umrunden. Die Kavallerie ritt um die Hügelkette herum, hinter der sich die Spartaner verschanzten, und fiel der Phalanx in den Rücken. Vor ihnen, direkt auf ihrem Weg, lag die kostbare und, wie es schien, unbewachte Quelle. Schnell, bevor griechische Reserveeinheiten sie daran hindern konnten, zerstörten die Reiter die Bohrlöcher, verstopften die Quelle und zogen sich dann triumphierend zurück. Das war ein schwerer Schlag, mit dem niemand gerechnet hatte – und natürlich fatal für die Hoffnung des Pausanias, seine Frontlinie beibehalten zu können.

Bei einem schnell zusammengerufenen Kriegsrat erwogen die Griechen die wenig verlockenden Perspektiven, die ihnen nun blieben. Ihre Stellungen am Tag zu räumen wäre einem Selbstmord gleichgekommen: Die persische Kavallerie hätte sie in Fetzen gehauen. Den Rückzug aufzuschieben war allerdings genauso verheerend: Die Griechen, die schon durstig waren, begannen nun auch unter Hunger zu leiden, weil die Barbaren weiterhin die Pässe des Kithairon unsicher machten und einen Proviantkonvoi der Verbündeten nach dem anderen plünderten. Die einzige Möglichkeit bestand darin, sich nachts zurückzuziehen, trotz aller Risiken, daß eine Verwirrung im Heer entstehen könnte. Pausanias instruierte also die diversen Truppenkontingente, sie sollten sich nach Einbruch der Dunkelheit 3 Kilometer zu einer neuen Stellung direkt im Osten Plataiais zurückziehen. Hier, so die Meinung aller, wären sie wesentlich günstiger aufgestellt. Die Gebirgsausläufer boten wirksamen Schutz gegen die persische Kavallerie. Sie hatten die Möglichkeit, die Pässe über den Kithairon zu bewachen. Um Wasservorräte brauchten sie sich dort keine Sorgen mehr zu machen. Eigentlich gab es nur ein einziges Manko: Die Griechen mußten die neue Stellung als erste erreichen.

Und das war gar nicht so einfach. In der Mitte des Heeres, in der Soldaten aus einer ganzen Anzahl diverser Städte durch die Nacht irrten und einen Weg durch völlig unbekanntes Gelände finden mußten, lief der Rückzug bald furchtbar aus dem Ruder. Sie waren durstig, hungrig und nervös, und da war es wohl nicht erstaunlich, daß sie den verabredeten Treffpunkt verpaßten und statt dessen 2 Kilometer weiter westlich landeten, praktisch direkt vor den Ruinen von Plataiai, wo »sie sich verteilten und willkürlich ihre Zelte aufschlugen«. ⁵⁴ Und in den beiden Flügeln war das Durcheinander noch schlimmer. Als der Morgen dämmerte, hatten weder die Athener noch, am anderen Ende der Frontlinie, die Männer aus Lakedaimon und Tegea ihren Rückzug überhaupt

nur angefangen. Die drei Kontingente, die als Rückendeckung vorgesehen waren, schienen sich im allgemeinen Chaos und durch den verspäteten Rückzug ihrer Verbündeten die ganze Nacht hindurch orientierungslos an ihren Außenposten befunden zu haben. Und jetzt fingen die Vögel an zu singen, und der Feind lauerte am gegenüberliegenden Ufer des Flusses, bereit, sich in Bewegung zu setzen.

Unter den Athenern brach Panik aus. Ein Reiter wurde über das Feld ins spartanische Lager geschickt, um festzustellen, was dort vor sich ging. Er fand Pausanias und seine Offiziere in einer wütenden Debatte. Um was es im einzelnen ging, das war später Gegenstand so mancher Kontroverse. Einige behaupteten, daß Pausanias mit offener Meuterei zu tun hatte: Ein spartanischer Offizier namens Amompharetos habe sich nicht davon abbringen lassen, daß Rückzug nur eine Spielart von Feigheit sei, und sich geweigert, den Befehlen seines Heerführers nachzukommen. Ein zweiter Überlieferungsstrang erinnert allerdings daran, daß der besagte Offizier zu den drei Spartanern gehört, die sich bei Plataiai durch größte Tapferkeit auszeichneten – kaum ein Prädikat, das ein Maximum an Auflehnungsbereitschaft einschließt. Am wahrscheinlichsten ist wohl, daß Amompharetos die Befehle des Pausanias nicht zurückwies, sondern sich vielmehr für sich und seine Männer um die Ehre einer besonders gefährvollen Mission bemühte: Da nun der Sonnenaufgang kurz bevorstand und der Rückzug der Lakedaimonier und der Tegeaten immer noch nicht begonnen hatte, wurde dringend eine Abteilung gebraucht, die den Höhenzug so lange wie möglich besetzt hielt. So kam es, daß Amompharetos und seine Männer, auch nachdem Pausanias ihren spartanischen Kameraden und den Athenern den Befehl gegeben hatte, mit dem Rückzug zu beginnen, dort blieben, wo sie waren, Schilde und Helme bereit, grimmig entschlossen, ihre Stellung zu halten, solange es irgend ging. Und schon konnte man vom fernen Ufer Reiter sehen, die durch den Fluß preschten und Richtung spartanisches Lager galoppierten.

Vorsichtig erkundeten die persischen Späher sämtliche aufgelassenen Stellungen der Verbündeten. Die Nachricht vom feindlichen Rückzug, die Mardonios dorthin überbracht wurde, wo er mit den Fußtruppen wartete, bestätigte sich ihm kurz darauf, als die Sonne aufging, durch eigenen Augenschein. Die Aufsplitterung der griechischen Frontlinie, die Aufgabe, die er sich selbst seit Beginn des Feldzugs gestellt hatte, war spektakulär erfüllt – ohne daß er auch nur ein einziges Mal dazu gezwungen war, dem Feind auf Augenhöhe zu begeg-

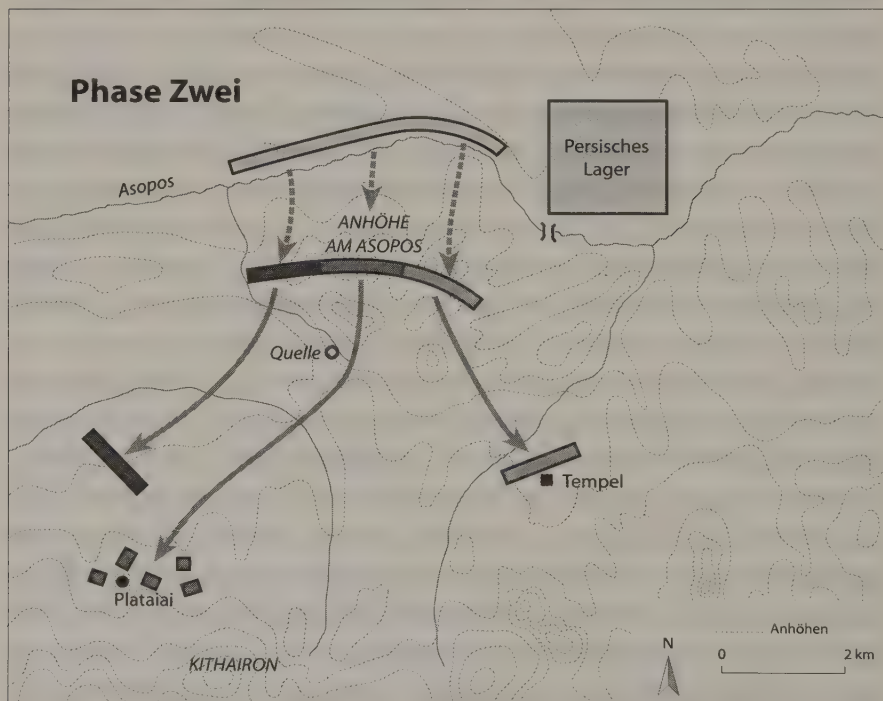
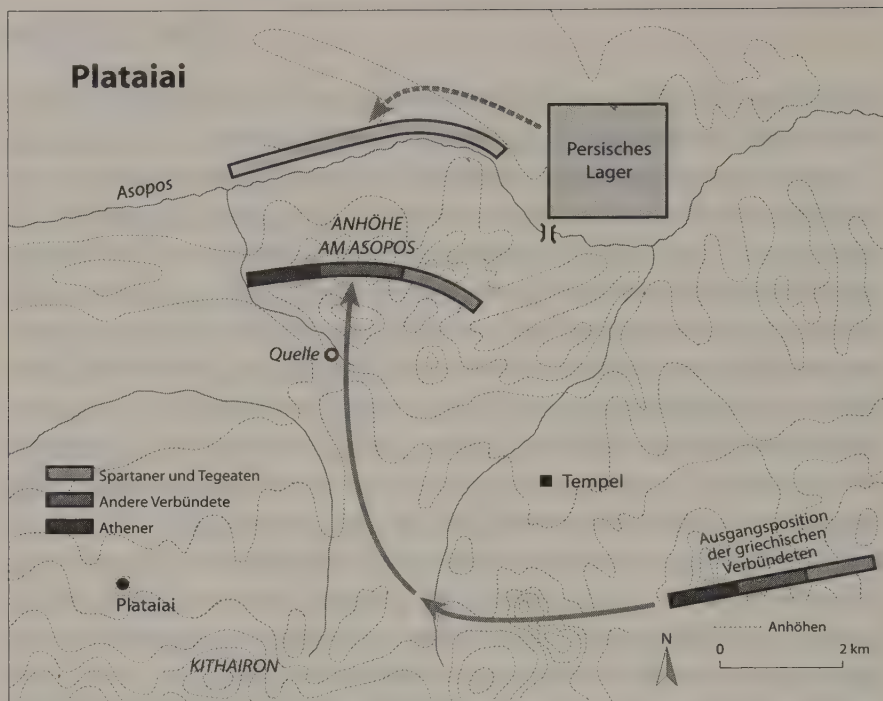
nen. Am meisten erfreute ihn, daß die Spartaner, die angeblich unbesiegbaren Spartaner mit den ehernen Seelen, sich noch immer in offenem Rückzug befanden, isoliert von ihren Verbündeten, und so verwundbar, wie man es sich nur wünschen konnte. Es war natürlich riskant, eine Phalanx, noch dazu eine spartanische Phalanx, in offenem Kampf anzugreifen, doch Mardonios war sich darüber im klaren, daß sich ihm nie wieder eine solche Möglichkeit bieten würde, dem Heer der Verbündeten das Herz herauszureißen. Schon begann sich das Fenster der günstigen Gelegenheit wieder zu schließen. Wenn er jetzt die Chance nicht nutzte, würde es den Spartanern doch noch gelingen, ihr Treffen zu einem guten Abschluß zu bringen. Also bestieg Mardonios seinen mächtigen nisäischen Hengst und gab der Elitetruppe der Infanterie, die um ihn herum versammelt war, den schicksalhaften Befehl zum Aufbruch. Die ersten setzten sich in Bewegung und überquerten den Asopos. Gleichzeitig wurden entlang der gesamten persischen Front unter großem Jubel Banner gehißt; jede Einheit im Heer des Mardonios brach in ungeordneter Kampfeslust auf, ohne auf den ausdrücklichen Befehl ihres Kommandanten zu warten, und drängte den Abhang zum Fluß hinunter.

Und nun, da der Morgennebel sich hob und von der aufgehenden Sonne verzehrt wurde, leuchtete in den Reihen der Lakedaimonier dieses «massive, bedrohliche Gleiß von Schilden und Speeren und Helmen» auf, das schon von jeher den Kriegern den baldigen Beginn des Schlachtens und die Nähe der Götter selbst ankündigte. Vom Tempelhain aus, an dem Pausanias seine Männer halten ließ und ihnen befahl, sich für die Schlacht zu wappnen, konnte er beobachten, wie sich Amompharetos und seine Truppe diszipliniert den Hügel hinauf zurückzogen, auch als die persischen Reiter sie bedrängten und mit aller Macht verfolgten. Pausanias hatte die wilden Schreie der Barbaren, die vom Fluß heraufdrangen, gehört und dann beobachtet, wie die monströse, fahenschwingende Horde den Fluß überquerte. Er war sich darüber im klaren, daß bald nicht nur die Kavallerie, sondern das geballte Gewicht der Elite-Truppen der persischen Infanterie gegen die Schildmauer seiner Männer anrennen würde. Verzweifelt schickte er, solange das noch möglich war, einen Boten zu den Athenern und bat sie, ihm zur Hilfe zu kommen – doch die Botschaft kam zu spät. Schon als Aristides sich umwendete und begann, seine Männer von der Seite auf die lakedaimonischen Stellungen zuzuführen, spürte er, wie die Erde erzitterte, und sah über seine Schulter die Front der Thebaner, die auf ihn und seine Männer zustürzten. Der Zusammenstoß der beiden Phalangen

dröhnte über das Schlachtfeld, und Pausanias, der knapp 2 Kilometer weiter östlich stand, sah seine schlimmsten Befürchtungen erfüllt.

Eine gewisse Erleichterung verschaffte zwar das atemlose Eintreffen von Amompharetos und seinen Männern, doch durfte man nicht auf weitere Verstärkung und Vergrößerung der Phalanx hoffen. Auf sich allein gestellt mußten also die Spartaner und die Tegeaten dem Mardonios entgegentreten: 11 500 Männer gegen die Elite einer Supermacht. Schon prasselten Pfeile, abgefeuert von den rasch näherkommenden Saken, auf die Mauer ihrer Schilde ein. Dann konnte man hinter den Reitern, wenn auch im Hagel der Pfeile nur verschwommen sichtbar, den donnernden Ansturm der Infanterie-Elitetruppen der Barbaren wahrnehmen. Die Kavallerie des Mardonios zog sich zurück; seine Infanterie kam in einem gewissen Abstand zu der Phalanx der Spartaner zum Stillstand und errichtete aus Weidenschilden eine Wand; der Pfeilhagel wurde dichter.

In die Enge getrieben bewahrten die Griechen weiterhin Disziplin. Sie behielten ihre Schilde oben und hörten, eingeschlossen in ihren Helmen, das gespenstisch gedämpfte Zischen und Aufschlagen der unausgesetzt auf sie niedergehenden Geschosse. Die ersten Männer stolperten und stürzten, die Hüfte oder die Schulter durchbohrt von blutverschmierten Pfeilen; und nun war nach Ansicht aller Lakedaimonier und Tegeaten für die Phalanx der Augenblick gekommen, da sie das Niemandsland durchqueren und mit dem Sturm auf die Mauer aus schwächlichem Weidengeflecht beginnen konnte, um ihre Peiniger dann niederzustechen und zu überrennen. Pausanias aber hielt seine Krieger zurück. Erst wenn die Zustimmung der Göttin Artemis für das gewaltige Unternehmen der Schlacht, die vor ihnen lag, sich in einem blutigen Opfer klar abzeichnete, erst dann konnte er den Angriffsbefehl geben. Allerdings weigerte sich die Göttin, ungeachtet der ihr zu Ehren geschlachteten Ziegen, den Griechen ihren Segen zu gewähren. Schließlich flehte Pausanias in höchster Verzweiflung den ganzen Himmel an, »und sogleich deuteten die Opfertiere, als sie geopfert wurden, endlich auf einen günstigen Ausgang hin«. ⁵⁵ Gerade rechtzeitig: Denn als Pausanias seiner Phalanx den Befehl zum Vormarsch gab, hatten sich die Tegeaten bereits im Laufschrift in Richtung der persischen Truppen in Bewegung gesetzt – und mit ihnen lief ein einzelner Spartaner. Den Tegeaten, denen die authentische lykurgische Disziplin fehlte, war eine solche Unbeherrschtheit allenfalls noch nachzusehen, nicht aber Aristodemos, einem Absolventen der *agogé*. Und dennoch gelang es dem »Zitterer« – obwohl er kaum dafür gelobt werden konnte, daß er seinen Platz in der Schildmauer der



Spartaner verließ, daß er sich im Alleingang auf die Barbaren stürzte, daß er in einer wilden Kampfeswut tötete und getötet wurde, die den Namen »griechisch« kaum mehr verdient –, dennoch gelang es ihm, das bezeugten später auch seine Kameraden, seinen Namen reinzuwaschen. Ja, seine Kühnheit wurde sogar von den Kämpfern aus anderen Städten noch lange Zeit als wahrhaft außergewöhnlich erinnert und gerühmt. In dieser Hinsicht zumindest kann man also sagen, daß Aristodemos als Spartaner starb.

Allerdings war der wahre Ruhm in Sparta denen vorbehalten, die nicht selbstsüchtig für ihre eigene Ehre kämpften, sondern als Glieder einer einzigen großen Maschine; und großer Ruhm wurde an diesem furchtbaren Morgen von jedem Mitglied der Phalanx erkämpft. Nur »dorische Speere, die das Feld Plataiais mit dem Gemetzel eines Blutopfers tränkten«,⁵⁶ konnten den Sieg sichern, denn nur Männer mit solchen Speeren in den Händen waren von Geburt an dafür gestählt worden, zu kämpfen, zu töten und nie aufzugeben. Indem sie den pfeilübersäten Abhang ins Niemandsland hinabstiegen und auf die feindliche Front prallten, stellten sie sich einer Prüfung, auf die sie sich durch ihr ganzes bisheriges Leben vorbereitet hatten. Andere hätte vielleicht der Mut verlassen, wenn sie auf einen Feind, so zahlreich, so berüchtigt und so mutig wie die Perser, gestoßen wären; ihr Schildarm wäre ihnen erlahmt, der Körper hätte geschmerzt – aber bei den Spartanern war das anders. Obwohl in der Schlacht lange nicht klar war, welche Seite die stärkere war, bewegten sich die Spartaner unaufhaltsam weiter vorwärts. Daß die Perser in wachsender Verzweiflung, um den feindlichen Vormarsch zu hemmen, die Speere der Spartaner ergriffen und zerbrachen – nichts und niemand hielt jetzt die Spartaner auf; ihre Schwerter waren nicht so leicht unbrauchbar zu machen, und das Gewicht der bronzegepanzerten Körper aufzuhalten war ganz und gar unmöglich. Und noch immer bemühte sich Mardonios, »tapfer wie sonst kein anderer Perser«,⁵⁷ seine Truppen zusammenzuhalten, doch nun schlossen sich die Spartaner enger um die Elitekämpfer zusammen, die seine Leibwache bildeten, und Mardonios selbst, eine hervorragende Erscheinung auf seinem weißen Roß, bildete eine willkommene Zielscheibe. Ein Spartaner hob einen Stein auf und schleuderte ihn in seine Richtung, das Geschloß traf Mardonios an der Schläfe, und aus seinem Sattel stürzte der Vetter des Großkönigs, der Mann, der einst hoffte, Satrap von Griechenland zu werden.

Und als die Perser sahen, wie er fiel, wußten sie, daß die Schlacht verloren war. Seine Leibwache, die heldenhaft ausharrte, wurde auf der Stelle nieder-

gemetzelt, doch der Rest des Heeres war demoralisiert durch den Tod des charismatischen Feldherrn, geriet in Auflösung und trat einen überstürzten Rückzug an; binnen kurzem wimmelte das gesamte Schlachtfeld von fliehenden Kämpfern. 40 000 Männer schafften es unter der Anführung eines wendigen Offiziers, sich in Richtung Norden auf die Straße nach Thessalien abzusetzen, doch die meisten stürzten in Panik davon und strömten zurück zu ihrem Lager, verfolgt von den Lakedaimoniern und Tegeaten. Es dauerte nicht lange, bis die Athener vor den Toren des Lagers zu Pausanias stießen; ihr erbitterter Vergeltungskampf gegen die Thebaner war damit zu Ende gegangen, daß die Überläufer aufgaben und in ihre Stadt zurückflohen. Nun, da sie endlich wieder vereint waren, überwand die siegreichen Verbündeten die Palisade. Bei dem anschließenden Massaker wurde fast niemand verschont: von den zerschlagenen Resten des Heeres unter Mardonios überlebten kaum 3000 Mann. Und so endete die Aktion des Großkönigs gegen den Westen.

Als die Griechen den Reichtum und den Luxus bestaunten, den sie im Lager des Mardonios vorfanden, fragten sie sich wieder einmal, warum er ein solch brennendes Verlangen verspürt haben mochte, ihr Land zu erobern, wo er doch ganz offensichtlich schon mehr als genug sein eigen nannte. Vor allem ein Beutestück führte ihnen das ganze, ungeheuerliche Ausmaß ihres Sieges vor Augen: das Zelt, das dem König der Könige selbst gehörte. Es heißt, daß Xerxes, als er Griechenland im Herbst des Vorjahres verließ, seinem Feldherrn Mardonios die Benutzung seines mobilen Hauptquartiers gestattet hatte; also nahm Pausanias von dem Ort Besitz, der noch im Jahr zuvor das Nervenzentrum der Welt gewesen war, er zog die bestickten Vorhänge beiseite, schritt über parfümierte Teppiche, und während er staunend die kostbaren Möbelstücke betrachtete, fragte sich der Regent, wie es wohl sein mochte, sich auf dem Platz niederzulassen, wo einst der Tod seines Onkels geplant wurde. Er befahl den Köchen des Mardonios, ihm eine königliche Mahlzeit zuzubereiten. Als diese vor ihm stand, ließ er daneben eine zweite Mahlzeit, bestehend aus spartanischer Blutsuppe, aufstellen und lud seine Feldherren ein, hinzuzutreten und den Kontrast zu bewundern. »Ihr Männer Griechenlands«, sagte Pausanias lachend, »ich habe euch hierhergebeten, damit ihr selbst euch ein Bild machen könnt von der Unvernunft des Meders, der in einem Überfluß lebt, wie ihr ihn hier ausgebreitet seht, und der dennoch in unser Land kam, um uns unsere kümmerliche Armut zu stehlen.«⁵⁸ Ein Witz – aber natürlich nicht nur das. Bei der Freiheit hörte der Spaß auf. Als die schweißüberströmten griechi-

schen Befehlshaber den obszönen Luxus auf der Tafel des Königs anstarrten und diesen mit den Schalen einfacher Suppe verglichen, begriffen wohl nur die Begriffsstutzigsten nicht, was die Barbaren in den Untergang trieb und was ihren eigenen Städten die Freiheit erhalten hatte.

Unterdessen waren außerhalb der üppig verzierten Eingangsteppiche des Zelts die Heloten eifrig damit beschäftigt, das Lager zu durchwühlen. Pausanias hatte ihnen befohlen, die gesamte Kriegsbeute aufzuhäufen, und so schlepten sie Möbelstücke aus den Zelten, stopften goldene Teller in Säcke und zogen den Leichen Ringe von den Fingern. Natürlich sahen sie davon ab, alles abzuliefern, was sie fanden; so viel sie konnten, legten sie beiseite. Mit diesem Plündergut hofften die Heloten, sich ihre eigene Freiheit sichern zu können, doch sie waren unwissend und rückständig und daher eine leichte Beute für Hochstapler. Ein äginetisches Konsortium, das schnellen Profit witterte, schaffte es, die Heloten zu überzeugen, ihr Gold sei nichts weiter als billiges Blech, und bezahlte sie entsprechend schlecht. Die Heloten wurden gründlich ausgenommen und gewannen ihre Freiheit offensichtlich nicht; doch die Ägineten, so wird überliefert, machten einen phantastischen Schnitt.

Hybris

Zwei Geschichten gibt es über die Abstammung von Helena, der Frau, deren Schönheit Europa und Asien in ihren ersten Krieg stürzte. Die bekanntere berichtet, sie sei eine Spartanerin gewesen, die aus einem Ei schlüpfte, nachdem ihre Mutter Leda, die Königin, von Zeus in Gestalt eines riesigen Schwans vergewaltigt worden war. Die andere aber will wissen, die Königin von Sparta habe lediglich das Ei ausgebrütet, das eigentlich von einem ganz anderen Opfer der göttlichen Aufmerksamkeit gelegt worden war: keiner Geringeren als einer Göttin, so heilig wie mächtig, so gelassen wie tödlich. In der einen Hand hielt sie ein Gefäß, das die Ereignisse enthielt, die geschehen sollten, in der anderen eine Elle, mit der das Maß des Übermuts eines Sterblichen ermittelt wurde. Wer der »Anmaßung und Prahlucht« für schuldig befunden wurde, den strafte sie.⁵⁹ Niemand konnte ihr standhalten – die Mächtigen am allerwenigsten. Sie pflegte über Leichen zu schreiten. Ihr Name war Nemesis.

Für den, der sie herausforderte, drohte die Welt sich umzukehren. Als

Beweis führten die Griechen gern das Schicksal des Kroisos an, den sein Reichtum und sein Erfolg – ehe Nemesis sich in seine Karriere einmischte – zu der selbstzufriedenen Aussage verleiteten, er halte sich »für den Glücklichsten der Menschen«. ⁶⁰ Doch war dieser Fehltritt auf der Elle des Schreckens harmlos im Vergleich zur Anmaßung des Großkönigs, des Königs der Könige, des Königs der Länder: Sein Ziel war es doch, sich zum Herrscher über die gesamte Menschheit aufzuschwingen. In Griechenland gab es nur ein angemessenes Wort für ein derart wahnsinniges Unterfangen: *hybris*. »Sie ist das Verbrechen eines Menschen, dem es Vergnügen bereitet, andere Menschen zu quälen, und der meint, durch dieses Verhalten seine eigene überragende Bedeutung unter Beweis zu stellen.« ⁶¹ Möglicherweise eine allgemein menschliche Schwäche, aber eben doch eine, für die Barbaren aufgrund ihrer ungezügelten Natur und Monarchen aufgrund ihres Standes besonders anfällig sind. Die Griechen hatten so etwas schon immer vermutet, und die Person des Xerxes lieferte ihnen nun den schlagenden Beweis. Was war denn letzten Endes die Frucht dieses unbändigen Ehrgeizes, seiner beispiellosen Machtfülle, seiner Heere, seiner Flotten, seiner Größe? Eine in diesem Ausmaß bisher undenkbbare Fülle von Kränkungen für die Göttin Nemesis.

Ihre Rache kam schnell und gezielt. Themistokles, der eigentlich nicht im Ruf stand, sehr bescheiden zu sein, und der ja auch durchaus handfeste Gründe zur Unbescheidenheit hatte, betonte nach der Katastrophe von Salamis fromm:

Dies ist nicht unser Verdienst. Die Götter und Heroen, die unsere Städte bewachen, sie waren verstimmt über die gottlose Anmaßung des Königs: einem Mann, der sich mit dem Thron Asiens nicht zufriedengeben wollte, sondern auch noch die Herrschaft über Europa anstrebte; der mit Tempeln umging, als seien es lediglich Anhäufungen von Ziegelsteinen und Mörtel; der die Götterstatuen verbrannt und umgestürzt hat; der es gar wagte, das Meer zu geißeln und in Ketten zu legen. ⁶²

Als die Sieger über Mardonios über die blutgetränkten Felder von Plataiai gingen, Leichenberge von großköniglichen Elitekämpfern erblickten, das Prunkzelt des Großkönigs ausräumten, konnten sie dasselbe sagen. Alle wußten, wem sie ihren Sieg verdankten: der Göttin Nemesis.

Aber noch war sie nicht fertig, ein letzter Schnörkel fehlte noch. Schon seit je war es die genüßlich geübte Gewohnheit der Nemesis, Angriffe auch nach

hinten, auf den Angreifenden losgehen zu lassen. Nun sollte der Großkönig höchstselbst im fernen Sardes diese bittere Erfahrung machen. Im Sommer zuvor, als er die heiligen Tempel auf der Akropolis von Athen in Schutt und Asche legte, wagte er es, mit diesem unsäglichem Verbrechen so zu prahlen, daß er es alle Völker durch Signalf Feuer über das Meer wissen ließ; als Mardonios Athen zum zweiten Mal einnahm, tat er dasselbe. Die Anlagen für die Signalf Feuer bestanden noch; nun waren sie allerdings sicher in der Gewalt der Griechen. Wenn Pausanias sie anzünden ließ, dann konnte er sicher sein, daß die Nachricht von seinem Sieg innerhalb weniger Stunden die Küste Ioniens erreichte. Und es scheint, als habe er genau das getan.⁶³

Es gibt sonst kaum eine Erklärung für die folgende denkwürdige Fügung: Fast 200 Kilometer entfernt von Plataiai, auf der anderen Seite der Ägäis, »lief plötzlich ein Gerücht durch die Reihen der griechischen Flotte, ihre Landsleute hätten Mardonios in Böotien geschlagen«.⁶⁴ Schlagartig hob sich das Selbstvertrauen unter den Mannschaften, und der Augenblick konnte kaum besser gewählt sein: Denn auch sie standen an diesem Nachmittag einer Streitmacht der Barbaren gegenüber. Leotychidas hatte sich endlich wenige Tage zuvor nach monatelanger Untätigkeit aus seinem Hauptquartier in Richtung Osten vorgewagt und lag nun im großen Hafen von Samos vor Anker, direkt gegenüber dem Mykale-Gebirge. Dort, am Hang des Vorgebirges, befand sich das Panionion, das alte gemeinsame Heiligtum der Ionier; südlich, an der Küste, lag das verwüstete Milet; und vor der Küste erhob sich die Insel Lade. Ein schicksalsträchtiges Ensemble von Orten, und ein klarer Hinweis auf die Hand der Nemesis: Denn im Anfang des Krieges lag sein Ende beschlossen.

Die Hand der Göttin war auch darin unverkennbar, daß sich die vor 15 Jahren für die Perser so günstigen Umstände jetzt dramatisch verändert hatten. Von der königlichen Kriegsflotte, dem einstigen Schrecken der Meere, blieb nur noch ein trauriger Torso, der nichts mehr von der früheren Pracht erkennen ließ. Die Schiffe waren von den Schlachten ramponiert, ihre Besatzungen demoralisiert, die Mannschaften kurz vor der Meuterei. Die Phönizier, einst die Hauptstütze, waren komplett ausgeschlossen worden. Dagegen hatte Leotychidas kürzlich beträchtliche Verstärkung in Form der athenischen Kampfeinheiten erhalten: Denn Xanthippos, der über die gesamte erste Hälfte des Sommers auf Salamis untätig verharren mußte, war begeistert nach Delos ausgelaufen, als bestätigt wurde, daß Pausanias den Isthmus verlassen hatte. Plötzlich waren nun die Verbündeten – in verblüffender Umkehrung der Verhältnisse vom Som-

mer zuvor – in der Überzahl. Die persischen Admiräle, die nervös den Horizont überwachten, mußten nur erste Anzeichen dafür erkennen, daß die griechische Flotte auf sie zuhielt, und schon nahmen sie Reißaus. Sie landeten unmittelbar am Fuß des Mykale-Gebirges, zogen ihre Trieren an den Strand, zimmerten sich in verzweifelter Eile einen Befestigungszaun aus Geröll und Apfelbaumstämmen zusammen und verbarrikadierten sich dahinter.

Und genau diese Stellung wählte Leotychidas am Tag der Schlacht bei Plataiai als Angriffsziel. Es war Mittag, und ein feines Rauchwölkchen begann sich am Horizont im Westen abzuzeichnen, das bald von einem auf den Bergen von Samos angezündeten Signalfeuer beantwortet wurde. Unterdessen landeten Kriegsschiffe mit Männern aus Athen, Korinth und Troizen am Strand in der Nähe der persischen Behelfsfestung. Deren Besatzung, erfreut über den doch relativ kleinen Umfang der angreifenden Truppe der Verbündeten, wagte sich aus dem Schutz ihrer Palisade heraus; die Griechen griffen sofort an. Es entspann sich ein verzweifelter Kampf, und die Perser hielten hinter einem notdürftigen Wall von Schilden tapfer stand; doch am Ende wurden sie wie bei Marathon und Plataiai von den Hoplitern überrollt. Unterdessen war Leotychidas mit den Peloponnesiern hinter der Rückseite der Palisade an Land gegangen und holte sich Vergeltung für die Thermopylen, indem er plötzlich hinter einem Vorhügel von Mykale auftauchte und die Niederlage der Perser vollendete. Nur einem Bruchteil der Perser gelang es, nach Sardes zu fliehen. Die Befestigung und alle Schiffe, die dort lagen, wurden aufgegeben. Leotychidas ließ zuerst alles erbeuten, was möglich war, und verbrannte dann die persische Flotte noch am selben Abend. Die Griechen kämpften nun nicht länger zur Verteidigung ihrer Heimat, sondern gingen erfolgreich zum Angriff über. Dämmerung stieg über Ionien auf, und Meldefeuer vom Rand Asiens flackerten durch die Nacht.

»Zahlreich sind die Zeichen, die die Hand der Göttin in den Belangen der sterblichen Menschen beweisen.«⁶⁵ Den Griechen erschien es wie ein Wunder, daß sie am selben Tag zweimal einen Gegner besiegt hatten, der schließlich immer noch die absolute Supermacht war. Leotychidas selbst konnte es kaum fassen. Noch nachdem er mit seinen Truppenführern die brennende persische Flotte hinter sich gelassen und Samos wieder erreicht hatte, trieb sie die Furcht vor dem Zorn und der Rache des Königs der Könige um. Sie waren überzeugt, er würde in kürzester Zeit zurückschlagen. Doch das geschah nicht. Statt dessen wurde einige Wochen nach der Schlacht bei Mykale berichtet, daß Xerxes

»in einem Zustand der Verblüffung.«⁶⁶ Sardes endgültig verlassen und sich auf den langen Weg zurück nach Susa begeben hatte. Ihn begleitete der größte Teil seines Heeres. Einer Gruppe von Plünderern, die von Sardes entsandt waren, gelang es noch, einen Ort zu überfallen, auf den die Perser besonders gern einschlugen: das Heiligtum von Didyma; wieder wurde eine Statue des Apollon weggeschafft, doch ansonsten unternahmen die Barbaren praktisch nichts mehr. Ein Jahr verging, ein weiteres, und noch immer kam der Großkönig nicht zurück.

Diese Untätigkeit löste mannigfaltige Vermutungen unter den Griechen aus. Feigheit, Verweichlichung, weibisches Wesen – all das wurde als Erklärung herangezogen. Die Vorstellung von der Dekadenz der Barbaren, die jedem vor der Schlacht von Marathon einfach nur grotesk vorgekommen wäre, setzte sich unter den Griechen allmählich als schlichte Tatsache durch. Und nicht nur die Tatsache, daß die Perser keine dritte Invasion mehr unternahmen, nährte dieses bequeme Vorurteil. Alle Einzelheiten bei der Invasion des Xerxes, die den Griechen einst so viel Angst eingejagt hatte – die überwältigende Anzahl seiner Horden, die grenzenlosen Vorräte, die ihm zur Verfügung standen, der Reichtum, die aufwendige Zurschaustellung, das Gepränge, die Extravaganz seines Gefolges –, all das waren im Rückblick nur Belege für seine Verweichlichung und Kraftlosigkeit. Die Perser mochten Asien erobert haben, aber verglichen mit den frei geborenen, bronzegepanzerten Verteidigern Griechenlands waren sie am Ende nicht stärker als Weiber.

Einige überlegten sogar schon, ob die blutige Zurückweisung, die dem Großkönig widerfahren war, seine Herrschaft insgesamt zum Untergang verurteilt habe. Zu diesen Optimisten gehörte ein Athener namens Aischylos. Er hatte allen Grund, eine solche Hoffnung zu hegen, denn er war nicht nur ein Veteran von Marathon und Salamis, sondern er hatte auch durch die Hand der Barbaren einen nahen Angehörigen verloren: Sein Bruder war es gewesen, der sich an eines der Schiffe bei Marathon geklammert hatte und dem die Hand mit einer Axt abgehackt worden war. Aischylos hatte also allen Grund, von einem Zusammenbruch persischer Macht zu träumen. Im Jahr 472 v. Chr., acht Jahre nach Salamis, gab er seinem Optimismus bei den städtischen Dionysien, dem jährlichen athenischen Dramatiker-Wettstreit, eine wahrhaft visionäre Form. Als die Zuschauer im Schatten der Akropolis zusammenkamen und ins Theater strömten, werden sie allenthalben noch an die Feuerprobe erinnert worden sein, die ihre Stadt durchgemacht hatte. Auch hinter ihnen, auf dem heiligen

Felsen, zeichnete sich nach wie vor die Silhouette von Verheerung und Zerstörung ab: Denn die Verbündeten, auch Athen, hatten vor ihrem Feldzug gegen Mardonios gelobt, daß jeder Tempel, den die Barbaren niedergebrannt hatten, für alle Zeiten als Ruine stehenbleiben sollte, »allen kommenden Generationen zum Zeugnis«. ⁶⁷ Die Bänke, auf denen die Zuschauer Platz nahmen, waren mit großer Wahrscheinlichkeit aus Balken hergestellt, die aus der besiegten Flotte der Barbaren stammten; und auf der Bühne selbst, so wurde nicht ohne Plausibilität angenommen, könnte die spektakulärste aller Siegestrophäen gestanden haben: das erbeutete königliche Zelt. ⁶⁸ Wenn das zutrifft, dann diente die lederne Zelthaut, die einst den König der Könige beherbergte, jetzt als Sonnensegel über der Bühne der Dionysien – und als perfekter Hintergrund für die Tragödie, der Aischylos den Namen *Die Perser* gegeben hatte.

Die Handlung spielt in Susa und bot zur Ergänzung der Athener eine dramatische Rekonstruktion der Heimkehr des Xerxes von der Schlacht bei Salamis. Der König, der Persien im unangefochtenen Glanz seiner Majestät verlassen hatte, wird dargestellt, wie er in Lumpen zurückhinkt; und man hört die Höflinge, die damit rechneten, einem siegreichen Helden zujubeln zu dürfen, heulen und jammern. Alles natürlich sehr erbaulich – und beruhigend – für die Zuschauer. Der Großkönig war richtig eingeschüchtert, versicherte Aischylos seinen Mitbürgern; und Athen, die Stadt, die ihn besiegt hatte, war heute ein Leuchtturm der Freiheit für sämtliche Nationen.

*Asias Völker, sie fügen
Fürder sich persischer Macht nicht,
Fürder sie zinsen uns nicht mehr,
Herrischem Joche gebeuget;
Nicht mehr beten im Staub sie
Schweigsam an, da des Königs
Zwingende Kraft dahinsank.* ⁶⁹

Die Welt bot nun, mit anderen Worten, Sicherheit für Athen – und für die Demokratie. Kein Wunder, daß Aischylos im Wettbewerb der Tragöden den ersten Preis abräumte.

Aber obwohl er als Sieger gefeiert wurde, blieb bei seinen Mitbürgern doch immer noch ein Rest von Angst. Es war sehr beruhigend, wenn Aischylos behauptete, daß Salamis den Großkönig »aller Helfer entblößet« habe, ⁷⁰ aber

wenn das zutraf, warum hielten sich dann immer noch persische Garnisonen in Thrakien und am Hellespont? Was hatten sie in Sardes zu suchen? Wieso gab es sie noch in jeder Hauptstadt jeder Satrapie, bis zu den äußersten Grenzen der aufgehenden Sonne? Das Reich des Großkönigs wankte überhaupt nicht, im Gegenteil, es ruhte auf Fundamenten, die so solide und gewaltig waren wie eh und je. Daß das mächtige Gebäude an seiner Westfassade einen unschönen Kratzer abbekommen hatte, war unbestreitbar, aber im gesamten Gebiet des riesigen Reiches werden das nur wenige überhaupt erfahren haben. Schließlich entsprach es nicht dem Stil des Großkönigs, seine Niederlagen an die große Glocke zu hängen. Wenn seine Untertanen überhaupt je von Athen gehört hatten, dann war das in ihrer Vorstellung einfach nur eine Stadt, die ihr Herrscher irgendwann einmal niedergebrannt hatte. Wenn sie von den Spartanern gehört hatten, dann von einem Volk, dessen König von ihrem Herrscher getötet worden war. »Möge Ahura Mazda, mögen alle Götter mich beschützen. Möge er mein Königreich beschützen. Und möge er alles beschützen, um dessen Aufbau ich mich bemüht habe.«⁷¹ So pflegte Xerxes zu beten. Und wer konnte behaupten, daß Ahura Mazda ihn nicht noch immer erhörte?

Doch als Aischylos sich ausmalte, »das Volk Asiens« füge sich nicht mehr widerspruchslos dem persischen Joch, schwelgte er nicht nur in Wunschvorstellungen. Warum denn war der Großkönig so schnell von Sardes aufgebrochen – und warum war es ihm denn nicht gelungen, nach Griechenland zurückzukommen? Die Lösung des Rätsels war weit entfernt von Griechenland zu finden, in Babylon, der Speerspitze des Nahen Ostens. Dort war im Jahr 479 v. Chr., als die Kampfsaison schon fortgeschritten war, gerade zu der Zeit, als den Großkönig die verheerenden Nachrichten aus Plataiai und Mykale erreichten, eine neue Revolte ausgebrochen.⁷² Entsetzt mußte Xerxes feststellen, zwischen zwei Fronten gefangen zu sein. Daher verließ er den Feldzug an der aufsässigen Peripherie seines Reiches und eilte zurück ins Landesinnere – wo der Aufstand natürlich schnell niedergeschlagen wurde. Babylon hatte seine Lektion ein für allemal gelernt und blieb von da an ruhig. Aber Xerxes hatte anscheinend trotz der erfolgreichen Niederschlagung der Rebellion auch selbst eine schmerzliche Lektion abbekommen. Für Kyros, Kambyses und Dareios war es selbstverständlich gewesen, daß die Grenzen des persischen Reiches beliebig erweiterbar waren. Vor allem Dareios, dieser zynische und fromme Autokrat, hatte verkünden lassen, daß ihm nicht nur das Recht, sondern die heilige Pflicht oblag, die Lüge zu unterjochen, wo immer er sie auf-

spürte, bis zu den Grenzen der Erde. Xerxes verehrte Ahura Mazda mindestens genauso inbrünstig wie sein Vater, und mit der großköniglichen Tiara hatte er auch dieses Gespür für die Globalität seiner Mission übernommen. Schließlich war er ja aus diesem Grund in den Westen vorgedrungen. Doch diese Invasion war fehlgeschlagen; und den Streitwagen des Ahura Mazda, der in einer so ehrfurchtgebietenden Zeremonie über die Pontonbrücke am Hellespont gezogen wurde, hatte sich irgendwann eine Bande thrakischer Räuber geschnappt und auf einem Feld zertrümmert. Den Griechen war es schon immer als die fatalste Torheit des Großkönigs erschienen, eine Brücke zwischen Asien und Europa zu bauen und beide Kontinente beherrschen zu wollen. Vielleicht war Xerxes im Lauf der Zeit zu dem Schluß gekommen, daß sie recht hatten. Zweifellos sollte es nach seinem Rückzug aus Sardes keinen Versuch mehr geben, Europa zu erobern. Unter allen persischen Königen war es Xerxes, der eine unbequeme Wahrheit zu akzeptieren hatte, eine Wahrheit also, die ausnahmsweise nicht synonym war mit dem Interesse seines eigenen Landes: Sogar die mächtigsten Reiche sind nicht gegen Überforderung gefeit.

Streitkräfte des Großreichs hatten den Kampf in der Ägäis nicht gänzlich aufgegeben – doch fungierten sie nicht mehr als Vorhut einer globalen Eroberung. Die Niederlage des Großkönigs im Westen hatte diesem verstiegenen Traum einen vernichtenden Schlag versetzt. Nun waren die persischen Ziele auffallend bescheidener geworden: Es ging nur noch darum, die Herrschaft über Ionien zu wahren. Schon als Leotychidas sich noch im Glanz seines Sieges bei Mykale sonnte, erkannte er, daß dies die Politik des Großkönigs sein mußte, und er war besorgt wegen der Unfähigkeit der Griechen, sich ihr in den Weg zu stellen. Als er aber die Umsiedlung der Ionier aus ihren Städten hinüber aufs Festland vorschlug, geriet Xanthippos vor Empörung außer sich. Er protestierte, es sei nicht Aufgabe der Spartaner aufzulösen, was ursprünglich einmal Kolonien Athens waren; und er gelobte, seine Stadt werde sich jederzeit für die Verteidigung der Freiheit der Ionier einsetzen. »Und da er und seine Mitbürger sich so leidenschaftlich widersetzten, gaben die Peloponnesier schließlich nach.«⁷³

So kam es, daß die ethnische Säuberung Asiens von den Griechen um 2400 Jahre bis zur Ära Atatürks aufgeschoben wurde; Athen beanspruchte außerdem ausdrücklich das Kommando im fortzusetzenden Krieg gegen Persien. Ein Jahr später wurde dem formell zugestimmt. So wurde ein offizielles Bündnis begründet, das seine Bundeskasse auf Apollons heiliger Insel Delos errichtete

und Beiträge in Form von entweder Schiffen oder Barmitteln einzog. Die Ionier, die Inselbewohner, die Griechen vom Hellespont: Fast alle unterzeichneten den Vertrag. Mit dem Zuwachs an Schlagkraft, den ihnen der neue Attisch-Delische Seebund verschaffte, konnten die Athener jetzt die Barbaren direkt angreifen. In den 470er Jahren wurden die persischen Garnisonen in Thrakien und um den Hellespont herum systematisch dezimiert. Im darauffolgenden Jahrzehnt waren die Erfolge noch spektakulärer. Angeführt von Kimon, dem schneidigen Sohn des Miltiades, verjagten die Athener den Feind aus der Ägäis und unterstützten die Rebellen in Ionien und Karien. Der Höhepunkt dieser Triumphe ereignete sich im Jahr 466 v. Chr., als Kimon, der die größte Konzentration persischer Streitkräfte seit Salamis gegen sich hatte, einen spektakulären Doppelsieg errang. Erst löschte er in der Mündung des Eurymedon, einem Fluß im Süden der heutigen Türkei, die ganze phönizische Flotte aus. Dann, nachdem seine abgekämpften Flottenbesatzungen am Ufer abgesetzt waren, ließ er dieselbe Behandlung dem königlichen Heer zukommen. Diese Schlacht machte endgültig jede eventuell noch fortbestehende Perspektive einer dritten persischen Invasion zunichte. Endlich war Griechenland gesichert. Der große Krieg war wirklich vorbei.

Athen aber, die Stadt, die den Sieg am Eurymedon erstritten hatte, schien vor dem Bewußtsein ihrer eigenen Leistung zurückzuschrecken. Es war, als wäre ihr der Gedanke unerträglich, von einem Kampf abzulassen, der 30 Jahre lang ihre Identität ausgemacht hatte. Daher wurde Persien in den Gebeten der Volksversammlung nach wie vor als Feind der Nation bezeichnet. Daher entschieden sich auch die Athener, weiter Jagd auf sie zu machen, denn sie hatten die Perser zwar aus der Ägäis vertrieben, waren aber immer noch süchtig danach, sie zu bekriegen. Im Jahr 460 wurde eine riesige Armada nach Zypern und Ägypten entsandt. Nach sechsjährigem Kampf war sie vollkommen aufgerieben. Die Athener, jetzt von panischer Angst ergriffen, die Barbaren könnten wieder in die Ägäis zurückkehren, verlegten eilig das Hauptquartier des Bündnisses von Delos in ihre eigene Stadt. Und obwohl die Perser in griechischen Gewässern nicht auftauchten, verblieb die Bundeskasse auf der Akropolis. Natürlich verlangten die Athener nach wie vor die Entrichtung der Bündnisabgaben in voller Höhe. Freiheit, so führten sie aus, habe schließlich ihren Preis. Doch viele der zunehmend verstimmtten Verbündeten begannen zu murren, daß eine von den Athenern verbürgte Freiheit viel teurer kam, als es das Sklavendasein unter dem König der Könige je gewesen war.

Daß ein Grieche, der sich ursprünglich dem Sturz des persischen Despotismus verschrieben hatte, selbst zum Nachahmer des persischen Gebarens wurde, war in den Jahren, die auf die große Invasion folgten, ein bereits bekannter Widerspruch. Pausanias zum Beispiel, in seinem Eigendünkel schon immer etwas absonderlich, entwickelte sich zu einem notorischen Bewunderer barbarischer Eleganz. Seine Landsleute waren konsterniert, einen Anführer der Spartaner auf einem Feldzug in den Hosen eines Satrapen herumstolzieren zu sehen, und beäugten ihren einstigen Helden mit zunehmendem Argwohn. Nur zehn Jahre nach Plataiai legten ihm die Ephoren einen versuchten Staatsstreich zur Last. Pausanias suchte Zuflucht im mit Bronze ausgekleideten Tempel von Spartas Akropolis, wo er eingeschlossen blieb, bis er fast verhungerte. Erst im allerletzten Moment zog man seinen ausgemergelten Körper aus dem Tempel, um zu verhindern, daß sein Tod das Heiligtum entweihte. Der Mann, der den Überfluß an der Tafel des Großkönigs verlacht hatte, um anschließend selbst einen unersättlichen Appetit auf die Freuden persischer Haute Cuisine zu entwickeln, starb – fast möchte man sagen: folgerichtig – durch Verhungern.

Wieder einmal hatte sich die Göttin Nemesis in ihrer ganzen Gnadenlosigkeit und ihrem ganzen Witz gezeigt; und als wolle sie doppelt unterstreichen, daß Griechen genauso wenig gegen Hybris gefeit sind wie Perser, stürzte sie in den Wochen nach dem erbärmlichen Ende des Pausanias einen weiteren, sogar noch größeren Helden: Themistokles, der seit Salamis allseits herzlich dafür verabscheut wurde, daß er immer und immer wieder so spektakulär recht behalten hatte, wurde deshalb schon 470 v. Chr. von seinen nachtragenden Mitbürgern durch das Scherbengericht aus der Stadt vertrieben. Da er in den Verrat des Pausanias verwickelt war, ließ er Griechenland ganz hinter sich. Nach Wanderungen und Abenteuern, die der Irrfahrt des Odysseus in nichts nachstanden, landete er schließlich in Susa, wo der Sohn des Xerxes, der neue Großkönig, aufjauchzte bei der Gefangennahme des schlimmsten Feindes seines Vaters. »Die listige griechische Schlange«⁷⁴ hatte sich dann, nachdem ihr die Giftzähne gezogen waren, zu einem bevorzugten Günstling ihres neuen Herrn entwickelt, und all die brillanten intellektuellen Fähigkeiten des Themistokles, die die persischen Ziele einst so verhängnisvoll durchkreuzt hatten, wurden jetzt in den Dienst des Großkönigs gestellt. Er wurde an die westliche Grenze des Reiches entsandt, dort prägte er eigene Münzen und unterhielt ein Heer wie jeder andere Satrap auch. In seinen letzten Tagen beriet er den Hof in

Sardes, wie am besten mit den Übergriffen seiner eigenen Landsleute umzugehen sei. Und so tat Themistokles im Jahr 459 v. Chr. als Beamter im Dienste des Großkönigs und Verräter seinen letzten Atemzug.

Welch beunruhigender Präzedenzfall, daß der Retter Griechenlands als Feind der Freiheit starb! Für viele hatte es den Anschein, als diene Themistokles selbst noch im Exil seiner Stadt als Vorbild. Denn in immer mehr Städten, die der Knechtschaft der Barbaren entrissen worden waren, überschatteten Neid, Argwohn und Angst das Gefühl der Dankbarkeit gegenüber Athen. Sie vermochten kaum einen Unterschied zu sehen zwischen dem Tribut, den sie früher nach Susa bezahlt hatten, und dem Beitrag, den sie jetzt auf die Akropolis schicken mußten. Schon in den Jahren zwischen 470 und 460 hatten Städte, die sich aus dem Bündnis lösen wollten, von der Flotte Athens Besuch bekommen. Und im Jahrzehnt darauf widerfuhr das sogar solchen Städten, die nicht einmal dem Bündnis angehörten. Im Jahr 457 etwa setzten die Athener einem halben Jahrhundert des Streits mit ihrem alten Rivalen Ägina ein Ende, indem sie die Stadt belagerten, ihre Mauern schleiften, ihre Flotte konfiszierten – und sie dann einluden, doch dem Bündnis beizutreten: Ein Angebot, das die unglücklichen Ägineten kaum ablehnen konnten – und auf das sogar der selbstherrlichste orientalische Despot stolz gewesen wäre. Die Menschen begannen, sich an das erste Eintreffen der Athener in ihrem Gebiet als einen unheilverkündenden, schicksalhaften Moment zu erinnern: Man erzählte sich, Xanthippos sei, als er von der Schlacht bei Mykale Richtung Norden segelte, beim Hellespont vor Anker gegangen, habe die Taue der Brücke des Xerxes als Beute genommen und dann einen gefangenen Perser lebend an die Planken genagelt. Diese Kreuzigung, die in der Erinnerung der Menschen immer bedrohlicher wurde, schien mit ihrem Schatten bald ganz Griechenland zu verdunkeln.

Aber die Athener wußten es besser. Ihre Stadt war zwar groß geworden und mächtig und reich, doch vergaßen sie keinen Augenblick, was sie ertragen und erduldet hatten, um diese Vormachtstellung zu erringen. »Bollwerk Griechenlands, berühmtes Athen, Stadt göttergleicher Männer«: Die Welt, die sie in den Schatten stellte, erleuchtete sie zugleich mit ihrem Ruhm. Und das war durchaus buchstäblich zu verstehen: Ein Seemann, der Kap Sunion umrundete und hinüberschaute zur »hell glänzenden Stadt, veilchenbekränzt, berühmt in Liedern«, ⁷⁵ konnte aus einer Entfernung von 50 Kilometern einen blendenden Lichtstrahl sehen. Es war der Widerschein der Sonne auf der Spitze eines glänzend polierten Speeres, den eine kolossale Athene von gut 10 Metern Größe in

der Hand hielt. Sie stand in heroischer Schönheit hoch oben auf der Akropolis, bewachte den Zugang zum Felsplateau und schaute gelassen in Richtung Salamis. Die Mittel, die für die Statue verwendet wurden, stammte aus der Beute, die man aus dem Kampf gegen die Barbaren heimgebracht hatte, weitere Mittel trugen die Mitglieder des Bündnisses bei, und hergestellt wurde sie von Phidias, dem bedeutendsten athenischen Bildhauer seiner Zeit. In der Statue verdichtete sich die gesamte triumphale Entwicklung der Demokratie zu physischer Präsenz: eine echte Freiheitsstatue.

Und, so fragten sich nun die Athener: Warum nicht auch ein Zeugnis griechischer Brüderlichkeit? Im Jahr 449 v. Chr. wurde endlich ein regelrechtes Abkommen mit den Barbaren erzielt, das nach einem halben Jahrhundert kriegerischer Auseinandersetzungen sämtlichen Feindseligkeiten zwischen dem Großkönig und seinem schlimmsten Feind ein Ende setzte.⁷⁶ Im selben Jahr richteten die Athener eine Einladung an die Städte Griechenlands und Ioniens und baten sie, Delegierte zu einer Konferenz auf der Akropolis zu entsenden.⁷⁷ Der angebliche Zweck dieser Konferenz war die Frage, ob die Tempel, die die Barbaren niedergebrannt hatten, nun angemessen wieder aufgebaut werden sollten. Doch über dem war ein wesentlich hehreres Ziel auszumachen. »Wir wollen alle zusammenkommen und gemeinsam darüber debattieren, wie wir am besten vorgehen, um Frieden und Wohlstand für Griechenland zu sichern«,⁷⁸ so lautete die Einladung. Ein Appell voller Idealismus – ein Appell zudem, der in den ersten Monaten nach dem Frieden mit Persien an den Geist der größten Stunde Athens erinnerte. »Wir sind alle Griechen«, so hatte Aristides den Botschaftern Spartas damals im Jahr 479 v. Chr. stolz versichert, womit er auf den Vorwurf reagierte, seine Stadt könnte sich mit Mardonios solidarisieren. »Wir haben dasselbe Blut, dieselbe Sprache, dieselben Tempel, dieselben heiligen Rituale. Wir haben alle dieselben Lebensgewohnheiten. Für Athen wäre es ein furchtbares Vergehen, dieses Erbe zu verraten.«⁷⁹ Und tatsächlich waren die Athener den mitreißenden Worten des Aristides gerecht geworden, hatten mit eigenen Augen sehen müssen, wie ihre Stadt niederbrannte. Das Ausmaß ihres Opfers war noch immer in den rußgeschwärzten Ruinen auf der Akropolis sichtbar. Warum, so fragten die Athener jetzt, mußten die Griechen von den Barbaren daran erinnert werden, daß sie alle Griechen waren? Warum sollte nicht ihr eigenes Vorbild dazu dienen, ein Zeitalter umfassender Freundschaft und universalen Friedens einzuläuten?

Die Peloponnesier, angeführt von Sparta, hatten für diesen Vorschlag nur

höhnische Worte übrig. Wer genau, so schnaubten sie, würde die Städte Griechenlands denn wohl in dieses versprochene Goldene Zeitalter führen? Die Antwort, die die Athener im Auge hatten, klang ja in ihrer Einladung durch: Städte, die ihre Delegierten auf die Akropolis schickten, würden faktisch die Leitung an Athen abtreten. Das lehnte Sparta, wie nicht anders zu erwarten war, kategorisch ab. Spartas peloponnesische Verbündete schlossen sich den Spartanern sofort an. Die Konferenz wurde abgebrochen. Athen reagierte auf diesen Rückschlag lediglich mit einem Achselzucken und verstärkte den Druck auf die Städte, die es auf seine Seite zwingen konnte. Der Krieg gegen Persien mochte beendet sein, doch die Athener sahen nicht ein, daß sie das Bündnis auflösen sollten, nur weil in der Ägäis kein Krieg mehr geführt wurde. Wenn es auch nur das leiseste Zeichen von Aufsässigkeit gab, ganz zu schweigen von offener Rebellion, dann würden sie hart durchgreifen. Die Beiträge, die an die Akropolis entrichtet wurden und die sich nun schlicht als Tributzahlungen entpuppten, wurden weiterhin jedes Jahr eingetrieben. Und das Wort »Verbündete«, das ja nun hoffnungslos überholt war, wurde durch die Wendung »Städte, die dem athenischen Volk untergeben sind«, ersetzt – eine Beschreibung, die immerhin den Vorteil hatte, treffend zu sein. Griechenland war weit entfernt vom Zustand einer Union, es war vielmehr zerrissen zwischen rivalisierenden Machtblöcken, die jeweils von einer Stadt angeführt wurden, welche die zu ihr gehörigen Partner schonungslos in den Schatten stellte und ihre Vorherrschaft dadurch legitimierte, daß sie sich lautstark ihrer Verdienste um die Verteidigung der Freiheit brüstete.

Athen war nicht die einzige Stadt, die den Titel »Retter Griechenlands« beanspruchte. Sparta, Athens früherer Verbündeter und nun zunehmend erbitterter Rivale, konnte für sich Plataiai in die Waagschale werfen und vor allem die Thermopylen. Für den Rest Griechenlands blieben die Spartaner die unerreichten Vorbilder für Heroismus und Tugendhaftigkeit; und nichts, nicht einmal ihre strahlendsten Siege, hatte mehr zur Stabilisierung dieses Ruhms beigetragen als die Erinnerung an die Dreihundert und ihr beispielhaftes Scheitern. »Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest / uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl.«⁸⁰ Diese Zeilen, in einen einfachen Gedenkstein gemeißelt, waren am Ort ihres berühmten letzten Gefechts zu lesen – ein Epitaph von der gleichen Lakonie und Härte wie Leonidas selbst. Und genauso unsterblich, denn die Schlacht bei den Thermopylen war von allen Schlachten, die gegen das Heer des Großkönigs geschlagen wurden, die-

jenige, die am nachhaltigsten ins Legendäre verwandelt wurde. Doch die Athener, die die Nüchternheit und Strenge ihrer spartanischen Konkurrenten mit Brillanz, Beredsamkeit und Schlagfertigkeit ausglich, hatten die Absicht, selbst diese Erinnerung noch zu übertreffen. Ende des Jahres 449 v. Chr. wurde der Volksversammlung ein wichtiger Antrag vorgelegt. Nur wenige Monate zuvor hatte Sparta sich geweigert, Delegierte nach Athen zu schicken und seine Zustimmung zum Wiederaufbau der abgebrannten Tempel zu geben; nun entschieden die Athener in dieser Sache allein, ohne Rücksicht auf das restliche Griechenland. Der Vorschlag, die Monumente auf der Akropolis wieder aufzubauen, erhielt stürmischen Beifall. Pläne für eine spektakuläre Neugestaltung des heiligen Felsens wurden auf der Stelle in die Tat umgesetzt.

An der Vorbereitung dieses Projekts war schon lange gearbeitet worden. Der Mann, der bei all dem die Fäden zog, war ein bedeutender Aristokrat namens Perikles, ein bewährter Politiker, der seine Leidenschaft für spektakuläre kulturelle Projekte zum ersten Mal damals, im Jahr 472 v. Chr., unter Beweis stellte, als er die gefeierte Tragödie des Aischylos über die Perser mit seinem Beitrag unterstützte. Perikles legitimierte seinen Hang zu großen Bauvorhaben durch eine unvergleichliche Ahnentafel: Er war nicht nur der Sohn des Xanthippos, sondern stammte auch mütterlicherseits von den Alkmeoniden ab. Das heißt, das Mäzenatentum im Zusammenhang mit Denkmälern auf der Akropolis hatte in seiner Familie eine ehrwürdige Tradition; doch noch keinem Alkmeoniden war je ein so reiches Betätigungsfeld geboten worden wie jetzt dem Perikles. Das barbarische Brandopfer hatte das gesamte Gipfelplateau verwüstet; Perikles plante also nicht nur den Bau eines neuen Tempels, sondern die Wiederherstellung der gesamten Akropolis. Er beschäftigte nur die Besten der besten athenischen Talente, zu denen auch der berühmte Bildhauer Phidias gehörte, und wollte, wie er es formulierte, »Zeichen und Denkmäler der Herrschaft unserer Stadt« errichten, damit »zukünftige Zeitalter über uns staunen sollen, so wie schon die Gegenwart über uns staunt«.⁸¹ Im Jahr 447 v. Chr. begann die Arbeit an einem Monument, das als aufwendigster und schönster aller bisherigen Tempel geplant war. Kommende Generationen kannten ihn unter dem Namen Parthenon.*

Doch wie kühn und originell auch die Entwürfe waren, so gründeten doch all die neuen Gebäude auf der Akropolis immer noch im felsigen Fundament

* Wie der Tempel zur Zeit des Perikles hieß, ist nicht überliefert

dessen, was dort zuvor gestanden hatte. Das Parthenon beispielsweise, dieses kühne Denkmal für ein neues Zeitalter athenischer Größe, wurde auf dem verkohlten Fundament eines älteren, nicht fertiggestellten Gebäudes errichtet: dem großen Tempel, den man nach dem Jahr 480 im Andenken an den Sieg von Marathon begonnen hatte. Mit den Plänen, die Perikles jetzt für die Akropolis hatte, wollte er die Erinnerung an Marathon für die Ewigkeit bewahren. Solche Erinnerungen an die Schlacht sollten sich überall auf dem heiligen Felsen finden, sei es im Grundriß des Parthenon selbst oder in Siegeszeichen, die zum Gedenken an den Triumph errichtet wurden, oder in Friesen, die diese Kämpfe ins Bild setzten – die Sternstunde in der Geschichte Athens sollte eine so umwerfende Darstellung finden, daß sie die Stadt nicht nur als Retterin Griechenlands, sondern auch als seine Lehrmeisterin und Herrin auswies.

Denn die Gefallenen von Marathon waren nicht wirklich tot. Wenn ein Athener den Staub und den Krach der Baustelle auf der Akropolis morgens hinter sich ließ, konnte er von Athen aus bis zum Abend das Schlachtfeld erreichen. Dort sah er, ein dunkler Umriß vor den Sternen, den riesigen Grabhügel, der sich über den ehrwürdigen Überresten der Erschlagenen erhob, und daneben ein noch nicht so altes Denkmal; es stand erst seit knapp einem Jahrzehnt dort und war höchst kunstvoll aus weißem Marmor gearbeitet. Das mächtigste und unheimlichste Denkmal aber konnte man nicht sehen – nur hören. Es hieß, daß jede Nacht seltsame Kampfgeräusche die Stille unterbrachen. Geisterhaft ertönten sie über der Ebene: das Klirren von Metall, das Zischen von Pfeilen, Kriegsgeschrei, Getrappel, Gebrüll. Kein anderes Schlachtfeld, auf dem gegen die Barbaren gekämpft worden war, konnte mit einer solchen Erscheinung aufwarten, und ein Athener hätte sich zwar wahrscheinlich vor den Geistern gefürchtet, doch vielleicht hätte er in ihrer Gegenwart auch eine nicht unbeachtliche Quelle für Bürgerstolz entdeckt. Schließlich waren sie Mitspieler im größten Drama der Weltgeschichte gewesen – als Athen ganz allein dastand und die Freiheit aller Griechen rettete. »Väter waren sie, und zwar nicht nur von Kindern aus sterblichem Fleisch und Blut, sondern der Freiheit ihrer Kinder und der Freiheit jedes Menschen, der auf dem westlichen Kontinent lebt.«⁸² Alles ging auf Marathon zurück, und alles fand in Marathon seine Rechtfertigung.

Hinter der Ebene mit ihren Denkmälern, Grabhügeln und Geistern wand sich die Straße nach Norden und führte über kahle Berge zu einem allein stehenden Tempel an einem Abhang über dem Meer. Das war Rhamnus, der

Ort, an dem es Zeus, nachdem er Nemesis um die ganze Welt herum verfolgt hatte, endlich gelungen war, sie zu bezwingen. Aus dieser Vergewaltigung ging Helena hervor, der Trojanische Krieg und die ganze lange, gewalttätige Geschichte des Hasses zwischen Ost und West. Sie hatte Datis den Meder und seine große Armada nach Marathon gebracht, das nur knapp 8 Kilometer weiter südlich liegt, »und so sicher war er, daß nichts ihn davon abhalten werde, Athen einzunehmen, daß er einen Marmorblock mit sich führte, aus dem er sich zur Feier seines Sieges ein Denkmal meißeln lassen wollte.«⁸³ Nach dem Scheitern des Feldzuges war der Marmorblock zurückgelassen und später auf dem Schlachtfeld gefunden worden, und die Anwohner hatten ihn nach Rhamnus transportiert. Es gab keinen besseren Platz für ihn – denn der Tempel, der dort am Abhang über dem Meer stand, war der Göttin Nemesis selbst geweiht. Natürlich hatte ihr Zorn den Feldzug der Barbaren scheitern lassen, daher plante man, einen zweiten Tempel zu bauen, für die Göttin und als Gedenkstätte für Marathon. Man hatte vor, den Marmor zu einer Statue der Göttin zu verarbeiten. Der große Phidias wurde gebeten, den Stein zu behauen. Vielleicht war auch hier, wie auf der Akropolis, einem Athener ein Blick in die Zukunft gewährt. Als er an dem Platz ankam, wo der Marmorblock stand und auf die Bearbeitung wartete, konnte er sich vielleicht vorstellen, in der spektralen Reinheit des weißen Marmors einen Vorschein der Skulptur zu sehen, die daraus entstehen sollte – vielleicht sah er für einen Augenblick das Antlitz von Nemesis selbst.

AUSBLICK

Die wachsenden Spannungen zwischen Athen und Sparta arteten im Jahr 431 v. Chr. in offene Feindseligkeiten aus. Der anschließende Kampf, von den Athenern »Peloponnesischer Krieg« genannt, dauerte mit Unterbrechungen insgesamt 27 Jahre. Er ging im Jahr 404 v. Chr. mit der vollständigen Niederlage Athens zu Ende. Die Macht der Stadt war gebrochen, ihre Flotte zerstört, die Demokratie aufgehoben. Obwohl sich die Stadt im folgenden Jahrhundert glänzend erholte, errang Athen nie wieder die Vorherrschaft über Griechenland.

Doch auch der Rivalin Sparta war das nach 371 v. Chr. nicht mehr vergönnt. 108 Jahre nachdem Pausanias seinen großartigen Sieg über Mardonios erstritten hatte, wurde das Heer der Spartaner von den Thebanern bei der Stadt Leuktra, kaum 8 Kilometer von Plataiai entfernt, vernichtend geschlagen. Die Thebaner nutzten ihren Vorteil aus und drangen nach Lakedaimon vor. Der Peloponnesische Bund zerfiel. Messenien wurde befreit. All seiner Heloten beraubt, schrumpfte Sparta beinahe über Nacht von der Vormacht Griechenlands auf das Niveau eines mittleren Stadtstaats zusammen.

In den folgenden Jahrzehnten hörten die griechischen Städte nicht auf, sich gegenseitig zu zerfleischen. Unterdessen bereitete sich im Norden ein neuer Aggressor auf den mörderischen Kampf um die Vorherrschaft in Griechenland vor. Im Jahr 338 v. Chr. überrannte Philipp II., König von Makedonien, auf Xerxes' Spuren Böotien. Ein Heer von Kämpfern aus Athen und Theben wurde aufgerieben. »Wir liegen hier, weil unser ganzes Streben der Freiheit Griechenlands galt.« So stand es auf dem Grabmal der Gefallenen geschrieben. »Unser Ruhm wird nie verblassen.«¹ Stolze Worte – doch auch der rührendste Grabanspruch konnte nicht die harte Realität verdecken, daß es mit der griechischen Unabhängigkeit endgültig vorbei war. Vier Jahre später überquerte Alexander,

Philipps Sohn, den Hellespont, um das persische Reich anzugreifen. Nun war es am Großkönig, seine Macht in den Staub getreten zu sehen. Drei große Schlachten in Folge gewannen die Invasoren. Babylon fiel. Persepolis wurde niedergebrannt. Der letzte Großkönig starb durstend einen erbärmlichen Tod. Alexander erhob Anspruch auf die *kidaris* des Kyros und dazu die Herrschaft über ein Reich, das sich von der Adria bis zum Indus erstreckte.

Zum ersten Mal beugten sich Griechenland und Persien der Herrschaft eines einzigen Herrn.

Vielleicht gestattete sich nun sogar Nemesis ein Lächeln.

DANK

Schon als ich sehr jung war, wollte ich unbedingt ein Buch über die Perserkriege schreiben. Nun da ich mir diesen Wunsch erfüllen konnte, danke ich allen, die mir halfen, drei Jahre meines Lebens dem Studium des Themas und dieser Aufgabe zu widmen, aufrichtig und aus tiefem Herzen.

Besonders verbunden bin ich folgenden Personen: Patrick Walsh, dem besten aller Freunde und Agenten; meinen Lektoren Richard Beswick und Steve Guise; Gerry Howard, Dan Israel, Ricardo Artola und Joan Eloi Roca Martinez; ihnen danke ich für all ihre Ermutigung aus dem fernen Ausland; Louise Allen-Jones und Elizabeth van Lear für ihre Hilfe aus größerer Nähe; Amélie Kuhrt und Paul Cartledge dafür, daß sie mir ihre außerordentlichen Kenntnisse und ihre Gelehrsamkeit so großzügig vermittelt und mich auf diese Weise vor mehr Fehlern bewahrt haben, als ich mir vorstellen mag; ich danke dem Stab der Bibliothek der Society for the Promotion of Hellenic Studies für die vollkommene Verbindung von Effizienz und Freundlichkeit; Maike Bohn dafür, daß sie mich als Freundin Michael Cullens mit einem Reiseschriftsteller bekannt machte, der über ein fast grenzenloses Wissen über Griechenland verfügt; Philip, Francis und Barbaro Noel-Baker danke ich für glückliche Monate auf Euböa; Jonathan Tite für eine wunderbare Bootsfahrt rund um die Insel Salamis; Nick und Sarah Longman für ihre Gastfreundschaft in Athen; meinem Vater für seine Begleitung auf Fußmärschen an den Thermopylen; Michael Lowry und Deniz Gurtin für ihre Gastfreundschaft in Bodrum; Elahe Tabari für ihre Hilfe in Persepolis; Audrey und Becky Gordon für alles, was sie unternahmen, um böse Geister zu vertreiben; ich danke Caroline und Jamie Muir, ohne deren Freundschaft, Hilfe und gute Laune ich noch immer daran säße, dieses Buch zu schreiben: Ihnen ist es auch gewidmet.

Und dann ist da noch meine geliebte Familie, Sadie, Katy und Eliza, die

meine langen, einsamen Arbeitsphasen mit so viel Langmut ertrugen, mich so heiter durch staubige Ruinen überall in Griechenland, im Iran und in der Türkei begleiteten und mir die glücklichsten Momente meines Lebens bescherten: »Denn nichts Stärkeres und Besseres gibt es im Leben.«

ZEITTADEL

Alle Jahresangaben: v. Chr.

um 1250	Zerstörung von Troja VIIa; Trojanischer Krieg?
um 1200	Zerstörung der Königspaläste in Mykene und Sparta.
um 1200–1000	Wanderung der Dorier in die Peloponnes.
um 1000–800	Wanderung der Meder und der Perser in den westlichen Iran.
814	Gründung von Karthago.
750–700	Die assyrischen Könige festigen ihre Herrschaft über die Meder im Zagros-Gebirge.
um 750–650	Sparta überfällt und erobert Messenien.
um 670	Ende der assyrischen Herrschaft über Medien.
632	Kylon versucht vergeblich, Tyrann von Athen zu werden.
612	Meder und Babylonier zerstören Ninive.
608	Untergang des Assyrischen Reiches.
600	Verbannung der Alkmeoniden aus Athen.
594	Solon erhält das Archontat in Athen.
586	Nebukadnezar II. zerstört Jerusalem.
585	Astyages wird König von Medien. Nach einem unentschiedenen Krieg wird ein Friedensvertrag mit Lydien geschlossen.
566	Einführung der Großen Panathenäen.
560	Die erste Tyrannis des Peisistratos. Rückkehr der Alkmeoniden nach Athen.
559	Kyros wird König von Persien.
556	Nabonid wird König von Babylon.
555	Zweite Tyrannis und Verbannung des Peisistratos.
550	Kyros erobert Medien.

- 546 Kyros erobert Lydien. Die »Schlacht der Helden« zwischen Argos und Sparta. Die Schlacht von Pallene: die dritte Tyranis des Peisistratos; die Älkmeoniden gehen wieder in die Verbannung.
- 545–540 Kyros stößt bis Zentralasien vor.
- 539 Kyros erobert Babylonien.
- 529 Tod des Kyros. Kambyses wird König von Persien.
- 527 Tod des Peisistratos. Seine Söhne Hippias und Hipparchos werden Tyrannen von Athen.
- 525 Kambyses überfällt und erobert Ägypten.
- 522 Bardiya erhebt sich gegen Kambyses. Tod des Kambyses. Dareios und seine Gefolgsleute ermorden Bardiya. Dareios wird König von Persien und schlägt eine Revolte in Babylon nieder.
- 521 Dareios unterdrückt ausgedehnte Revolten in seinem Königreich.
- 520 Kleomenes wird König von Sparta.
- 519 Athen im Krieg gegen Theben zur Verteidigung von Plataiai.
- 514 Hipparchos wird ermordet.
- 513 Dareios marschiert in Skythien ein.
- 512–511 Die Perser erobern Thrakien.
- 510 Hippias wird aus Athen vertrieben.
- 508 Isagoras wird Archon von Athen. Kleisthenes schlägt Reformen zur Einführung der Demokratie vor.
- 507 Kleisthenes wird aus Athen verbannt. Kleomenes und Isagoras werden auf der Akropolis belagert und eingeschlossen. Kleisthenes kehrt aus der Verbannung zurück und setzt seine Reformen durch. Die Gesandten aus Athen reichen dem Artaphernes Erde und Wasser als Zeichen der Unterwerfung.
- 506 Kleomenes' Angriff auf Attika wird zurückgeschlagen. Athen besiegt Theben und Chalkis.
- 499 Vergeblicher Angriff der Perser auf Naxos. Aristagoras führt einen Aufstand der Ionier an und begibt sich nach Griechenland, um Unterstützung zu suchen.
- 498 Die Ionier, unterstützt von Athen und Eretria, brennen Sardes nieder.
- 497 Tod des Aristagoras.

- 494 Die Ionier werden in der Seeschlacht bei Lade geschlagen. Argos wird von Kleomenes in der Schlacht bei Sepeia geschlagen. Milet wird zerstört.
- 493 Themistokles wird Archon in Athen. Miltiades flieht von der Chersones nach Athen.
- 492 Prozeß und Freispruch des Miltiades. Mardonios erobert Makedonien.
- 491 Die Gesandten des Dareios reisen durch Griechenland, um Erde und Wasser zu fordern. In Athen und Sparta werden solche Gesandte umgebracht.
- 490 Datis und Artaphernes leiten einen Kriegszug durch die Ägäis. Eretria wird völlig zerstört. Die Schlacht von Marathon.
- 487 Der erste Ostrakismos in Athen.
- 486 Aufstand in Ägypten. Tod des Dareios. Xerxes wird König von Persien.
- 485 Gelon wird Tyrann von Syrakus.
- 484 Xanthippos wird durch den Ostrakismos verbannt. Rebellion in Babylon.
- 483 Eine reiche Silberader wird in den Minen von Laurion gefunden.
- 482 Aristides wird durch Ostrakismos verbannt. Die Athener stimmen dafür, daß 200 Trieren gebaut werden.
- 481 Xerxes trifft in Sardes ein. Eine Versammlung der griechischen Städte mit dem Ziel, Widerstand gegen die persische Invasion zu leisten, findet in Sparta statt. Abgesandte reisen zu Gelon nach Syrakus. Spione werden nach Sardes geschickt.
- 480 Die Abgesandten kehren unverrichteter Dinge von Gelon zurück. Xerxes überquert mit dem Heer den Hellespont. Die Athener beschließen, die Stadt zu evakuieren. Schlacht bei den Thermopylen und bei Artemision. Athen wird besetzt und niedergebrannt. Seeschlacht bei Salamis. Xerxes zieht sich nach Sardes zurück. Mardonios bleibt in Thessalien.
- 479 Athen wird zum zweitenmal besetzt. Schlacht von Plataiai und Mykale. Aufstand in Babylon. Xerxes verläßt Sardes.
- 472 Aischylos bringt die Tragödie *Die Perser* auf die Bühne.

- 470 Themistokles wird durch Ostrakismoꝛ aus Athen verbannt.
- 469 Tod des Pausanias. Themistokles flieht nach Susa.
- 466 Schlacht am Eurymedon.
- 460 Athen schickt Truppen gegen Zypern und Ägypten.
- 459 Tod des Themistokles.
- 457 Ägina wird gezwungen, dem Attisch-Delischen Seebund beizutreten.
- 454 Das Heer der Athener gegen Ägypten wird vernichtet. Der Schatz des Attisch-Delischen Seebundes wird von Delos zur Akropolis gebracht.
- 449 Der Friedensschluß zwischen Athen und Persien wird unterzeichnet. Die Peloponnesier weigern sich, der Einladung der Athener zu einem panhellenischen Kongreß zu folgen. Die Athener beschließen, die niedergebrannten Tempel auf der Akropolis wieder aufzubauen.
- 447 Beginn der Bauarbeiten für den Parthenon.

ANMERKUNGEN

Vorwort

- 1 Aus Osama Bin Ladens »Kriegserklärung gegen die Amerikaner, die das Land der zwei Heiligen Stätten besetzt halten«, zitiert nach Burke, 163.
- 2 Gibbon Bd. 3, 1095.
- 3 Herodot 1,4.
- 4 Herodot 1,5. Insbesondere ist dort von den Persern und den Phöniziern die Rede.
- 5 Herodot ist lange Zeit als Phantast verspottet worden: Er sei nicht der Vater der Geschichte, sondern von Lügen. Die letzten Jahrzehnte haben eine grundlegende Neubewertung seiner Glaubwürdigkeit gebracht: immer wieder haben archäologische Funde die Verlässlichkeit seiner Berichte bewiesen. Eine kurze, aber sehr nützliche Zusammenfassung kann man in Stephanie Dalleys Artikel »Why did Herodotus not mention the Hanging Gardens of Babylon?« finden, sowie bei Derow-Parker (Hrsg.), *Herodotus and his World*. Für die noch immer nicht ganz überwundene gegenteilige Ansicht, daß Herodot vieles in seinem Geschichtswerk erfunden habe, s. Fehling.
- 6 Herodot 1,1.
- 7 John Stuart Mill, 283.
- 8 Hegel, *Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte* 2,2,3.
- 9 Herodot 7, 228.
- 10 Michel de Montaigne, »Von den Menschenfressern«, *Essais*.
- 11 Lord Byron, *Die Inseln Griechenlands* 1,7.
- 12 William Golding, »The Hot Gates«, in: ders. *The Hot Gates*, London 1965, 20. Ich habe diesen Aufsatz, dessen Titel die Übersetzung des griechischen Namens Thermopylai ist, im Alter von zwölf Jahren gelesen, in dem man besonders empfänglich ist, und er hat die erste Begeisterung für die Geschichte der Perserkriege bei mir ausgelöst.
- 13 Zitiert bei Saul David, *Military Blunders: The How and Why of Military Failure*, London 1997, 208.
- 14 Aischylos, *Die Perser* 104–105.
- 15 Curzon, Bd. 2, 195–196.
- 16 »The historical record of the Imperial visit to India, 1911«, London 1914, 176–177.

- 17 Green XXII.
- 18 Murdoch, 171.
- 19 Starr 1977, 258.
- 20 Ehrenberg, 389.
- 21 Der Vorwurf stammt von Plutarch in seiner ungewöhnlich mürrischen Abhandlung »Über die Boshaftigkeit Herodots«.
- 22 Davidson 2003.

Kapitel 1

- 1 So in den Annalen des Assurbanipal, Col. 1,53; vgl. Budge-King 272. Der Satz bezieht sich auf die Feldzüge Assurbanipals in die Berge nördlich Assyriens.
- 2 Zitiert bei Kuhrt 1995, 518.
- 3 Daß die indoeuropäischen Arier aus dem Osten in den Zagros gelangt waren, nehmen fast alle Experten an, aber es gibt kaum stichhaltige Beweise dafür. Eine Minderheit von Forschern behauptet dagegen, die Perser und die Meder seien aus dem Norden über den Kaukasus in den Zagros vorgedrungen.
- 4 So in den Berichten vom Feldzug des Königs Salmanassar III. (843 v. Chr.); vgl. dazu Herzfeld 24.
- 5 Die genauen geographischen Grenzen Mediens in der Zeit zwischen dem 9. und dem 7. Jahrhundert v. Chr. sind nicht bekannt. Nach Levine (*Iran* 12, 118) war es sehr wahrscheinlich nur »ein schmaler Streifen, der sich auf die Straße von Chorasän beschränkte«.
- 6 Nahum 3, 3.
- 7 Die folgende Darstellung des Medischen Reichs beruht weitgehend und zwangsläufig auf dem Bericht Herodots, der über 100 Jahre nach diesen Ereignissen lebte. Die allgemeinen Umrisse seiner Erzählung scheinen durch die zeitgenössischen babylonischen Quellen bestätigt zu werden, die sowohl Kyaxares (Umakishtar) als auch Astyages (Ishtuwigu) erwähnen, aber nichts ist wirklich eindeutig. Die archäologischen Belege der wichtigsten medischen Siedlungen zeigen eine deutlich verminderte Qualität der Lebensbedingungen nach dem Sturz der assyrischen Herrschaft, also genau zu dem Zeitpunkt, als man von den Medern eine neue Blüte hätte erwarten können. Dieser scheinbare Widerspruch zwischen schriftlichen und archäologischen Quellen hat einige Gelehrte (vor allem Sancisi-Weerdenberg in *Achaemenid History* 3, 197–212 und *Achaemenid History* 8, 39–55) veranlaßt, überhaupt an der Existenz eines Medischen Reichs zu zweifeln. Natürlich können weniger bedeutende Reiche, die auf den Trümmern größerer Vorgänger errichtet werden, im Vergleich als ein Rückschritt aufgefaßt werden – die Geschichte Europas zur Zeit der Völkerwanderung bietet eine naheliegende Parallele. Wie dem auch sei – selbst wenn man, wie die meisten Gelehrten, davon ausgeht, daß die Darstellung Herodots in ihren Grundzügen zutreffend ist, bleiben die Einzelheiten der medischen Geschichte doch bedauerlich unklar.
- 8 Die Darstellung der beiden Feldzüge findet man bei Xenophon oder Ktesias. Auch wenn keiner dieser beiden Historiker besonders für seine Genauigkeit bekannt ist, hat man doch in diesem Fall keinen Anlaß, ihre Darstellung zu bezweifeln. Es gibt zwar eine Überlieferung bei Aristoteles (*Politik* 1311b140), nach der Astyages

- schwach und nachlässig gewesen sei, aber dem widersprechen alle übrigen Quellen, ganz abgesehen von der Länge seiner Regierungszeit; schwache Könige hatten im Vorderen Orient kein langes Leben.
- 9 Das genaue Datum der Gründung Ekbatanas ist nicht bekannt, aber die assyrischen Quellen berichten mit keinem Wort davon. Das stützt die Darstellung Herodots, der behauptet, die Stadt sei als Ausdruck der neuen medischen Königsgewalt errichtet worden.
 - 10 Herodot 1, 98.
 - 11 Diogenes Laertios 1,6.
 - 12 Nach der gängigen Ansicht in der heutigen Forschung ist das nicht der Fall.
 - 13 Die Herrschaft der Perser über Anshan wurde kurz nach 650 v. Chr. errichtet. Der letzte lokale König von Anshan kann in diese Zeit datiert werden, und der erste Perser, der diesen Titel für sich beanspruchte, auf eine Generation später. Anshan selbst war auf den Trümmern des noch älteren Königreichs Elam errichtet worden.
 - 14 Die wichtigste Quelle für die Legenden über Kyros ist Herodot, der behauptet, sie von persischen Gewährsleuten gehört zu haben (1,95). Varianten findet man bei Nikolaos von Damaskos, der seinen Bericht von Ktesias übernimmt, und bei Justin. Es ist wahrscheinlich, daß die folkloristischen Bestandteile der Erzählung aus dem Vorderen Orient stammen, denn eine ähnliche Jugend wird Sargon von Akkad zugeschrieben, einem frühen Großkönig aus dem 3. Jahrtausend v. Chr. (s. o. 70 f.). Nur die Überlieferung, daß Kyros der Enkel des Astyages war, kann als historisch wirklich gesichert gelten. Wie schon Herodot betonten dies auch Xenophon und Diodor, und aus babylonischen Quellen wissen wir, daß Astyages in der Tat die Gewohnheit hatte, seine Töchter an die Fürsten der benachbarten Königreiche zur Ehe zu geben. Für die unvermeidlich gegenteilige Ansicht vgl. allerdings Sancisi-Weerdenberg, *Achaemenid History* 8, 52–53.
 - 15 Aus dem sogenannten »Traum des Nabonid« (Beaulieu 108). Aus einer anderen zeitgenössischen Quelle, der *Chronik des Nabonid*, wissen wir, daß Astyages und nicht, wie Herodot behauptet, Kyros den Krieg begann.
 - 16 Dareios in der Inschrift von Persepolis (DPd2).
 - 17 Herodot 1,129.
 - 18 *Chronik des Nabonid* 2,17. Es ist fast sicher, daß dieser Vers Lydien betrifft, doch der fragmentarische Zustand der Inschrift erlaubt keine sichere Zuschreibung.
 - 19 Diodor 9,35.
 - 20 Dareios in den Inschriften von Persepolis (DPg).
 - 21 Herodot 1,164.
 - 22 Xenophanes, Fragment 22 D (Übers. H. Diels).
 - 23 Im einzelnen besteht fast völlige Unkenntnis über den Feldzug des Kyros nach Osten. Während für eine beträchtliche Zahl von Provinzen im Nordosten des Iran kein grundsätzlicher Zweifel besteht, daß sie unter persische Kontrolle gebracht wurden, müssen die wahrscheinlichen Daten mangels Quellen weitgehend erschlossen werden. Wir wissen, daß Kyros sich im Jahr 539 v. Chr. in Babylon aufhielt, aber für die acht vorangehenden Jahre und die neun Jahre danach gibt es tatsächlich keinerlei Belege. Obwohl das so ist und Historiker verschiedene Meinungen zu dieser Frage vertreten haben, ist doch ein früheres Datum für die Eroberung des Ostens durch Kyros wahrscheinlicher als ein späteres. Mit Sicherheit

ist das in Hinblick auf die strategische Situation besser begründet, und Kyros war gewiß ein Meister der Strategie. Außerdem ist die offenbar erfolgreiche Eingliederung der östlichen Provinzen in das Perserreich zum Zeitpunkt des Todes des Kyros leichter zu erklären, wenn man eher einen längeren als einen kürzeren Zeitraum der vollendeten Befriedung annimmt. Und schließlich ist da noch das Zeugnis Herodots, dessen Kenntnis der Angelegenheiten im Osten zwar notwendigerweise ungenau ist, der aber mit allem Nachdruck behauptet: »Während Harpagos Kleinasien unterwarf, zog Kyros selbst gegen Innerasien und unterwarf ein Volk nach dem anderen ohne Ausnahme.« (1,177) Der babylonische Gelehrte Berossos, der kurz nach der Regierungszeit Alexanders des Großen lebte und vermutlich Zugang zu Quellen hatte, die den Griechen nicht zugänglich waren, bestätigt diese Darstellung.

24 *Mir Yasht* 14–15.

25 *Mir Yasht* 13.

26 Einige Gelehrte wollen diesen Fluß versuchsweise mit der Wolga identifizieren.

27 Der Jaxartes heißt heute Syrdarja und fließt unter anderem durch Usbekistan, Tadschikistan und Kasachstan.

28 Zylinder des Kyros 11.

29 Diese Darstellung vom Tod des Kyros stammt von Herodot (1,294–214), und das scheint der stimmigste Bericht unter den vielen erhaltenen Versionen zu sein. Nach Xenophon z. B. war Kyros nicht einmal in der Schlacht gefallen, sondern daheim in Persien in seinem eigenen Bett gestorben. Das ist ein Beispiel für die Schwierigkeiten, mit denen man in der Geschichte Persiens zu kämpfen hat. Daß Kyros 70 Jahre alt war, als er starb, wird von Cicero überliefert (*Über die Seherkunst* 1,23), aber auch da ist es wieder unmöglich zu sagen, wie genau eine solche Angabe ist. Siebzig Jahre sind vielleicht eine verdächtig runde Zahl.

30 Xenophon, *Kyrupädie* 1,4–5.

31 Die Gewohnheit der *khvaetvadatha*, d. h. der Endogamie, war von Zoroaster als eine fromme religiöse Übung gebilligt worden, und es ist gut möglich oder vielleicht sogar wahrscheinlich, daß die inzestuösen Eheschließungen des Kambyses den großen Einfluß der Lehren des Propheten belegen. Wie bei den meisten Fragen im Zusammenhang mit Zoroaster muß das indes eine Vermutung bleiben. Der Philosoph Antisthenes, ein Schüler des Sokrates, behauptete, daß ein persischer Mann gewöhnlich »geschlechtlichen Umgang mit seiner Mutter, seiner Schwester und seiner Tochter hatte«, was vielleicht eine ungenaue Wiedergabe einer wahren Überlieferung ist.

32 Einige der Quellen scheinen dieser Darstellung zu widersprechen. Nach Aussage des Ktesias wurde Bardiya zweimal von seinem Bruder an den Hof befohlen, kam aber erst bei der dritten Aufforderung, und selbst dann nur widerwillig. Nach Herodot war er kurzzeitig mit Kambyses in Ägypten, fiel dann aber in Ungnade und wurde nach Persien zurückgeschickt. Keine der beiden Darstellungen ist wahrscheinlich. Im Lichte der späteren Ereignisse muß man davon ausgehen, daß Bardiya sich die meiste, wenn nicht die ganze Zeit, in der Kambyses in Ägypten war, in der östlichen Hälfte des Reichs aufhielt. Seine Rolle dort konnte nur die eines Stellvertreters seines Bruders gewesen sein, alles andere wäre politisch unangemessen gewesen. Offenbar hatte Kambyses Grund genug, Bardiya zu trauen, und für vier Jahre zumindest wurde er nicht verraten.

- 33 Die Geschichte wird im 7. Buch der *Strategien* des Polyainos berichtet, die im 2. Jahrhundert n. Chr. verfaßt sind. Vielleicht ist das verdächtig spät als Quelle.
- 34 Es handelte sich um die Stadt Anthylla. Vgl. Herodot 2,98.
- 35 Herodot 3,89.
- 36 Nach Darstellung Herodots war es seine Geschicklichkeit, einen Bogen zu spannen, mit dem niemand sonst bei Hofe umgehen konnte, die zur Ungnade des Bruders und seiner erzwungenen Abreise aus Ägypten geführt hatte.
- 37 Herodot 3,20. Die Ägypter und Perser kannten Äthiopien unter dem Namen Nubien. Nach Herodot war der Angriff des Kambyzes auf Äthiopien eine Katastrophe, aber das scheint von neuem zu zeigen, daß er sich auf ägyptische Quellen stützt. Die persischen Quellen machen deutlich, daß zumindest das nördliche Nubien in das Reich eingegliedert wurde.
- 38 Insbesondere in Babylon.
- 39 Das genaue Datum ist nicht bekannt. Das ist ein erheblicher Mangel, denn es ist möglich, daß Kambyzes vor dem Zeitpunkt starb, an dem Bardiya sich zum König ausrufen ließ. In diesem Fall kann es auch sein, daß es gar keinen Versuch der Usurpation im eigentlichen Sinn gab. Einige der späteren Quellen scheinen davon auszugehen, aber man kann ihnen vermutlich nicht folgen. Die Überlieferung, die Kambyzes als das Opfer eines versuchten Staatsstreichs bezeichnet, ist sehr stark, und die Verwirrung, die die persische Welt beim Tod des Kambyzes ergriff, ergibt kaum einen Sinn, wenn man eine geregelte Nachfolge von Bruder zu Bruder annimmt. Auch die Tatsache, daß das letzte überlieferte Dokument aus der Regierungszeit des Kambyzes auf den 18. April datiert ist, spricht für diese Auffassung, denn das früheste Dokument, das einen »König Bardiya« erwähnt, stammt vom 14. desselben Monats. Das mag kein schlüssiger Beweis für einen Staatsstreich sein, aber es ist zumindest ein Argument für einen Vorschlag zur Lösung des Problems.
- 40 Es wird in keiner Quelle ausdrücklich bestätigt, daß Bardiya sich während der Sommermonate in Ekbatana aufhielt, aber da es die bevorzugte Sommerresidenz der persischen Monarchen war und wir mit Sicherheit wissen, daß sich der König im September in Medien befand, ist das eine begründete Annahme.
- 41 Dareios in der Inschrift von Behistun.
- 42 Aischylos, *Die Perser* 774.
- 43 Ein weiteres Detail der Überlieferung hat man als einen wenn auch schwachen Beleg gegen Dareios verwendet. In seinem eigenen Bericht über die Ereignisse des Sommers 522 v. Chr. liest man eine sonderbare Umschreibung, und es heißt da: »Danach war Kambyzes infolge seines eigenen Todes tot« (DB 11). Wie Balcer dazu bemerkt, »kann es gut sein, daß Kambyzes nicht nur einfach gestorben war, sondern daß sein Tod die Verfasser des Textes von Behistun veranlaßte zu unterstreichen, daß er »einen eigenen Tod« starb, während das in Wahrheit nicht der Fall war. So haben uns die Verfasser vielleicht einen Wink hinterlassen, daß etwas Verdächtiges geschehen war, das zum Tod des Kambyzes führte« (*Herodotus and Bisitun* 98).
- 44 Zur lebhaften Aktivität fremder Händler und Bankiers im Iran s. Zadok.
- 45 Strabon 11,13,7.
- 46 Diese Darstellung des Mordes an Bardiya ist eine Zusammenstellung aus der Überlieferung des Dareios selbst und verschiedener griechischer Autoren. Ob-

wohl Herodot einen falschen Ort für den Mord angibt, scheint er in diesem Fall über ungewöhnlich genaue Quellen verfügt zu haben. Historiker haben seit langem vermutet, daß der jüngere Zopyros, der Urenkel eines der sieben Mitverschwörer, Megabyzos, diese Quelle war. In den Jahren vor 440 v. Chr. hielt sich Zopyros im Exil in Athen auf, und er kann dort Herodot getroffen und ihm einen vollständigen Bericht von dem Mord gegeben haben. Daß Bardiya sich in Begleitung einer Konkubine befunden und mit einem Stuhlbein verteidigt habe, stammt von Ktesias (14-15), und das sind typische Beispiele für eine sensationslüsterne Darstellung. Die Behauptung, daß es der Bruder des Dareios war, der Bardiya den letzten Stoß versetzte, kommt von Aischylos (*Die Perser* 776) und ist um so überzeugender, als Artaphernes später eine zentrale Figur im Geschehen um Athen wurde und seine Biographie verbreitet bekannt gewesen sein mußte. Die Annahme der meisten Historiker, daß »Artaphernes« eine Verwechslung mit »Intaphernes« sei, weil letzterer von Herodot als einer der sieben Verschwörer genannt wird, ist sicher falsch, vor allem deshalb, weil der Zeitgenosse Herodots und ionische Ethnograph Hellanikos von Lesbos auch Artaphernes als den Mann beschuldigt, der Bardiya niedergestreckt habe. Sikyavautish, der Ort des Attentats, ist nie eindeutig identifiziert worden, aber die Festung muß irgendwo in der Nähe des heutigen Harsin unmittelbar südlich der Straße von Chorassan gelegen haben.

47 DB 11.

48 DB 55.

49 Herodot 3,84.

50 *Mir Yasht* 2.

51 Herodot 3,84.

52 *Yasna* 43,4.

53 *Amesha* wird normalerweise mit »unsterblich« übersetzt, aber *Spenta* ist ein Wort, das eigentlich unübersetzbar ist; sein Bedeutungsinhalt schließt die Begriffe »stark«, »heilig«, »machtbesessen«, »wohlätig« und »freigebig« ein. Vgl. dazu Boyce (1975), Bd. 1, 196–197.

54 *Yasna* 30,2.

55 Für die Ansichten der Perser sind wir gezwungen, uns auf die griechischen Quellen zu stützen. Xanthos von Lydien (5. Jahrhundert v. Chr.) datiert Zoroaster in die Zeit 6000 Jahre vor Xerxes; das ist eine Zahl, die fast sicher in Verbindung mit der zoroastrischen Vorstellung der Zyklen der Weltalter steht. Der erste Grieche, der ihn in die Zeit des Astyages datierte, war Aristoxenos im 4. Jahrhundert v. Chr., und er bezeichnet den Propheten auch als den Lehrer des Pythagoras. Beide Überlieferungen scheinen ohne Wert, obwohl der Umstand, daß sie nebeneinander bestehen konnten, ein Beleg dafür ist, in welchem Ausmaß Zoroaster eine geheimnisvolle und mythische Figur war. Die Verwirrung plagt die heutige Forschung weiter. Die zur Zeit am häufigsten vertretene Meinung stützt sich auf den ältesten überlieferten Text Zoroasters und setzt ihn in die Zeit um 1000 v. Chr., aber es gibt noch immer große Meinungsunterschiede. Manche (vor allem Boyce) datieren ihn auf 1700–1500 v. Chr., andere (vor allem Gnoli) an das Ende des 7. Jahrhunderts v. Chr. Aber wie Gnoli selbst reumütig zugibt (5), ist die Lebenszeit Zoroasters bei den Iranisten »die Lieblingsbeschäftigung der Gelehrten«.

- 56 Obwohl die medische Stadt Ragha, die in der Nähe des heutigen Teheran lag, sich eines Tages als Geburtsort des Propheten rühmte.
- 57 Der Begriff »Feuerstelle« entspricht dem englischen »fire-holder«, das Boyce (*Zoroastrianism* Bd. 2, 52) verwendet; die Identifizierung der drei Bauwerke in Pasargadai stammt ebenfalls von ihm.
- 58 Clemen 30 f.
- 59 DB 63.
- 60 Auf altpersisch Bagastaana.

Kapitel 2

- 1 Esaġila oder Esaġil bedeutet auf sumerisch Haus »Erhobenes Haupt« und diente als Tempel in Babylon zu Ehren von Marduk, der höchsten babylonischen Gottheit.
- 2 Enuma Elish 6, 5–6.
- 3 Jeremia 28,14.
- 4 Jeremia 5,16–17.
- 5 Zitiert bei Leick, 96.
- 6 Inschriften des Nabonid nr. 15.
- 7 Inschrift des Kyros.
- 8 George, 41.
- 9 Herodot 1,191.
- 10 Die Lehren des Shuruppak, 204–206.
- 11 Inschrift des Dareios von Naqsh-i-Rustam (Dna 2).
- 12 Kyroscylinder.
- 13 Haggai 2,6.
- 14 DB 25 (Babylon).
- 15 DB 1.
- 16 DB 4.
- 17 Byron, 43.
- 18 DB 70.
- 19 DB 72.
- 20 DB 73.
- 21 Der Ursprung dieses Titels liegt im dunkeln. Die Könige von Urartu im Gebiet des heutigen Armenien verwendeten ihn, aber ob und wie er von ihnen auf die persischen Könige überging, bleibt ungewiß. Die assyrischen Könige erhoben gelegentlich, wenn auch nur vereinzelt Anspruch auf den Titel, die Könige von Babylon hingegen nie.
- 22 Dareios in den Inschriften von Persepolis (DPf).
- 23 Herodot 3,89.
- 24 Dareios in den Inschriften von Susa (DSf 3 e).
- 25 Dareios in den Inschriften von Susa (DSf 3 h–i).
- 26 Dareios in den Inschriften von Susa (DSf 3 f).
- 27 Dareios in den Inschriften von Persepolis (Dpg 2).
- 28 Das ist eine begründete Annahme. »Die persischen Könige«, so wird berichtet, »ließen Wasser vom Nil und von der Donau holen, die sie in ihrer Schatzkammer

als eine Art Zeugnis der Größe ihrer Macht und ihrer Weltherrschaft aufstellten« (Plutarch, *Leben des Alexander* 36,4). Die Aufzählung der Flüsse ist ohne Frage Ausdruck der griechischen Sicht des Autors. Es ist nicht wahrscheinlich, daß man den Indus ausgelassen hat.

Kapitel 3

- 1 Herodot 1,153.
- 2 Herodot 1,4.
- 3 Homer, *Ilias* 3,171.
- 4 Cicero, *Über die Pflichten* 2,22,77. Hans van Wees, Tyrtaios' *eunomia*, hat in seinem Aufsatz über das unter dem Titel Eunomie überlieferte Gedicht des Tyrtaios (Frg. 2–3D) den archaischen Ursprung dieses Sprichworts aufgezeigt.
- 5 Herodot 1,65.
- 6 Phokylides, Frg. 4. In diesen Zeilen wird die Zerstörung Ninives fast sicher zu spät angesetzt; sie sind vielleicht Ausdruck der Furcht vor der persischen Macht in der Zeit um 540 v. Chr.
- 7 Wer und was die Dorier wirklich waren, ist eine der großen Unbekannten einer Epoche, die sogar die Althistoriker, die doch daran gewöhnt sind, winzige Quellenfragmente zu sichten, als die Dunklen Jahrhunderte bezeichnet haben. Wie bei den Wanderungen der Meder und Perser sind die genauen Einzelheiten der sogenannten Dorischen Wanderung unwiederbringlich verloren. Unausweichlich gibt es eine Minderheit von Geschichtsforschern, die bestreiten, daß sie je mehr war als nur ein Mythos.
- 8 Platon, *Hippias maior* 285d.
- 9 Tyrtaios Frg. 4,1–3D.
- 10 Tyrtaios Frg. 4,5D.
- 11 Tyrtaios Frg. 7,1–2D (Übs. R. Harder).
- 12 Plutarch, *Leben des Lykurg* 2.
- 13 Herodot 1,65.
- 14 Plutarch, *Leben des Lykurg* 29.
- 15 Thukydides 1,6.
- 16 Tyrtaios Frg. 8,21–22D (Übs. W. Marg).
- 17 Plutarch, *Leben des Lykurg* 29.
- 18 Die beste Erörterung der Frage bei Hodkinson 76.
- 19 So z. B. Ephoros, zitiert bei Strabon 8,5,4. Eine andere und etymologisch überzeugendere Erklärung machte aus »Helot« ein Wort für »Gefangener«.
- 20 Tyrtaios Frg. 5,1D.
- 21 Herodot 1,66.
- 22 Xenophon, *Agésilas* 2,7.
- 23 Der früheste Hinweis auf die scharlachroten Mäntel der Spartaner stammt erst aus dem Jahr 411 v. Chr. und findet sich in der Komödie *Lysistrata* des Aristophanes. Es gibt keine Möglichkeit, genauer zu erfahren, wann die Spartaner begonnen haben, sie zu tragen. Am wahrscheinlichsten ist es dagegen wohl, daß sie als Teil der zunehmenden Vereinheitlichung des spartanischen Heeres eingeführt wurden, die um die Mitte des 6. Jahrhunderts v. Chr. vor sich ging. Eine weitere

Schwierigkeit liegt in der unsicheren Bedeutung der griechischen Wörter, mit denen die Mäntel beschrieben werden; es könnte sein, daß die Röcke und die Mäntel der Spartaner in Wahrheit purpurrot waren.

24 Lysias, *Für Mantis theos* 16,17.

25 Thukydides 1,10.

26 Ilias 21,470.

27 Die Masken stammen aus dem 7. und hauptsächlich aus dem 6. Jahrhundert v. Chr.

28 Pindar, zitiert bei Plutarch, *Leben des Lykurg* 21.

29 Nach Darstellung Platons waren es nur die Ältesten, die das Recht hatten, den Staat zu kritisieren. Vgl. Platon, *Gesetze* 634d–e.

30 Pindar, zitiert bei Plutarch, *Leben des Lykurg* 21.

31 Xenophon, *Die Verfassung der Spartaner* 10,3.

32 Plutarch, *Leben des Lykurg* 16.

33 Ibykos Frg. 58.

34 Plutarch, *Leben des Lykurg* 14.

35 Herodot 6,61.

36 Der betreffende König war Charilaos, aber da er angeblich im 8. Jahrhundert v. Chr. noch vor den Reformen des Lykurg lebte, ist der Ausspruch ohne Frage unecht. Er wurde von Plutarch aufgezeichnet und findet sich in *Aussprüche der Spartaner*.

37 Plutarch, *Leben des Lykurg* 16.

38 Es ist allerdings darauf hinzuweisen, daß diese beiden Einzelheiten aus späteren Quellen stammen, d. h. von Aelian und Athenaios (beide 2. Jahrhundert n. Chr.).

39 Die genaue Ursprünge dieser Einrichtung liegen im dunkeln. Einige Gelehrte datieren sie erst in das 5. Jahrhundert v. Chr.

40 Xenophon, *Der Staat der Spartaner* 2,9.

41 Es besteht in diesem Zusammenhang ein Widerspruch in den Quellen. Es wird behauptet, die Spartaner hätten sich im geheimen verheiratet, aber wie eine Braut ihren neuen Status geheimhalten konnte, wenn ihr gerade das Haar kurzgeschnitten worden war, ist unklar. In Sparta trugen nur verheiratete Frauen in der Öffentlichkeit einen Schleier.

42 Kritias 88B37 D.–K.

43 Herodot 7,104.

44 Tyrtaios Frg. 2,4D.

45 Homerische Hymnen 3,214–215.

46 Wann diese Änderung eintrat, wissen wir nicht genau. Die Geschichte, daß die Pythia ursprünglich eine junges Mädchen gewesen sei, wurde häufig wiederholt, aber alle Autoren der klassischen Antike waren sich einig, daß sie alt war. Da wir so wenig über die archaische Zeit der Griechen wissen, können wir nur vermuten, daß sie zu allen Zeiten eine ältere Frau war.

47 Homerische Hymnen 3,538.

48 Der sogenannte Heilige Krieg wird normalerweise in die Jahre 595–591 v. Chr. datiert. Über die Einzelheiten herrscht nach dem aktuellen Stand der Quellen so viel Unsicherheit, daß sie einigen Geschichtsforschern die Vermutung nahegelegt hat, die ganze Episode könnte mythischen Ursprungs sein.

- 49 Pausanias 10,5.
- 50 Pausanias 10,4.
- 51 Heraklit Frg.93D, zitiert bei Plutarch, *Über das Orakel in Delphi* 404D.
- 52 Homer, *Odysee* 17,323–324.
- 53 Plutarch, *Leben des Agis* 11.
- 54 Thukydides 1,70.
- 55 Das ist ein ungefähres Datum. Kleomenes war spätestens 519 v. Chr. mit Sicherheit König.
- 56 Herodot 5,42.

Kapitel 4

- 1 Das Zitat stammt aus der berühmten Gefallenenrede des Perikles (hier Thukydides 2,36). Die im folgenden beschriebenen Ansichten und Empfindungen stammen aus dem goldenen Zeitalter des athenischen Selbstbewußtseins um die Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr., aber der Glaube der Athener, daß sie erdgeboren seien, ist doch mit Sicherheit sehr alt und kann, zumindest andeutungsweise, bis auf Homer zurückverfolgt werden.
- 2 Zitat von der Stele aus Acharnai, bei der es sich unter anderem um eine Kopie des Eides handelt, den die Epheben leisteten, die jungen Athener, die von der Stadt dazu angehalten wurden, einen zweijährigen militärischen Vorbereitungsdienst zu absolvieren. Die offizielle Natur dieses Programms war eine Erneuerung des 4. Jahrhunderts v. Chr., aber der Wortlaut des Eids spiegelt die Tradition wider und geht mindestens auf die Zeit der Perserkriege zurück.
- 3 Der genaue Name dieses frühesten athenischen Heros unterliegt einem dieser Verwirrspiele, wie sie für die griechische Geschichte der archaischen Zeit charakteristisch sind. Die Athener des späten 5. Jahrhunderts v. Chr. nannten ihn Erichthonios und verbanden den Namen Erechtheus mit seinem Enkel. Die große Ähnlichkeit der beiden Namen aber und der Umstand, daß Erechtheus der sehr viel ältere Name von beiden ist, legen sehr nahe, daß Großvater und Enkel ursprünglich ein und derselbe waren. Ein weiteres Element der Verwirrung ergibt sich aus der Tatsache, daß Kekrops, ein weiterer athenischer König, den man manchmal für den Sohn des Erechtheus hielt, ebenfalls erdgeboren und schlangenförmig war. Erechtheus hatte noch lange Zeit als göttliches Wesen auf der Akropolis einen Kult. Sein Mythos ist ein weiterer fragmentarischer Beleg, daß der Glaube der Athener an ihren eigenen Status als Erdgeborene sehr alt war. Wie Shapiro (102) betont hat, sind »Mythen, in denen es sich um die legendären Könige Attikas dreht, im allgemeinen tatsächlich alt.«
- 4 Homer, *Ilias* 2,549–551.
- 5 Herodot 7,161.
- 6 Die Frage, wann Attika auch formell geeint wurde, so daß die Bürger der Gemeinden außerhalb Athens auch als »Athener« bezeichnet wurden, hat nie eine endgültige Antwort gefunden. Nach traditioneller Ansicht war der Vorgang spätestens am Ende des 7. Jahrhunderts v. Chr. abgeschlossen, obwohl Greg Anderson in einem sehr scharfsinnigen, aber umstrittenen Buch dafür eintrat, daß der Schritt erst um 500 v. Chr. endgültig vollzogen war, und zwar als Teil der Reformen, die auch zur Einrichtung der Demokratie führten.

- 7 Die Belege für die rückwärtsgewandte Natur des athenische Bewußtseins seiner Besonderheit im Laufe des 7. Jahrhunderts v. Chr. stammen in erster Linie aus den archäologischen Quellen. Vgl. dazu besonders Morris 1987.
- 8 Sappho 58,25.
- 9 Sappho 1,1–12 (Übs. H. Rüdiger).
- 10 Alkaios Frg.50.
- 11 Das ist das im allgemeinen angenommene Datum. Vgl. dazu R. Wallace. Einige Geschichtsforscher haben Vermutungen darüber angestellt, daß Solons Reformen auf ein späteres Datum schließen lassen.
- 12 Solon Frg.2,7–8D.
- 13 Solon Frg.24,11–12 und 5–6D.
- 14 Solon Frg.5,1–6D (Übs. W. Marg).
- 15 Solon Frg. 3,9–10D (Übs. H. Fränkel).
- 16 Aristoteles, *Politik* 1274a16–17.
- 17 Homer, *Ilias* 6,208.
- 18 Pindar, *Isthmia* 5,54.
- 19 Plutarch, *Tischgespräche* 2,5,2.
- 20 Obwohl es nach der unbewiesenen Behauptung bei Thukydides (1,126) Kylon und seinem Bruder gelungen war zu entkommen.
- 21 Zum Datum s. Rhodes 1981, 84.
- 22 Das ist jedenfalls die Geschichte, die einhellig erzählt wird. Die Chronologie bereitet einige Schwierigkeiten.
- 23 Herodot 6,125.
- 24 Wer die ersten Großen Panathenäen mit ihrer feierlichen Prozession auf das Plateau der Akropolis veranstaltete, war mit Sicherheit auch der Mann, der für die Errichtung der großen Rampe verantwortlich war. Andere Namen wurden vorgeschlagen (vgl. Shapiro 20f.), aber Lykurg mit seiner Zuständigkeit für die Kultstatue der Athena, ganz zu schweigen von seiner eindeutig belegten politischen Führungsstellung in den 560er Jahren, ist der bei weitem wahrscheinlichste Kandidat.
- 25 Diese Beschreibung der Statue der Athena stammt von Pausanias (1,26,6), der anzudeuten scheint, daß das heilige Bild ein Meteorit war. Andererseits wird es auch in einer Rede des Demosthenes beschrieben (*Gegen Androtion* 13), und danach war es aus Olivenholz gefertigt. Die Wahrheit werden wir wohl nicht mehr erfahren.
- 26 Es geht hier um die Frage, ob der sogenannte »Blaubart-Tempel«, der nach der Figur einer seiner im Perserschutt gefundenen Giebelfiguren benannt worden ist, als Ersatz für den Tempel der Athena Polias aus dem 7. Jahrhundert v. Chr. erbaut wurde oder in Konkurrenz zu ihm. Wenn er als Ersatz errichtet wurde, waren vermutlich die Butaden dafür verantwortlich; im anderen Falle waren es die Alkmeoniden. Die Forschung hat zunächst die erste Lösung für die wahrscheinlichere gehalten, aber jetzt ist sie zur zweiten umgeschwenkt. Vgl. Dinsmoor für die archäologischen Belege und Greg Anderson (70f.) für die Rolle der Alkmeoniden.
- 27 Das zumindest ist nach dem Prinzip *cui bono* die wahrscheinlichste Erklärung der unklaren Berichte der Episode, die uns überliefert sind.
- 28 Das ist fast sicher. Der inschriftliche Text stammt von der Basis des sogenannten

- »Kouros von Anavyssos«, bei dem es sich um eine Grabstatue für einen jungen Mann namens Kroisos handelt, von dem man im allgemeinen annimmt, daß er ein bei Pallene gefallener Alkmeonide gewesen sei.
- 29 Aristoteles, *Der Staat der Athener* 15,5 (Übs. P. Dams).
- 30 Solon Frg. 24, 20 ff. D (Übs. H. Fränkel).
- 31 Aristoteles, *Der Staat der Athener* 16,2 (Übs. P. Dams).
- 32 Aristoteles, *Der Staat der Athener* 16,5.
- 33 Aristoteles, *Der Staat der Athener* 16,7.
- 34 Das genaue Datum ist nicht bekannt. Später gaben die Alkmeoniden gern vor, es sei nie zu einer Übereinkunft zwischen ihnen und den Tyrannen gekommen, sondern sie seien immer unerbittliche und prinzipientreue Exilanten geblieben. Erst der Fund einer Archontenliste aus dem späten 5. Jahrhundert v. Chr. im Jahr 1938 hat sie verraten.
- 35 Plutarch, *Leben des Solon* 29.
- 36 Herodot 5,93.
- 37 Thukydides 6,54.
- 38 Thukydides 6,57.
- 39 Aristoteles, *Der Staat der Athener* 19,3 (Übs. P. Dams).
- 40 Herodot 5,63.
- 41 Herodot 5,63.
- 42 Aristoteles, *Der Staat der Athener* 20,1.
- 43 Es ist nirgendwo ausdrücklich überliefert, daß Kleisthenes seine Vorschläge der Volksversammlung vortrug, aber es wird von fast allen Historikern angenommen.
- 44 Ob Kleisthenes selbst das Wort *demokratia* verwendete, ist sehr umstritten. Die am häufigsten vertretene Meinung ist, daß das nicht der Fall war und der Begriff nicht vor den Jahren um 470 v. Chr., also über 30 Jahre später aufkam. In gewisser Hinsicht ist diese Diskussion indes ohne Bedeutung; spätere Generationen von Athenern haben die von Kleisthenes eingeführte Regierungsform mit Sicherheit als Demokratie anerkannt, und auch fast alle modernen Historiker haben das getan. In diesem Buch werde ich vom Athen des Kleisthenes und in der Zeit nach seiner Reform im allgemeinen als Demokratie sprechen. Für die Überlegungen eines Althistorikers, der die Meinung vertritt, daß das kein Anachronismus ist, vgl. Hansen 1986.
- 45 Herodot 5,69.
- 46 Aristophanes, *Lysistrata* 279.
- 47 Das kann man zumindest aus einem Satz bei Herodot (5,78) schließen, wo er den plötzlichen Aufstieg des demokratischen Athen zur Größe mit den Vorteilen verbindet, die sich aus der *isegoria* ergeben, was wörtlich soviel bedeutet wie Gleichheit in der Redefreiheit auf der *agorá*, dem Versammlungsplatz in einer griechischen Stadt. Es kommt allerdings noch hinzu, daß es sich um die Freiheit aller Bürger handelte, sich mit seiner Rede an das Volk zu wenden. Einige Historiker sind der Ansicht, daß die *isegoria* erst später von anderen Reformern in Athen eingeführt wurde.
- 48 Platon, *Protagoras* 324 c.
- 49 Herodot 5,74.
- 50 Auf griechisch Eteobutaden.

- 51 Herodot 5,78.
- 52 Herodot 5,77.
- 53 Für die beste Darstellung zur alten *agorá* vgl. Robertson.
- 54 Herodot 5,73.

Kapitel 5

- 1 Xenophon, *Kyrupädie* 8,2,11 – 12.
- 2 Inschrift des Dareios von Naqsh-i-Rustam (DNb8a).
- 3 Das zumindest legen die archäologischen Einzelheiten nahe. Vgl. dazu Dusinberre, 142.
- 4 Jesaja 1,45,1. »Christus« – *christos* – ist das griechische Wort für »Gesalbter«.
- 5 Jesaja 1, 45,2–3 (Einheitsübersetzung).
- 6 Xenophanes Frg. 3D (Übs. H. Diels).
- 7 Heraklit bei Diogenes Laërtios 9,7.
- 8 Diogenes Laërtios 1,21. Der Ausspruch wurde auch dem Sokrates zugeschrieben.
- 9 Hipponax Frg.92.
- 10 Das Datum ist nicht völlig gesichert.
- 11 Herodot 4,137.
- 12 Herodot 5,28.
- 13 Zu dieser Interpretation von Herodot 5,36 s. Wallings 1984.
- 14 Herodot 5,49.
- 15 Herodot 5,51.
- 16 Herodot 5,97.
- 17 Herodot 5,97.
- 18 Aelian 2,12.
- 19 Plutarch, *Leben des Themistokles* 22. Plutarch gibt darüber hinaus keine weitere Beschreibung von Themistokles, aber er versichert, daß lebensnahe Porträts des großen Mannes noch in der Römischen Kaiserzeit zu sehen waren. Das macht die Erhaltung eines genau solchen Porträts im römischen Hafen Ostia um so bedeutender. Die Büste wird in der Regel ins 2. Jahrhundert n. Chr. datiert und von den meisten, wenn auch beileibe nicht von allen Gelehrten als Kopie eines zwischen 480 und 450 v. Chr. entstandenen Originals bezeichnet. Dann wäre es fast mit Sicherheit ein Porträt nach dem Leben.
- 20 Thukydides 1,138.
- 21 Herodot 6,11.
- 22 Wann das war, ist nicht bekannt.
- 23 Herodot 6,76.
- 24 Herodot 6,21.
- 25 Herodot 6,104.
- 26 Ibid., 5,105.
- 27 Strabon, 15,3,18.
- 28 Herodot 5,35.
- 29 Ibid., 6,1.
- 30 Ibid., 6,42.
- 31 *Yasna* 30,6.

- 32 Ibid., 32,3.
- 33 Herodot 7,133.
- 34 Ibid., 6,61.
- 35 Ibid., 6,95. Sechshundert Trieren wurden für den Feldzug versammelt, doch macht Herodot keine Angabe über die Anzahl der ausgesendeten Truppen. 6400 Perser wurden in Marathon getötet, die meisten aus der Mitte des Heeres. Da die Mitte eines Heeres üblicherweise ein Drittel des Gesamtheeres ausmachte und da nicht alle Truppen, die zum Feldzug aufbrachen, tatsächlich mitkämpften, ist eine Gesamtmenge von 25 000 Mann eine plausible Annahme.
- 36 Ibid., 6,94.
- 37 Ibid., 6,97.
- 38 Die Chronologie muß aus bruchstückhaften Informationen erschlossen werden. Entscheidend ist die Frage, ob die Schlacht von Marathon im August oder im September stattfand – wir haben dazu keine genauen Angaben. Die meisten Indizien sprechen für August: Wenn die Schlacht im September ausgetragen wurde, wofür einige Historiker plädieren, dann hätte Datis unverhältnismäßig lang für die Überquerung der Ägäis gebraucht.
- 39 Pausanias 7,10,1.
- 40 Plutarch, *Aussprüche der Spartaner*. Der Aphorismus stammt angeblich von Demaratos.
- 41 Aristoteles, *Rhetorik*, 3.10.
- 42 Herodot 6,106.
- 43 Die Episode, in der Philippides von Sparta nach Athen zurückeilte, hielt Lukian fest, ein Schriftsteller des 2. Jahrhunderts n. Chr., und zwar in seiner Abhandlung ›Über die Fehler beim Grüßen‹ (3). Als Rationalist war Lukian rigoros gegen weiter hergeholte Behauptungen, die über Marathon im Umlauf waren, und verspottete beispielsweise auch in einer anderen Abhandlung allein schon die Vorstellung, daß Pan an der Schlacht teilgenommen haben soll. Das heißt: Man kann sicher davon ausgehen, daß die Rückkehr des Philippides nach Athen bei den älteren Autoren als historisch belegt galt, und sie wird zwar von Lazenby (1993, S. 52) in Frage gestellt, doch ist das nicht ganz nachvollziehbar. Die Informationen über die Pläne der Spartaner waren für die Athener überlebenswichtig (selbstverständlich ebenso wie für die Perser), und Philippides wird kaum in der Stimmung gewesen sein, sich noch länger in Sparta aufzuhalten und die tollen Tage der Karneia zu genießen. Natürlich war der Lauf zurück nach Athen für den schon erschöpften Läufer eine mörderische Anstrengung – möglicherweise überschritt er mit diesen Strapazen eine Grenze und begann zu halluzinieren, was die Vermutung nahelegt, daß er die Vision des Gottes Pan auf dem Rückweg hatte und nicht auf dem Hinweg.
- 44 Dieser Satz ist so berühmt, daß er bei den Griechen zum geflügelten Wort wurde. Er wurde aus diesem Grund – in Verbindung mit der Herkunft im Zusammenhang mit der Schlacht bei Marathon – in der *Suda*, einer byzantinischen Enzyklopädie, angeführt. Obwohl diese erst im 10. Jahrhundert n. Chr., nahezu 1500 Jahre nach Marathon, zusammengestellt wurde, hat allein der Umstand, daß sie ein so offensichtlich altes und weit verbreitetes Sprichwort verzeichnet, die meisten Historiker (wenn auch nicht alle: vgl. z. B. Shrimpton) veranlaßt, es als authentisch einzustufen. Ein weiterer Beleg, wenn auch ein Argument *ex negativo*: Herodot

- erwähnt in seiner Beschreibung der berühmten Schlacht keine Reiterei. Obwohl Datis vielleicht ein paar wenige Reiter zurückbehielt, reichten diese offensichtlich nicht aus, um den Ausgang der Schlacht zu beeinflussen.
- 45 Eine alternative Theorie geht davon aus, daß die Kavallerie sich auf Nahrungssuche befand oder getränkt wurde, doch das erscheint wenig plausibel. Warum soll die *gesamte* Kavallerie mitten in der Nacht mit einem solchen Auftrag unterwegs gewesen sein?
 - 46 Herodot 6,112.
 - 47 Daß Themistokles zu den zehn Generälen gehörte, wird nirgends ausdrücklich erwähnt, doch liegt es nahe aufgrund einer Passage in Plutarchs Lebensbeschreibung des Aristides (5), in der erwähnt wird, daß die beiden Männer in gleicher Funktion in Marathon kämpften – und wir können sicher sagen, daß Aristides der Anführer seiner Phyle war. Da Themistokles jüngst zum Archonten gewählt worden und als Politiker für seine anti-persische Haltung bekannt war, kann man sich nur schwer vorstellen, wen seine Phyle als Anführer gewählt haben soll, wenn nicht ihn.
 - 48 Aristides 3,566.
 - 49 Plutarch, *Aristides*, 18. Das Zitat stammt aus einer Beschreibung der spartanischen Phalanx während der späteren Schlacht von Plataiai.
 - 50 Pausanias 1.32.6.
 - 51 Herodot meint, es sei ein Schild benutzt worden, aber die von den Griechen benutzten Schilde waren konvex, und da man eine ebene Oberfläche braucht, um Sonnenstrahlen einzufangen, ist das eher unwahrscheinlich. Die Annahme, das Signal sei vom Pentelikon aus gegeben worden, stützt sich auf lokale topographische Gegebenheiten.
 - 52 Herodot 6,116.
 - 53 Ibid., 6,109.
 - 54 Ibid., 8,105.
 - 55 Pausanias 1,29,4.

Kapitel 6

- 1 Aus Platons Epigramm »Auf die eretreischen Exilierten in Persien«.
- 2 Das genaue Datum der Flucht des Demaratos aus Sparta ist nicht auszumachen. Wahrscheinlich fand sie in der Zeit zwischen September 490 v. Chr. und dem September des folgenden Jahres statt, es könnte aber auch später gewesen sein.
- 3 Herodot, 1,136.
- 4 Platon, *Alkibiades*, 121 d. Herodot (1,136) und Strabon (15,3,18) berichten, daß die Erziehung persischer Knaben im Alter von fünf Jahren begann; Platon spricht unmittelbar im Anschluß an die zitierte Passage von sieben Jahren.
- 5 Ktesias 54.
- 6 Herodot (7,2–5) behauptet zwar, daß Xerxes erst in dem Augenblick zum Erben bestimmt wurde, als Dareios sich auf seinen Kriegszug nach Ägypten vorbereitete, doch zeigt ein Fries, der in eine wesentlich frühere Zeit seiner Herrschaft datiert werden muß (spätestens auf 490 v. Chr.), Dareios mit dem hinter ihm stehenden Xerxes als Kronprinz.
- 7 Cicero 1,41,90.

- 8 Strabon 15,3,21.
- 9 Herodot 7,187.
- 10 Xerxes, Inschrift in Persepolis (XPf).
- 11 Plutarch, *Artaxerxes*, 3.
- 12 Xerxes, Inschrift in Persepolis (XPf).
- 13 Ibid. (XPf).
- 14 Herodot 7,6.
- 15 Herodot, wie immer unsere Hauptquelle, liefert uns einen detaillierten Bericht von der Unterredung mitsamt den Ansprachen von Xerxes, Mardonios und dem Onkel des Xerxes, Artabanos, einer prominenten Taube – all diese Informationen habe er, so behauptet Herodot, direkt aus persischen Quellen bezogen (7.12). Doch auch wenn die Ansprachen keine wörtlichen Transkripte sind, wie Herodot es nahelegt, scheint doch die Streuung der Meinungen, die sich in ihnen widerspiegelt, authentisch zu sein. Berücksichtigt man die weitere Entwicklung der Dinge, dann ist die Darstellung des Mardonios besonders aufschlußreich.
- 16 Zumindest wird das von Herodots Kommentar zu Mardonios nach der Schlacht von Salamis (7,100) nahegelegt.
- 17 Genauer: das Südende der sogenannten Apadana-Treppenhalle, deren Skulpturen auf den Beginn der Herrschaft des Xerxes datiert werden.
- 18 Xenophon, *Oikonomikos*, 4,8.
- 19 Aelian 1,33.
- 20 Strabon 25,3,18.
- 21 Herodot 7,5.
- 22 *Paradaida* ist eine Rekonstruktion, beruhend auf dem eindeutig entlehnten griechischen Wort. Eine exakte Entsprechung, das elamitische Wort *partetash*, findet sich auf den Schreibtafeln von Persepolis. Vgl. Briant (2002), S. 442 f.
- 23 Xenophon, *Oikonomikos*, 4,21.
- 24 Athenaios 9.51. Ursprünglich wurde dieses Phänomen von Charon von Lampsakos beschrieben, einem Zeitgenossen Herodots.
- 25 Ein anonymen Philosoph des 5. Jahrhunderts – möglicherweise Demokrit. Zitiert von Cartledge (1997), S. 12.
- 26 Plutarch, *Leben des Themistokles*, 2.
- 27 Aristoteles, *Politik*, 1302b15.
- 28 Aristoteles (*Die Verfassung der Athener*, 22.1 und 4) stellt ausdrücklich fest, daß Kleisthenes der Urheber des Ostrakismós-Gesetzes war. Historiker bezweifeln immer wieder, daß es tatsächlich 20 Jahre lang nicht angewendet wurde, doch diese Skepsis läßt die besonderen Umstände der Verurteilung des Miltiades samt ihren Folgen außer acht.
- 29 Ein Beiname, der erst 478 v. Chr., ein Jahr vor dem Ende des persischen Krieges, halböffentlich gemacht wurde, aber offensichtlich schon lange davor in der Luft lag (vgl. Plutarch, *Aristides*, 7).
- 30 Plutarch, *Aristides*, 2.
- 31 Pausanias 1,26,5.
- 32 Der früheste Beleg für den Wettkampf zwischen Athene und Poseidon stammt aus Herodot (8,55), was einige Altertumswissenschaftler (vor allem Shapiro) zu der These veranlaßt, es handle sich um eine Erfindung aus dem 5. Jahrhundert. Letzte Gewißheit wird in dieser Frage nicht zu erreichen sein, doch die Unstim-

migkeiten und Ungereimtheiten in den unterschiedlichen Versionen des Mythos legen einen sehr viel älteren Ursprung nahe.

- 33 Homer, *Odyssee*, 3, 278.
- 34 Aischylos, *Die Perser*, 238.
- 35 Plutarch, *Leben des Themistokles*, 4.
- 36 Plutarch, *Aristides*, 7.
- 37 Plutarch, *Kimón*, 12.
- 38 Xenophon, *Oikonomikos*, 8.8
- 39 Thukydides 142.
- 40 Platon, *Gesetze*, 4,706.
- 41 Herodot 7,239.
- 42 Diese Erklärung der widersprüchlichen Geschichten über den Vater des Demaratos bei Herodot gibt Burkert (1965).
- 43 Pausanias 3,12,6. Allgemein wurde bisher angenommen, das Treffen habe in Korinth stattgefunden, wo auch alle Folgetreffen abgehalten wurden. Für diese Annahme jedoch ist die früheste Quelle Diodor (9.3), ein Geschichtsschreiber des 1. Jahrhunderts v. Chr. Dieser nutzt seinerseits Herodot als zuverlässigste Informationsquelle, so daß ich keinen Grund sehe, die Stichhaltigkeit der Version bei Pausanias in Frage zu stellen, wie es die meisten Altertumswissenschaftler tun; aus dem Grund, den ich angebe, halte ich seine Darstellung im Gegenteil für durchaus plausibel.
- 44 Plutarch, *Leben des Themistokles*, 6.
- 45 Herodot 7,132.
- 46 Hesekiel 27,4.
- 47 Platon, *Der Staat*, 4.436a.
- 48 *Odyssee* 15,416–17.
- 49 Herodot 1,1.
- 50 *Ibid.*, 3,19.
- 51 Die Zahl stammt aus Herodot (7,89) und wird – nicht ganz eindeutig – in den *Persern* des Aischylos (341–343) aufgenommen. Der frühe Zeitpunkt und die Übereinstimmung der Tradition zeigen, daß die Griechen selbst an die Richtigkeit dieser Angabe glaubten, doch ist das natürlich kein Beweis. Der Historiker kann mit gewisser Sicherheit lediglich konstatieren, daß die persische Flotte riesig war und daß sie wahrscheinlich – zumindest bei ihrem Aufbruch – die griechische Flotte um das ungefähr Vierfache übertraf. Die beste Darstellung des Problems bei Lazenby (1993), S. 92–94.
- 52 Quintus Curtius 3.3.8. Die Beschreibung bezieht sich auf das Banner Dareios' III., des letzten Königs von Persien, der von Alexander dem Großen besiegt wurde. Die Verehrung der Sonne ist jedoch für die gesamte persische Geschichte belegt, und die Annahme, daß die Großkönige die Sonne als Symbol ihrer Macht verwendeten, ist wohl nicht zu weit hergeholt. Xenophon (*Anabasis* 1.10) registriert, daß die königlichen Kampf-Standarten Adler zeigten. Vgl. auch Nylander.
- 53 Herodot 7,83.
- 54 Vgl. beispielsweise Cook (1983, S. 113–115), der die Stärke des Landheeres von Xerxes auf 300 000 einschätzt; Hammond (*Cambridge Ancient History*, 1988, S. 534), der 242 000 einbringt; Green (S. 58f.), der für 210 000 votiert; und Lazenby (1993, S. 90–92), der zwischen 210 000 und 360 000 schwankt, bevor er

sich schließlich für 90 000 entscheidet. Kurz – wie diese Bandbreite von Ansichten klar erkennen läßt –, wir werden es nie genau erfahren. Die beste Darstellung, wenn auch nicht das überzeugendste Ergebnis, bietet Lazenby.

55 Xerxes, Inschrift in Persepolis (XPh).

56 Herodot 7,40.

57 Xenophon, *Kyrupädie*, 8,2,8.

58 Xerxes, Inschrift in Persepolis (XPh).

59 Herodot 7,38.

60 Ibid., 7,39.

61 Ibid., 7,40.

62 Ibid., 7,44–45.

63 Ibid., 7,56.

64 Ibid., 9,37.

65 Ibid., 7,149.

66 Ibid., 7,148.

67 Ibid., 7,220. Es ist möglich, daß sich die Priester von Delphi und die Spartaner nach dem Krieg zusammengesetzt und diese Prophezeiung gefälscht haben, aber das ist eher unwahrscheinlich. Herodot zitiert den Orakelspruch aus lebendiger Erinnerung; und es ist anzunehmen, falls die Spartaner ihn nachträglich erfunden haben, daß sie ihre eigene Rolle im Krieg um einiges höher gehängt hätten. Burn, der sich nicht nur auf diese, sondern auf sämtliche Orakel bezieht, die Herodot aufzeichnete, meint dazu: »Daß die mündlichen Antworten und die Geschichten, die mit ihnen verbunden sind, in der Überlieferung eventuell »nachgebessert« wurden, kann sicher nicht ausgeschlossen werden; doch sollte man nicht in Frage stellen, daß sie erbeten und erteilt wurden.« (S. 347 f.)

68 Herodot 7,162.

69 Der Termin Ende Mai setzt voraus, daß Xerxes Mitte April von Sardes aufbrach; einen Monat brauchte er, bis er am Hellespont eintraf.

70 Herodot, dem wir die beiden Orakelsprüche an die Athener verdanken, macht keine Angabe, wann die schicksalhafte Befragung stattgefunden hat. Da er berichtet, daß die Spartaner ihre Prophezeiung im Jahr zuvor erhielten (7,220), haben einige Forscher das Datum für die Prophezeiungen für Athen auf denselben Zeitpunkt festgesetzt, doch das ist eher unwahrscheinlich. Natürlich haben die Athener mit ziemlicher Sicherheit im Jahr 481 v. Chr. Delphi besucht, aber die Nachricht von etwaigen früheren Befragungen des Orakels wäre durch die späteren, so viel sensationelleren Orakel vollständig in den Schatten gestellt worden. Ihr Inhalt war so explosiv und ihr Einfluß so umwälzend, daß es am sinnvollsten erscheint, die Beziehung zwischen den Orakeln und der von Athen verfolgten Politik im Frühsommer des Jahres 480 v. Chr. als die von Ursache und sofortiger Wirkung anzusehen. In diesem Fall ist es am wahrscheinlichsten, daß der Aufbruch der athenischen Gesandtschaft nach Delphi im Frühsommer des Jahres 480 von der Nachricht veranlaßt wurde, Xerxes habe den Hellespont überquert – und diese Nachricht erreichte Athen, wie wir von Herodot (7,174) wissen, nach der Rückkehr des Heeres vom Tempe-Paß.

71 Herodot 7,149.

72 Ibid., 7,141.

73 Aus Zeile 4f. des sogenannten »Dekretes von Troizen«, einer Marmor-Stele, die

1959 gefunden wurde. Sie scheint die Abschrift eines Antrags wiederzugeben, den Themistokles vorbrachte. Seit der Entdeckung der Stele ist die Echtheit des Dekrets heftig umstritten. Der notorische Skeptiker Lazenby tut es als »patriotische Erfindung« ab, doch die meisten anderen Experten des Perserkriegs – Green, Frost und Podlecki u. a. – gehen davon aus, daß das Dekret, so Green, »etwas enthält, das den tatsächlichen Vorschlägen des Themistokles sehr nahe kommt, selbst wenn es möglicherweise mehrere Anträge zusammenfaßt, die an mehreren Tagen gestellt wurden« (S. 98). Die beste und differenzierteste Darstellung findet sich bei Podlecki, S. 147 – 167.

74 Thukydides 1.138.

75 Dekret von Troizen 44–45.

76 Plutarch, *Kimon*, 5.

77 Herodot 7,178.

78 Ibid., 8,1.

79 Ibid., 7,205.

Kapitel 7

1 Tyrtaios Frg.12D.

2 Homer, *Ilias* 7,59–62.

3 Herodot 7,176.

4 Zu der Annahme, daß jeder Spartaner einen eigenen Heloten bei sich hatte, s. Herodot 7,229.

5 Diodor 11,4,7.

6 Homer, *Ilias* 8,553–556.

7 Das jedenfalls scheint die einzig mögliche Erklärung dafür zu sein, daß der griechische Spähtrupp auf Skiathos so völlig überrascht wurde. Daß ihre Angreifer Sidonier waren, kann man aus ihrer Beschreibung bei Herodot schließen, der in diesem Zusammenhang von »den schnellsten Schiffen« in Xerxes Flotte spricht (Herodot 7,179).

8 Plutarch, *Leben des Themistokles* 7.

9 Homer, *Odyssee* 13, 296–299.

10 Zenobios 5,93, zitiert bei Burkert, *Griechische Religion* 223.

11 Plutarch, *Leben des Lykurg* 22.

12 Diodor 11,6,4.

13 Plutarch, *Aussprüche der Spartaner*, Leonidas 11.

14 Herodot 7,226.

15 Für diese letzte Einzelheit s. den allerdings umstrittenen Text bei Polyaen 1,13,2.

16 Herodot 7,188.

17 Herodot 7,192.

18 Plutarch, *Moralia* 217E.

19 Herodot 7,211.

20 Die Chronologie folgt hier der Rekonstruktion von Lazenby, der in einer Art Quadratur des Kreises die zahlreichen offenen Fragen löst, die sich aus der Darstellung der Doppelschlachten bei den Thermopylen und Artemision bei Herodot ergeben; seine Lösung ist die bei weitem überzeugendste der vielen unternommenen Versuche. S. Lazenby, *The Defence of Greece* 119–123.

- 21 Herodot 8,9.
- 22 Herodot 8,12.
- 23 Herodot 8,13. Den genauen Ort des Schiffbruchs zu bezeichnen hat der gelehrten Welt viel Kopferbrechen bereitet. Herodot berichtet, sie seien bei den »Hohlen Klippen« zerschellt, die spätere Geographen im Gegensatz zu Herodot an die Südküste Euböas verlegen. Doch scheint das ausgeschlossen zu sein, denn keine Flotte, die am Nachmittag von Skiathos aufgebrochen war, konnte vor Mitternacht so weit vorgerückt sein. Wie Lazenby hervorgehoben hat, gibt es eine kleine Insel, die noch heute »Hohler Felsen« (*Koilé*) heißt. Da sie ungefähr auf halbem Wege vor der Küste Euböas liegt, ist sie wohl der bei weitem wahrscheinlichste Ort der Katastrophe.
- 24 Plutarch, *Leben des Themistokles* 8.
- 25 Herodot 8,15.
- 26 Athenaios 14, 652 b.
- 27 Curtius Rufus 3,4,2.
- 28 Herodot 7,104.
- 29 Herodot 7,105.
- 30 Herodot 7,236.
- 31 Herodot 7,119.
- 32 Herodot 7,120.
- 33 Athenaios 14,652 b.
- 34 Athenaios 4,145 e.
- 35 Herodot 7,213.
- 36 Wie heute die meisten Geschichtsforscher nehme ich an, daß der von den Unsterblichen eingeschlagene Pfad bei dem modernen Dorf Hagios Vardates begann. Die beste und für mich sicher bei meiner eigenen Begehung des Geländes hilfreichste Untersuchung zu den möglichen Varianten der Route findet man bei Paul Wallace, 1980.
- 37 Herodot behauptet (7,222), Leonidas habe die Thebaner gegen ihren Willen als Geiseln zurückgehalten, aber das ist eine der Stellen, wo die Beeinflussung durch seine sicherlich athenische Quelle mit Händen greifbar ist. Plutarch als stolzer Böoter wendet sich mit Entrüstung dagegen und stellt die Frage, warum Leonidas die Thebaner, wenn er sie als Geiseln betrachtet hätte, nicht den sich zurückziehenden Peloponnesiern übergeben hätte. Der erstaunliche Mut und die Prinzipientreue, wie sie die loyalen Thebaner bei den Thermopylen an den Tag legten, hätten ein besseres Andenken verdient als athenische Verleumdungen.
- 38 300 Spartaner waren zu den Thermopylen aufgebrochen, und mit ihnen vielleicht 300 Heloten, dazu 700 Thespier und 400 Thebaner; zusammen macht das 1700 Mann. Die Verluste der vorausgegangenen zwei Tage müssen die Zahl auf etwa 1500 vermindert haben.
- 39 Diodor 11,9,4.
- 40 Homer, *Ilias* 4,450.
- 41 Herodot 8,24.
- 42 Herodot 7,238.
- 43 Aristophanes, *Acharner* 1090–1093.
- 44 W. Burkert 1983, 226.
- 45 Herodot 7,99.

- 46 Xenophon, *Oikonomikos* 7,5.
- 47 Demosthenes, *Gegen Neaira* 67.
- 48 Herodot 8,71.
- 49 Plutarch, *Leben des Themistokles* 11.
- 50 Plutarch, *Leben des Themistokles* 10. Tierliebhaber werden mit Erleichterung erfahren, daß der Hund des Xanthippos nach dem Bericht des Aelian (12,35) die Überquerung überlebt hat.
- 51 Plutarch, *Leben des Themistokles* 11.
- 52 Herodot 8,49.
- 53 Die Zahl findet sich bei Aischylos (*Die Perser* 339–340). Herodot (8,48) gibt die Gesamtzahl der Schiffe der griechischen Flotte mit 380 an. In diesem Falle ist Aischylos sicher glaubhafter, denn er hat schließlich in der Schlacht bei Salamis mitgekämpft.
- 54 Herodot 8,60.
- 55 Herodot 8,60. Wie es nach dem Bericht bei Herodot erscheint, wurden diese Worte in der Debatte gesprochen, die auf die Inbrandsetzung der Akropolis folgte. Sie sind indes nicht ein wörtliches Protokoll dessen, was Themistokles sagte, sondern geben eher sinngemäß den Kern seiner allgemeinen Argumentation wieder, den er von Anfang an betont hatte.
- 56 Herodot 8,50.
- 57 Herodot 8,61.
- 58 So der Text der Themistokles-Inschrift von Troizen, Z.11–12.
- 59 Herodot 8,52.
- 60 Herodot 8,54.

Kapitel 8

- 1 Aus dem Brief des Dareios an Gadatas. Vgl. Meiggs und Lewis, S. 20.
- 2 Herodot 7,235.
- 3 Ibid., 8,68.
- 4 Ibid., 8,59.
- 5 Ibid., 8,70.
- 6 Ibid., 8,70 f.
- 7 Wir wissen von Herodot (8,70), daß die persische Flotte am späten Nachmittag aufgebrochen war; wir wissen von Aischylos (374–376), daß sie zur Zeit des Abendessens wieder im Hafen war.
- 8 Dareios, Inschrift bei Naqsh-e-Rustam (Dnb 8c).
- 9 Ibid.
- 10 Plutarch zufolge war er in Wirklichkeit persischer Kriegsgefangener.
- 11 Herodot 8,75.
- 12 Aischylos 380 f.
- 13 Herodot 8,76.
- 14 Dies scheint jedenfalls die einzige einigermaßen sinnvolle Erklärung für die Freilassung des Sikinnos. Einige Historiker nehmen an, er habe seine Botschaft von seinem Boot aus herübergeschrien, ohne überhaupt einen Fuß an Land gesetzt zu haben, aber das ist nicht nur in sich wenig plausibel – die Perser hätten ja pro-

blemlos ein Schiff losschicken können, um ihn einzufangen –, sondern es widerspricht auch direkt dem Bericht Herodots (8.75).

- 15 Herodot 8,78.
- 16 Ibid., 8,80.
- 17 Ibid., 8,83.
- 18 Ibid., 8,65.
- 19 Aischylos, *Die Perser* 369–371.
- 20 Salamis war die folgenschwerste Schlacht, die je geschlagen wurde, und gleichzeitig ist es eine höchst diffizile Angelegenheit, ihren Verlauf aus unseren Quellen zu rekonstruieren. Daher erstaunt es nicht, daß die Literatur zum Thema gewaltige Ausmaße hat. Man kann in der Tat feststellen, daß es so viele Interpretationen des Geschehens gibt wie Historiker, die sich mit diesem Thema befaßt haben. Die beste Darstellung der traditionellen Auffassung, daß die persischen Flotte bereits während der Nacht in die Meerenge eindrang, bietet Lazenby (1993) in seinem gewohnt packenden Kapitel ›Divine Salamis‹. Das überzeugendste Gegenargument findet sich in Greens *The Greco-Persian Wars* im Kapitel ›The Wooden Wall‹. Der schlagende Beweis, der die Theorie von den nachts in die Meerenge einfahrenden Persern garantiert aushebelt, ist die Tatsache, daß die königliche Kampf-Flotte, wenn sie wirklich bereits vor der Morgendämmerung vor den Trieren der Verbündeten Stellung bezogen hätte, sofort zugeschlagen hätte, sobald das Tageslicht es zuließ. Das hätte den griechischen Ruderern kaum Zeit gelassen, sich auf ihre Bänke zu begeben, ganz zu schweigen von der Rede, in der Themistokles schwelgte, was uns ja Herodot explizit berichtet.
- 21 Aischylos 367.
- 22 Ibid., 388–90.
- 23 Herodot 8,84.
- 24 Aischylos 399–400.
- 25 Herodot 8,88.
- 26 Aischylos 415–416.
- 27 Ibid., 426–428.
- 28 Ibid., 462–464.
- 29 Herodot 8,100.
- 30 Herodot 8,100. Wörtlich: »300 000 Männer, die ich persönlich auswählen werde«, doch die Wendung ist offensichtlich eine Übertreibung.
- 31 Herodot zufolge (8,115) in 45 Tagen, allerdings nicht, wie generell angenommen wird, von Athen, sondern ziemlich sicher von Thessalien aus.
- 32 Ibid., 8,110.
- 33 Ibid., 8,114.
- 34 Ibid., 8,109.
- 35 Ibid., 8,124.
- 36 Ibid., 9,12.
- 37 Man kann sich kaum vorstellen, daß Themistokles vollständig aus dem Gremium der zehn Generäle ausgeschlossen wurde, doch letzte Sicherheit gibt es diesbezüglich nicht.
- 38 Herodot 8,140.
- 39 Ibid., 8,142.
- 40 Ibid., 8,143.

- 41 Ibid., 8,144. Daß Aristides diese abschließenden Worte formulierte, hat Plutarch festgehalten.
- 42 Auch diese Gesandtschaft wurde, folgt man Plutarch, von Aristides angeführt. Wenn man allerdings bedenkt, daß er der Oberkommandant der Landstreitkräfte von Athen war und daß die Perser gleichzeitig Attika besetzt hielten, ist das eher unwahrscheinlich. Sogar Plutarch selbst gesteht ein, daß seine Angabe zweifelhaft ist.
- 43 Herodot 9,12.
- 44 Ibid., 9,13.
- 45 Die Angabe von Herodot (9,29), daß auf jeden Spartaner sieben Heloten kamen – das wären dann 35 000 Mann insgesamt –, ist allerdings wohl übertrieben.
- 46 Xenophon, *Die Verfassung der Spartaner*, 9.6.
- 47 Herodot 9,16.
- 48 Wenn die Zahlen von Herodot (9,29) stimmen, gab es im Heer der Verbündeten genau 38 100 Hopliten. Das ist sicher überzeugender als die Gesamtsumme von 69 500 leicht bewaffneten Männern, die sich ebenfalls bei ihm findet und aus einer Reihe willkürlich anmutender Berechnungen resultiert. Falls es bei Plataiai leicht bewaffnete Truppen gab, dann war ihr Einfluß auf die Schlacht unwesentlich.
- 49 Herodot (9,32) gibt an, daß das Heer des Mardonios sich aus 300 000 Mann Infanterie und 50 000 Hopliten aus Böotien und Thessalien zusammensetzte, zu der Kavallerie gibt er keine Zahlen. Da es sich dabei eindeutig um eine Übertreibung handelt, können wir den wahren Umfang der persischen Streitkräfte nur so bestimmen, daß wir berechnen, wie viele Männer in dem abgezäunten Lager Platz hatten, dessen Fläche nach Herodot 2000 Quadratmeter betrug. Demgemäß wäre eine Anzahl zwischen 70 000 und 120 000 denkbar. Vgl. Lazenby (1993), S. 228.
- 50 Plutarch, *Aristides*, 13. Die Geschichte wird oft als Erfindung abgetan, teils weil sie von Herodot nicht erwähnt wird, teils weil Plutarchs Chronologie offensichtlich nicht stimmen kann. Doch stellt sie als einer der seltenen Einblicke in den persischen Geheimdienstkrieg ein unschätzbares Beweisstück dar und überzeugt, wenn sie in den richtigen Zusammenhang gestellt wird, durchaus.
- 51 Herodot, 9,41. Wenige Absätze später (9,45) wird ein gegenteiliger Eindruck erweckt, doch dieser ist Teil einer Botschaft des höchst unzuverlässigen Alexander von Makedonien. Der König habe angeblich persönlich das Niemandsland durchquert, allein und mitten in der Nacht, um Aristides die persischen Schlachtpläne zu enthüllen: eine äußerst unglaubliche Geschichte. Der Geschmack von Selbstrechtfertigung bei einem Mann, der als notorischer Wendehals agierte, ist unverkennbar.
- 52 Ibid., 9,39.
- 53 Ibid., 9,49.
- 54 Plutarch, *Aristides*, 17.
- 55 Herodot 9,62.
- 56 Aischylos 816–817.
- 57 Herodot 9,71.
- 58 Ibid., 9,82.

- 59 Euripides, *Die Phönikerinnen*, 184.
- 60 Herodot 1,34.
- 61 Aristoteles, *Rhetorik*, 2,2,6.
- 62 Herodot 8,109.
- 63 Green (S. 281) führt aus, daß das die einzige Erklärung für die eindeutig von allen alten Quellen aufgestellte Behauptung ist, die Schlachten von Plataiai und Mykale hätten am selben Tag stattgefunden.
- 64 Herodot 9,100.
- 65 Ibid. Wörtlich: »... die die Hand von göttlichen Dingen beweisen«.
- 66 Diodorus Siculus 11,36.
- 67 Lykurg, *Gegen Leokrates*, 81.
- 68 Vgl. Broneer.
- 69 Aischylos 584–590.
- 70 Ibid., 1024.
- 71 Aischylos, 584–590. Übersetzung Droysen/Stoeßl aus Aischylos, *Die Tragödien und Fragmente*, Zürich/München: Artemis, 1952.
- 72 Es ist bedauerlich, aber typisch für die überwiegende Verwirrung im Bereich der Geschichte des Vorderen Orients, daß die Revolte auch auf das Jahr 482 v. Chr. datiert wurde.
- 73 Herodot 9,106.
- 74 Plutarch, *Leben des Themistokles*, 29.
- 75 Pindar, Frg. 64.
- 76 Es ist unwahrscheinlich – obwohl es zu diesem Thema eine nicht endenwollende Kontroverse gibt –, daß dieser Friedensschluß in einem Vertrag festgehalten ist: Der Großkönig pflegte keine Verträge mit Ausländern zu unterzeichnen.
- 77 Zu Zeitpunkt und Authentizität der gesamten Rekonstruktion vgl. Stadter, S. 201–204.
- 78 Plutarch, *Perikles*, 17.
- 79 Herodot 8,144.
- 80 Ibid., 7,228.
- 81 Thukydides 2,41.
- 82 Platon, *Menexenos*, 240 e.
- 83 Pausanias 1,33,2.

Ausblick

- 1 Anthologia Palatina 7,253.

AUSGEWÄHLTE LITERATUR

Abkürzungen der Zeitschriften

ABSA	Annual of the British School at Athens
AJA	American Journal of Archaeology
CJ	Classical Journal
JCS	Journal of Cuneiform Studies
JHS	Journal of Hellenic Studies
TAPA	Transactions of the American Philological Association

Anderson, Greg: *The Athenian Experiment: Building an Imagined Political Community in Ancient Attica, 508–490 BC* (Ann Arbor, 2003).

Anderson, J. K.: The Battles of Sardis (*California Studies in Classical Antiquity* 7, 1975).

Andrewes, A.: Kleisthenes' Reform Bill (*Classic Quarterly* 27, 1990).

Austin, M. M.: Greek Tyrants and the Persians, 546–479 BC (*Classic Quarterly* 40, 1990).

Badian, E.: Back to Kleisthenic Chronology, in *Polis and Politics: Studies in Ancient Greek History*, hrsg. v. Pernille Flensted-Jensen, Thomas Heien Nielsen und Lene Rubenstein (Kopenhagen, 2000).

Bakker, Egbert J., de Jong, Irene J. F. und van Wees, Hans: *Brill's Companion to Herodotus* (Leiden, 2002).

Balcer, Jack Martin: Athenian Politics: The Ten Years after Marathon, in *Panathenaia: Studies in Athenian Life and Thought in the Classical Age*, hrsg. v. T. E. Gregory und A. J. Podlecki (Lawrence, Kansas, 1979).

– The Greeks and the Persians: The Processes of Acculturation (*Historia* 32, 1983).

– *Sparda by the Bitter Sea: Imperial Interaction in Western Anatolia* (Chicago, 1984).

– *Herodotus and Bisitun: Problems in Ancient Persian Historiography* (Historia-Einzelschriften, Stuttgart, 1987).

– The Persian Wars against Greece: A Reassessment (*Historia*, 38, 1989).

– *A Prosopographical Study of the Ancient Persians Royal and Noble c. 550–450 BC* (Lewiston, Wales, 1993).

Barnett, R. D.: Xenophon and the Wall of Media (*JHS* 83, 1963).

Basirov, Oric: Zoroaster's Time and Place (*Circle of Ancient Iranian Studies at the School of Oriental and African Studies*, 1998).

- Beaulieu, Paul-Alain: *The Reign of Nabonidus, King of Babylon 556–539BC* (New Haven, 1989).
- Bichler, Reinhold: Some Observations on the Image of Assyrian and Babylonian Kingdoms within the Greek Tradition, in *Melammu Symposia V: Commerce and Monetary Systems in the Ancient World*, hrsg. v. R. Rollinger (Stuttgart, 2004).
- Bickermann, E. J. und Tadmor, H.: Darius I, Pseudo-Smerdis and the Magi (*Athenaeum* 56, 1978).
- Bigwood, J. M.: Ctesias as Historian of the Persian Wars (*Phoenix* 32, 1978).
- Ctesias' Description of Babylon (*American Journal of Ancient History* 3, 1978).
- Boardman, John: Artemis Orthia and Chronology (*ABSA* 58, 1963).
- *Persia and the West: An Archaeological Investigation of the Genesis of Achaemenid Art* (London, 2000).
- Boedeker, Deborah: The Two Faces of Demaratus (*Arethusa* 20, 1987).
- Protesilaos and the End of Herodotus' Histories (*Classical Association* 7, 1988).
- Boegehold, Alan L. und Scafuro, Adele C.: *Athenian Identity and Civic Ideology* (Baltimore, 1994).
- Borgeaud, Philippe: *The Cult of Pan in Ancient Greece*, engl. Übs. v. Kathleen Atlass und James Redfield (Chicago, 1988).
- Boyce, Mary: *A History of Zoroastrianism*, Bde. 1 und 2 (Leiden, 1975).
- *Zoroastrians: Their Religious Beliefs and Practices* (London/New York, 1979).
- Bradford, Ernle: *The Year of Thermopylae* (London, 1980).
- Briant, Pierre: *Bulletin d'Histoire Achéménide I* (Paris, 1997).
- *Bulletin d'Histoire Achéménide II* (Paris, 2001).
- *From Cyrus to Alexander: A History of the Persian Empire*, engl. Übs. v. Peter T. Daniels (Winona Lake, 2002). Orig. *Histoire de l'Empire Perse. De Cyrus à Alexandre* (Paris, 1996).
- Broneer, Oscar: The Tent of Xerxes and the Greek Theater (*University of California Publications in Classical Archaeology* 1, 1944).
- Brosius, Maria: *Women in Ancient Persia (559–331 BC)* (Oxford, 1996).
- Brown, S.: Media and Secondary State Formation in the Neo-Assyrian Zagros: An Anthropological Approach to an Assyriological Problem (*JCS* 38, 1986).
- Brunt, P. A.: The Hellenic League against Persia (*Historia* 2, 1953).
- Budge, E. A. Wallis und King, L. W.: *Annals of the Kings of Assyria* (London, 1902).
- Burke, Jason: *Al-Qaeda: The True Story of Radical Islam* (London, 2004).
- Burkert, Walter: Demaratos, Astrabakos und Herakles: Königsmythos und Politik (*Museum Helveticum* 22, 1965).
- *Homo Necans*, engl. Übs. v. Peter Bing (Berkeley/Los Angeles, 1983). Dt. *Homo necans. Interpretationen altgriechischer Opferriten und Mythen* (Berlin, 1997).
- *Greek Religion*, engl. Übs. v. John Raffan (Oxford, 1985). Orig. *Griechische Religion der archaischen und klassischen Epoche* (Stuttgart, 1977).
- *Babylon, Memphis, Persepolis: Eastern Contexts of Greek Culture* (Cambridge, MA., 2004).
- Burn, A. R.: *Persia and the Greeks: The Defence of the West* (London, 1984).
- Byron, Robert: *The Road to Oxiana* (London, 1992).
- Cambridge Ancient History: The Expansion of the Greek World, Eighth to Sixth Centuries BC*, hrsg. v. John Boardman und N. G. L. Hammond (Cambridge, 1982).
- Cambridge Ancient History: Persia, Greece and the Western Mediterranean, c. 525–479*

- BC, hrsg. v. John Boardman, N. G. L. Hammond, D. M. Lewis und M. Ostwald (Cambridge, 1988).
- Cambridge History of Iran: The Median and Achaemenian Periods*, hrsg. v. Ilya Gershevitch (Cambridge, 1985).
- Cameron, G. G.: *History of Early Iran* (New York, 1936).
- Carter, Jane Burr: *The Masks of Ortheia* (AJA 91, 1987).
- Cartledge, Paul: *Sparta and Lakonia: A Regional History 1300 to 362 BC* (London, 1979).
- Herodotus and »The Other«: A Meditation on Empire (*Echos du Monde Classique* 34, 1990).
- »Deep Plays«: Theatre as Process in Greek Civic Life, in *The Cambridge Companion to Greek Tragedy*, hrsg. v. P. E. Easterling (Cambridge, 1997).
- *Spartan Reflections* (London, 2001).
- *The Spartans* (London, 2002).
- »What Have the Spartans Done for Us?«: Sparta's Contribution to Western Civilization (*Greece and Rome* 52 (2), 2004).
- Cawkwell, George: *The Greek Wars: The Failure of Persia* (Oxford, 2005).
- Champdor, Albert: *Babylon*, engl. Übs. v. Elsa Coult (London, 1958).
- Clemen, C. (Hrsg.): *Fontes Historiae Religionis Persicae* (Bonn, 1920).
- Cohen, Edward E.: *The Athenian Nation* (Princeton, 2000).
- Coldstream, J. N.: *Geometric Greece* (London, 1977).
- Coleman, John E. and Walz, Clark A.: *Greeks and Barbarians: Essays on the Interactions between Greeks and Non-Greeks in Antiquity and the Consequences for Eurocentrism* (Bethesda, 1997).
- Connolly, Peter: *Greece and Rome at War* (London, 1998).
- Connor, W. R.: Tribes, Festivals, and Processions: Civic Ceremonial and Political Manipulation in Archaic Greece (*JHS* 107, 1987).
- Cook, J. M.: *The Greeks in Ionia and the East* (London, 1962).
- *The Persian Empire* (London, 1983).
- Curtis, John (Hrsg.): *Mesopotamia and Iran in the Persian Period: Conquest and Imperialism 539–331 BC* (London, 1997).
- Curzon, George N.: *Persia and the Persian Question*, 2 Bde. (London, 1892).
- Dabrowa, E. (Hrsg.): *Ancient Iran and the Mediterranean World* (Krakau, 1998).
- Dandamaev, M. A.: *A Political History of the Achaemenid Empire*, engl. Übs. v. W. J. Vogelsang. (Leiden, 1989).
- David, Saul: *Military Blunders: The How and Why of Military Failure* (London, 1997).
- Davidson, James: *Courtesans and Fishcakes: The Consuming Passions of Classical Athens* (London, 1997).
- Versailles with Panthers (*London Review of Books* 13 (23), 2003).
- De Jong, Albert: *Traditions of Magi: Zoroastrianism in Greek and Latin Literature* (Leiden, 1997).
- Derow, Peter and Parker, Robert: *Herodotus and his World: Essays from a Conference in Memory of George Forrest* (Oxford, 2003).
- De Souza, Philip: *The Greek and Persian Wars 499–386 BC* (Oxford, 2003).
- De Souza, Philip, Heckel, Waldemar und Llewellyn-Jones, Lloyd: *The Greeks at War: From Athens to Alexander* (Oxford, 2004).

- De Ste Croix, G. E. M.: *The Origins of the Peloponnesian War* (London, 1972).
- *Athenian Democratic Origins*, hrsg. v. David Harvey and Robert Parker (Oxford, 2004).
- Dillery, J.: Reconfiguring the Past: Thyrea, Thermopylae and Narrative Patterns in Herodotus (*American Journal of Philology* 117, 1996).
- Dinsmoor, W. B.: The Hekatompedon on the Athenian Akropolis (*AJA* 51, 1947).
- Donlan, W. und Thompson, J. G.: The Charge at Marathon: Herodotus 6.112 (*CJ* 71, 1976).
- The Charge at Marathon Again (*Classical World* 72, 1979).
- Dontas, G.: The True Aglaurion (*Hesperia* 52, 1983).
- Dougherty, Carol und Kurke, Leslie (Hrsg.): *Cultural Poetics in Archaic Greece* (Cambridge, 1993).
- Drews, Robert: The First Tyrants in Greece (*Historia* 21, 1972).
- *The Greek Accounts of Eastern History* (Washington, D.C., 1973).
- Ducat, Jean: Le Mépris des Hilotes (*Annales* 6, 1974).
- Dusinberre, Elspeth R. M.: *Aspects of Empire in Achaemenid Sardis* (Cambridge, 2003).
- Ehrenberg, Victor: *From Solon to Socrates: Greek History and Civilization during the Sixth and Fifth Centuries BC* (London, 1973).
- Evans, J. A. S.: Notes on Thermopylae and Artemision (*Historia* 18, 1969).
- The Oracle of the »Wooden Wall« (*CJ* 78, 1982).
- Herodotus and Marathon (*Florilegium* 6, 1984).
- Fehling, Detlev: *Herodotus and his »Sources«: Citation, Invention and Narrative Art* (Leeds, 1989). Orig. *Die Quellenangaben bei Herodot* (Berlin/New York, 1971).
- Felton, D.: *Haunted Greece and Rome: Ghost Stories from Classical Antiquity* (Austin, 1999).
- Fisher, N. R. E.: *Hybris: A Study in the Values of Honour and Shame in Ancient Greece* (Warminster, 1992).
- Flower, M.: Simonides, Ephorus, and Herodotus on the Battle of Thermopylae (*Classical Quarterly* 48, 1998).
- Fornara, C. W.: The Hoplite Achievement at Psyttaleia (*JHS* 86, 1966).
- *Herodotus: An Interpretative Essay* (Oxford, 1971).
- Forrest, W. G.: Herodotus and Athens (*Phoenix* 38, 1984).
- Francis, E. D.: Greeks and Persians: The Art of Hazard and Triumph, in *Ancient Persia: The Art of an Empire*, hrsg. v. D. Schmandt-Besserat (Malibu, 1980).
- Francis, E. D. und Vickers, M.: The Agora Revisited: Athenian Chronology c. 500–450 BC (*ABSA* 83, 1988).
- French, D. H.: The Persian Royal Road (*Iran* 36, 1998).
- Frost, Frank J.: A Note on Xerxes at Salamis (*Historia* 22, 1973).
- *Plutarch's Themistocles: A Historical Commentary* (Princeton, 1980).
- The Athenian Military before Cleisthenes (*Historia* 33, 1984).
- Toward a History of Peisistratid Athens, in *The Craft of the Ancient Historian: Essays in Honor of Chester G. Starr*, hrsg. v. J. W. Eadie und J. Ober (Lanham, 1985).
- Frye, Richard N.: The Charisma of Kingship in Ancient Iran (*Iranica Antiqua* 4, 1964).
- *The Heritage of Persia* (London, 1976).
- Gentili, Bruno: *Poetry and its Public in Ancient Greece*, engl. Übs. v. Thomas Cole (Baltimore, 1988). Orig. *Poesia e pubblico nella Grecia antica* (Rom, 1984).

- George, A.: *Babylonian Topographical Texts* (Löwen, 1992).
- Georges, Pericles: *Barbarian Asia and the Greek Experience: From the Archaic Period to the Age of Xenophon* (Baltimore, 1994).
- Gershevitch, I.: *The False Smerdis* (*Acta Antiqua* 27, 1979).
- Ghirshman, Roman: *Persia: From the Origins to Alexander*, engl. übs. v. Stuart Gilbert und James Emmons (London, 1964).
- Gibbon, Edward: *The History of the Decline and Fall of the Roman Empire*, 3 Bde., hrsg. v. David Womersley (London, 1994). Dt. *Verfall und Untergang des Römischen Imperiums*, 6 Bde. (München, 2003).
- Gnoli, Gherardo: *Zoroaster in History* (New York, 1997).
- Golding, William: *The Hot Gates* (London, 1965).
- Gould, John: *Herodotus* (New York, 1989).
- Graf, David: Greek Tyrants and Achaemenid Politics, in *The Craft of the Ancient Historian: Essays in Honor of Chester G. Starr*, hrsg. v. J. W. Eadie und J. Ober (Lanham, 1985).
- Grant, John R.: Leonidas' Last Stand (*Phoenix* 15, 1961).
- Grayson, A. K.: *Assyrian and Babylonian Chronicles* (New York, 1975).
- Green, Peter: *The Greco-Persian Wars* (Berkeley/Los Angeles, 1996).
- Hall, Edith: *Inventing the Barbarian: Greek Self-Definition through Tragedy* (Oxford, 1989).
- Hallock, R. T.: *The Evidence of the Persepolis Tablets* (Cambridge, 1972).
- Hamilton, Richard: *Choes and Anthestria: Athenian Iconography and Ritual* (Ann Arbor, 1992).
- Hansen, M. H.: The Origins of the Term *Demokratia* (*Liverpool Classical Monthly* 2, 1986).
- The 2500th Anniversary of Cleisthenes' Reforms and the Tradition of Athenian Democracy, in *Ritual, Politics, Finance: Athenian Democratic Accounts Presented to David Lewis*, hrsg. v. R. Osborne und S. Hornblower (Oxford, 1994).
- Hanson, Victor Davis: *The Western Way of War: Infantry Battle in Classical Greece* (Berkeley/Los Angeles, 1989).
- *Warfare and Agriculture in Classical Greece* (Berkeley/Los Angeles, 1998).
- *The Wars of the Ancient Greeks* (London, 1999). Dt. *Die Kriege der griechischen Antike* (Berlin, 2001).
- No Glory That Was Greece: The Persians Win at Salamis, 480 BC, in *What If?: Military Historians Imagine What Might Have Been*, hrsg. v. Robert Cowley (New York, 1999).
- Harrison, Thomas: *Divinity and History: The Religion of Herodotus* (Oxford, 2000).
- *The Emptiness of Asia: Aeschylus' »Persians« and the History of the Fifth Century* (London, 2000).
- (Hrsg.): *Greeks and Barbarians* (Edinburgh, 2002).
- Hartog, François: *Le Miroir d'Hérodote: Essai sur la Représentation de l'Autre* (Paris, 1980).
- Hegel, G. W. F.: *The Philosophy of History*, engl. Übs. J. Sibree (New York, 1956). Orig.: *Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte*, in *Werke in 20 Bänden*. Red. E. Moldenhauer und K. M. Michel. Frankfurt a. M. 1969–1971, Bd. 12.
- Herzfeld, Ernst: *The Persian Empire: Studies in Geography and Ethnography of the Ancient Near East* (Wiesbaden, 1968).

- Hignett, C.: *Xerxes' Invasion of Greece* (Oxford, 1963).
- Hodge, A. Trevor: *Marathon: The Persians' Voyage* (TAPA 105, 1975).
- *Reflections on the Shield at Marathon* (ABSA 91, 2001).
- Hodkinson, Stephan: *Property and Wealth in Classical Sparta* (Swansea, 2000).
- Hodkinson, Stephen und Powell, Anton (Hrsg.): *Sparta: New Perspectives* (Swansea, 1999).
- Hope Simpson, R.: *Leonidas' Decision* (Phoenix 26, 1972).
- Huxley, G. L.: *Early Sparta* (London, 1962).
- *The Early Ionians* (London, 1966).
- *The Medism of Caryae* (Greek, Roman and Byzantine Studies 8, 1967).
- Immerwahr, H. R.: *Form and Thought in Herodotus* (Cleveland, 1966).
- Jameson, M.: *A Decree of Themistokles from Troizen* (Hesperia 29, 1960).
- *Provisions for Mobilization in the Decree of Themistokles* (Historia 12, 1963).
- Jeffery, L. H.: *Archaic Greece: The City-States c. 700–500 BC* (London, 1976).
- Kakavoyannis, Evangelos: *The Silver Ore-Processing Workshops of the Lavrion Region* (ABSA 91, 2001).
- Karavites, Peter: *Realities and Appearances, 490–480 BC* (Historia 26, 1977).
- Kellens, Jean: *Essays on Zarathustra and Zoroastrianism*, übs. u. hrsg. Prods Oktor Skjærvø (Costa Mesa, 2000).
- (Hrsg.): *La Religion Iranienne à l'Époque Achéménide* (Gent, 1991).
- Kennell, Nigel M.: *The Gymnasium of Virtue: Education and Culture in Ancient Sparta* (Chapel Hill, 1995).
- Kent, Roland G.: *Old Persian: Grammar, Texts, Lexicon* (New Haven, 1953).
- Kimball Armayor, O.: *Herodotus' Catalogues of the Persian Empire in the Light of the Monuments and the Greek Literary Tradition* (TAPA 108, 1978).
- Kingsley, Peter: *Meetings with Magi: Iranian Themes among the Greeks, from Xanthus of Lydia to Plato's Academy* (Journal of the Royal Asiatic Society 3 (5), 1995).
- Konstan, David: *Persians, Greeks and Empire* (Arethusa 20, 1987).
- Kraay, C. M.: *Archaic and Classical Greek Coins* (London, 1976).
- Kuhr, Amélie: *The Cyrus Cylinder and Achaemenid Imperial Policy* (Journal for the Study of the Old Testament 25, 1983).
- *Usurpation, Conquest and Ceremonial: from Babylon to Persia*, in *Rituals of Royalty: Power and Ceremonial in Traditional Societies*, hrsg. v. David Cannadine und Simon Price (Cambridge, 1987).
- *The Ancient Near East, c. 3000–330 BC*, Bde. 1 und 2 (London, 1995).
- Kurke, Leslie: *Coins, Bodies, Games, and Gold: The Politics of Meaning in Archaic Greece* (Princeton, 1999).
- Lane Fox, Robin: *Cleisthenes and his Reforms*, in *The Good Idea: Democracy in Ancient Greece*, hrsg. v. John A. Koumoulides (New Rochelle, 1995).
- Langdon, M. K.: *The Territorial Basis of the Attic Demes* (Symbolae Osloenses 60, 1985).
- Lateiner, Donald: *The Historical Method of Herodotus* (Toronto, 1989).
- Lavelle, B. M.: *The Sorrow and the Pity: A Prolegomenon to a History of Athens under the Peisistratids, c. 560–510 BC* (Stuttgart, 1993).
- Lazenby, J. F.: *The Strategy of the Greeks in the Opening Campaign of the Persian War* (Hermes 92, 1964).
- *The Spartan Army* (Warminster, 1985).

- Aischylos and Salamis (*Hermes* 116, 1988).
- *The Defence of Greece 490–479 BC* (Warminster, 1993).
- Leick, Gwendolyn: *Mesopotamia. The Invention of the City* (London, 2001).
- Lenardon, R. J.: *The Saga of Themistocles* (London, 1978).
- Lévesque, P. und Vidal-Naquet, P.: *Clisthène l'Athénien: Essai sur la représentation de l'espace et du temps dans la pensée politique grecque de la fin du VIe siècle à la Mort de Platon* (Paris, 1964).
- Levine, Louis D.: *Geographical Studies in the Neo-Assyrian Zagros (Iran 11/12, 1973/4)*.
- Lewis, D. M.: *Cleisthenes and Attica (Historia 12, 1963)*.
- *Sparta and Persia* (Leiden, 1977).
- *Datis the Mede (JHS 100, 1980)*.
- Loraux, Nicole: *The Invention of Athens: The Funeral Oration in the Classical City*, engl. Übers. v. Alan Sheridan (Cambridge, MA, 1986). Orig. *L'Invention d'Athènes. Histoire de l'oraison funèbre dans la »cité classique«* (Paris, 1981).
- *The Experience of Tiresias: The Feminine and the Greek Man*, engl. Übers. v. Paula Wis-sing (Princeton, 1995). Orig. *Les expériences de Teiresias. Le féminin et l'homme grec* (Paris, 1989).
- *Born of the Earth: Myth & Politics in Athens*, engl. Übers. v. Selina Stewart (Ithaca, 2000). Orig. *Né de la terre. Mythe et politique à Athènes* (Paris, 1996).
- MacGinnis, J. D. A.: *Herodotus' Description of Babylon (Bulletin of the Institute of Classical Studies 33, 1986)*.
- Mallowan, Max: *Cyrus the Great (558–529 BC) (Iran 10, 1972)*.
- Manville, P. B.: *The Origins of Citizenship in Ancient Athens* (Princeton, 1990).
- Matheson, Sylvia A.: *Persia: An Archaeological Guide* (London, 1972).
- Mee, Christopher und Spawforth, Antony: *Greece: An Oxford Archaeological Guide* (Oxford, 2001).
- Meier, Christian: *Historical Answers to Historical Questions: The Origins of History in Ancient Greece (Arethusa 20, 1987)*.
- *The Greek Discovery of Politics*, engl. Übers. v. David McLintock (Cambridge, MA, 1990). Orig. *Die Entstehung des Politischen bei den Griechen* (Frankfurt a. M., 1980).
- *Athens: A Portrait of the City in its Golden Age*, engl. Übers. v. Robert Kimber und Rita Kimber (New York, 1993). Orig. *Athen. Ein Neubeginn der Weltgeschichte* (Berlin, 1993).
- Meiggs, R. und Lewis, D.: *A Selection of Greek Historical Inscriptions to the End of the Fifth Century BC* (Oxford, 1969).
- Mill, John Stuart: *Discussions and Dissertations*, Bd. 2 (London, 1859).
- Miller, Margaret C.: *Athens and Persia in the Fifth Century BC.: A Study in Cultural Receptivity* (Cambridge, 1997).
- Miroschedji, P. de: *La fin du royaume d'Anshan et de Suse et la naissance de l'Empire Perse (Zeitschrift für Assyriologie 75, 1985)*.
- Moles, J.: *Herodotus Warns the Athenians (Papers of the Leeds International Latin Seminar 9, 1996)*.
- Montigliano, Arnaldo: *The Place of Herodotus in the History of Historiography (History 4/1958)*. Dt. Herodot und die moderne Geschichtsschreibung, in *Ausgewählte Schriften*, Bd. 2. hrsg. v. A. Grafton (Stuttgart/Weimar, 1999).

- Momigliano, Arnaldo: *Alien Wisdom: The Limits of Hellenization* (Cambridge, 1975).
Dt. *Hochkulturen im Hellenismus* (München, 1985).
- Montaigne, Michel de: *The Complete Essays*, engl. Übs. v. M. A. Screech (London, 1991). Dt. *Essais*, Gesamtübers. von Hans Stilett. Frankfurt a. M. 1999.
- Morris, Ian: *Burial and Society: The Rise of the Greek City State* (Cambridge, 1987)
– *The Early Polis as City and State*, in *City and Country in the Ancient World*, hrsg. v. J. Rich and A. Wallace-Hadrill (London, 1991).
- Morris, Ian und Raaflaub, Kurt A. (Hrsg.): *Democracy 2500?: Questions and Challenges* (Dubuque, 1998).
- Morrison, J. S., Coates, J. F. und Rankov, N. B.: *The Athenian Trireme: The History and Reconstruction of an Ancient Greek Warship* (Cambridge, 2000).
- Moscato, Sabatino: *The World of the Phoenicians*, engl. Übs. v. Alastair Hamilton (London, 1968).
– (Hrsg.): *The Phoenicians* (London, 1997).
- Munson, Rosaria Vignolo: *Telling Wonders: Ethnographic and Political Discourse in the Work of Herodotus* (Ann Arbor, 2002).
- Murdoch, Iris: *The Nice and the Good* (London, 1968).
- Nylander, Carl: *The Standard of the Great King – A Problem in the Alexander Mosaic* (*Opuscula Romana* 14, 1983).
- Oates, Joan: *Babylon* (London, 1986).
- Ober, Josiah: *Mass and Elite in Democratic Athens: Rhetoric, Ideology, and the Power of the People* (Princeton, 1989)
– *The Athenian Revolution: Essays on Ancient Greek Democracy and Political Theory* (Princeton, 1996).
- Ober, Josiah und Hedrick, Charles (Hrsg.): *Demokratia: A Conversation on Democracies, Ancient and Modern* (Princeton, 1996).
- Ollier, François: *Le Mirage Spartiate: Étude sur l'Idéalisation de Sparte dans l'Antiquité Grecque*, 2 Bde. (Paris, 1933/1945).
- Olmstead, A. T.: *Darius and his Behistun Inscription* (*American Journal of Semitic Languages and Literatures* 55, 1938).
– *History of the Persian Empire* (Chicago, 1948).
- Osborne, Robin: *Greece in the Making: 1200–479 BC* (London, 1996).
- Ostwald, Martin: *Nomos and the Beginnings of the Athenian Democracy* (Oxford, 1969).
- Parke, H. W.: *A History of the Delphic Oracle* (Oxford, 1939).
– *Festivals of the Athenians* (London, 1977).
- Patterson, O.: *Freedom in the Making of Western Culture* (New York, 1991).
- Pedley, J.: *Sardis in the Age of Croesus* (Norman, 1968).
- Pelling, Christopher: *East is East and West is West – or Are They? National Stereotypes in Herodotus* (*Histos* 1, 1997).
– (Hrsg.): *Greek Tragedy and the Historian* (Oxford, 1997).
- Petit, Thierry: *Satrapes et Satrapies dans l'Empire Achéménide de Cyrus le Grand à Xerxès Ier* (Paris, 1990).
- Podlecki, A. J.: *The Life of Themistocles: A Critical Survey of the Literary and Archaeological Evidence* (Montreal, 1975).
- Pomeroy, Sarah B.: *Spartan Women* (New York, 2002).
- Powell, Anton (Hrsg.): *Classical Sparta: Techniques behind her Success* (London, 1989).

- Powell, Anton und Hodkinson, Stephen (Hrsg.): *The Shadow of Sparta* (Swansea, 1994).
- (Hrsg.): *Sparta: Beyond the Mirage* (Swansea, 2002).
- Pritchett, W. K.: New Light on Thermopylae (*AJA* 62, 1958).
- *The Greek State at War*, Bde. 1–5 (Berkeley/Los Angeles, 1971–91).
- Rawson, Elizabeth: *The Spartan Tradition in European Thought* (Oxford, 1969).
- Redfield, J.: Herodotus the Tourist (*Classical Philology* 80, 1985).
- Rhodes, P.: Peisistratid Chronology Again (*Phoenix*: 30, 1976).
- *A Commentary on the Aristoteleian »Athenaion Politeia«* (Oxford, 1981).
- *Ancient Democracy and Modern Ideology* (London, 2003).
- Robertson, Noel: Solon's Axones and Kyrbeis, and the Sixth-Century Background (*Historia* 35, 1986).
- Root, Margaret Cool: *The King and Kingship in Achaemenid Art: Essays on the Creation of an Iconography of Empire* (Leiden, 1979).
- Roux, Georges: *Ancient Iraq* (London, 1992).
- Sancisi-Weerdenberg, Heleen: The Personality of Xerxes, King of Kings, in *Archeologia Iranica et Orientalis: Miscellanea in Honorem L. Vanden Berghe*, Bd. I, hrsg. v. L. de Meyer und E. Haerincx (Gent, 1989).
- *Peisistratos and the Tyranny: A Reappraisal of the Evidence* (Amsterdam, 2000).
- (Hrsg.): *Achaemenid History 1: Sources, Structures, Synthesis* (Leiden, 1987).
- Sancisi-Weerdenberg, Heleen und Kuhrt, Amélie (Hrsg.): *Achaemenid History 2: The Greek Sources* (Leiden, 1987).
- (Hrsg.): *Achaemenid History 3: Method and Theory* (Leiden, 1988).
- (Hrsg.): *Achaemenid History 4: Centre and Periphery* (Leiden, 1990).
- (Hrsg.): *Achaemenid History 5: The Roots of the European Tradition* (Leiden, 1990).
- (Hrsg.): *Achaemenid History 6: Asia Minor and Egypt: Old Cultures in a New Empire* (Leiden, 1991).
- Sancisi-Weerdenberg, Heleen, Kuhrt, Amélie und Root, Margaret Cool (Hrsg.): *Achaemenid History 8: Continuity and Chance* (Leiden, 1991).
- Schoff, Wilfred H. (Übs. u. Hrsg.): *»Parthian Stations: by Isidore of Charax* (London, 1914).
- Sealey, Raphael: Again the Siege of the Acropolis, 480 BC (*California Studies in Classical Antiquity* 5, 1972).
- The Pit and the Well: The Persian Heralds of 491 BC (*CJ* 72, 1976).
- Sekunda, N.: *The Spartan Army* (Oxford, 1998).
- Greek Swords and Swordsmanship (*The International Review of Military History* 3 (1), 2001).
- Sekunda, N. und Chew, S.: *The Persian Army 560–330 BC* (Oxford, 1992).
- Shapiro, Harvey A.: *Art and Cult under the Tyrants in Athens* (Mainz, 1989).
- Shrimpton, Gordon: The Persian Cavalry at Marathon (*Phoenix* 34, 1980).
- Smith, J. A.: *Athens under the Tyrants* (Bristol, 1989).
- Smith, Sidney: *Babylonian Historical Texts Relating to the Capture and Downfall of Babylon* (London, 1924).
- Snodgrass, A. N.: *Arms and Armor of the Greeks* (Baltimore, 1967). Dt. *Wehr und Waffen im antiken Griechenland* (Mainz, 1984).
- *Archaic Greece: The Age of Experiment* (London, 1980).
- Stadter, P. A.: *A Commentary on Plutarch's Pericles* (Chapel Hill, 1989).

- Starr, Chester G.: *The Origins of Greek Civilization, 1100–650 BC* (New York, 1961).
- The Credibility of Early Spartan History (*Historia* 14, 1965).
 - *The Economic and Social Growth of Early Greece, 800–500 BC* (Oxford, 1977).
 - Why Did the Greeks Defeat the Persians? in *Essays on Ancient History*, hrsg. v. Arthur Ferrill und Thomas Kelly (Leiden, 1979).
- Stoyanov, Yuri: *The Other God: Dualist Religions from Antiquity to the Cathar Heresy* (New Haven, 2000).
- Strauss, Barry: *Salamis: The Greatest Naval Battle of the Ancient World, 480 BC* (New York, 2004).
- Szemler, G. J., Cherf, W. J. und Kraft, J. C.: *Thermopylai: Myth and Reality in 480 BC* (Chicago, 1996).
- Tadmor, H.: The Campaigns of Sargon II of Assur (*JCS* 12, 1958).
- Tuplin, Christopher: *Achaemenid Studies* (Stuttgart, 1996).
- The Seasonal Migration of Achaemenid Kings: A Report on Old and New Evidence, in *Studies in Persian History: Essays in Memory of David M. Lewis*, hrsg. v. Maria Brosius und Amélie Kuhrt (Leiden, 1998).
 - The Persian Empire, in *The Long March: Xenophon and the Ten Thousand*, hrsg. v. Robin Lane Fox (New Haven, 2004).
- Van der Veer, J. A. G.: The Battle of Marathon: A Topographical Survey (*Mnemosyne* 35, 1982).
- Vanderpool, E.: A Monument to the Battle of Marathon (*Hesperia* 35, 1966).
- Van Wees, Hans: *Greek Warfare: Myths and Realities* (London, 2004).
- Vernant, Jean-Pierre: *Mortals and Immortals: Collected Essays*, hrsg. v. Froma I. Zeitlin (Princeton, 1991).
- Wallace, Paul W.: Psyttaleia and the Trophies of the Battle of Salamis (*AJA* 73, 1969).
- The Anopaia Path at Thermopylae (*AJA* 84, 1980).
 - Aphetai and the Battle of Artemision (*Greek, Roman and Byzantine Monographs* 10, 1984).
- Wallace, R.: The Date of Solon's Reforms (*American Journal of Ancient History* 8, 1983).
- Wallinga, H. T.: The Ionian Revolt (*Mnemosyne* 37, 1984).
- The Trireme and History (*Mnemosyne* 43, 1990).
 - *Ships and Sea-Power before the Great Persian War: The Ancestry of the Ancient Trireme* (Leiden, 1993).
- West, S. R.: Herodotus' Portrait of Hecataeus (*JHS* 111, 1991).
- Whatley, N.: On the Possibility of Reconstructing Marathon and Other Ancient Battles (*JHS* 84, 1964).
- Whitby, Michael (Hrsg.): *Sparta* (Edinburgh, 2002).
- Wiesehöfer, Josef: *Ancient Persia*, engl. Übers. v. Azizeh Azodi (London, 2001). Orig. *Das antike Persien von 550 v. Chr. bis 650 n. Chr.* (Zürich, 1993).
- Wycherley, R. E.: *The Stones of Athens* (Princeton, 1978).
- Young, T. C. jr.: 480/79 BC – a Persian Perspective (*Iranica Antiqua* 15, 1980).
- Zadok, Ron: The Connections between Iran and Babylonia in the Sixth Century BC (*Iran* 14, 1976).

VERZEICHNIS DER KARTEN

Das Perserreich	12/13
Griechenland und die Ägäis	22/23
Mesopotamien und Iran	30/31
Die Peloponnes und Mittelgriechenland	98
Attika	143
Athen im 6. und 5. Jahrhundert v. Chr.	156
Persische Satrapien im Westen	189
Marathon	231
Der Westen	267
Bedrängnis: Griechenland um 480 v. Chr.	293
Die Thermopylen	301
Die Insel Salamis	354
Schlacht von Salamis	362
Plataiai	392

BILDNACHWEIS

akg-images: Tafel XII. akg-images/Gérard Dégeorge: Tafel III (oben), Tafel III (unten), Tafel VII, Tafel XIII (oben). akg-images/Erich Lessing: Tafel II (unten), Tafel XIII (unten), Tafel XIV (oben rechts). akg-images/Werner Forman: Tafel I (oben), Tafel VI, Tafel XIV (unten links). akg-images/bildarchiv Steffens: Tafel I (unten). akg-images/Nimatallah: Tafel VIII (oben), Tafel IX. akg-images/Peter Conolly: Tafel VIII (unten). akg-images / Suzanne Held: Tafel XV (oben). akg-images/John Hios: Tafel XIV (unten rechts), Tafel XV (unten).

DAI Athen: Tafel X (Neg. Nr. 1976/5558; Foto: Hellner), Tafel XI oben (Neg. Nr. 1974/1095; Foto: Goette) und (Neg. Nr. Olympia 4931; Foto: Czako): unten, Tafel XIV (oben links).

DAI Berlin: Tafel II (oben).

Museum für Abgüsse klassischer Bildwerke, Photothek, München: Tafel IV, V.

© National Museum of Scotland/The Bridgeman Art Library, Tafel XVI.

Karten: Eugene Fleury

REGISTER

- Abironichos, Sohn des Lysikles, athen.
 Kundschafter 307, 317, 320
 Abydos, St. am Hellespont 278 f.
 Achämeniden, pers. Dynastie 38, 46,
 53, 62, 78, 82
 Achill, Held vor Troja 298 f., 306
 Adeimantos, Flottenbefehlshaber aus
 Korinth 340 f., 349
 Ägäisches Meer 22 f., 39, 41, 91, 121,
 188, 212 f., 217, 264 f., 292 f., 303,
 306, 397, 402
 Ägina 197, 201, 214 f., 262, 270, 292 ff.,
 341, 347, 355, 357, 361, 363, 373, 375,
 395, 403
 Ägypten, Ägypter 33, 49 ff., 85, 140,
 181, 238 f., 242 f., 271, 318, 324, 353,
 360, 365 f., 401, 403
 Äthiopien, Äthiopier 51, 88 f., 247, 326
 Afrika 90, 266
 Agamemnon, Heerführer im Trojani-
 schen Krieg 103 ff., 277
 Agorá, in Athen 155 f., 173 f., 194, 200,
 251, 289, 337, 343, 376
 Ahura Mazda, höchste Gottheit der
 Perser 59–62, 64 f., 74, 82 ff., 179 f.,
 183, 206, 212, 240, 242 f., 245, 274,
 277, 328, 344, 348, 401 ff.
 Aias, König von Salamis, Held vor
 Troja 135, 137
 Aigaleos, Berg 141, 339, 344, 350
 Aischylos 399 ff., 408
 Akkad, mesopotam. Reich 17, 70 f., 78
 Akropolis
 – Athen 133 f., 141–153, 155, 159, 163,
 165 ff., 172, 182, 254 f., 288–292,
 338 f., 342–345, 352, 372, 376. 396,
 399, 403–410
 – Eretria 220
 – Korinth 340, 372 f.
 – Sardes 177 f., 271
 – Sparta 404
 Alexander I., König von Makedonien
 213, 325, 376 f.
 Alexander III. der Große, König von
 Makedonien 18, 411 f.
 Alkmaion 148
 Alkmeoniden 147 f., 150–154, 157,
 161 f., 164 f., 167, 171, 177, 198, 226,
 250 ff., 289, 375, 408
 Alopeke, St. in Attika 254
 Ameinias aus Pallene, Kapitän vor
 Salamis 363 f.
 Amesha Spentas (pers.: wohlwollende
 Unsterbliche) 61, 64
 Amompharetos, spart. Offizier 389 ff.
 Anshan, mesopotam. Reich 35, 38 f., 77
 Anthesterien, athen. Kultfest 334 f.
 Aphrodite 136, 372
 Apollon 109 f., 122–128, 162, 182, 215,
 219 f., 263, 282 f., 284 f., 347 f., 379,
 399, 402 s. a. Delos; Delphi; Didyma;
 Orakel
 Apothetai, Schlucht bei Sparta 112 f.,
 117
 Araber 89
 Arachosien 88
 Aralsee 43
 Areopag, in Athen 343

- Argos, Argiver 103 ff., 107 f., 131, 134, 152, 162, 192, 203 f., 216, 263, 281 ff., 294, 374, 379
- Arier 29, 35, 37, 43, 60 f.
- Aristagoras, Tyrann von Milet 188, 190–195, 209 f.
- Aristides 229, 232, 253 f., 256 ff., 355, 357, 366, 375, 378, 382, 385 f., 390, 406
- Aristodemus, spart. Hoplit 380 ff., 391, 393
- Aristogeiton, Tyrannenmörder 159 f., 173, 337
- Armenien 32
- Arsames, Großvater des Dareios 82
- Arta (pers.: göttliche Wahrheit, Ordnung) 58–61, 63, 65, 182, 242
- Artaphernes, Bruder des Dareios, Satrap 54 f., 57, 175, 177–180, 183 f., 188, 190, 193 ff., 198, 202 f., 210 f.
- Artaphernes, Sohn des vor., Admiral 217, 233, 252
- Artemis 110, 118, 121, 219, 303, 391
- Artemisia, Königin von Halikarnassos 335, 348 f., 363 f.
- Artemision, auf Euböa 304–307, 309, 314–318, 332, 335, 337, 340, 351, 356, 358
- Artystone, Tochter des Kyros, Gem. des Dareios 82
- Asien–Europa 299, 401
- Asopos, Fl. in Böotien 323, 327 f., 379, 383–387, 390
- Assur 28
- Assyrer, Assyrien, mesopotam. Reich 28 f., 32, 34 f., 37 f., 56, 68, 72, 83, 247
- Astrologie 71
- Astyages, König der Meder 32 f., 35–41, 47, 51, 79, 85
- Athen 11, 15, 19 f., 122, 126, 130–175, 182, 188, 193–214, 217, 220, 226 f., 231 ff., 244, 286, 290 f., 294, 306, 325, 334–345, 376 ff., 398 ff., 403 f., 411 f. s. a. Agorá, Akropolis; Attika; Demokratie; Eupatriden; Tyrannis
- Athena Polias 149, 289
- Athene 133 f., 141, 145, 150 f., 158, 183, 255, 278, 287, 290 f., 306 f., 338, 344, 405
- Athos, Berg, Halbinsel 213, 249, 257, 368
- Atossa pers. Königin 48, 52, 81, 241
- Attika 130, 132–135, 137–140, 143, 151, 154, 169, 174, 220, 223, 290, 297, 302, 338, 342, 344, 373, 379
- Attisch-Delischer Bund 402
- Babylon, Babylonier 17, 27, 65, 67–91, 181, 324, 326, 366 f. 401, 412
- Bagistana, Berg s. Behistun
- Baktrien, Baktrer 43, 47, 62 f., 88, 218, 273
- Bankiers 73 f., 88
- Barbaren 235 f.
- Bardiya, Sohn des Kyros, pers. König 47 f., 51–59, 64, 69, 79, 81, 87, 177, 241
- Basra 237
- Behistun, Berg, Felsrelief des Dareios 64, 81–84
- Berg der Gnade s. Persepolis
- Böotien 130, 134, 244, 298, 331, 367, 379, 382 f., 397, 411
- Bréal, Michel, Initiator des Olympischen Marathonlaufs 233
- Butaden, Adelsfamilie in Athen 148 ff., 152, 168, 289
- Byblos 265
- Byron, George Gordon Noel Lord 16 ff.
- Chalkis, auf Euböa 170, 172, 305 ff., 309
- Chaos (in der pers. Kosmologie) 61, 76
- Chersones, Halbinsel am Hellespont 153 f., 157, 185 ff., 195, 199, 206
- Chios 41
- Chorassan, Straße von 27–65, 80, 327
- Curzon, George Nathaniel Lord 18
- Dämonen, *daivas* 84, 212 f., 219, 243, 278, 334, 343 f.
- Dareios (I.), pers. Großkönig 53–58, 60 f., 64 f., 69, 74, 76–91, 130, 175,

- 178 f., 182, 185 ff., 190, 206, 209 f.,
213, 217 f., 220 f., 234, 237–245, 248,
260, 274, 276, 327, 332, 347, 366 f.,
401
- Datis, pers. Flottenkommandant med.
Herkunft 210, 214, 218 f., 221, 226 f.,
233, 235, 238, 252, 255, 258, 264,
322, 409
- Delos 219 f., 376, 378, 397, 402 f.
- Delphi 122–127, 130, 138, 148, 162,
183, 215 f., 263, 282, 286 f., 299,
347 f.
- Demaratos, König von Sparta, Über-
läufer 170 f., 192, 214 f., 217, 224,
238, 244, 259 f., 276, 323, 348,
357 f.
- Demokratie 165–175, 188, 190, 194,
198 ff., 206, 212, 214, 252, 254, 289,
291, 337, 343, 375, 377 f., 385, 405,
411
- Demos (Verwaltungseinheit in
Athen) 168 f., 171
- Didyma, Orakel von 183, 219, 399
- Dionysien, städtische 158, 205, 399 f.
- Disziplin 115 f. s. a. Hopliten; Krypteia
- Dorier 96 f., 122, 131 f.
- Dorieus, König von Sparta 128 f.
- Doris, griech. Landschaft 122
- Drauga (pers.: die Lüge) 59 ff. s. a. Lüge
- Egibis, babylon. Bankiersfamilie 73 f.,
88
- Eide 234
- Ekbatana 33, 38 f., 41, 43, 52, 55, 73,
79, 177, 219
- Elam, Elamiten, Königreich 65, 69, 71,
82, 84 ff., 89
- Eleusis, Eleusinien (Große Mysterien)
171, 192, 350, 357 f., 360, 364,
382 s. a. heilige Straße
- Elissa, Prinzessin, Gründerin von
Karthago 266
- Empedokles 26
- En-nigaldi-Nanna, babylon. Prinzessin
71
- Ephialtes, Verräter an den Thermo-
pylen 327 f.
- Ephoren, Ephorat (Aufsichtsgremium
in Sparta) 127 f., 170, 217, 378 f.,
403
- Epilepsie 112
- Erechtheus 133 f., 142, 148, 288,
338
- Eretria, St. auf Euböa 194 f., 203, 217,
220, 223, 234, 237
- Ernährung 394 f.
- Esağila, myth. Gebäude, Tempel in
Babylon 67, 72 f.
- Etemenanki, Tempelkomplex in
Babylon 77
- Euainetos, spart. Hoplitenfürer 285
- Euböa 170 f., 194, 220 f., 262, 266,
291, 294, 302, 304 ff., 309 f., 316 ff.,
333, 341
- eunomia*, gerechte Staatsordnung 95,
99, 101, 139 f., 167 s. a. Solon
- Eupatriden, Aristokratenfamilien in
Athen 135, 139–142, 144, 146, 148,
154, 165, 167 f., 198 f.
- Euphrat 67, 70
- Europa, phöniz. Prinzessin 264 f.
- Europa–Asien-Gegensatz 299, 401
- Eurotas, Fl. in Lakadaimon 109
- Eurybiades, spart. Flottenkomman-
deur 294, 304, 315, 340
- Eurymedon, Fl. 403
- Exerzieren s. Hopliten
- Feiglinge 172, 245, 373, 380 ff., 389
- Feuer: Symbol pers. Herrschaft,
reinigendes Element 34, 48, 59 f.,
63, 212 f., 242; in Delphi 124; dem
Zoroaster heilig 183
- Freiheit 171 f., 377, 394 f., 406
- Fruchtbarer Halbmond s. Mesopo-
tamien
- Gandhara 43, 89
- Gärten s. Paradies
- Gaumata, Doppelgänger des Bardiya
58 f., 78, 81 ff.
- Geheimdienst s. Spionage
- Gelon, Tyrann von Syrakus 268, 283,
368

- Gerusie (Ältestenrat in Sparta) 111 f.,
 127, 216
 Gesandte, 203, 213 f.
 Gesetz 109 ff.; s. a. Lykurg, myth.
 Gesetzgeber; Solon
 Gibbon, Edward 10
 Gleichheit, Gleichberechtigung s.
 Demokratie; *isonomia*; Kleisthenes
 Gobryas, Schwiegervater und Schwager
 des Dareios 54, 84, 213
 Götter 45 f., 133; in Babylon 67, 72–75;
 in Ägypten 50; griechische s. Aphro-
 dite; Apollon; Artemis; Athene;
 Hephaistos; Nemesis; Pan; Poseidon;
 Zeus; persische s. Ahura Mazda;
 Zoroaster; orientalische s. Kybele
 Golding, William 16 f.
 Golf von Malia 299, 301 f., 307, 309 f.
 Gorgo, Tochter des Kleomenes, Gem. des
 Leonidas 192, 217, 259
 Green, Peter 19 f.
 Griechen, Griechenland 11, 22 f.,
 95–98, 220, 266 f., 406 f.
 Große Panathenäen 145, 148 f., 159 f.
 Großer Bittersee (Tuz Gölü) 178
 Gründungsmythen 67 f., 93 ff., 131 ff.
 Gythion, Kriegshafen der Spartaner 191

 Halikarnassos, St. in Ionien 335, 348
 s. a. Artemisia; Herodot
 Halys, Fl. 32, 39
 Harmodios, Tyrannenmörder 159 f.,
 173, 337
 Harpagos, med. Feldherr in pers.
 Dienst 37 f., 40 ff., 210
 Hegel, G. W. F. 14
 heilige Straße, Pilgerweg Athen–Eleusis
 171, 350, 357 f.
 Helena, myth. Königin von Sparta 93 f.,
 96 f., 109, 114, 118, 170, 191, 215,
 298, 395, 409
 Hellenion, Konferenz der Verbündeten
 Spartas 262 f., 268, 290
 Hellespont (Dardanellen) 24, 153, 218,
 244, 247, 249, 276–280, 285, 306,
 310, 324, 368, 370 f., 400 ff., 405,
 412
 Hellespontiades (Frühherbststürme)
 292
 Helos, Stadt in Lakedaimon 103
 Heloten, spart. Untertanen 103 ff.,
 117–121, 204, 281, 330, 380, 395
 Hephaistos 133
 Herakles 97, 101, 122, 131, 226, 282,
 295 f., 358
 Herakliden (Spartaner) 97, 99–102,
 132 f.
 Herodot 10 f., 14 f., 20 f., 25, 90, 280
 Hesekiel, bibl. Prophet 265
 Himera, St. in Sizilien 368 f.
 Hindukusch 43
 Hipparchos, Sohn des Peisistratos,
 Tyrann von Athen 155, 158 ff., 173,
 297 f.
 Hipparchos, Archon von Athen
 (496 v. Chr.) 198
 Hippeis (spart. Reiterkontingent) 119,
 374 f.
 Hippias, Sohn des Peisistratos, Tyrann
 von Athen 155, 158–163, 168, 175,
 193, 196, 198, 220 f., 226, 234, 244,
 252
 Histiaios, Tyrann von Milet 186 ff.,
 209 ff.
 Hitler, Adolf 8, 16 f.
 Hohle Klippen 317
 Homer 144, 297 f., 306
hopla (griech.: schwere Waffen) 99 f.
 Hopliten (griech.: schwerbewaffnete
 Fußsoldaten) 100, 102, 106 f., 145,
 196, 222 f., 228–234, 283, 285, 312,
 380, 383 f., 386, 398; Schilde
 der 222, 229 ff.
 Hyakinthien, spart. Kultfest 379
 Hybris 146, 395 ff.
 Hydarnes, Mitverschwörer des Dareios
 80 f.
 Hydarnes, Sohn des vor. 327–330
 Hystaspes, Vater des Dareios 82

 Iberische Halbinsel, griechische Siedler
 auf der 266
 Indien, Königreich, Inder 18, 56, 88,
 247, 273

- Indus 91
- Ionien, Ionier 41 f., 88, 90, 93 f., 121, 136, 182 f., 190–212, 264 ff., 318, 333, 337, 361, 397, 402 f.
- Irak 17, 28
- Iran, Iraner 27, 30, 62 f.
- Isagoras, Archon von Athen 164–168, 170
- Ischia 266
- Ishtar, babylon. Göttin 75
- isonomia*, Gleichheitsgrundsatz in der Demokratie 167
- Isthmus von Korinth 122, 130, 280, 282, 308, 338, 340 f., 350 f., 357, 368, 372 f., 376
- Italien, griech. Siedler in 266
- Jaxartes, Fl. 44 ff., 90
- Jeremia, bibl. Prophet 68
- Jerusalem 68 f., 181
- Juden 68, 181 f.,
- Judäa 68, 181
- Kallidromos, Berg 299, 303, 314, 323, 327, 330
- Kallimachos, Archon von Athen 223, 228 f., 233
- Kambyses, Sohn des Kyros, Großkönig 47–55, 57, 73, 78, 82, 90, 239, 241, 401
- Kannibalismus 185
- Karien, Karer 335, 361
- Karmanien 326
- Karneien, spart. Kultfest 224, 292, 310, 328
- Karthago, Karthager 266, 268 ff., 283, 369
- Karyai, Stadt in Lakedaïmon 281, 374
- Kerameikos, Stadtteil von Athen 142, 194, 200, 235, 337
- Keramik 142
- Kilikien, Kilikier 218, 361
- Kilikische Tore 323
- Kimón, Sohn des Miltiades (d. J.) 251, 291, 403
- Kindestötung 36 f., 112 f., 117
- Kissier, Volk am unteren Tigris 247
- Kithairon, Berg 288, 380, 383 f., 387 f.
- Kleisthenes, Alkmeonide, Reformer in Athen 157, 160–171, 173 ff., 198 f., 250, 252, 254
- Kleombrotos, Bruder des Leonidas 216, 338, 382
- Kleomenes, König von Sparta 128 ff., 161–167, 169 ff., 175, 192 ff., 204, 207 f., 214–217, 224, 261, 287
- Königsstraße 52, 322
- Korinth, Korinther 137, 147, 171, 262, 266, 270, 280 ff., 290 ff., 338, 340, 359, 364, 373, 380, 398
- Kranai, Insel vor Gythion 191
- Krim, Halbinsel
- Krisa, St. nahe Delphi 124, 138, 148
- Kroisos, König der Lyder 39 f., 107 f., 124 f., 148, 177, 180, 184, 271 f., 395
- Krypteia, Härtetraining/Terrorinstrument in Sparta 117 f.
- Kyaxares, König der Meder 32
- Kybele, oriental. Muttergottheit 177, 195
- Kylon, athen. Olympiasieger, Aufrührer 146 f., 150
- Kyropolis (Kurushkat), pers. Grenzst. 44
- Kyros (II.) der Große, König der Perser 35–52, 54, 56 ff., 62 ff., 68 f., 72, 76, 78, 82, 84–87, 93 f., 107 ff., 112, 121, 125, 182, 203, 241 f., 246, 367, 401, 412
- Lade, Insel vor Milet 202, 210, 265, 270, 347 ff., 351, 360, 397
- Lakedaïmon 96–100, 102 f., 108, 120 f., 191, 224, 281
- Laurion, Silberbergwerke 256 ff.
- Leonidas, König von Sparta 15 f., 216 f., 259, 282, 295 f., 297 ff., 305–315, 318 f., 321, 326–333, 338, 371, 380 ff., 407
- Leotychidas, Vetter des Demaratos 214 f., 217, 224, 238, 282, 376, 397, 398, 402
- Leuktra, Schlacht bei 411
- Libyen, Libysche Wüste 51, 90

- Lüge (Drauga) 58–61, 63 f., 82 ff., 89 f.,
 212 f., 219, 243, 245, 274, 344, 352,
 401
 Lydien, Lyder 32 f., 39 f., 42 f., 93, 107 f.,
 125, 182, 184 f., 276 f.
 Lykidas, athen. Aristokrat 378, 384
 Lykurg, myth. Gesetzgeber Spar-
 tas 101–104, 106, 111, 113 f., 118,
 129 f., 138, 167, 298, 323, 391
 Lykurg, athen. Adliger, Butade 148–151

 Mager, pers. Wahrsager 34 f., 48, 52,
 56–59, 62 f., 83, 123, 182, 213, 276 f.
 Magnesia, Halbinsel 302, 305, 310 f.,
 314
 Makedonien, Königreich 213, 247, 284,
 325, 370
 Malia s. Golf von Malia
 Mandane, Tochter des Astyages, Mutter
 des Kyros 35
 Marathon 14 f., 19, 142, 152, 206;
 Schlacht bei 221–238, 251, 253, 283,
 289, 305, 408 ff.
 Mardonios, pers. Feldherr, Sohn des
 Gobryas, Vetter des Xerxes 213, 217,
 244, 246, 248 f., 368–371, 373 f.,
 376–380, 383–387, 389 ff., 393 f.,
 396 f., 399 ff., 406, 411
 Marduk, babylon. Gottheit 67, 72 ff., 181
 Medien, Meder 29 f., 32–35, 37 ff., 41,
 44, 85, 99, 210, 273, 324
 Medische Mauer 70, 74
 Megakles, Archon von Athen 147 f.
 Megara 137 f., 149, 266, 292, 338, 341,
 350 f., 380
 Menelaos, myth. König von Sparta 93 f.,
 96 f., 103, 122, 133, 298
 Mesopotamien 27, 30, 68 ff., 72 f., 76 ff.,
 82, 85, 88, 96, 181 f., 366 f.
 Messenien 97–100, 103, 105, 112,
 117 f., 134, 411
 Milet 186 f., 188–191, 194 ff., 202–205,
 209 f., 218, 234, 264, 270, 347 ff., 397
 Mill, John Stuart 14
 Miltiades, Philaïde, Tyrann der Cherso-
 nes 153 f., 185 f., 198 f., 205 f., 211,
 214
 Miltiades, Neffe des vor., der Marathon-
 sieger 157, 223 f., 227 ff., 233, 250 ff.,
 291, 402
 Monarchie, Begründung der s. Sargon
 Montaigne, Michel de 15 ff.
 Moscher, Stamm im Kaukasus 247
 Münzen 136, 158, 177, 179, 404
 Murdoch, Iris 20
 Museen 71
 Mykale, Gebirge nahe Milet; Kap 191,
 201 f., 218, 397 f., 401, 405
 Mykene 103 f., 204, 380
 Myrkinos, Landstrich in Thrakien 187,
 196

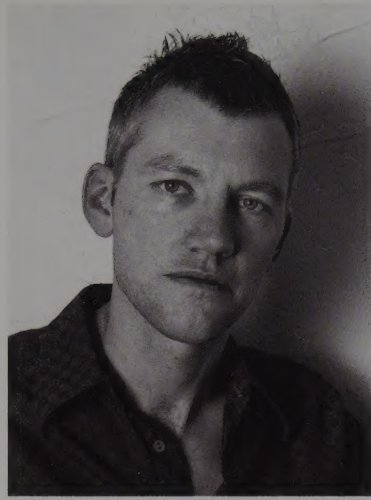
 Nabonid, König von Babylon 69, 71–74
 Nachrichtenübermittlung 207 f., 378,
 397 f.
 Nacktheit 114
 Naxos 153, 188, 219 f., 264
 Nebukadnezar II., König von Baby-
 lon 69 f.
 Nebukadnezar III., König von Baby-
 lon 69, 74, 76, 78
 Nemesis (griech. Göttin der ausgleichen-
 den Gerechtigkeit) 277, 347 ff., 395 f.,
 397, 404, 409 f., 412
 Nidintu-Bel, babylon. Usurpator 78 f.,
 81, 366
 Nimrud 28
 Ninive 28, 32 f., 39, 95
 Nisaia, Tal im Zagrosgebirge 55–58, 60,
 64, 80, 274 f.
 Nordafrika s. Karthago; Phönizier

 Odysseus 306, 404
 Oita, Berg 122, 323
 Olymp, Berg, Göttersitz 122, 146, 213,
 284, 294
 Olympia 145 f., 309 f.
 Olympische Spiele 145, 192, 233, 292
 Omphalos, myth. Stein in Delphi 124
 Onomakritos, Archivar Athens 159, 244
 Opferrituale 123, 229, 234, 277, 303,
 326, 391
 Orakel 101, 104, 107, 122–127, 148,
 159, 162, 177, 183, 215, 219, 263, 282,

- 286 f., 295, 376 s. a. Apollon; Delphi;
Didyma
- Ordnung (Arta) 59 ff., 63, 88, 91, 242
s. a. Weltordnung
- Ossa, Berg 284
- Ostrakismos, Scherbengericht (Verbann-
ungsurteil) 251 ff., 257 f., 291, 339,
385, 404
- Ost–West-Gegensatz 8 ff., 19, 335, 409
- Otanes, pers. Kronprätendent 54, 58, 91
- Päderastie 116
- Paläste s. Ekbatana; Babylon; Pasarga-
dai; Persepolis
- Pallene, Dorf in Attika 152
- Pan, griech. Gott 225 f., 232, 353, 383
- Panathenäen 298
- Pandschab 90 f.
- Panionion, Heiligtum auf dem Mykale-
gebirge 191, 201, 397
- Paradies (pers. *paradaida*, »Park«) 250
- Paris, trojan. Prinz 191
- Parnassos, Berg 122 f., 286
- Parthenon, Athen 408 f.
- Pasargadai, pers. Familie, Residenz,
Grabstätte des Kyros 38, 47, 56, 63,
86, 242
- Pausanias, Sohn des Kleombrotos,
Regent von Sparta, Heerführer 382 f.,
385 f., 388–391, 394 f., 397, 403 f.,
411
- Peisistratiden 135, 152, 155, 157 f.,
161 f., 170, 193, 198, 221, 244 f., 250,
252, 278, 343 f.
- Peisistratos, Feldherr, Tyrann von
Athen 149–154, 157, 172, 221, 297 f.
- Peloponnes 98, 104–108, 121, 129,
131 f., 170, 238, 284, 294, 350, 373 f.
- Peloponnesischer Bund 262
- Pelops 104
- Pelusion, ägypt. Hafen 49
- Pentelikon, Berg 141, 151 f., 221 f.,
233 f., 289
- Periander, Tyrann von Korinth 147
- Perikles 408
- Persepolis 86–89, 207 f., 210, 242 f.,
245–248, 321, 323 f., 412
- Perseus, myth. Held 203, 282
- Persien, Perser 11 ff., 19, 21, 24, 35,
37–40, 203, 207 f., 213, 403
- Persische Tore 323
- Pferde 29, 38, 56, 274 f., 383
- Phaidime, Gem. Bardiya 58
- Phalanx 100, 102, 106 f., 128, 222 f.,
229–232, 236, 388, 390 f., 393
- Phaleron, Hafen von Athen 141, 194,
197, 201, 205, 226, 234, 250, 254,
339, 347, 350, 352–355
- Pharao 50, 85
- Phidias, Bildhauer 406, 408, 410
- Philaiden, athen. Aristokratenfami-
lie 135, 153, 157, 164, 251 f.
- Philipp II., König von Makedonien
411 f.
- Philippides, Athlet 223–227, 233
- Philosophie 183 f., 186 s. a. Platon
- Phönizier 265 f., 269 ff., 303, 318, 361,
364 f., 397
- Phokaia, St. in Ionien 42
- Phokis, Phoker 299 ff., 308, 314, 328 f.
- Phraortes, pers. Kronprätendent 79–82
- Phrygien 352
- Phye, Darstellerin der Athene 151
- Phyle, athen. Verwaltungseinheit 169,
171, 174, 199, 225
- Piräus, Hafen vor Athen 201, 253, 258,
291, 335, 339
- Plataiai, Plataier 161, 170, 225, 229,
294, 318, 379 f., 382 f., 386, 388 f.,
392 f., 396 ff., 401, 411
- Platon 19, 170
- Pnyx, Anhöhe in Athen, Ort der Volks-
versammlung 172, 289, 337, 343
- Poseidon 255, 284, 372
- Priamos, König von Troja 94
- Prostituierte 75, 142, 336 f., 372 f.
- Prügelstrafe 118 f.
- Psytaleia, Insel 353, 359, 361, 375
- Purpur, Farbstoff aus der Purpur-
schnecke 265
- Pythia, Priesterin des Apollon in
Delphi 123, 286 ff., 347
- Pythios, lyd. Plutokrat 276
- Python, myth. Schlange 122 f.

- Rangha, Fl. 44, 90
 Reisepaß (pers. *viyataka*) 208 f.
 Religion s. Ahura Mazda; Götter; Tempel
 Rhamnus, Tempel der Nemesis 409 f.
 Rhoxane, pers. Königin 48, 52
- Saken, Steppenvolk 44, 89 f., 218, 232, 273, 370, 391
 Salamis, Insel 15, 20 f., 135, 137–141, 149, 197, 288, 340 ff., 344; Schlacht bei 347–372, 378, 396 f., 401 f., 404
 Samos 41, 91, 121, 191, 202, 218, 397 f.
 Sardes, Hauptstadt Lydiens 39 f., 42, 88, 148, 175, 177, 179 f., 182 f., 185, 187–190, 194 f., 198, 206, 210 f., 217, 261, 264, 269, 271, 274–277, 280, 308, 369, 378, 396, 398, 401 f., 404
 Sargon, myth. König von Akkad 70 ff., 76
 Sargon II., König von Akkad 28
 Saronischer Golf 197, 335 f.
 Satrapen 178 ff., 184, 209 f., 247, 404
 Scherbengericht s. Ostrakismos
 Schwarzes Meer 153
 Seeungeheuer 249
 Semiramis, syr. Kriegsgöttin 27
 Sepeia, Ort in Argolis 204, 206, 281
 Sidon, Sidonier 265, 269 ff., 279, 303
 Sieben Weise Griechenlands 147
 Sikinnos, Sklave des Themistokles 350 f., 355, 370 f.
 Sikyavautish, Festung 56 f., 59, 64, 274
 Silberbergwerke s. Laurion
 Sin, babylon. Mondgott 72
 Sizilien 42, 129, 266–269, 368 f.
 Skiathos, Insel 302 f., 311, 314
 Skyllias, griech. Deserteur 315 f.
 Skythien, Skythen 153, 160, 185 ff.
 Sogdiana, Sogdier 43 f., 63, 88
 Solon, Gesetzgeber Athens 138 ff., 147, 149, 154, 158, 167, 336 f.
 Sparta, Spartaner 11, 16 f., 21, 93–130, 133 ff., 137, 146, 162 f., 166, 171, 191–194, 214–217, 224 f., 227, 235, 244, 261 ff., 280 ff., 298 f., 308 ff., 323, 332, 338, 348, 371 ff., 380, 382 f., 389, 403, 406, 411 f.
- Spionage, Geheimdienst 178, 184, 209 f., 217, 227, 244, 260, 263 f., 268 f., 271 ff., 285, 308, 329, 349, 351, 356, 371, 384 f.
 Städtische Dionysien, Athen 399 f.
 Steppengebiete s. Saken
 Straße von Chorassan s. Chorassan
 Straßen 207–210, 218, 223, 380
 s. a. heilige Straße; Chorassan; Königsstraße
 Sunion, Kap Sunion 255 f., 294, 405
 Susa, Hauptst. von Elam 71, 87 ff., 180, 188, 190, 207, 211, 217, 237 f., 244, 259 ff., 313, 326, 343, 398, 400, 404
 Sybaris 267 f.
 Syrakus 268 f., 283, 369
 Syrien 17, 52 f.
 Syrische Tore 218, 322 f.
- Taygetos, Gebirge in Lakedaimon 96 ff., 103, 117
 Tegea, St. in Arkadien 104 f., 107, 131, 224, 281, 374 f., 380, 388 f.
 Tempe, Schlucht am Parnassos 284 f., 325
 Tempel: in Ägypten 75; in Babylon 71 ff., 77; in Griechenland 101, 109 f., 118, 120 f., 123 ff., 133 ff., 147, 149 f., 155 ff., 172, 250, 255, 286, 289, 303, 334, 358, 372, 396 f., 403, 406, 408 ff.; in griech. Kolonien 267; in Jerusalem 181; in Sardes 177, 180, 195 s. a. Akropolis, Athen; Delphi; Götter
 Thales, ion. Naturphilosoph 184, 186
 Theben, Thebaner 244, 263, 286, 300, 330, 370, 379 f., 386, 390, 384, 411
 Themistokles 199 ff., 206, 229, 332, 250, 252–259, 261 ff., 283 ff., 288–291, 305 ff., 309, 315 f., 319, 337 f., 340 ff., 349, 352–355, 357, 370–375, 396, 404 f.
 Thermopylen, Schlacht bei den 15 f., 122, 291 ff., 295 f., 299 ff., 306–315, 318–339, 366, 375, 380 f., 398, 407
 Theseus, myth. Held aus Athen 174
 Thespiai, St. in Böotien 300, 330, 332

- Thessalien, Thessalier 244, 284f., 301, 369ff., 373, 376, 380f., 394
- Thrakien, Thraker 187, 196, 213, 247, 273, 370, 400, 402
- Thukydides 109
- Tigris 67, 70, 74f.
- Timonassa, Gem. des Peisistratos 151f.
- Trachis, St. bei den Thermopylen 300, 323, 327f.
- Trauer 381f.
- Träume, Visionen 35f.
- Tribute s. Persepolis; Satrapen
- Triere, Kriegsschiff 258f., 270f., 283, 347ff., 398
- Trittye, Drittel-Phyle, athen. Verwaltungseinheit 169, 229
- Troizen 335, 380, 398
- Troja, Trojanischer Krieg 10, 93f., 103, 135, 191, 226, 256, 277f., 297f., 306, 311, 335f., 380, 409
- Tyrannis 146f., 149, 154f., 157f., 161, 163ff., 183–186, 206, 209–212
- Tyros 265f., 269f.
- Tyrrhastiades, Überläufer 329
- Umgangsformen 111f.
- Unsterbliche, Leibgarde des Großkönigs 279f., 320, 327ff.
- Ur, mesopotam. Reich 46, 71
- Uruk, mesopotam. St. 46
- Vahyazdata, pers. Usurpator 79ff., 86
- Waffen 99f.
- Wahrheit (Arta) 58–61, 243
- Weltoffenheit 75, 135ff.
- Weltordnung 89
- Wilde 43ff.
- Xanthippos, athen. Flottenkommandant 250f., 339, 375, 397, 402, 405
- Xenophon, Historiker, Philosoph 46
- Xerxes (I.), pers. Großkönig 10f., 15, 17ff., 24, 241–249, 259ff., 264, 269, 271, 273–276, 278ff., 285, 308, 314, 320–328, 332f., 342, 351, 358ff., 362–370, 394, 396, 398–402
- Zagros-Gebirge 27ff., 33, 35f., 52, 55f.
- Zauberer 71
- Zeus 97, 99, 126, 136, 155ff., 172, 250, 287f., 357, 409
- Zikkurat, babylon. Tempelturm 77
- Zoroaster, Religionsgründer 19, 61–64, 183
- Zypern 195, 403



© Camilla Broadbent

TOM HOLLAND

geboren 1968, studierte in Cambridge und Oxford Geschichte. Der Autor und Journalist hat sich mit BBC-Sendungen über Herodot, Homer, Thukydides und Vergil einen Namen gemacht. Holland lebt mit seiner Frau und zwei Kindern in London.

TOM HOLLAND
PERSISCHES FEUER

»Erzählte Geschichte vom Feinsten.
Ein Buch, das mich wirklich gefesselt hat.«

Ian McEwan

Der Bestseller-Autor Tom Holland schildert den Aufstieg des antiken Persien zum ersten Weltreich der Geschichte. Vom Höhepunkt seiner Machtentfaltung bis zu dem Zusammenstoß mit der Welt der Griechen: faszinierende Persönlichkeiten, spannende Eroberungsgeschichte, Pracht und Macht der Großkönige.

WWW.KLETT-COTTA.DE
ISBN 978-3-608-94463-1



9 783608 944631